

Ex libris

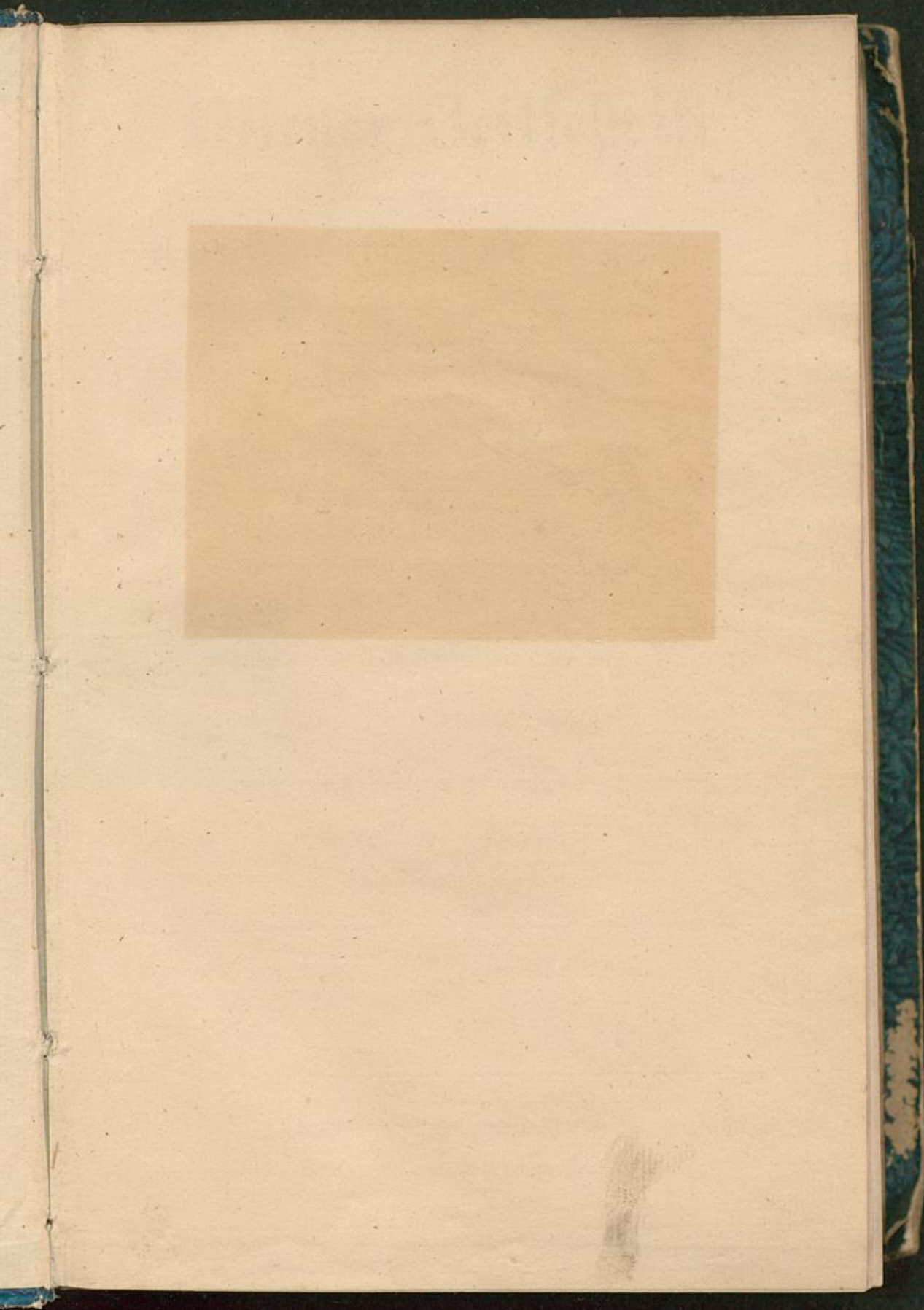
Georgii Friderici Krauss

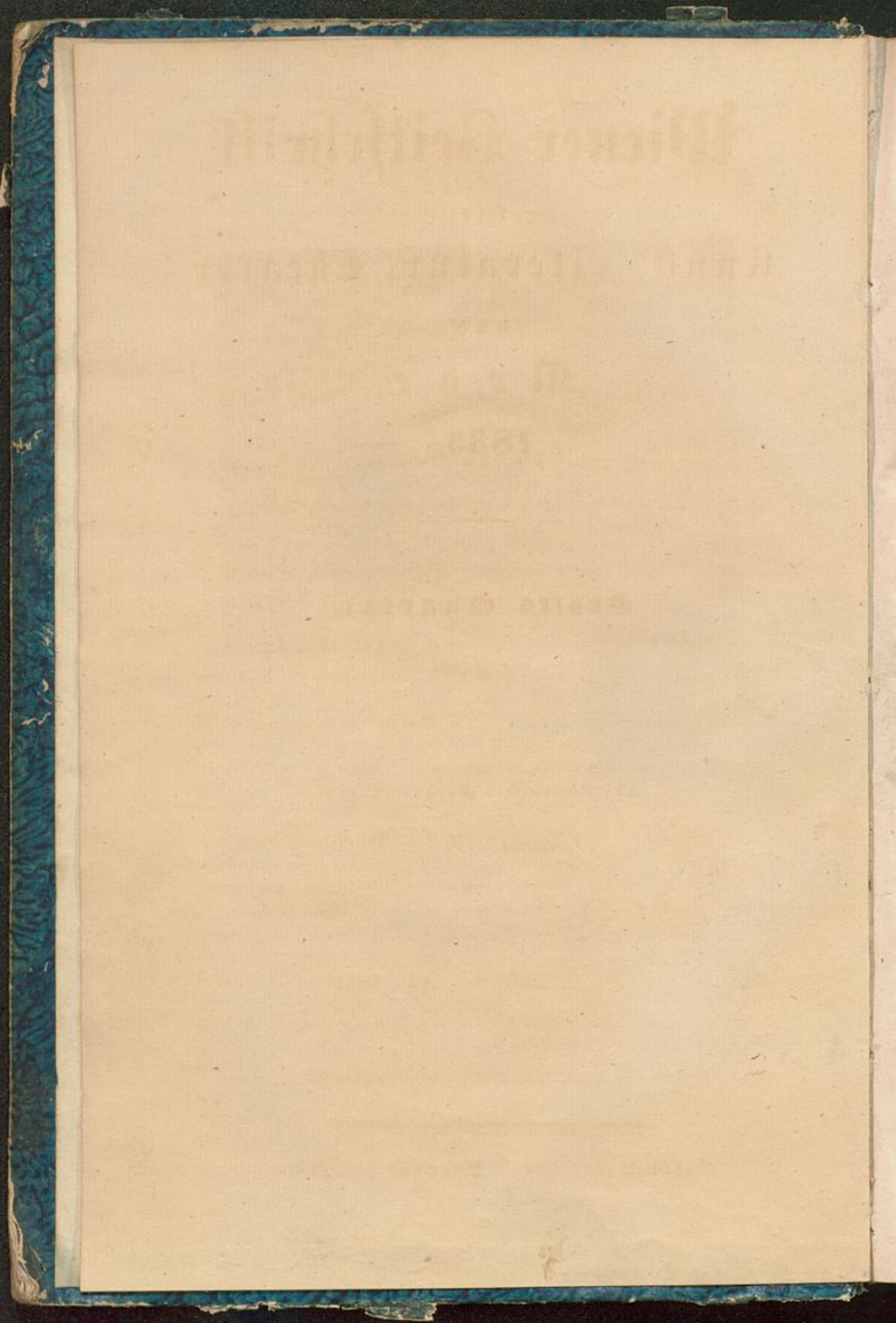
D. med. Consilarii regiminisque regii
quod est Dusseldorpii collegae
quos Bibliothecae hac in urbe publ.
dono dedit cunctos filius

Gustavus Kraus D. med.

A. MDCCCLVII.

Duss





Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.
1835.

Erstes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Handwritten title in a Gothic script, likely a library or collection name.

Rara

2a

8582

Handwritten text, possibly a date or location, appearing as a mirror image.

1832



Handwritten text, possibly a name or title, appearing as a mirror image.

Handwritten text, possibly a name or title, appearing as a mirror image.

Handwritten text at the bottom of the page, appearing as a mirror image.

Inhaltsverzeichnis

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Erstes Quartal 1835.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

- Die Vorfeserinn. Schauspiel in zwey Aufzügen nach Bayard von C. W. Koch 109.
Der Großonkel. Lustspiel in zwey Aufzügen von F. A. v. Kueländer 109.
Die Heimberufenen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 189.
Übersicht der Leistungen des k. k. Hofburgtheaters. Vom 22. December 1833 bis 21. December 1834. 313.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

- Die Quäkerfamilie. Komische Oper in einem Aufzuge, aus d. F. der H. Leuwer und Eberle. Musik von H. W. Reuling. 39.
Der Wahnsinnige auf der Insel San Domingo. Oper in 2 Acten von Ferretti nach Cervantes. Musik von Donizetti. 143.
Vorstellungen der spanischen Tänzergesellschaft. 199.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Sebronia, das muthige Fischermädchen u. s. w. Romant. Schauspiel in 4 Aufzügen nebst einem Nachspiele von Franz von Holbein. 6.
Die Geistermühle bey Saaz, oder der stumme Ritter. Ritterschauspiel in 5 Aufzügen. 32.
Die tapfern Bürger von Wien, oder Kara Mustapha. Vaterländisches Schauspiel in 3 Aufzügen 104.
Kupferschmied, Koch und Käppchenmacher u. s. w. Zauberposse mit Gesang in 2 Aufzügen mit Musik von Klotte. 158.
Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab. Parodirende Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von Nestroy. Musik von A. Müller. 199.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

- Der Taucher. Romant. Oper in 2 Aufzügen mit Musik von C. Kreuzer. 5.
Die Nachtwandlerinn. Oper in 2 Aufzügen nach dem Italienischen des Romani, von Ott. Musik von Bellini. 53.

- Der dumme Peter. Original-Schauspiel in 2 Aufzügen von Carl von Holtei. 54.
 Ein Achtel vom großen Loose. Liederposse in einem Aufzuge von Carl von Holtei. 54.
 Der wandernde Sänger. Schauspiel in einem Acte von Carl von Holtei. 64.
 Autorsqualen. Lustspiel in einem Acte von Gustav Ritter von Frank. 64.
 Theodor und Leonhard, oder die Bettlerin. Original-Schauspiel in 3 Aufzügen von
 Carl von Holtei.
 Der Kerker von Edinburgh. Romantische Oper in 3 Aufzügen nach W. Scott von
 Scribe und Planard. Musik von Caraffa. 136.
 Die Wiener in Paris, oder der 12. Februar. Schauspiel in 2 Acten von Carl von Hol-
 tei. 175.
 Die Briestaube. Lustspiel in einem Acte. 238.
 Das goldene Zauberbüchchen. Zauberpantomime für den Carneval in 2 Acten von
 Hrn. Haas. Musik von Ott. 238.
 Robert der Teufel. Große romantische Oper in 4 Aufzügen 315.
 Fortunat. Romantisches Zaubermärchen in 5 Aufzügen von Bauernfeld. 316.

Gastspiele im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

- Der Mad. Kraus-Wranitzky im „Barbier von Sevilla“ als Rosine. 31.
 Hr. Mellinger im „Nachtlager von Granada.“ 40.

Musikalische Beurtheilungen.

- Concert des Hrn. Franz Botzgerscher. 24.
 Concert des Hrn. Dury. 46.
 Concert der Geschwister Goldberg. 47.
 Concert des Hrn. Joh. Vennesch. 48.
 Concert der HH. Franz Schubert und F. A. Kummer. 96.
 Quartettunterhaltung des Hrn. Jansa. 112.
 Concert des Hrn. Aloys Khayll. 223.

Gedichte: Fabeln, Lieder, Romanzen, Balladen.

- Der Frosch auf dem Dächel von Joh. Rud. Wyl dem ältern. 44.
 An mein Vaterland. Von Joh. Gab. Seidl. 53.
 Die Gründung vom Kloster Schlegel in Oberösterreich. Von Joh. N. Vogl. 65.
 Bild. 86.
 Das Irrlicht und der Wanderer. Von Rud. Hirsch. 102.
 Geschichte. Von Ernst Freyherrn von Feuchtersleben. 117.
 Die Tochter von Hiddensee. Von Lappe. 201.
 Rosmarin. Von Juliana G—t. 213.
 Werth der Thräne. Von Eduard Habel. 221.
 Der verstorbenen Geliebten. Von Constanze. 230.
 Schiffers Meereslied. Von Jos. Häufler. 237.
 Der gefrorne See. Von F. Fizinger. 246.
 Der Knabe und seine Blumen. Von J. E. Kiemm. 253.
 Mädchenhaft. Von Max. Löwenthal. 261.

Der blinde Fischer. 270.
Die Schülerin auf der Gitarre. Von Joh. Rud. Wiß dem ältern. 277.
Chafoten. Von Christ. Wilhelm Huber. 294. 302. 310.

Gelegenheitsgedichte.

Des großen Buches nächster Band. Von Joh. Gabr. Seidl. 1.
Lied während eines schweren Gewitters auf einem mit Pulver beladenen Schiffes.
Von Eduard Marquardt. 29.
Vier gestickte Stammbuchblätter für Freundinnen. Von Zauper. 60.
Am Grabe meiner Mutter. Von Paul Friedrich Walther. 93.
Lied nach der Darstellung des „Liederspiels,“ gesungen auf der Josephstädter Bühne
am 1. Jänner 1835. Von Carl von Holtei. 113.
Zum allerhöchsten Geburtsfeste Ihrer Majestät der Kaiserinn. 120.
Dem Bruder in Waffen Nach dem Russischen des Fedorof. Von H. H. 134.
Dem allverehrten Landesvater zur diesjährigen Feyer seines Geburtsfestes. Von
E. Fr. Furlani von Felsenburg. 137.
Die Perle. Zur Feyer des 12. Februar 1835. Von Joh. Gabr. Seidl. 145.
An Fräulein von L. zu ihrem Wiegenfeste. 165.
An Elmonde. Saarhausen am 23. August 1834. 172.
Epilog. Von Zauper. 186.

Räthsel, Logogryphe.

Räthsel (Vorhängeschloß) von Florentin Freyherrn von Drechsler. 37.
Sylbenräthsel (Handschuh) von C. Hanisch. 77.
Charade (Wehmuth) von Nina von L—ff. 109.
Charade (Wehmuth) von M. Enk. 235.

Epigramme und Aphorismen.

Aphorismen von C. A. Kattenbrunner. 22.
Ossian. Epaminondas. Joh. Peter Uß. Christ. Fürchtegott Gellert. Von Joh. Rud.
Wiß dem ältern.
Ihre Augen. Von L. F. Lunau. 157.

Sagen, Erzählungen, Novellen, Anekdoten.

Der Seefönig Ref. Eine alte Sage von K. K—t. 2. 9.
Ophelia. (Aus dem Leben einer jungen Schauspielerinn.) Von Charlotte Birch-Pfeiffer.
17. 25. 33. 41. 49. 57.
Die letzte Stunde vor Mitternacht. Novelle von Louise Beck. 73. 81. 89. 97. 105.
113. 121.
Der Ball. Erzählung von K. v. H—t. 130. 138.
Geschichte Ruskans, Napoleons Leibmamelucken. A. d. Franz. von Castelli. 167.
Der Grenadier. Wahre Anekdote. 204.
Tobias der Kleinrämer; Arthur der Großhändler. Erzählung aus dem Leben von
J. K. von Train. 209. 217. 225.
Stumme Liebe. Novelle von Emanuel Straube. 233. 241. 249. 257. 265. 273. 281.

Geographische, topographische und ethnographische Notizen und Reiseberichte.

Wanderungen durch Italien. Von Anton Langerhans. 146. 153. 161. 169.
Sommerbilder aus München. Von Norbert Noryr. 186. 193.
Die Oderfahrt. Eine Reiseskizze von Wanderheim. 289. 297. 305.

Man n i g f a l t i g e s.

Albrecht Dürer als Medailleur, s. allgem. Notizenblatt Nr. 1.
Große akrobatische Vorstellung der Familie Knie mit ihrer Gesellschaft. 47.
Das Luftschiff des Grafen von Lennor. 67.
Preisanschreibung für eine neue große Symphonie. 128.
Preisvertheilung in Frankreich. 141.
Über Autographensammlungen. Von einem Reisenden. 159.
Zu Schubert's Andenken. Mitgetheilt von Ernst Freyherrn von Feuchterleben. 196.
Nachricht aus der Kunstwelt. 272.

Für Liebhaber der Botanik.

Seite 304.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin. 182.	Paris. 261. 270. 277. 295.
Dresden. 61. 221. 230.	Pest. 14. 22.
Hamburg. 124. 150. 158. 285.	Pilsen. 167.
London. 246. 254.	Prag. 86. 93. 165. 173.
München. 30. 38. 45. 206. 214.	Venedig. 102.

L i t e r a t u r.

Penelope für 1835. Herausgegeben von Theodor Hell; 24. Jahrgang. Leipzig bey Hinrichs. 7.
Neueste Darstellung der k. k. Ambrasersammlung in Wien, nach der vor Kurzem getroffenen neuen Einrichtung, und des ethnographischen Cabinets. Von A. F. Richter. Wien 1835. 15.
Magyarische Taschenbücher, beurtheilt von Johann Grafen von Malláth. 56. 120.
Neueste historisch-romantische Versuche aus dem Gebiete der Dichtkunst von Ernst Thomas Theodor von Krieger. Coblenz. 8. 70.
Das Königreich Böhmen. Von J. G. Sommer. Zweyter Theil. Prag. 1834. 71.
Mondkarte von W. Beer und J. H. Mädler. Berlin 1834. 71.
Lenzblüthen von Emmy von Arber. Grätz 1835. 79.
Ausweis über die in der königl. Freystadt Pesth vom Frauenvereine begründeten wohlthätigen Anstalten. Wien 1834. 80.
Alfred. Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen von Adelheid von Stolterfoth. Wiesbaden 1834. 87.
Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände vom Proceßor Oken. Vierter Band; oder Thierreich, erster Band. Stuttgart 1833. 88.
Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg

- in Niederösterreich. Geographisch und historisch beschrieben von A. Friedrich Reit. Wien 1833. 8. 111.
- Deutschland und seine Bewohner von K. Fr. Volleath Hoffmann. Erster Theil. Stuttgart 1834. 117.
- Geographie für Schulen von Kies. Ludwigsburg 1834. 118.
- Kleine Schauspiele zum Nutzen und Vergnügen der Jugend. Von Louise Hölder. Wien Gerold. 1835. 119.
- Novellen von Adolph Ritter von Eschabuschnigg. Wien 1835. 2 Theile. 127.
- Erif, König von Schweden. Ein historisches Gemälde von J. Satori (Neumann). 2 Bände. Danzig 1833. 134.
- Die Fürstin Wowoifchin und ihre Söhne oder die Verbannten nach Sibirien. Dichtung und Wahrheit!! von J. Satori. Drey Bände. Danzig 1833. 135.
- Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter, herausgegeben von G. H. v. Schröter. Stuttgart und Tübingen 1834. 135.
- Materische Ansichten der merkwürdigsten und schönsten Cathedralen, Kirchen und Monumente, der gothischen Baukunst am Rhein, Main und an der Lahn. Nach der Natur aufgenommen und gezeichnet von Lange. Lithographirt von Vorum und A., Frankfurt a. M. C. Jügel. Fol. Zweyte Lieferung. 208.
- Die Liebe nach der Hochzeit oder Edmund und Bertha. Erzählung nach zwölf gegebenen Worten von Arminia. Leipzig. Kollmann 1824. 231.
- Die Sage von Odysseus nach Homer; in Reimen bearbeitet von Dr. Eduard Eytz. 1. Bändchen 1—8. Buch mit 4 Abtheilungen. Karlsruhe. 238.

Musikalische Literatur.

- Gefänge und Lieder aus der Tragödie: „Faust“ von Göthe, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte, und der Sängerin Frau Anna Schechner-Waagen zugeeignet von Leopold Lenz. Mainz, Paris und Antwerpen bey B. Schotts Söhnen. 224.
- Le Cornet de Postillon. Impromptu varié à quatre mains pour le Pianoforte sur un motif de Rossini, composé par Charles Czerny. Mayence chez les fils de B. Schott. 232.
- Grand Rondeau brillant pour le Pianoforte avec accompagnement d'Orchestre ou de Quatuor (ad libitum). Comp. par Charles Czerny. Oeuvre 283. Mayence chez les fils de B. Schott. 247.
- W. A. Mozart. Ouverture aus der Oper: „die Zauberflöte,“ für zwey Pianoforte auf 8 Hände von Felix Val. Beutel von Lattenberg. Preis 1 fl. 15 Kr. C. M. Prag bey Marco Berra. 247.
- G. Spontini. Ouverture aus der Oper: „Ferdinand Cortez,“ für 2 Pianoforte zu 8 Händen von Felix Val. Beutel von Lattenberg. Prag bey M. Berra. 248.
- Introduction et Polonaise für die chromatische oder Klappentrompete mit Begleitung des Orchesters, von Jos. Höffner. Prag bey M. Berra. 248.
- Le Bijou. Adagio et Rondo pour Flüte et P. F. concertans, par A. B. Fürstenau. Prague chez M. Berra. 248.
- Trois Polonaises pour le Pianoforte composées par I. W. Kalliwoda. Prague chez M. Berra. 248.
- Fantaisie brillante pour le Piano et Violon composée sur des Motifs de Herold par

- G. A. Osborne et C. de Beriot. Mayence et Anvers, chez les fils de B. Schott. 263.
- Duo concertant pour Violon et Violoncelle, composé et dédié à son ami G. B. Hüttner par C. Partak. Prague chez M. Berra. 263.
- Fantaisie sur des airs Russes pour le Violoncelle, deux Violons et Alto, composée etc. par J. J. F. Dotzauer Prague chez M. Berra. 264.
- Sechs Rondinos über Melodien beliebter Opern, für das Violoncelle mit Begleitung des Pianoforte, von J. J. F. Dotzauer. Prag bey M. Berra. 264.
- Museum für Orgelspieler. Sammlung gediegener und effectvoller Compositionen älterer und neuerer Zeit. Prag bey M. Berra. Erster und zweyter Band. 279.
- Recitativo e Cavatina nell' Opera: „Sonnambula,“ del Maestro Bellini. Berolino presso A. M. Schlesinger. 287.
- Regina coeli laetare. Salve Regina. Pater noster. Salve Mundi Domina. Für 4 Singstimmen und Orgel von J. B. Cordigiani. Partitur und Singstimmen. Prag bey M. Berra. 288.
- Der Wanderer von E. J. Müller, der arme Topfbinder von A. J. Musik, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von H. Proch. 288.
- Im Thale. Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von H. Proch. Wien bey A. Berka und Compagnie. 288.

Musikalische Anzeigen.

- Concerts Anzeigen S. 16. 272. 176.
- Große musicalische Akademie zum Vortheile des Pensions-Instituts für Wittwen und Waisen der Tonkünstler. 184.

Beylagen.

- Allgemeines Notizenblatt. Nr. 1. bis 13.
- Wagenbild Nr. 1. zu Nr. 29. Seite 232.
- Wiener Meubelformen Nr. 1. zu Nr. 35. nach Seite 232.
- Musikbeylage „Gute Nacht.“ Lied von Carolina Leonhardt, in Musik gesetzt von Simon Sechter, F. F. Hoforganisten.
- Ein Duettino. Text von E. Schütze, in Musik gesetzt von Aug. Pott, großherzoglich Oldenburgischem Hofcapellmeister, zu Nr. 23 nach Seite 184.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 1. Jänner 1835.

I

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des großen Buches nächster Band.

Es ist ein Buch von vielen tausend Bänden,
Erdaht nach einem unerforschten Plan;
Wir Alle, denk' ich, werden's nicht beenden,
Noch Enkelsenkeln dürften bessern dran;
Ein neuer Band ward eben erst geschlossen,
Und an den nächsten geht es unverdrossen.

Das Buch heißt — Zeit, die Bände heißen — Jahre,
Das Blatt — ein Tag, die Zeil' — ein Stündchen drauf;
Welch' neuer Inhalt sich uns offenbare,
Liegt noch verborgen in der Zukunft Lauf;
Wer hält' auch nur das nächste Wort getroffen?
Wir können nichts, als fürchten, oder — hoffen!

Drum laßt uns hoffen bey der ersten Zeile,
Die tröstlich uns auf heller Seite blinkt,
Daß unser Blick auf keiner schlimmern weile,
Bis von der letzten einst das End' uns winkt!
Laßt uns, was wird, als wär' es schon gewesen,
Mit froher Ahnung, die nicht trüge, lesen!

So seh' ich denn auf manchem Blatte wieder
Der Völkertreue schönen Wahlspruch steh'n,
Erkenn' in mancher Zeile, schlicht und bieder,
Der wärmsten Eintracht kindlich frommes Fleh'n,
Und grüß', umglänzt von goldnem Siegesrahmen,
Des besten Fürstenpaar's geliebte Namen.

So freundlich lacht mir manches Wort entgegen,
Daß es ein Pfand des reichsten Glück's mir ist;
Von Wohlstand les' ich und von Fruchtese gen,
Von einem Land, das nie sein Gott vergißt;
Von einem Stern' auch, einem wundervollen,
Den wir bestaunen, doch nicht fürchten sollen.

So mancher Seite seh ich's ab am Glanze,
 Daß sie kein unwillkomm'nes Wort versteckt;
 Die Lettern schlingen sich von selbst zum Kranze,
 Der — thär' es Noth — auch manche Narbe deckt;
 Doch jedes Buch hat seine Schatten seiten,
 Der Kluge weiß darüber wegzugleiten.

Auch tritt das Wörtchen Kunst mir oft vor Augen,
 Und hin und wieder fügt sich's, wie ein Lied;
 Nun immerhin! — es mag der Menschheit taugen,
 Wenn manchmal Manches sie dem Staub' entzieht:
 Es ist ein düstres, kaltes Alltagsleben,
 Dem Kunst und Lied nicht Licht und Wärme geben!

Drum laßt den nächsten Band des großen Buches
 In frommer Hoffnung euch willkommen seyn,
 Und findet euch, trotz manches ernsten Spruches,
 In seinen lieben Inhalt froh hinein!
 Gott aber geb' es, daß vor seinem Ende
 Kein Aug' sich, weinend, einst zum nächsten wende!

Joh. Gabriel Seidl.

Der Seekönig Ref.

(Eine alte Sage *).

Im Gemach des kranken Ritters von Hassfer verweilte seit kurzem öfter die ganze Hausgenossenschaft, besonders da dem alten Herrn von Fersen die Stiegen beschwerlich fielen und er gern im obern Theile des Hauses blieb, wenn er sich einmal dort befand. Eines Abends, da das Gespräch etwas stockte, bat er die Tochter das Sagenbuch zu holen und daraus vorzulesen. „Es ist handschriftlich,“ sagte er erklärend zu Hassfer, „und nicht alt, erzählt aber von alten Geschichten und Thaten. Vor sieben Jahren, gerade als hier bey uns in Reval die Ordensregierung zu Ende ging, hat es der Stadtsyndicus Balthasar Schilte nach alten Sagen und Historien zusammengetragen und vielleicht auch dieß und jenes aus eigener Erfindung hinzugethan. Es ist ergöglich zu lesen, und da dergleichen leichtfertige Sachen nicht in den Druck gegeben werden, habe ich mir das Buch durch einen jungen Rathsschreiber eigens abschreiben lassen.“

Mathilde kam jetzt mit einem ziemlich dicken Pergamentbände zurück, schlug das Buch auf und las von den Anfangsblättern desselben folgende Geschichte vor:

„Zu derselben Zeit, da Arnulph König der Deutschen war, herrschte in Dänemark König Sigurd, seines Namens der zweyte, und, wegen eines blutrothen Fleckens im Auge und seines starren Blickes zugenannt das Schlangenauge. Er war ein gewaltiger, jähzorniger Herr und hatte zur Befestigung seines Königthums viele Kriege führen müssen, sowohl im Lande mit den Lehensmännern seiner Krone, als auch außerhalb desselben mit den Nachbarn des Reiches, den Königen von Schweden und Norwegen. In diesen

*) Bruchstück aus einem ungedruckten Roman: Heinrich Voismann oder Livland im sechzehnten Jahrhundert.

Kriegszügen hatte sich Ref, Hrolfs von Skiothholm Sohn, als tapferer Heerführer besonders herfürgethan und des Königes Günst und Vertrauen in dem Maße erworben, daß er als der nächste nach ihm angesehen und geehrt ward. Diese hohe Stellung machte, daß Ref seine Augen zu des Königs Schwester Wina erhob, und in Liebe zu ihr entbrannte. Es war Wina so schön und so sanft wie das Meer, wenn die Winde liegen und der blaue Himmel sich darüber wölbt und die heitere Sonne es vergoldet. Aber sie war auch so still und so lautlos wie das Meer zu solcher Zeit; denn über die blühenden Korallenlippen flossen keine Worte, und zu den schöngebildeten Ohren drang die fremde Rede unvernommen. Wina war taub und stumm und hing nur durch den milden Blick der blauen Augen mit der Welt zusammen, deren Schmuck sie war.

Diese Augen ruhten oft auf Refs Heldengestalt, auf seinem Anlitze, dessen Züge jenen Ausdruck hatten, der Männern eigenthümlich wird, die über Heer den Befehl geführt, und deren Adersblick den Sieg ergriffen. Für die verschlossenen Ohren Wina's waren die andern Männer in der Alltagsgestalt unvernnehmbar und gleichsam leblos, nur Ref sprach zu ihr durch ihre Augen in seiner äußern Erscheinung, durch den kühnen, geistigen Blick, in dem eine Welt von That und Gedanken lag. Die Jungfrau liebte ihn ohne ihn hören, ohne zu ihm sprechen zu können. Seinerseits liebte Ref Wina wegen der schönen Unschuldswelt, die aus ihrem Auge strahlte, wegen des Adels der Gestalt, des unnenbaren Zaubers, der die stumme, schöne Königstochter umfloß, die hier auf Erden wie ein stiller Gast einer höheren Welt erschien. Dem Günstlinge des Königs, dem gefürchteten Feldherrn ward es nicht schwer sich der königlichen Jungfrau zu nähern, die Erklärung seiner Liebe zu fördern, ihrer Erwidderung gewiß zu werden; indeß hielt er seine Wünsche vor dem Könige noch verborgen.

Einst als König Sigurd Schlangenaug durch die Gänge seiner Burg schritt, gewahrte er Wina in den Umarmungen eines Mannes, und als er darauf zornglühend näher ging, sah er Ref den schönen, stummen Mund der Schwester küssen. „Wie, Knecht,“ rief er, „du darfst die niedrigen, blöden Maulwurfsaugen in diesen hohen, hellen Himmel heben und fürchtest den Stahl der Blendung nicht?“ Der König gab seine raschen Befehle; da ward Ref ergriffen, in einen Kerker geführt und hier das Licht der Augen ausgelöscht, aus denen Blitze auf den Feind des Landes gefahren waren. „Gut,“ sprach der König, als man ihm die Bottschaft überbrachte, „jetzt laßt den Mann frey geh'n, der Blinde wird den Weg zur Stummen nicht sehen, und die Stumme ihn nicht errufen können!“

Ref trat aus dem Kerker hervor, im Anlitze das Blut, das aus den verwundeten Augenhöhlen gestossen war, und ging zuerst allein, den Weg kümmerlich mit einem Stab erspähend. Bald gesellte sich zu ihm ein lahmer Krieger, der den geblendeten Heeresfürsten erkannte und ihm als Führer dienen wollte; mit diesem vereinte sich ein anderer rüstiger und wieder ein dritter und vierter Krieger. Ref bat sie, ihn an den Strand des Meeres zu führen, und als er hier mit der Salzflut das Blut vom Anlitze gewaschen, fragte er sie, ob nicht irgend in der Nähe ein Orlogschiff des Königs vor Anker liege? Sie antworteten, daß sie allerdings ein solches sähen, das nur so weit vom Strande entfernt sey, als drey mal die Entfernung betrüge, in der die

Stimme des Seemanns, der durch ein Sprachrohr rede, gehört werden könnte. „Gut,“ sprach Ref, „so weit werdet ihr alle schwimmen können, wer also mit mir will, werfe sich ins Wasser und schwimme voran, mir den Weg zum Schiffe zeigend.“ Die drey jüngern Männer warfen sich sofort in die Flut, nur der lahme Krieger, der nicht mehr schwimmen konnte, blieb am Strande sitzen und sah ihnen feuchten Blickes nach.

Am Schiffe herangeschwommen, wand sich Ref mit seinen Gefährten empor, trat auf das Verdeck und rief: „Ich, der Feldherr Ref, nehme Besitz von diesem Orlogschiffe des Königs.“ Steuermann und Mannschaft widersprachen nicht, nur der Schiffskoch ließ seinen Zweifel in einem leisen Murren hören. Ref ergriff ihn am Haar, brach ihm mit der gewaltigen Hand das Genick und warf ihn ins Meer. „Wie geht der Wind?“ fragte er jetzt. „Seewärts,“ antwortete die Mannschaft, und setzte hinzu: „Lange lebe der große Feldhauptmann Ref!“ — „Lichtet die Anker,“ befahl er, „aber laßt die Segel ruh'n bis auf die Nacht, und wenn die Schatten derselben auf der Flut liegen, dann kommt und zeigt es mir an.“ Ref stieg hinab in den Raum des Steuerannes, legte sich nieder und schlief ein. Da hob der zweyte Steuermann an und sprach: „Genossen, hat der blinde, trohige Mann das Recht uns also zu befehlen? Er, den der König hat blenden lassen, ist nicht mehr sein Feldhauptmann!“ — „Schweig,“ riefen die andern, „Ref ist und bleibt unser Feldherr, er hat die Schweden, Normänner und Jüten geschlagen, und wäre nicht er, so wären wir gerade eben nur Knechte der Schweden.“ Aber der Steuermann schwieg nicht und murrte weiter. Da ergriffen ihn die andern und hingen ihn auf am großen Mast, ganz still und leise, damit Ref aus seinem Schlaf nicht geweckt werde.

Als der Tag zu dunkeln begann, so daß nur ein kundiges Auge noch die Flut vom Strande zu unterscheiden vermochte, stieg der erste Steuermann in den Raum hinab und sprach: „Herr, die Nacht bricht ein.“ — „Gut,“ entgegnete darauf der blinde Feldherr, und setzte dann hinzu: „Nehmt das alte Tauwerk im Schiffe, verfertiget daraus eilig Pechkränze und steuert gegen die Stadt.“ Der Steuermann ging um den Befehl auszurichten, und als Ref bald darauf die Brandung an dem schon nahen Strande rauschen hörte, trat er auf das Verdeck hinaus, befahl das Boot in das Meer zu lassen, der halben Mannschaft sich darein einzuschiffen, und die Pechkränze mitzunehmen. Er stieg hierauf selbst in das Boot hinab, den Steuermann anweisend, seine Rückkehr zum Schiff auf derselben Stelle zu erwarten.

Angelandet befahl Ref die königlichen Speicher und Marställe, die um das Schloß herum gebaut waren, in Brand zu stecken, und als die schnellauflo-dernde Flamme den nächtlichen Himmel erleuchtete und in den Gemächern des Schlosses alle ängstlich aus dem Schlafe und an die Fenster fuhren, ließ der grimme, geblendete Mann sich vor die Fenster desjenigen Theiles führen, in welchem, wie er wußte, Wina wohne. Auch die Königstochter, die zwar den Feuerlärm nicht hören konnte, war doch durch den grellen Schein der nahen Flamme aus dem Schlafe geschreckt worden und war ans Fenster geeilt, um einen Blick auf die Verwüstung und die Gefahr zu werfen. Da sah sie unten im hellen Lichte des Feuers, aber mit erloschenem Augenlichte, den Mann ihrer Liebe stehen, von dem sie vorhin die Diener des Bruders hinweggerissen hatten. Ihre Kräfte brachen, aber sie riß sich nach kurzer Weile empor und

stürzte die Stiegen hinab, die Angst, die Noth der drohenden, verzehrenden Feuersbrunst hatte Thüren und Kiegel gesprengt. Unten warf sie sich an den Hals des Geliebten, sie küßte die dunkeln Augenhöhlen, der heisende Thau ihrer Thränen fiel auf die noch wunden Stellen. Der siegende Held fühlte ihren süßen Odem, er hörte das stürmische Schluchzen der geliebten Brust. „König Sigurd,“ rief er, „walte glücklich auf der Asche deiner Burg, der Blinde hat auf dem dunkeln Wege sich leuchten lassen und die Stimme der Stummen hat ihn erreicht!“ Er hob die königliche Jungfrau empor in die mächtigen Arme und folgte seinen Führern zum Strande.

„Steuermann,“ sprach er auf dem Schiffe, „ihr haltet den Lauf südwärts, Stevensklint vorbei, wo ihr bey Lund die Anker werfen sollt. Dort werde ich Männer an das Land senden.“ — Der Steuermann gehorchte ehrerbietig, die Mannschaft jauchzend, und schon um Mittag des folgenden Tages lag das Schiff vor Anker am genannten Orte. Ref ließ das Boot ausrüsten, und schickte die drey Krieger, die ihm zuerst gefolgt waren, ans Land, nachdem er zuvor ihnen seinen Willen kund gethan. Er selbst blieb am Rande des Schiffes sitzen, Wina lehnte über seiner Schulter, und ihre Ellenhand ruhte in seiner kriegerischen Rechten. „O Thor, Sohn Odins! mächtigster der Asen,“ seufzte der geblendete Held *), „wie seltsam fallen die Loose des Lebens! Von diesem Orte, wo das Schiff liegen soll, erblickt man die Mauern meiner väterlichen Burg Skioldholm, und ich segle vorbei, kann ihre Zinnen nicht sehen und darf ihre Hallen nicht betreten, ich Ref, Großs des Glorreichen Sohn und jetzt des Königs Schwestermann!“

Als der Abend herandämmerte, stieg am Strande eine hohe Feuersäule empor, und Ref hörte die Schiffsleute davon reden. „Das ist Skioldholm, meine Burg, die ich habe in Brand stecken lassen,“ sprach er, „nun werden die Bothen bald zurückkehren.“ Gegen die Mitte der Nacht vernahm man nahen Ruderschlag, und die ausgesandten Krieger, nebst einem alten, grauen Diener Refs und noch andere seiner Mannen kehrten zum Schiffe. Der Greis trug eine irdene Urne, seine Begleiter hoben schwere Kisten aus dem Boote. „Steuermann,“ sprach Ref, „bergt meine Schätze; in der Urne ruht des Vaters und der Mutter Todtenasche, in der Kiste ist rothes Gold, des Krieges Beute. Die Brandstätte von Skioldholm lasse ich dem Könige. Meine Kohle für seine Kohle.“ Wina hörte die Reden nicht, aber sie verstand die Bewegungen und Anstalten, und weinte still für sich um den verletzten Helden.

(Der Schluß folgt.)

R. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 18. December zum ersten Male und zum Benefice des Capellmeisters und Operndirectors Conradin Kreuzer: Der Zaucher, romantische Oper in zwey Acten, mit Musik vom Beneficianten, neuen Decorationen, Tänzen und Costums.

„Der Zaucher“ ist bereits durch frühere Aufführungen im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore bekannt, und wir dürfen uns daher, wenigstens in Beziehung auf das Buch — insandum jubet renovare dolorem — die Mühe einer Auseinandersetzung ersparen; dasselbe ist höchst mittelmäßig, so mittelmäßig, als man es von dem

*) Sigurd II. gehört in die Zahl der heidnischen Könige Dänemarks, mithin war auch sein Feldherr Ref noch ein Anhänger der Odinslehre.

Verfasser der jämmerlichsten italienischen Librette erwarten könnte und enthält aus der Schiller'schen Ballade, welche man vielleicht als Grundstoff voraussetzt, nichts als den Sprung in die Charybde nebst den Worten:

Wer mir den Becher kann wieder zeigen;
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen!

Die Musik hat Hr. Kreuzer unverkennbar einer Umarbeitung unterzogen, wodurch sie namhaft gewonnen hat und in ihrer dormaligen Form des Rufes und Talent eines Componisten würdig geworden ist, dem die musicalische Welt schon so mancher werthvolle Gabe verdankt. Einige Nummern des ersten Actes, z. B. das Duett Ivo's und Alphonsinens, das darauffolgende Terzett, das Finale und die meisten Stücke des zweiten Aufzuges sind schön gedacht und durchgeführt, die Parthien sehr dankbar und das Ganze in contrapunctischer Beziehung tüchtig gearbeitet, feurig instrumentirt und mit manchen gefälligen Motiven versehen; inzwischen leidet die Composition an Breite und einer gewissen Monotonie, wovon freylich das unselige Buch die Hauptschuld trägt, welche aber kaum diese Oper dem Publicum für längere Zeit interessant machen wird, zumal da der ganze Charakter dieser gediegenen Musik gegen die in letzterer Zeit hier fast heimisch gewordene leichte französische Gattung etwas fremdartig erscheinen muß. Am ersten Abende war die Aufnahme sehr günstig und Hr. Kreuzer wurde mit lautem Beyfalle wiederholt auf die Bühne verlangt, eine Auszeichnung, die er jedenfalls durch seine Leistung als Compositeur und durch seine Verdienste um diese Bühne verdiente. — Rücksichtlich der Aufführung kann man, abgesehen von dem Umstande, daß die Mittel fast aller Betheiligten unter dem Einflusse der Jahreszeit litten, recht Befriedigendes sagen, besonders enthusiastirte wieder Hr. Dobrowsky durch seine schöne Stimme und seinen feurigen lebensvollen Vortrag. Seine Arie im zweyten Acte erhielt stürmischen Applaus, wenn gleich ihm nicht Alles darin vollkommen gelang, und wir haben diesen braven Sänger nur vor übermäßiger Anstrengung zu warnen, welche ihm leicht gefährlich werden möchte. Die H. H. Illner und Baum zeigten sich ebenfalls von der besten Seite und ersterer machte seine gute Stimme auf recht glückliche Weise geltend; Hr. Baum erlag jedoch gegen den Schluß der Vorstellung bereits hörbar unter dem Gewichte seiner Aufgabe; in Bezug auf die äußere Haltung muß diesem fleißigen jungen Manne bemerkt werden, daß eine Stellung mit aus einander gespreizten Füßen nicht schön sey. — Wir kommen nun zu den Damen Doppeler, welche ihren ersten theatralischen Versuch wagte, und Wachmann, die in der Titeltrolche erschienen. Dlle. Doppeler, eine gefällige, jugendliche Erscheinung von ungemeiner Freyheit des Benehmens, hat ein Organ von seltener Höhe und entsprechender Tiefe, doch fehlt demselben Metall, der eigentliche Körper der Stimme, was sich vielleicht durch Fleiß und mit der Zeit ersetzen kann; für den getragenen Gesang eignet sie sich noch wenig, im colorirten wird sie unstreitig verwendbar werden, auch gelang ihr schon heute Manches recht artig und erwirkte ihr eine nachsichtsvolle Aufnahme. Recht sehr ermuntern darf man Dlle. Wachmann, welche schöne Fortschritte im Vortrag und in der Beherrschung ihrer Stimme an den Tag legte; dieß ist der rechte Weg zur Fortbildung, der von Seite des Publicums nie ohne Anerkennung bleibt. — Die Ausstattung war lobenswürdig, besonders entzückten wieder die Decorationen Neefe's, den man zweymal lärmend vorrief; von den Anzügen waren einige neue recht zweckmäßig; die Tänze des Hrn. Haas verdarben nichts.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 19. December zum ersten Male und zum Benefice der Dlle. Condorussi: „Febronia, das muthige Fischermädchen, oder der Sturm auf die Zwingburg. Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen nebst einem Nachspiele von Franz von Soltbein (?).

Der geächtete Markgraf von Wolfenbüttel hat sich in den Besitz der Zwingburg gesetzt und will die Bewohner von Hannover durch Plackereien aller Art nöthigen, ihn als ihren rechtmäßigen Herrn anzuerkennen, als welcher jedoch Herzog Albrecht von Sachsen vom Kaiser bestätigt ist. Nicht genug, daß er im Verlaufe des Stückes einige zwanzigmal mit einer rothen Hahne droht, braucht er auch noch Geld, viel Geld, und als ihm dieß durch eine Deputation des Rathes verweigert wird, läßt er die Abgeordne-

ten einferfern und schwört der Stadt fürchterliche Rache. Nun ist aber zu Hannover ein Kathediener Florian, dem das Herz blutet über all' den Frevel und besonders über die Grausamkeit, womit der Markgraf seine Gemahlinn Yttel behandelt, und welcher demnach im Einverständnisse seines Liebchens, der Fischerinn Febronia, den Botthengänger zwischen der herzoglichen Partey und der Markgräfinn abgibt, die in ein Kloster zu gehen wünscht, um ihrer Qual los zu werden. Zufällig wird er ergriffen und soll gehängt werden, obwohl man seine Briefschaften nicht findet, die recht erwünscht gerade in die Hände Febronia's gerathen. Nun befördert diese sie an die Herzoginn und rettet den eingekerkerten Bräutigam, da glücklicher Weise der Schließer ihr Verwandter ist, der recht nach Wunsch, um sich einen Rausch anzutrinken, ihr die sämmtlichen Schlüssel übergibt. Alles geht trefflich, sie entkommen durch eine Reihe günstiger Zufälle, welche zusammentreffen, aus der Zwingburg, und führen noch in derselben Nacht herzogliche Truppen in die Weste, wo eben auch zur guten Stunde der Rottmeister sich zu Gunsten der Markgräfinn erklärt. Es gibt nun noch ein mäßiges Gefecht; Victoria! der Herzog zieht ein und alles wäre gut; doch ach! der arme Florian ist im Kampfe gefallen; verzweifelnd fällt das Fischermädchen neben ihm zu Boden und der Vorhang folgt ihrem Beispiele. — Das Nachspiel geht um zwey Jahre später vor sich, und zeigt uns Florian, der wieder genas und Stadtschreiber wurde, am Tage seiner Vermählung mit Febronia, der Herzog kömmt mit seiner Braut, der, Witwe gewordenen, Markgräfinn und bescheert dem glücklichen Paare Geschenke. Jubel, Musik, Fackelganz — Actus.

Wenn dieses Stück etwa auf einer Thatfache aus der Vorzeit Hannovers beruht, so mag es vielleicht an Ort und Stelle durch geschichtliche Erinnerungen von einigem Interesse seyn; hier konnte diese Masse von Unwahrscheinlichkeiten, Zufällen und aus den Wolken fallenden Theatercoups nur Lachen bewirken und die Geduld des Publicums auf eine harte Proben stellen. Wenn Hr. von H o l b e i n diese Komödie in der That geschrieben hat, so gestehen wir, daß wir seiner oftbewährten Bühnenkenntniß ein derley Nachwerk nicht zugestrahlt hätten. — Die Aufnahme war, wie schon gesagt, keine erfreuliche, indessen darf man es der Direction eingestehen, daß sie für die Ausstattung weit mehr gethan, als das Stück verdiente; eine der neuen Decorationen war auch recht gelungen. — Die Rollen waren durch die Damen Planer, Condorussi und Febringer, die H. H. Spielberger, Grün, Werte, Vosard, Hensel und Hopp besetzt. Die Beneficiantinn gab sich recht viele Mühe und erhielt Applaus.

Taschenbücher-Literatur.

Penelope für 1835. Herausgegeben von Theodor Hell. 24. Jahrgang. Leipzig. Hinrichs.

Auch das vorliegende Taschenbuch leidet heuer unter dem Einflusse des ungünstigen Sternes, der über diesem Zweige zu walten scheint, und obshon glänzende Namen die Beiträge besorgten, läßt deren Lectüre dennoch keinen ganz ungetrübten Eindruck zurück. Die erste Erzählung von W. v. Lüdemann: „Aureliens Held“ ist eine ziemlich gewöhnliche Liebesgeschichte mit einer Art von historischem Hintergrunde, dem man es jedoch anmerkt, daß er nur als eine beliebte Verbrämung an dem Gemälde angebracht wurde; die Hauptpersonen sind nur skizzenhaft entworfen, die Begebenheiten folgen nur auf einander, nicht aus einander, und die vielfachen, plötzlichen Rettungen beweisen die geringe Begeisterung, welche dem sonst so verdienstlichen Verfasser seine Arbeit einflößte. Indessen ist die Form mit Geschick behandelt, und bis auf Einzelheiten, die unbegreiflicherweise vernachlässigt wurden, wie z. B. die hier ganz bedeutungslose Todesahnung des Majors, werden viele Leser Geschmac an Lüdemann's Erzählung finden. L. Schefer's Novelle: „Die Geschiedene“ nahmen wir mit großen Erwartungen vor, denn die eigenthümliche, geistvolle Auffassungs- und Darstellungsweise dieses genialen Novellisten berechtigt jederzeit zu den schönsten Hoffnungen; leider fanden wir uns diesmal getäuscht. Die Geschichte zwener Gatten, die sich scheiden und dann wieder vereinigen, wäre allerdings ein Vorwurf, dem sich noch eine neue, ansprechende Seite abgewinnen ließe; allein hier ist uns in den Verhältnissen, Handlungen, Charakteren zu viel Unnatürliches, Fremdartiges, Gezwungenes und selbst Verlesendes vorgekommen, um nicht störend auf den Leser zu wirken; wie schön auch

die Darstellung hie und da sehn mag, das ganze Bild ist gar zu düster gehalten. „Der Virtuose aus Genua,“ Novelle von F. W. Arnold, enthält eine, wohl hypothetische, Schilderung eines frühern Stadiums aus dem Leben Paganini's, etwas breit, mit Theatercoups und Nordscenen überladen, jedoch mit Geschick behandelt und in mehreren Momenten von Talent zeugend; der Schluß ist gewaltsam herbegeführt, doch ließe es sich begreifen, wenn nach solchen Erlebnissen die Blüthe eines ganzen Lebens gebrochen wäre. „Die Kirche zum Glas Wasser“ nach erzählt von J. F. Castelli, und „Sommernachts-Phantasie“ von Amalie Kraft, sind zweckmäßige Lückenfüßer, erstere haben wir bereits in einer andern Bearbeitung gelesen. Den Schluß der Prosa bildet eine biographische Hindeutung auf Elisa von der Recke, von H. Hase, gut geschrieben, aber den Wunsch nach Mittheilung von mehr Thatsachen zurücklassend. In Poesie enthält die Penelope nur ein paar Blättchen als Anhang, es tritt darin nichts Erhebliches hervor. Die Ausstattung an Bildwerk, acht Stahl- und Kupferstiche, gehört zu den vorzüglicheren. Das Titeltupfer nach J. Ender von F. Stöber, die Doppelporträts, Zeichnung und Stahlstich von F. Fleischmann, und das Porträt der Frau von der Recke nach Raumann von D. Weiß, sind uns als die gelungensten erschienen; doch genügen auch die italienischen Volksscenen, nach Zeichnungen von Lindau und Lörmel in Stahl ausgeführt von Wagner und Höfel; der Herausgeber hat dieselben in fließenden Versen erklärt. Druck und Papier sind trefflich.

— pp. —

Concert-Anzeige.

Sonntag den 4. Jänner 1835 werden Julie und Francisca Goldberg, und der 13jährige Joseph Goldberg, Schüler des Hrn. L. Jansa, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhalts geben: 1. Ouverture zur Oper: „Fidelio“ von Beethoven. 2. Erster Satz eines Violinconcertes von L. Spohr, vorgetragen von J. Goldberg. 3. Alt-Arie mit Chor aus der Oper: „Gli Arabi nelle Gallie,“ von Pacini, vorgetragen von Julie Goldberg. 4. „Der Frauenadvocat,“ komisches Gedicht von Herzensron, gesprochen von Hrn. Wotho, k. k. Hofschauspieler. 5. Sopran-Arie mit Chor aus der Oper: „L'assedio di Corinto,“ von Rossini, vorgetragen von Francisca Goldberg. 6. Introduction und Variationen für die Violine von Pechatschek, vorgetragen von J. Goldberg. 7. Terzett mit Chor aus der Oper: „Riccardo e Zoraide,“ von Rossini, vorgetragen von Francisca und Julie Goldberg und Hrn. Gottfried. — Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. und Sperrsitze zu 1 fl. 30 kr. C. M. sind in den Kunsthandlungen der Hh. Haslinger, Artaria, Diabelli und Mechetti, so wie an der Casse zu haben. — Anfang um halb Ein Uhr.

Verichtigung.

In Nr. 156 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift bittet man auf Seite 1248 3. 22 v. ob. Symmetrie statt Signatur zu lesen.

Modebild I.

Kleid mit Halbschlepp von Satin-Ninon mit Bändern und Blonden gepuht. Die Schärpe von Band in Formen des Mittelalters, nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Kleidermacher in der Stadt, Dorotheergasse Nr. 1108.

Das Atlas-Varett mit Gaze und Marabouts geziert, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 3. Jänner 1835

2

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe, u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Seekönig Ref.

(S c h l u ß.)

Als die Anker aufgewunden waren, gebot Ref nordöstlich zu segeln, und erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach der Richtung des Windes und der Gile der Fahrt. Nachdem sie also fünf Tage und fünf Nächte bey günstigem Wetter gesegelt waren, und sich in jener Gegend des baltischen Meeres befanden, wo dasselbe sich nordöstlich in einen großen, weiten, inselreichen Busen ergießt, der auf beyden Seiten von zwey verschiedenen Stämmen des blonden, sanften und doch tapfern Finnenvolks bewohnt wird, befahl Ref mehr rechts gegen das Land zu halten und auf die Gestaltungen der Küste Acht zu geben. „Wenn ihr,“ sprach er zum Steuermann, „beym Eingange in den Busen rechts ein hohes Felsengestade erblickt, das scharf an zwey Ecken weit in die See sich vorschiebt, zwischen demselben aber, in einem großen Halbkreise zurücktretend, eine geräumige Bucht umschließt, welche von drey davorliegenden Inseln, einer größern und zwey kleinern, schützend umgeben wird, daß innerhalb dadurch der vortrefflichste Hafen entsteht, so laßt daselbst euer Schiff einlaufen.“

So genau kannte der blinde Held die Küste, längs der sie segelten, daß wenige Stunden, nachdem er den Landungsort beschrieben, den Schiffsleuten die jehige Insel Narjen und die größere und kleinere Carlsinsel sichtbar wurden, welche zusammen die schöne Bucht umschließen, in deren Mittelpunkt die jetzt heransegelnden Schiffer die Thürme der Stadt Reval und ihren mastenreichen Hafen erblickten. Damals war aber die Gegend noch wüst und unbewohnt, und Ref kannte sie nur, weil er einst auf einem Kriegszuge längs der schwedischen Küste durch einen heftigen Sturm hieher verschlagen worden. Sein Feldherrnblick hatte die Sicherheit und die Wichtigkeit der Lage nicht übersehen, wenn ihm auch die Lieblichkeit des Ortes gleichgültig geblieben seyn konnte. Jetzt wählte er ihn zu seiner Zuflucht und seinen Nachentwürfen.

Als sie gelandet waren, wollte er Steuermann und Schiffsmannschaft reichlich ablohnen und nur seine Diener bey sich behalten, aber die erstern begehreten bey ihm zu bleiben, und so gewährte er ihnen ihre Bitte. Mit den

zerstreut umherwohnenden Esthen, die sich durch Jagd und Fischerey ernährten, traf er eine Abkunft, und sie überlieferten ihm gutwillig den steilen Felsrücken, auf dem jetzt das Ordenschloß *) liegt, und wo er die frühere Burg bauen ließ. Dorthin zog er mit Wina, mit den Aschenkrügen seiner Ahnen und seinen Schätzen. Das Orlogschiff, das ihn herübergeführt, ward ausgebessert, mit esthnischen Fischern, die der Arbeit zur See gewohnt waren, stärker bemannt und ging wieder unter Segel, um auf König Sigurds Schiffe Jagd zu machen. Refs gefürchteter Kriegsname war mit der Unternehmung; die angegriffenen königlichen Schiffe wurden genommen, hinauf in die esthnische Bucht geschleppt, und da die gefangene Mannschaft meistens zum alten Feldherrn übertrat, wuchs seine Macht durch die erbeuteten Schiffe. Bald ward der Seekönig Ref — wie er, nach damaliger Sitte, als unabhängiger, mächtiger Anwohner der Küste genannt ward — ein furchtbarer Name, vor dem der König Sigurd Schlangenaug in seiner Burg zu Kopenhagen erzitterte.

Der blinde Held lebte aber still auf der meerumrauschten Burg, die tapfere Hand, die das Schwert nicht mehr führte, weil das Auge es nicht zu lenken vermochte, nur spielend in die goldenen Locken Wina's flehend. Ihnen zur Seite an dem steinernen, mit Trinkkrügen beschwerten Tische saß ein auf einem Schiffe einst gefangener Skalde, dem das Licht der Augen auch erloschen war, und sang mit kundigem Munde von Usgard und Breidablick, von dem Riesen Skrimner und von Hagbarth's und Signe's Liebe **). So vergingen die Tage und Jahre.

Da kam die Zeit, daß König Sigurd's Sohn Horda Knut mit Amunda, der Tochter des Königs von Schweden Erik Björnson, sich vermählen sollte, und deßhalb mit einem großen Gefolge reich verzierter und starkbemannter Orlogschiffe von Dänemark nach Schweden segelte. Die Brautfahrt war herrlich und augenerquickend anzuschauen; die Segel waren hellroth und schneeweiß, die Wimpel blau und golden, auf den Verdecken saßen Männer in hellschimmernden Harnischen, Skalden sangen ihnen von Schlacht und Liebe. Alles leuchtete von Glanz und Glück, aber die finstere Norne Skuld ***) zog voran in einer dunkeln Wolke. Schon ward die Klippenwacht der schwedischen Küste sichtbar, als das unscheinbare, dunkle Gemöl, das voranschwebte, plötzlich anwuchs, barst und einen furchtbaren Sturm gebar. Die Schiffe wurden getrennt, hin und her geworfen, auf die Klippen geschleudert und dasjenige, auf dem der Königssohn sich befand, im wilden Rasen des Sturmes, dem kein Steuerruder widerstand, weit abwärts getrieben. Am folgenden Morgen schwamm es, mit gebrochenen Masten, rathlos und richtungslos in unbekannter Meeresgegend. Da ward es von einem andern leichtsegelnden Schiffe eingeholt und genommen. Eine Dienstmannschaft des Seekönigs Ref saß auf demselben und führte die Gefangenen zu ihrem Herrn.

*) Der geneigte Leser vergesse nicht, daß der Reval'sche Stadtsyndicus Schitte als der Erzähler dieser Sage angenommen wird. Er spricht demnach von seiner Zeit, das heißt, von der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als von einer gegenwärtigen.

***) Usgard hieß nach der alten nordischen Dichtung das Land der Götter. Breidablick war die schönste Wohngegend im Himmel, wo Baldur's, des Gottes der Schönheit, Pallast stand. Mit dem Riesen Skrimner kämpfte Thor, der Donnergott, und Signe war eine Königsrochter, deren Buhlen Hagbarth ihr Vater tödten ließ, worauf sie sich in ihrem Hause verbrannte.

***) Nornen waren die strengen Göttinnen des Schicksals, drey an der Zahl, Urd, Verdanda und Skuld, das ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

„Horda Knut!“ sprach er, als der Königssohn vor ihm stand, „es hinge von mir ab die dein Leben zu nehmen, aber ich schenke es deiner Braut. Niemand wehrt mir, dich ganz blenden zu lassen, wie dein Vater es an mir gethan, aber ich nehme dir nur ein Auge, um des Königs Sigurd wegen, und lasse dir das andere, deiner Base Wina, meinem Weibe, zu Lieb.“

Kef gab seine Befehle; der Königssohn Horda Knut ward auf einem Auge geblendet, darauf in sein ausgebeffertes Schiff zurückgeführt und mit einer reichen Hochzeitgabe entlassen. Amunda empfing weinend den verletzten Bräutigam, der König Erik Biörnson zürnte und forderte den König Sigurd zur gemeinsamen Rache auf.

Die beyden Herrscher rüsteten zahlreiche Schiffe aus und Yngurd, ein Schwede, der den Oberbefehl führte, und dem seine Übermacht dennoch zu gering schien, erfann überdem eine Kriegslist. Er ließ mehreren seiner Orlogsschiffe das äußere Ansehen von schlechten Frachtschiffen geben, wie sie der Verkehr von Handelsleuten gebraucht, und sandte dieselben, eines nach dem andern, an Kefs weitschauender Burg vorüber in die Tiefe des Meerbusens, als segelten sie, des Handels mit Biarmien wegen, auf Aldeygaborg. Eben so viele Seefalken mit glänzenden Segeln und scharfen Waffen schossen ihnen aus des Seekönigs Bucht nach, um die Beute zu fahen. Kef blieb allein in seiner Burg mit Wina, dem blinden Skalden und wenigen alten Dienern, inderß Yngurd mit den übrigen Schiffen und mehr als tausend Kriegern in der Bucht landete.

Wina gewahrte zuerst die fremden Masten und machte, so gut sie es vermochte, die alten Diener darauf aufmerksam. Aber die Greise, obschon nicht blind, jedoch schwachen, getrübten Auges und voll sorgloser Gedanken des Alters, schüttelten die grauen Häupter und meinten für sich, es seyen die eroberten fremden Schiffe, die von den Siegern neu bemannt anlangten und bald würden die jungen Gesellen, beuteschwer, vor der Burg erscheinen. Da ergriff Wina die schwere Armbrust des Gemahls, stäubte sie ab, denn sie hatte viele Jahre in der Vorhalle unangerührt gestanden, und brachte sie dem blinden Helden. Er vernahm den beflügelten Schritt Wina's, erkannte darauf die dargebotene Armbrust und erhob sich alsbald vom Sessel.

„O ihr säumigen, kurzschichtigen Diener!“ rief er, „ihr habt gewiß den blinden Fechter vom Feind überschleichen lassen, daß die stumme Herrinn mich also warnt und auffordert. Auf, auf! die Thore geschlossen, die Mauern besetzt, das Wurfgeschosß bereitet!“ Kef schritt an Wina's Hand aus der Halle, und der blinde Skalde in die Saiten der Telyn greifend, stimmte den mächtigen Kriegsgefang an.

Kef stand, ein gewaltiger Riese, im Vorsprung des Thorthurms, er spannte die Armbrust, Wina gab dem Schuß die Richtung. „Hei!“ sprach er, „da sind Dänen und Schweden heysammen, das hörs ich am Gange, am Klange der Waffen, ehe noch die Worte der Rede erkennbar zu mir empor schallen. Sie rücken dicht heran und auch des Blinden Geschosß wird ein Ziel finden.“ Jetzt drückte Kef den scharfen Pfeil von der kräftig gespannten Armbrust ab, und Yngurd, der voranging, weil er in dieser Entfernung noch keinen Schuß befürchtete, stürzte tödtlich getroffen nieder. „Stürmt, stürmt die Burg!“ rief er den Seinen sterbend zu, „ich weiß es durch meine Späher, daß darin nur Greise und Frauen sind und der blinde Seekönig. Tödtet ihn, wenn es nicht anders seyn kann; gelingt es aber, ihn lebend zu ergreifen,

so führt ihn zum Könige Grit Björnson, auf daß er an ihm die Schmach seines Eidams und meinen Tod räche!“

Die Krieger kletterten am Felsen empor und suchten die Mauern zu ersteigen, aber die alten Diener in der Burg, durch Ref's Zuruf ermuntert, wälzten Steine herab, schossen mit Pfeilen und tödteten viele der Feinde. Die Frauen schütteten siedendes Ohl und glühenden Sand von der Höhe. Am furchtbarsten war das Geschosß des blinden Helden, das von Wina's blauen mildleuchtenden Augen gerichtet, weithin sichern Tod versandte. So hielt sich die Burg drey Tage hindurch; die ermüdeten, zum Theil schon wunden Vertheidiger hofften auf Entsatz durch die zurückkehrenden Schiffsmannschaften, aber die listigen Feinde hatten sie weit weggelockt und widrige Winde hemmten darauf die Heimfahrt. Die Belagerten fuhren fort sich tapfer zu wehren, aber von Stunde zu Stunde ward ihr Zustand bedrängter. Einige lagen todt oder wund, andere schlichen ermattet und siech längs den Mauern, die von den Widdern und Steinbrechern der Belagerer heftig erschüttert wurden. Diese hatten auch aus dem umringenden Walde an denjenigen Theilen der Burg, wo die mindere Stelle des Felsens die Annäherung verstattete, große Holzstöße aufgehäuft und dieselben in Brand gesteckt. Von der Flamme erglühten die Mauern, der Dampf trieb die Vertheidiger zurück, die Hitze zehrte ihre letzten Kräfte auf. Zuletzt stand nur noch ungebeugt der blinde Held und entsendete seine Pfeile; neben ihm freundlich lächelnd, eine Tochter und Dienerinn Freia's, die lautlose Wina; unten am Eingange zum Thurme saß der blinde Skalde, die Telyn im Arme, und sang den ernstesten Gesang der Odinsstreiter, die in ihre letzte Schlacht gehn.

Jetzt stürzte durch die Wirkung der Flamme, durch die Erschütterung der Mauer ein Theil des Thurmes ein, und frey, den Geschossen der Feinde bloßgestellt, ragte Ref über dem Schutte hervor. Als bald richteten mehrere Feinde ihre Pfeile und Wurfspeeße gegen ihn. Wina, die die Gefahr sah und mit dem stummen Munde den blinden Gemahl nicht zu warnen vermochte, warf entschlossen den eigenen Leib dem tödtlichen Geschosß entgegen. Drey Pfeile bohrten sich in die treue Brust und leblos lag sie in den Armen des Helden. Zugleich vernahm er das Schwirren neuer Pfeile und das Herandrängen der tobenden Feinde. „Ich weihe mich dir, schlachtenlenkender Odin, ehe ich unter den Streichen der Menge erliege!“ rief er, und ergriff Wina's Leichnam, den er auf seine Schulter hob. Wund, vom Wurfschoss verfolgt, stieg er stolzen Hauptes den halbzerrümmerten Thurm hinab. Als er am Skalden vorüberschritt, rief dieser ihm zu: „Wohin so stürmischen Ganges ohne Geleit, auf der blutigen Stätte des würgenden Kampfes, in dieser Vorhalle Walhalla's?“ „Wohin ich gehe,“ entgegnete Ref mit heiterer Stimme, „dahin bedarf auch der Blinde keines Geleits; je eher der Boden unter den Schritten weicht, desto näher ist Odin!“

An der Mittagsseite des Felsens, wo der Absturz desselben senkrecht in die gähnende Tiefe reicht, stand der blinde Niese einen Augenblick still. „Ich bringe dir, Odin,“ rief er, „in mir den Überrest der Schlacht und nehme meinen Hort auf Erden mit mir!“ Vom Rande der Klippe mit Helm, Schild und Schwert und Wina in den Armen sprang jetzt Ref in den Abgrund.*).

*) Wer im Greifenalter, oder durch unheilbare Wunden, zum Kriegsdienst untauglich ward, und sich selbst wie andern unnütz schien, weihte sich Odin, indem er sich von einer jähen Höhe hinabstürzte. Ein solcher Ort hieß in der altnordischen

Dröhnend schlug sein beerztes Haupt an die vorspringenden Felsenriffe, Helm und Schild brachen von der Gewalt des Sturzes, unten lag die Riesenleiche gebettet auf den herabgewälzten Trümmern der Burg, Wina's blondumlockte Stirne ruhte auf seiner Brust, der weite Kriegermantel hatte im Fallen sich über sie ausgebreitet.

So fanden ihn die blutenden, fast besiegten Eroberer seiner Burg und bauten ihm aus den Trümmern derselben ein steinernes Grabesbett. Der Fels, von dem er sich mit der Königstochter hinabgeworfen, hieß von da an „Kefs Fall“ und vorübersegelnde Schiffer von ferner See, ihn erblickend, zeigten ihn mit innerm Grauen der jüngern Mannschaft. In der Art erhielt sich die Sage vom Seekönig Kef viele Jahre hindurch, und als im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts der König von Dänemark, Woldemar der Zweyte, im Lande der Esthen, an demselben Orte, wo früher der blinde Seeräuber gewohnt, eine befestigte Stadt baute, hieß sie, nach dem altherkömmlichen Namen des Felsens, auf dem das Schloß gegründet ward, Keval. Die Stadt ist noch zu schauen, reich durch Handel, reich an schönen Frauen und tapfern Männern.“

Mathilde hielt hier inne und schlug das Buch zu. Haffner dankte ihr für die Mühe, die sie sich gegeben, und fügte dann hinzu: „Die Begebenheit aus der alten Schattenwelt läßt sich anmuthig hören, wenn sie auch nicht wahr seyn sollte.“

„Warum denn nicht wahr?“ fiel der alte Ritter ein, „sie wird erzählt, behauptet, und hin und wieder geglaubt. Mehr läßt sich für die Wahrheit aller Geschichte nicht anführen. Sagt man denn nicht sogar auch, daß die Stadt Keval an der Stelle gebaut sey, wo ein König von Dänemark auf der Jagd ein Reh verfolgt habe? Von diesem Fall eines Rehes soll die Stadt den Namen haben. Das mögen nun aber Leute glauben, die nie auf die Jagd gehen. Wir alten Jäger wissen wohl, daß hier zu Lande keine Rehe gejagt und zu halbsbrechlichen Sprüngen gezwungen werden können, aus dem einfachen Grunde, weil es bey uns keine Rehe gibt.“

„Mag nun die Geschichte vom Seekönig Kef wahr oder auch nur erdichtet seyn,“ sagte jetzt Mathilde, „so bin ich doch zufrieden sie zu kennen. Wenn ich nächstens aber auf dem Schlosse bin und weithin das Meer und das Land überblicke, wird mir die heitere Aussicht noch einmal so lieb seyn. Ich werde mir die schöne, stumme Königstochter denken, wie ihr stiller Blick in der Gegend umhergeirrt ist, auf dem Grün der Wiesen und auf der hellen Flut gezeit hat, und jenseits derselben die Heimat aufgesucht.“

„Liebes Kind,“ sprach die Mutter, „das sind eitle Träume. Man hört eine solche Historie der Kurzweil wegen an, dreht dabey die Spindel und läßt es übrigens gut seyn.“

„Frau,“ hob widerum der Ritter an, „verdirb dem Kinde nicht die Freude. Weßhalb hat sie denn das Bücherlesen erlernt? Sie liest viel besser als ich, besser als der Küster und fast so gut als der Pfarrer. Es ist also billig, daß sie ihre eigene Lust aus den Büchern holt, die wir nicht so recht verste-

Sprache ätternistapi. In vielen Gegenden Schwedens gibt es Felsenabhänge und Stellen am Meeresgestade, denen uralte und beständige Tradition eine solche Bestimmung belegte. Der Glimt am Schloß zu Keval (eine senkrecht abschüssige Felsklippe) ist, der Sage nach, ein solcher Weihort Odins gewesen und ein lebensmüder Engländer mag urtheilen, ob er nicht sehr geeignet dazu ist.

hen. Dabey weiß sie ja noch immer mit der Spindel umzugehen. Ein andres Mal liest sie uns wieder eine solche Historie; jetzt laßt uns hinab zur Abendkost gehen und dem Kranken seinen Brey hinauf besorgen.

R. von H. l. . t.

Correspondenz = Nachrichten.

Pesth, den 22. November 1834.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren endlich wieder zurückgekehrt, benütze ich die erste Muße, um Sie von der angenehmen Überraschung in Kenntniß zu setzen, die mir das vielfältig veränderte Pest gewährte. Veynabe meinte ich ein Fremder geworden zu seyn, doch die Stadt ist's, die sich in fast jeder Beziehung verwandelt. Es mögen wohl nur etliche Jahre seyn, als wir, vom Theatergebäude ausgehend, längs der Donau dem Josephinischen Gebäude zuwandern wollten, und dabey in eine Sahara von Sand und in pontinische Sümpfe geriethen, die durchzuwatn selbst ein langer Athem zu kurz war. Doch jetzt, welche Veränderung! Es ist, als hätte man dem Sande, den wüßt durchschnittenen Schutthügeln ein kleines Herkulanum von prächtigen Häusern entgraben. Und noch ist man des Grabens nicht müde. Zauberschnell erhebt sich Haus neben Haus, und ein Verehrer solchen Alterthums nach dem andern erscheint und erhebt seine volle Börse und läßt sich ein stattliches Gebäude herausfordern, das bald von einem noch stattlicheren verdunkelt wird. Fast möchte ich die Behauptung wagen, es sey dem Pestler zur Liebhaberey geworden ein stattliches Haus zu bauen, und ich muß gestehen, daß, wenn uns das Steckenpferd ein Recht gibt, auf den Charakter des Reiters zu schließen, diese Liebhaberey uns eine schmeichelhafte Meinung über die Solidität des Beutels ablockt, der einer so noblen Passion förderlich ist. Doch nicht nur viel, auch schön wird gebaut. Sogenannte Zinshäuser im engsten Sinne, deren Symmetrie und Dimensionen der Bauherr nach der Interessentafel berechnet, gibt es nur wenige. Eine Erscheinung, die nicht weniger dem Geschmade der Bauenden eine Lobrede hält. Schöne ächte Einfachheit, die von selbst zur Zierde wird, wohl berechnete Bequemlichkeit in anmuthigen Verhältnissen spricht aus dem Style der meisten dieser Bauten, die fast sämmtlich Hr. Hild leitet, und die für lange seinem Namen ein schönes Denkmal seyn werden. Es mag wohl an der Menge dieser Denkmäler gelegen haben, daß der sinnige Meister bisher keine Zeit fand, für sich selbst so artige Stodwerke aufzuführen; gewiß ist, daß jedem bey Betrachtung so vieler, für fremde Behaglichkeit erbauter Behausungen, die zusammen ein nettes Städtchen bilden würden, Horazens *sie vos non vobis* beyfällt. Diese günstige Verwandlung in architectonischer Beziehung blieb jedoch nicht allein auf diesen geregelten Theil der Stadt beschränkt; auch in den übrigen Gegenden, selbst in der mittelalterlichen innern Stadt ist daselbe Wort des Werdens erklungen, und nicht nur wo nichts stand, sondern, was meist schwieriger, wo etwas Schlechtes schlecht stand, erheben sich geschmackvolle Gebäude. Oft mitten in einer Reihe schiefgewachsender, zwergiger Häuser stehen sie da, wie zierliche schlanke Jungfrauen zwischen altfränkisch gekleideten Matronen, die aus ihren grostelteschen Verzierungen grämlich auf die hochhinauswollende Gegenwart schauen. Sogar das entfernteste Ende der Stadt erfreut sich eines so herrlichen, ja fast des herrlichsten Zuwachses. Ich meine das großartige Gebäude der neu fundirten Militärakademie, des Ludoviceum, das, wie Sie wissen, durch vereinte Kräfte des Landes entstand, und einer der vielen stimmigen Zeugen ist, die so berechtigt für den edlen und schönen Sinn Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Reichspalatin sprechen. Der Baumeister, Hr. Polak, sicherte seinem bewährten Ruf durch diese eben so schöne als großartige Gebäude eine fortwährende Dauer. Dieselbe Regsamkeit, derselbe Aufschwung, dasselbe Lebendigwerden manifestirt sich auch in andern Beziehungen. Man ist sich nicht allein mehr vieler Bedürfnisse bewußt, man gesteht nicht mehr bloß, daß es eine angenehme Sache wäre, diese oder jene Annehmlichkeit des Lebens zu besitzen; der Trieb nach Befriedigung hat allmählig lehtere herbegeführt. Wer die auf Gesetz und Herkommen gegründete Municipalverfassung der Stadt kennt, wer da weiß, daß es fast der collectiven Bestimmung des Ganzen bedarf, um etwas Neues ins Leben zu rufen, wer erwägt, daß fast dieselbe Hand mit an dem Fiat schreibt, die in den Beutel greift, dies Wort auszuführen, der wird doppelt überrascht, wenn sein Auge im Gewühle von 70,000 Menschen auf keine ekle Blöße eines Bettlers trifft. Mit williger Anerkennung wird er die 200,000 fl. berechnen die jährlich zur Abstellung der Betteley und Versorgung der Preshaften erforderlich sind. Zweyfach ange-

nehm wird ihm die Empfindung seyn, mit der er leichten Tritts über die Trottoire schreitet, eingedenk der Sufzer, die ihm das ehemalige Pflaster auspresste, das jener chinesische Philosoph, der dem Gewissen in den Fußzehen den Sitz anwies, gewiß für das beste Inquisitionsmittel gehalten hätte. Endlich wird ein doppelt wohlthätiges Gefühl sein Inneres beschleichen, wenn er auf seinen jetzt sicheren nächtlichen Gängen inne wird, daß das Licht der argandischen Laternen eine Wahrheit sey. Wenn man daher einerseits die Hemmnisse berücksichtigt, die vielgestaltig den Zugang zu den Mitteln umlagern, wodurch für das Öffentliche gewirkt werden soll; andererseits erwägt, daß selbst Grund und Boden, worauf die Stadt steht, sich feindselig genug zu jenen Hemmnissen schlägt, da er Alles nimmt und kaum einen Halm gibt, und nur mit unbrauchbaren Dingen verschwenderisch thut, indem er mehr Sand liefert, als alle Gerichtshöfe zu verbrauchen im Stande sind: so wird man nicht unbillig manchen Vergnügungsort vermissen, sondern die bisherigen Fortschritte freudig anerkennen, die mindestens das Resultat liefern, daß der Sinn für das Bessere und Schöne erwacht sey. Dieser vielbesprochene Mangel an öffentlichen Vergnügungsorten, am fühlbarsten im Sommer, läßt in jener Zeit die Lebenslust des Publicums in doppelter Größe erscheinen. Jede Veranlassung, sich außerhalb des Bereichs der Schornsteine zu versammeln, wird gern ergriffen. So genügte, um ein Beispiel anzuführen, die Annonce des auch Ihnen bekannten Wasserbändigers S. Löwentritt, um bey bereits vorgerücktem Herbst gegen 10,000 Menschen an dem Ufer der Donau zu versammeln. Ein Verdienst, das ihm nicht streitig gemacht werden kann, das er freylich mit manchen Delinquenten theilte, das jedoch immer ein Verdienst ist, denn es ist eine herrliche Sache um den Anblick einer solchen buntgemischten Menge, vollends, wenn sie so guter Laune ist. Wer Hrn. Löwentritt's frühere Erfahrungen kennt, wird gern gestehen, daß er die ersten Sylben seines Namens würdig trägt, da er nicht abließ, das baldglose Ungehum nochmals zu besteigen. Man muß billig seyn; der Ruf, der Hrn. Löwentritt mit der Donau vorausschwamm und deshalb schon parteyisch war, setzte ihn in Nachtheil. Vergebens wurden weit vor dem Schauplatz zur Abhaltung Zahlungsunfähiger vom Seiser Cordone gezogen; Niemand respectirte sie und die magere Casse wurde leichten Schwunges, doch vergebens, dem jovialen Publicum nachgetragen. Der unzählbare Donauzähmer hatte, so viel ich mich erinnere, angekündigt, daß er erst nach vieljährigem Forschen und Denken auf die blechernen Stiefel gerathen sey; doch ein Unglück für ihn, daß er nicht noch ein paar Jahre über einen Apparat nachdachte und nachforschte, um nach glücklich überstandnem Wasser eben so glücklich aus dem Staube zu kommen. Denn kaum hatte er die angegebene Strecke, einer Ente gleich, durchwackelt, als ihn ungewöhnliche Winde bekehrten, daß ein Theil des Publicums den Weg zur Margaretheninsel etwas lang, und seine Production etwas schlecht fand. Er zog es daher vor, in sein Schiffelein zu kriechen und dem unwirthlichen Gesade den Rücken zu kehren, zumal, da das jenseitige Ufer mit offenen Armen auf ihn zu warten schien. Und so war es auch; kaum landete er, als ihn die ausgestreckten Arme mit derber Herzlichkeit willkommen hießen, und zwar in solchem Enthusiasmus, daß er es für rathlich hielt, sich den ungestümen und jubringlichen Herzensergießungen zu entziehen und im Geleite militärischer Bewunderer seines Rückzugs in ein wohlverwahrtes Stübchen zu rüchten, wo er Musse genug fand, einer Entdeckung nachzugrübeln, um aus dieser Affaire ohne Gefahr einer weitern Erschütterung in aufrechter Stellung passiren zu können. Die so glücklich waren, seiner Landung beizuwohnen, wollen behaupten, daß die Ausrufungen des jenseitigen Publicums mehr der Unzufriedenheit als der Liebe zuzuschreiben waren, und muthmaßlich vom Neid ihren Ursprung nahmen, den das jenseitige Publicum darüber empfand, daß es durch die Margaretheninsel gehindert wurde den großen Wassergang, das heißt den nationalen Reiherrbusch des Hrn. Löwentritt, die zwey kleinen Ruder und zum Schluß die blechernen Stiefel zu sehen. Genug, die diesseitigen Zuschauer waren vergnügt und erfreuten sich am seltenen gegenseitigen Anblick.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

Neueste Darstellung der kais. königl. Ambraser Sammlung in Wien. Nach der vor Kurzen (sic) getroffenen neuen Einrichtung, und des ethnographischen Cabinets. Von A. F. Richter. Wien. Verlag der C. Haas'schen Buchhandlung. 1835. 8.

Die erste Frage, welche sich gewiß jedem mit der vaterländischen Literatur Vertrauten bey der Ansicht dieses 150 Seiten starken Büchleins aufdringt, ist gewiß: Wozu? —

H. Primisser's trefflicher Catalog der Ambrasersammlung, ein Meisterwerk, wie es kein anderes ähnliches Institut der Monarchie aufzuweisen hat, ist seit 1819 allgemein bekannt und überall leicht zu haben. Für den flüchtigen Beschauer, oder als bloßes Mittel die Erinnerung fest zu halten, genügt das in der Sammlung selbst vom Dienstpersone feilgebotene, ebenfalls von Primisser herrührende und äußerst zweckmäßige kurze Verzeichniß. Was soll dem Publicum noch eine dritte Schrift über diesen Gegenstand? wie kann der Verfasser der neuesten Darstellung von „einem lang genährten Wunsche Einheimischer und Fremder“ sprechen, „den er sich zu erfüllen vorgezogen?“ — Eine neue Einrichtung der Sammlung, von der auf dem nicht ganz deutschen Titel gesprochen wird, hat gar nicht Statt gefunden. — Wollte Hr. Richter vielleicht Primisser's Angaben berichtigen, verbessern, erweitern? — Von allen dem finden wir aber nichts in dem ganzen Hefte; im Gegentheil stoßen wir, vom Umschlag beginnend, auf eine Reihe von Beweisen, daß Hr. Richter nur ein mangelhaftes Excerpt aus Primisser lieferte, daß er die Sammlung, die er darstellen will, gar nicht oder mit unglaublicher Flüchtigkeit gesehen habe.

Schon auf dem Umschlage nemlich wird des ethnographischen Cabinets „in der Johannisgasse“ in Wien erwähnt, d. h. Hr. Richter verwechselt das daselbst aufgestellte brasilianische und ägyptische Museum mit dem ethnographischen Cabinet, welches unter einem Dache mit der Ambrasersammlung, ja durch einen gemeinsamen Eingang, ziemlich enge mit demselben verbunden aufgestellt ist! Die Einlassstunden in die Ambrasersammlung sind auf dem Titelblatte unrichtig angegeben, da sie im Winter nicht bis 3, sondern bis 2 Uhr festgesetzt sind. Eben so falsch ist der S. 141 angegebene Einlastag für das ethnographische Cabinet, woran die erwähnte fatale Verwechslung Schuld trägt.

Von den zahlreichen Fehlern im Abschreiben und Excerptiren erwähnen wir nur, daß der Verfasser mit den Zeitdaten vandalisch umgeht, sogar des Stifters der Sammlung Geburts- und Sterbejahr falsch angibt, daß er S. 3 fünf wichtige Documente als in der Bibliothek der Sammlung befindlich aufzählt, von denen leider kein einziges dort ist! Er spricht von einer neuen Einrichtung der Sammlung, welche doch, wie bereits erwähnt, nicht Statt fand, aber die einzige neue Einrichtung in der Sammlung, nemlich jene des Cabinets mit 67 Gemälden hinter dem Goldzimmer, ist ihm, wie wir S. 401 (recte 104) erleben, ganz unbekannt!

Das einzige Neue im ganzen Buche sind 10 Zeilen S. 4, die den Spruch: „Nicht alles Neue ist gut, nicht alles Gute ist neu“ zur Hälfte glänzend bewahren. In diesen 10 Zeilen sind nemlich die aus dem k. k. Münz- und Antiquencabinet in den Eingangssaal der Ambrasersammlung übertragenen, unschätzbaren Kunstdenkmale mit wahrhaft barbarischer Unwissenheit abgefertigt! — Unter solchen Auspicien sagt der Verfasser S. 140 ganz laconisch: „Sollten sich hin und wieder einige Unrichtigkeiten vorfinden, so werden dieselben bey der zweyten Auflage berichtigt werden.“ In dieser Beziehung ist frentlich eine zweyte Auflage eben so nothwendig, als die erste in jeder andern Rücksicht entbehrlich war, aber schwerlich wird diese Nothwendigkeit der ersten zum Absatz verhelfen. — Die Ausstattung ist mittelmäßig, Druck- oder Schreibfehler in bedeutender Zahl fehlen nicht.

Anzeigen dieser Art (keineswegs ein angenehmes Geschäft für den Referenten, der zu ihrem Behufe das Buch lesen muß) gehören zu den pflichtgemäßen Arbeiten, besonders zu einer Zeit, wo das Fach der Vaterlandskunde so vorzügliche Erscheinungen aufzuweisen hat, und in einem Falle, wo Stoff und gediegene Vorarbeiten so achtungswürdig dastehen, wie im gegenwärtigen. S.

Concert = Anzeige.

Dienstag den 6. Jänner wird Joseph Vennesch, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Vice-Orchesterdirector des k. k. Hofburgtheaters, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde, ein Concert nachstehenden Inhalts geben: 1. Ouverture zur Oper „die Räuberbraut“, von Ries. 2. Concertino für die Violine in E-moll, componirt und vorgetragen von dem Concertgeber. 3. Der Alpenjäger, Gedicht von J. G. Seidl, vorgetragen von Fräulein Wilhelmine Rosyini. 4. „Der arme Topfbinder“, Gedicht von J. A. Muffik. In Musik gesetzt von Heinrich Proch, vorgetragen von Hrn. L. Tieze, Mitglied der k. k. Hofcapelle, auf dem Pianoforte begleitet von dem Compositeur. 5. Adagio und Rondo für das Pianoforte von C. M. von Weber, vorgetragen von Frau Friederike Vennesch. 6. Variationen für die Violine über ein Originalthema, componirt und vorgetragen von dem Concertgeber. — Eintrittskarten zu 1 fl. 12 kr. C.M. und Sperrstühle zu 1 fl. 36 kr. C.M. sind in den Kunsthandlungen der Hh. Artaria, Verfa und Comp. und an der Casse zu haben. — Der Anfang ist um halb Ein Uhr.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 6. Jänner 1835.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Dyphelia.

(Aus dem Leben einer jungen Schauspielerinn.)

Von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Es mochte um die eilfte Stunde seyn, die Lichter in dem Boudoir der reizenden Auguste W. waren herabgebrannt, das Theater mußte längst zu Ende seyn, und ein bleiches Mädchen schritt unruhig auf dem prächtigen Teppich hin und her. Bald trat sie rasch zum Fenster und sandte ängstliche Blicke in die dunkle Mitternacht hinaus, bald ging sie wieder zur beleuchteten Toilette zurück, wischte sorglich den Staub von dem silbernen Handspiegel, machte die Kerzen heller leuchten, und warf sich endlich in den sammtnen Lehnstuhl, das schöne Gesicht auf die weiße Hand stützend.

Eine Equipage rollte vorüber, sie horchte auf, doch bald verlor sich auch dieß Geräusch in der schweigenden Nacht.

„O mein Gott!“ flüsterte sie endlich, „wären wir doch nicht reich geworden, müßte ich nicht all' diesen glänzenden Tand hüten, so dürfte ich bey Augusten sitzen, wie sonst, und mich verzehrte nicht hier die Angst; das Theater ist längst aus, wenn ihr nicht etwas widerfahren wäre, müßte sie schon zu Hause seyn; ich weiß nicht, was mich so ängstet, aber mir ist —“

Abermals aufhorchend schwie sie stille, denn ein Wagen rollte, hielt, und nach wenig Augenblicken trat die gefeyerte Auguste, das Gestirn des Tages, die Angebethete der ganzen Residenz, ins Zimmer.

Noch umfloß das weiße faltige Sterbekleid Juliens ihren schlanken Körper, an der jugendlichen Brust bebt eine frische Rose, die nächtigen Locken wogten aufgelöst um den blendenden Nacken. Der Myrthenkranz hing lose über der weißen Stirne, und ihren lieblichen Bügen schien das Entsetzen noch eingegraben, welches Juliens brechendes Herz im Todeskampfe durchzuckt hatte. Den Kashmir, der um ihre Schultern hing, von sich werfend, sank sie erschöpft ins Sofa, und schlug, in Thränen ausbrechend, beyde Hände vor das bleiche Antlig.

„Um Gottes willen!“ rief Sophie erschrocken, „was ist vorgefallen, was

bringt dich in solchen Zustand, du kommst so spät nach Hause, bist nicht ausgeleidet, und gemahnt mich wie Juliens Leiche.“

„Wäre ich's,“ schluchzte Auguste, und drückte das müde Haupt fest in die seidnen Polster des Divans.

Erbleichend schlug Sophie die Hände zusammen. So hatte sie Augusten nie gesehen.

Beide Mädchen waren Waisen, in der weiten Welt hatte Sophie keine Stütze, als die glänzende Schwester, deren Talent, sich in dem kurzen Zeitraume eines Jahres wunderbar entfaltend, ihr für das ganze Leben bereits eine sorgenfreye Existenz sicherte; das verlassene Kind, kaum im siebzehnten Jahre stehend, liebte die Schwester mit abgöttischer Verehrung und sah die Reizbegabte jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Zustand, von dem ihr silles friedliches Gemüth bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte.

Sprachlos starrte sie die Leidende an.

Da trat das Kammermädchen ein, in der einen Hand mehrere duftende Kränze, in der andern ein Päckchen Gedichte haltend, und fragte schüchtern: „Was befehlen Sie, Fräulein, daß mit all' diesen Herrlichkeiten geschehen soll?“

Auguste wies gleichgültig auf den Spiegeltisch und das Mädchen ging, das Abendbrot zu besorgen.

„Soll ich dich denn nicht umkleiden?“ fragte Sophie bittend.

Auguste schüttelte verneinend das Haupt.

„Ach, so sprich doch!“ flehte Sophie weinend, „habe ich dein Vertrauen denn ganz verloren, daß du mich so marterst?“

Mit einem milden Lächeln bot Auguste ihr die Hand, zog sie neben sich nieder, und sprach erschöpft:

„Ach nein — du nur, du allein darfst es ja wissen, daß ich fürchte, mich selbst sehr unglücklich gemacht zu haben! — Ich bin Solikofs Braut!“

„Nun, das weiß ich ja seit acht Tagen,“ rief Sophie staunend, „und dieß Glück, um welches dich die ganze Stadt beneidet —“

„Wird mein Verderben seyn!“ stammelte Auguste dumpf, und legte die kalte Stirn auf die rosigte Hand.

„Der Graf!“ — rief das Kammermädchen ins Zimmer tretend.

„Solikof? — Zu dieser Stunde?“ fragte Auguste auffspringend, „nimmermehr, ich will ihn nicht sehen!“

Die Thüre sprang auf. Ein hoher Mann mit edlen aber finstern Zügen trat rasch ein, der Mantel fiel von seinen Schultern, und enthüllte eine Gestalt von dem schönsten Ebenmaß, gehoben durch alle Künste einfacher Eleganz; er schien in heftiger Bewegung, wollte auf Augusten zutreten und flehte: „Auguste, ich muß dich heute noch sprechen!“

Doch das Mädchen hielt ihm abwehrend beyde Arme entgegen, rief glühend vor Unwillen: „Zu dieser Stunde nicht, Herr Graf,“ und verschwand in ihrem Cabinet, das sie hörbar von innen verriegelte.

Solikof stampfte mit dem Fuße, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne, und verschwand eben so schnell, als er gekommen war.

Seit Monden schon hatte der reiche polnische Graf Solikof um die gefeyerte Auguste W. geworben, doch an der Unverdorbenheit, an den festen

Grundsätzen des seltenen Mädchens scheiterte seine Erfahrung und alle seine vermeintliche Kenntniß des weiblichen Herzens. Aus der Ländelei ward Ernst, aus der Caprice eine glühende Leidenschaft, welche alle Rücksichten vernichtete; seit wenigen Tagen war die junge Künstlerin seine Braut, und sollte nächstens die Bühne verlassen, um ihrem künftigen Gatten in sein Vaterland zu folgen.

Mit Leidenschaft hatte Auguste sich der Kunst gewidmet, sie brachte ein großes Opfer, da sie die Bühne verließ, doch sie glaubte den Grafen zu lieben, und der einzige Fehler ihres ungewöhnlichen Charakters, schrankenlose Eitelkeit, bestach ihren sonst so klaren Geist; sie wähnte in dieser glänzenden Verbindung Ersatz für jedes Opfer zu finden.

Ihre Wohnung war bereits durch Solikofs Liebe in einen Feenpallast verwandelt, der flimmernde Bühnenschmuck ächten Steinen gewichen, ein bedeutendes Capital für sie deponirt, und vergebens verbarg sie es vor sich selbst, daß hauptsächlich Eitelkeit ihren Entschluß, die Bühne erst nach sechs Monden zu verlassen, so unerschütterlich machte.

In mehreren Vorstellungen schon hatte sie einen jungen Mann bemerkt, der an der Brüstung des Orchesters lehnend, mit glänzenden Blicken, mit einem unbeschreiblich seelenvollen Ausdruck in den schönen Zügen, ihrem Spiel lauschte, jede ihrer Bewegungen verfolgte, jedes Wort von ihren Lippen hauchte und sobald sie von der Bühne verschwand, gleichsam träumend in sich selbst zu versinken schien, und nichts mehr um sich beachtete. — Unwillkürlich flogen ihre Blicke, wie magnetisch angezogen, wieder nach dem entzückten Beschauer, und es war ihr, als entflamme sich ihre Begeisterung an diesen glut-sprühenden Augen, als fließe ihre Thräne wahrer, inniger, wenn sein Blick auf ihr ruhe, als habe sie nie so empfunden was sie darstelle, als seit seine Züge jedes ihrer Worte wieder spiegeln.

Da kam der Abend, an welchem zu ihrer Benefice „Romeo und Julie“ gegeben werden sollte. Solikof, dessen furchtbare Eifersucht ihm ihre Darstellungen unerträglich machte, wohnte, seit sie seine Braut war, nie einer Vorstellung bey, worin Auguste beschäftigt war.

Diesen Abend nun trieben ihn die Neckereyen seiner Freunde und der fast unwiderstehliche Wunsch, die Geliebte noch einmal in ihrer Glanzrolle zu sehen, nach dem Theater. Auguste war bezaubernd. Der frische Reiz ihrer fleckenlosen Jugend, die Herzinnigkeit ihrer lieblichen Töne, das tiefe Gemüth, das ihre Darstellungen durchglühte, machten sich nirgends so geltend, als in dem Werke des großen Britten; die reine Liebe athmende Julie, dieser Blüthenhauch eines ewig grünenden Frühlings, stand verkörpert da in ihr, doch was alles um ihn her entzückte, rief in Solikofs Brust alle Qualen verzehrender Eifersucht wach.

Mit tödtenden Blicken hing er an Romeo.

„So hat sie nie zu mir gesprochen,“ knirschte er, halb sinnlos vor Wuth, und mit unfägliger Anstrengung hielt er seinen Freunden Stand, die schworen, sie würden ihn nicht aus der Loge lassen, bis Juliens Glanzmoment, der Schluß des vierten Actes, vorüber sey.

Der Augenblick erschien; von kalten Schauern durchrieselt sah der Graf sie den Becher ergreifen, kaum hörte er den Beyfallssturm, der die Hinstakende hervorrief, doch als sie nun, von holder Bescheidenheit verschönert, auf das

Proscenium trat, da gewahrte er erst die Überraschung, welche seine Freunde ihm und der Geliebten zgedacht, und zu welcher man ihn ins Theater gelockt hatte.

Duftende Kränze und sinnige Gedichte flatterten auf das froh bestürzte Mädchen herab.

Stauend sah sie um sich; da flog aus dem Parterre eine Rose auf die Bühne, unwillkürlich bückte sie sich rasch, hob die Blume auf, ihr Auge flog über das Orchester hin, dann verließ sie unter neuem Beyfallssturme die Scene.

Starr, unfähig sich von der Stelle zu bewegen, saß Solikof da.

Julie lag längst im Sarge, die Rose ruhte auf ihrer Brust, ein wunderbar wonniges Gefühl durchzog ihre Seele, sie dachte nicht des gräßlichen Spiels mit dem Tode, das sie in diesem Augenblicke trieb, sie sah nur die leuchtenden Augen des Rosenspenders und lag still, im Innern froh, in dem engen Kerker.

Jetzt riß Romeo den Sargdeckel herab, unwillkürlich öffnete sie die halb geschlossenen Wimpern, und ihr gegenüber in der Coullisse lehnte Solikof mit leichenbleichen, verzerrten Zügen und starrte gespenstisch nach ihr hin.

Wie ein kalter Stahl durchzuckte sie der Blick, es war ihr, als schaue sie ein schweres Unheil drohend an, und halb bewusstlos spielte sie zu Ende.

Als sie in den Corridor trat, um nach der Garderobe zu gehen, stand der Graf vor ihr und fragte mit bebender Stimme und einem Blick, vor dem sie entsetzt zurückfuhr:

„Von wem kam die Rose, die du vor der Brust trägst?“

Eine glühende Röthe überzog Augustens Wangen. „Ich weiß es nicht,“ stammelte das erschrockene Mädchen.

„Du weißt es nicht?“ lachte der Graf fürchterlich, „und trägst sie doch am Herzen, und verschmähtest doch alle Kränze, die dich umgaben, um die armselige Rose zu suchen, und glühst über und über, da ich dich frage?“

Auguste hatte sich gefaßt, und antwortete mit mildem Ernst:

„Ich nahm die arme Blume, weil alles Übrige was mir ward, mir zu viel, weil es eine Überschätzung schien.“

Ein heftiger Wortwechsel entstand nun, der Graf erhitzte sich mit jedem Worte mehr, Auguste wurde jeden Augenblick kälter und besonnener.

Ihre Ruhe brachte Solikof fast zum Wahnsinn; er ging rasch neben ihr hin und her. Plötzlich stand er still, faßte ihre Hände, und rief kaum verständlich:

„Auguste, heute hast du den Schlastrunk gekostet, bey Gott, wenn du mich je betriegen könntest, du solltest eben so den Giftbecher leeren!“ und stürzte den Corridor entlang.

Athemlos kam sie in die Garderobe. Ihre Pulse schlugen hörbar, ihre Knie zitterten, vernichtet sank sie auf einen Stuhl und saß lange sprachlos, unfähig nach dem wartenden Wagen zu gehen.

Der Inhalt des vorigen Abschnittes war der Gegenstand des ernstest Gespräches der beyden Schwestern, welche die Mitternacht noch im stillen Boudoir beysammen fand. Auguste hatte weder Sterbelleid noch Myrthenkranz von sich gelegt, so sehr beschäftigte sie das Erlebte.

Mit sichtlichem Beben hatte Sophie Augustens Erzählung vernommen.

„Aber warum nahnst du gerade die Rose?“ fragte sie endlich schüchtern

„Ich weiß es nicht zu sagen,“ entgegnete Auguste erglühend, „ich sah, daß sie aus seiner Hand kam, und griff darnach, dem Zuge meines Herzens folgend, ohne zu wissen was, und warum ich es that.“

„Und kennst du den jungen Mann?“

„Nein, ich habe nie den Muth gehabt, nach ihm zu fragen. Er ist ein Jüngling von vielleicht zwanzig Jahren. Aus seinen tiefen blauen Augen spricht ein wunderbares Etwas, das ich noch nie an einem Manne bemerkte, sein Gesicht ist bleich, länglicht, aber von ungewöhnlicher Schönheit. Hellbraune Locken umfließen in natürlichen Ringen seine hohe Stirne, die Gestalt ist schlank und edel, aber nicht groß, er trägt einen dunkelblauen Oberrock.“

„Eine schwarze Halsbinde, und ein dunkles Band über der Weste,“ fiel Sophie hastig ins Wort.

„Ja ganz richtig,“ entgegnete Auguste aufmerksam. „Kennst du ihn?“

Eine dunkle Röthe ergoß sich über das liebliche Gesicht der zarten Sophie, sie legte in sprachloser Angst die Hand auf das bebende Herz, und nickte stumm bejahend, dann stand sie rasch auf und verließ das Zimmer.

Mit einem langen seltsamen Blicke sah Auguste ihr nach. — Gleich Sophien legte sie beyde Hände auf die wogende Brust, senkte die dunklen Wimpern über das feuchte Auge, und starrte lange unbeweglich vor sich hinaus; dann schüttelte sie rasch und heftig das schöne Haupt, sprang empor, schritt ängstlich in dem kleinen Gemache hin und her, trat endlich zum Fenster, und riß plötzlich von Blut überströmt die Flügel desselben weit auf. Die Nachtlust strich eifrig durch die gelösten Locken, und erschrocken fuhr sie zurück, denn ihr gegenüber, an der Mauer des Nachbarhauses, lehnte eine dunkel verhüllte Gestalt, und starrte zu ihr auf. Das flackernde Licht einer Laterne fiel blendend auf das schöne bleiche Gesicht, das bey ihrem Anblicke wie verklärt zu ihr aufleuchtete.

„Wie, in dieser grimmigen Kälte,“ flüsterte Auguste freudig erschrocken, „ach der Arme!“ und weit neigte sie sich jetzt in die Nacht hinaus, mit ihren dunklen Sternen den Jüngling zu suchen. — Da schwebte er lautlos über den weichen Schnee näher, die ernste Stille des Schlafes lag heimlich brütend auf der öden Straße, kein Lauscher wachte, die Blicke der Beyden schienen Sprache zu bekommen, und aus den Herzen herauf, tönte es ihnen zu, was die Lippe treulich hütete.

Stumm breitete er die Arme zu ihr empor.

Da stürzten heiße Thränen aus den Augen des Mädchens, und fielen noch warm auf die entblößte Stirne des Jünglings.

„Julie,“ säufelte es jetzt lieblich zu ihr auf. Mit rascher Hand riß sie den Myrthenkranz aus dem seidenen Haar und flatternd sank er hinab in des Jünglings Arme. Mit einem Ausruf des Entzückens preßte er ihn an Brust und Lippen, einen Blick noch sandte er zu ihr hinauf, dann entschwand er lautlos, wie er gekommen war, ihrem trüben Auge.

Die heiße Stirne an den Kreuzstock gelehnt, lag sie noch, als endlich Sophie mit roth geweinten Augen wieder in das Zimmer trat.

(Die Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n.

Alte Herren, die gewöhnlich so sehr auf ihre gemachten Erfahrungen pochen, erscheinen mir, wenn sie tolle Streiche begehen, (z. B. im Punkte der Liebe) wie jene kleinen Jungen, die, um aus dem Hause zu laufen, den Augenblick ertappen, wo ihre Mutter (hier die alte Mutter Erfahrung) eben einschläft.

Nichts auf Erden kommt mir spasshafter vor, als ein Mensch, der gar so gerne ein Dichter seyn möchte, und es bey aller Verpichtheit auf das Versprechen doch nicht ist, und nicht wird, und eben darum nicht, weil er sich dazu bemüht. Bey einem solchen unglücklichen Stiefsohne der Fantasie dünkt es mich, als säh' ich ihn wie eine höchst drollige Original-Caricatur vor mir, die immer nur mit dem einen Fuße auf der Erde steht, und wechselweise mit dem andern sich ablagert, in die Luft aufsteigen.

Gegen das Urtheil der öffentlichen Meinung hege ich hohe Achtung, und man sagt im Allgemeinen wohl nicht mit Unrecht: vox populi, vox Dei. Doch darf man dieser Stimme nicht jederzeit blinden Glauben schenken, denn es gibt, wie in jeder kleineren Gesellschaft, so auch in der großen Masse, überwiegende Menschen, welche durch Macht, Ansehen, Reichthum, Beredsamkeit, List u. s. w. das Urtheil aller Ubrigen influenziren; und so kann es geschehen, daß die öffentliche Meinung ungerecht zu seyn verleitet wird.

Unseren Plänen, Wünschen und Hoffnungen stellen sich meist Berge von Hindernissen entgegen. Sie ziehen sich oft durch das ganze Leben hin, wie eine ununterbrochene Kette, endlos und unübersteiglich. Erst bey unserem letzten Gange sinken sie zusammen, ebnen den Weg, und machen ihn frey. Alles ist endlich verschwunden; bis auf einen kleinen Grassügel.

C. A. Kaltenbrunner.

Correspondenz-Nachrichten.

Pest, den 22. November 1834.

(S c h l u ß.)

Einen zweyten Beweis für meine Behauptung fand ich in den fort und fort vollen Häusern des Theaters; mag nun Rossini mit schimmernden, kändelnden Melodien das Ohr bestechen, oder Bellini in einfacheren, melodischeren Weisen sich in die Empfindungen einschmeicheln, mag nun Raupach als Nachzügler besserer Zeiten über die Bretter schreiten, oder mögen sich darauf die verzerrten Gestalten modern-französischer Berlehrtheit breit machen, oder gar diesem Unsinn nachgeächte Dinge, die sich eine „Drachenhöhle,“ eine „Locke des Enthaupteten,“ einen „Hinko, der Freyhnecht,“ „40 Räuber“ grausam genug nennen, auf den geduldigsten aller Bretter herumsputzen, die eben so bereitwillig dem Wahnsinn eines Lear, wie dem der Dichter selbst ihren Rücken leihen. Fürwahr eine Erscheinung, die mit Unrecht für den Maßstab der Bildung des Publicums genommen würde, denn es erprobte sich bey mehrfacher Gelegenheit, daß das Bessere und Beste mit zweyfacher Begier ergriffen wird. Diese höchst zahlreichen Versammlungen aus allen Ständen stehen, es läßt sich nicht verschweigen, in sonderbarem Contraste mit dem unansehnlichen Neglige, in dem sich der äußere Schauplatz präsentirt. Dieselbe Bemerkung drängt sich dem Beobachter bey einigen Decorationen

auf, einigen allzu staubigen Wolken, einigen mürben Pallästen, ein paar unkennbaren Zimmern und besonders einigen fadenscheinigen Prunkgewändern des Ritterthums und der Miliz, die mit mehr philologischer Richtigkeit Decorationen genannt werden dürfen. Es mag seyn, daß eine Palingenese aller dieser Ausstattungen die Kräfte des Theaters übersteigt, doch dann wäre es besser, solche Rudera der Malerey und Webekunst zu beseitigen und durch die vorhandenen ganzen und reinen, wenn auch weniger passenden Decorationen und Kleider zu ersetzen. Wie gesagt, im Allgemeinen wird der Billige, seinen Parterregulden in der Hand wiegend, ein Bedeutendes von seinen Präensionen nachlassen und besonders den Vorstellungen der Oper mit vieler Genugthuung und Befriedigung beywohnen. Um über letztere einiges im Einzelnen zu sagen, und gleich mit dem Besen zu beginnen, fangen wir mit den Leistungen der Mad. *Mink* und der *Olle*. *Schebest* an, zweyer Sängern, die gewiß jeder Bühne zur Zierde gereichen würden, denn sie gebieten über Töne, die mit Zaubergewalt Ohr und Herz fesseln, und letzterem nur einen Wunsch übrig lassen, den nemlich, daß auch sie für immer zu fesseln seyen. Mad. *Mink's* Stimme ist der reinste Wohlklang. Erquickend wie der frische Quellentropfen über die Lippen, rinnt ihr Klang ins Ohr. Wenn sie sich in halben Tönen erhebt oder senkt, ist es, als ob eine Reihe lächelnder schöner Kinderantlitze vorgeführt würde. Sie befänstigt das im Sturm der Musik wogende Gefühl wie *U* die Wellen. Diesen reizvollen Schmelz verliert Mad. *Mink's* Stimme auch in den höchsten Höhen und bey der größten Intension nicht; wo möglich klingt sie in diesen Extremen noch holdseliger. Wenn man den außergewöhnlichen Umfang, die Breite, Höhe des Schauplatzes, dessen stete Überfülle erwägt, und diese Stimme voll Zartheit überall rund und voll vernimmt, so ist es nur Gerechtigkeit, wenn man behauptet, daß die Natur an sie Schönheit und Wohlklang verschwendet hat. Jedesmal, so oft ich noch Gelegenheit hatte, diese Töne zu bewundern, waren sie stets von derselben Reinheit; ein Beweis von seltener Festigkeit und Dauer. In dieser ausgezeichneten Schönheit der Stimme sowohl als auch in einem treuen musicalischen Gedächtniß besteht Mad. *Mink's* nicht gewöhnliches Verdienst, das zu jeder Zeit und an jedem Ort eine glänzende Anerkennung finden wird. *Olle*. *Schebest's* etwas tiefer liegende Töne sind nicht von minderer Wirkung; ihr bedeutender Umfang und die seltene Kraft derselben machen es der Sängern möglich, jeder noch so hohen Anforderung des Tonsetzers an Ausdauer und Intension zu entsprechen. Eine Eingeweihte in den Mythen des Gesanges und der Musik, beherrscht sie diese mit sicherem Tact, und es gibt keine Schwierigkeit, der sie nicht mit der Gewißheit des Sieges entgegengehe. Daher kommt es, daß sie denselben Part fast jedesmal mit neuen Schönheiten schmückt, wozu ihr ihre Festigkeit Muth und Muth verleiht. So glänzend einerseits ihr Vortrag ist, so viel musicalische Bildung und künstlerisches Studium er verräth, so seelenvoll ist er andererseits. *Olle*. *Schebest* singt tief aus dem Herzen und ihr ward das zweifache Vermögen zu Theil, in den Geist der Dichtung und Tonsetzung eingehen und das Erkannte mit Wahrheit wiedergeben zu können. Der Bedeutung jedes Tones sich bewußt, versteht sie nie den Ausdruck und bildet und gestaltet auch da fort, wo der Dichter kaum andeutete. Zu diesen größtentheils angeeigneten Vorzügen gesellte die Natur eine, wie gesagt, umfang- und klangreiche Stimme, ein äußerst einnehmendes Aushere und eine reizende Gestalt mit dem Ausdruck sittlicher Liebenswürdigkeit, und endlich um das Ganze zu vollenden, verräth ihr meist richtiges Spiel nicht nur eine warme Empfindung, sondern auch einen reichen, gebildeten Geist. Wo die Kritik so viel Ausgezeichnetes findet und sich mit gerechter Vorliebe äußert, ist es ihr nicht zu verargen, wenn sie ihre Lieblinge auch von dem kleinsten abstellbaren Fehler befreit wünscht. Sie kann daher nicht verhehlen, wovon Mad. *Mink* gewiß eben so überzeugt ist, daß nur ein fortwährendes Studium, nur die unerlässliche Aneignung all der nöthigen theoretischen Kenntnisse die Sängern in den Stand setze, sich der Vormundschaft des Orchesters zu entledigen, um diesem als bloßem Begleiter mit voller Anhängigkeit zu gebieten. Nur hiedurch wird die Möglichkeit bedingt, das Empfundene und Aufgefaßte mit Wahrheit zu repräsentieren, nur hiedurch gewinnt man Raum zu jener Malerey, die der Phantasie in der Oper mehr als in dem Schauspieler gestattet ist, endlich nur hiedurch wird ein charakteristischer, naturgemäßer Ausdruck und die Freyheit zu jenem richtigen Spiele erlangt, das der bloße, wenn auch noch so melodiose Gesang nicht ersetzt. *Olle*. *Schebest* hingegen erlaubt sich die Kritik an Sparsamkeit zu mahnen. Denn selbst bey einem Übermaß von Kraft ist Verschwendung nicht an ihrem Plage. Auch dem energischen Ausdruck ist durch Wohlklang und Schönheit eine Linie gezogen, die er nicht ungekräft überschreitet. Diese Zügelung eines sonst löblichen Eifers, und eine ununterbrochene Sorgfalt für kör-

perliche Haltung und eine weniger monotone Geberdensprache wird der gefeyerten Sängerin um so leichter werden, als ihr bisheriges Streben deutlich zeigt, daß sie sich ein hohes Ziel gesteckt. Zu den Leistungen beyder Sängerinnen Hrn. Wahinger's Tenor gerechnet, der, abgesehen von Spiel und Ausdruck, sich oft meistens mit Gefühl und Zartheit hören läßt, und mindestens das Verdienst des Wohlklanges besitzt, läßt sich leicht ermes- sen, wie manche Vorstellungen der Oper, wenigstens theilweise einen wahren Kunst- genuss gewähren. So „Robert der Teufel,“ in welcher Oper auch für äußere Ausstat- tung, besonders durch ein brillantes Costume viel geleistet wurde; so „Norma,“ so „die Unbekannte,“ so „Semiramis,“ so „die Capulett's“ u. s. w. Als nun neuerlich Hr. Pöck, Regisseur der Oper in Prag, im schönen Bunde mit unsern Coryphäen der dritte war, und diesen mit seiner Stimme voll Wohlklang und Biegsamkeit, voll Stanz und schmel- zendem Gleichmaß, mit seinem gefühlvollen, richtigen Ausdruck, seiner gehaltenen Declamation, seiner männlich schönen Figur würdig zur Seite stand, so gab es mehr als einen Abend, an dem das Auditorium, vorzugsweise das für die Kunst so empfängliche weibliche, in gleichem Maße wie die Darstellenden und der Entrepres- neur entzückt waren. Über das Schauspiel findet sich wohl ein anderes Mal Gelegen- heit Lobenswerthes zu sagen.

C o n c e r t

des Hrn. Franz Botgorschek, Mitglied des k. k. Hof-Operntheaters nächst dem Kärnthnerthore.

Das in Rede stehende Concert, welches sich eines recht zahlreichen Zuspruches zu erfreuen hatte, wurde mit der zwar oft aber immer gern gehörten Ouverture zu der Oper „Oberon“ von C. M. v. Weber, eröffnet. Der Concertgeber blies ein Concertino für die Flöte von Reissiger, eine Composition, die Ausdauer, Geläufigkeit, ja eigent- liche Virtuosität in Anspruch nimmt. Die Letztere fehlt Hrn. Botgorschek nicht, wie er dies schon bey früheren Gelegenheiten dargethan hat, und wenn bey den schwierig- sten Passagen einige Töne, namentlich in der Höhe, heute nicht ganz rein und voll an- sprechen wollten, so sind wir gern bereit, dies den Zufälligkeiten bezumessen, welche bey Blasinstrumenten so häufig störend einwirken. Die darauffolgende Arie von Mer- cadante, ein aus östern Concerten wohlbekanntes Musikstück, wurde von der Schwe- ster des Concertgebers, Ulle Caroline Botgorschek, Mitglied des Hof-Opernthea- ters, mit großem Beyfalle der Versammlung vorgetragen. Die Stimme der Sänge- rin zeichnet sich durch Kraft, in den Mittelklängen auch durch Wohlklang aus, ihr Vor- trag bey der heutigen Production sprach ihrem Fleiße das beste Zeugniß; um so mehr wä- re es zu wünschen, daß sie eine verdoppelte Aufmerksamkeit auf die Aussprache der Mittlauter, namentlich des r richtete, welches letztere, so wie es jetzt noch klingt, weder bey italienischen noch bey deutschen Textworten, musicalisch befriedigend genannt werden kann. Hierauf spielte ein überaus talentvoller Disertant, Hr. Leopold von Meyer, die bereits allge- mein bekannte, auch in unsern Blättern öfter erwähnte Phantasie für das Pianoforte über Motive aus der Oper „Norma,“ von Sigmund Thalberg. Die unerhörten Schwierigkeiten dieser Composition, von denen man hätte glauben sollen, daß kein anderer Clavierspieler sie dem Componisten nachzuspielen im Stande wäre, wurden mit einer Bravour besiegt, die der höchsten Auszeichnung werth ist, und die den ein- stimmigen, lauten Beyfall der Versammlung im vollen Maße verdiente. Das Hol- tei'sche Ehepaar, welches gegenwärtig dem Wiener Publicum so interessante Genüsse bereitet, hatte diesem Concerte seine Mitwirkung zugewendet; sie bestand in einem ly- rischen Drengespräche: die Rosen; gedichtet von Hrn. von Holtei und gesprochen von Mad. Anschütz, k. k. Hofchauspielerinn, Frau von Holtei und dem Verfasser. Das Ganze ist ein eben so hübsch erfundener, als zart und wahrhaft poetisch ausge- führter Scherz, der durch seinen heiter-gemüthlichen Inhalt, so wie durch die anspruchs- lose Art, mit der er gebracht wurde, die Theilnahme des Publicums an seinem geistrei- chen Urheber nicht anders als vermehren konnte. Zum Schlusse blies der Concertgeber ein großes Divertissement für die Flöte von Kalikoda mit großer Fertigkeit, recht vielem Ausdrucke und auch vollkommener Reinheit des Tones.

(Mit Nr. 1 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schich

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 8. Jänner 1835.

4

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiegegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ophelia.

(F o r t s e t z u n g.)

Still ließ sie sich jetzt entkleiden; keines von den Mädchen sprach, und ohne Worte schieden sie, jede mit dem Sturm im eigenen Herzen beschäftigt.

Viel länger als Auguste hatte Sophie den bleichen Jüngling bemerkt, der schon seit Wochen täglich an dem Hause vorüberging und sehr flüchtig zu Augustens Fenster aufsaß. Sophie stand in dem Wahn, diese Blicke gelten ihr, und zum ersten Mal hatte sich ihr junges, reines Herz einem seligen, nie geahnten Gefühl erschlossen. Tausend Blüthen erhoben die duftigen Häupter in ihrer Brust, der heutige Abend hatte sie für immer geknickt.

Mehrere Tage waren verflossen, Solikof hatte es verstanden, Augusten zu versöhnen, jeder Tag brachte neue Geschenke, und tausend kleine sinnige Aufmerksamkeiten, welche ihr den Ungestüm des Geliebten vergessen machten. Sophie verwaltete still ihre häuslichen Geschäfte und niemand sprach mehr von jenem seltsamen Streit nach „Romeo und Julie.“

Eines Abends saß Auguste umgeben von mehreren jungen Damen des Personals, welche jetzt, da man wußte, sie würde die Bühne verlassen, ihre wärmsten Freundinnen geworden. Mit großmüthiger Hand vertheilte sie vergnügt kleine Geschenke, dieser einen blickenden Theaterschmuck, jener einen kostbaren Reiter, und aller Augen leuchteten von aufrichtiger Freude, eine Empfindung, die in einem solchen Kreise nicht oft zu finden seyn dürfte. Lange stand schon Solikof am Eingange, und weidete seine Augen an der reizenden Braut, die im geschmackvollen Negligé zwischen den gepuhten Gespielinnen da saß, wie eine Königin unter ihren Dienerinnen.

„So möchte ich dich gemalt haben,“ rief endlich der Glückliche, und trat unter die Versammlung. Jeder Kopf wandte sich nach dem schönen reichen Grafen, jeder Mund lächelte um eins so freundlich, jedes Auge sah mit leuchtenden Feuerblicken auf den Undankbaren, der um Augustens willen manche frühere Bekanntschaft jetzt stolz ignorirte, und aus Einem Munde erscholl es:

„Das können Sie ja haben, liebster Graf, lassen Sie Augusten, so wie sie jetzt ist, von dem jungen Düsseldorf' er malen, der so wunderbar treffen soll.“

Das Gespräch wandte sich nun auf den Künstler, der seit einiger Zeit großes Aufsehen machte, und Mademoiselle Danton, die erste Tänzerinn, versicherte, er habe ein so sprechend ähnliches Bild von ihr gefertigt, daß der Baron von Drachenstein es sogleich für 40 Louisd'or erstanden habe.

Solikof bat Augusten, für ihn zu sitzen, und es ward verabredet, schon am nächsten Morgen sollte Warner, so hieß der junge Mann, von dem Grafen bey ihr eingeführt werden.

Frühzeitig saß Auguste des andern Tages an der Toilette, um nach Solikofs Wunsch ihren Anzug zu ordnen. Eben band das Kammermädchen die letzte Schleife fest, als Sophie, welche am Fenster saß, erschrocken aufsprang und mit glühenden Wangen rief:

„Um Gottes willen, er ist's, eben steigt der Graf mit ihm aus dem Wagen.“

Auguste verstand sie nur zu gut, das zeigte die Flamme, welche auch in ihrem Gesichte aufschlug; doch ehe Solikof eintrat, war sie wieder gefaßt, und empfing mit der ihr eignen Anmuth den jungen Künstler, der mit Anstand und ohne Befangenheit ihr seine Freude über das angenehme Geschäft aussprach, welches der Graf ihm übertragen.

Die Sitzung begann. Augustens Herz schlug hörbar, als Warner den ernstestn Blick wie forschend auf sie richtete, und erst nach langer Anschauung die Bleyfeder ergriff, um das Miniaturbild zu skizziren.

Sophie saß still am Fenster und hob den Blick nicht von der Arbeit. Der junge Mann sprach wenig, Solikof desto mehr, Auguste war keines Lautes mächtig, die milden und doch so ernstestn Augen des Malers übten eine seltsame Macht über sie aus.

Sein Organ war männlich, tief und doch so unaussprechlich angenehm. Was er sprach, war geistreich und zeugte von ungewöhnlicher Bildung. Nie hatte Auguste tiefer empfunden, wie leer Solikofs graziöse, im feinsten Weltton geführte Unterhaltung sey, als heute.

Endlich trat ein Stillstand des Gesprächs ein.

Solikof stand auf und ging eilend zu Sophien ans Fenster, Warner heftete in diesem Augenblick einen Blick auf Augusten, der sie wie ein Strahl durchzuckte, es war ein Blick, in dem seine grenzenlose Liebe lag. Er neigte das Haupt, und küßte leise die Contour, welche unter seiner kunstfertigen Hand bereits ähnlich entstanden war.

Auguste glühte über und über.

„Soll ich Ihre Braut nicht mit dem Myrthenkranz malen, Herr Graf?“ fragte jetzt plötzlich Warner und seine Stimme bebte hörbar.

„Nein, nein,“ rief Auguste rasch, „so wie ich jetzt bin.“

Solikof wandte sich befremdet um.

„Warum nicht mit der Myrthe?“ fragte er mit einem seltsamen Blick.

„Es würde mich an jenen Abend erinnern,“ stammelte Auguste fassungslos — „den ich so gerne vergessen möchte.“

„Nun dann, wie du willst,“ — entgegnete Solikof finster, und wandte sich wieder zu Sophien.

Da legte der Maler froh die Hand auf die Brust, und es war Augusten,

als rauschten leise dürre Blätter unter seiner Berührung. Ihre Blicke begegneten und verstanden sich. Eben so leise hob sie rasch den silbernen Deckel von einem Krystallgefäß, welches auf der Toilette stand, neben der sie saß, — die verwelkte Rose lag darin.

Eine glühende Röthe ergoß sich über die schönen Züge des jungen Mannes, seine Augen leuchteten, und von nun an sprach er nicht mehr, bis er sich endlich erhob und für die heutige Sitzung dankte.

Der Graf schien verstimmt und verließ mit dem Maler das Haus.

„Auguste, Auguste!“ — sprach Sophie ernst vor das träumende Mädchen hintretend. — „Du treibst ein gewagtes und grausames Spiel, dieses Herz verdient nicht durch die Hand einer Leichtsinrigen gebrochen zu werden.“

Damit ging sie traurig aus dem Zimmer.

Auguste sah ihr schmollend nach, flüsterte dann: „Sie ist eifersüchtig, ach, er ist so unendlich liebenswürdig,“ und trat rasch zum Fenster, um dem Enteilenden noch einen glühenden Blick nachzusenden.

Wochen verstrichen, Augustens Bild nahte langsam der Vollendung. Mit jedem Tage trat die glühende Leidenschaft mehr aus dem verschlossenen Herzen Warner's hervor, mit jedem Wort, mit jedem Blick zog Auguste das Liebesnetz fester um ihn zusammen.

Eines Morgens fand Warner die Mädchen allein. Solikof hatte sich wieder mit Augusten gezankt, und trogte. — Seine Eifersucht quälte sie fortwährend, und fand dennoch nie den Gegenstand, dem sie eigentlich längst gelten sollte.

Stauend sah Warner um sich, als er eintrat.

„Sie sind allein, mein Fräulein?“ fragte er mit schlecht verhehlter Freude.

„Ich bin's, lieber Warner, und denke auch, ich werde es bleiben, da der Graf zürnt, und wohl heute früh nicht erscheinen wird.“

Stillschweigend ordnete der Maler was nöthig, und begann sein Werk.

„Das Bild ist wohl nun bald vollendet?“ fragte Sophie ernst, und trat hinter seinen Stuhl.

„Heute ist die letzte Sitzung,“ antwortete Warner eben so.

„Die letzte?“ fragte Auguste erbleichend.

„Fräulein Sophie!“ rief in diesem Augenblicke das Kammermädchen ins Zimmer.

Sophie verließ das Gemach, stumm saßen sich die Beiden gegenüber.

Nach einer langen Pause wiederholte Auguste dumpf:

„Die letzte Sitzung — und warum?“

„Das Bild ist vollendet,“ entgegnete Warner kaum hörbar, „und ich gehe morgen nach Italien ab.“

„Sie reisen,“ rief Auguste auffpringend, „mein Gott!“

Wieder herrschte lautlose Stille in dem engen Zimmer; unbewußt was sie that, trat sie näher zu ihm und warf einen Blick auf das Bild.

„Mein Himmel, wie ähnlich!“ stammelte sie erschrocken.

„Ja ähnlich bis zum Sprechen!“ entgegnete Warner, die leuchtenden Blicke von ihr zu dem Bilde, und wieder zurück sendend. „Das ist ja mein Trost, meine Seligkeit! Er wird es nie besitzen, für ihn, der deine Kunstgebilde nicht zu würdigen weiß, soll keine Kunst ihre heiligen Gaben bieten! Mein ist das Bild, ich habe es geschaffen unter Qualen, die er nicht ahnte,“

Ich rufe Dich,
Du Geist, der den Wettern gebietet,
Der mächtig die Welten behütet;
Du großer Geist, beschirme mich,
Da rings Verderben wüthet! —

Ja, blick herab!
Nicht laß mich in Fluten verderben;
It's schön im Verufe zu sterben:
So laß mich lieber um ein Grab
Mit meinem Schwerte werben! —

Nimm meinen Dank!
Hast Schutz mir und Hülfe gesendet,
Die Todesgefahren beendet;
Es preiset Dich der Hymne Klang,
Der Rettung Du gesendet! —

Eduard Marquardt.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im December 1834.

Mlle. Henriette Karl ist hier als Opernfängerin aufgetreten. Sie erntete Beifall in den Opern „Othello“ und „Jean de Paris.“ Zu sehr vernöhnt durch die jüngsten Erinnernungen an eine Scheuner, die beynahe alle Sängerninnen Deutschlands überstrahlt, will man einen zu strengen Maßstab an andere Sängerninnen legen. Die musicalisch-kritische Welt würde wohl thun, die Sänger und Sängerninnen so zu classificiren, wie man es bey Dichtern zu thun pflegt. Wer behauptet, B., daß Bürger kein Dichter von Beruf und Bedeutung ist, weil es einen Götth gibt? Mlle. Karl bewährte in den genannten beyden Opern, die wir zu hören Gelegenheit hatten, eine Sängernin, die man immer in einen Rang stellen darf. Sie besitzt vortrefliche Mittel und ihre schönen Leistungen garantiren für eine ausgezeichnete Schule. Sie verließ uns leider zu früh, aber an ihre Stelle trat ein anderer Gast, die talentvolle Mlle. Fr. Piris, von welcher ich Ihnen in meinem letzten Berichte schon einiges mitgetheilt habe. Ich werde auf diese junge Sängernin später zurückkommen, wenn sie den Kreis ihrer Darstellungen auf dem königl. Hoftheater vollendet haben wird. Wir hörten sie am 11. December als Romeo bey überfülltem Hause und sehen verlangend den nächsten Productionen entgegen.

Sie erlauben mir heute einen Absprung von meinem Thema und von den Variationen desselben, und ich führe Sie in die Säle des k. Odeon, dessen prachtvolle Räume Ihnen noch im frischen Andenken seyn werden. Nach einer geraumen Zwischenzeit fand sich wieder eine Industrieausstellung in unserer königl. Residenzstadt ein. Diese erneute, durch die Concurrnz aus allen Kreisen des Königreichs bereicherte Ausstellung bietet einen höchst interessanten Stoff zu Betrachtungen dar, besonders in einem Zeitpunkte, wo der Zollverein Bayern in engere Verhältnisse mit dem größten Theile Deutschlands verkettert. Dem Beobachter, der Bayerns Geschichte durchblättert, oder vielmehr, dem die Vergangenheit lebhaft vorschwebt, wird seine Bewunderung nicht unterdrücken können, wenn er sich in der Gegenwart, umsieht. Es ist nicht zu läugnen, daß schon unter der vorigen Regierung mannigfache Anregungen geschahen, um die Zweige der Industrie zu beleben und Bayern allmählig auf eine bedeutende Culturstufe zu heben. Allein die ununterbrochenen Kriege förderten mehr die Gewandtheit des Schwertes als der gewerthätigen, kunstschaffenden Hand. Es war der Regierungsperiode eines Ludwig vorbehalten, mit dem beselenden Strahl der Begeisterung in das Nationalleben einzudringen, die schlummernden Talente zu wecken und den befruchtenden Samen aller Kunstschöpfungen in Blüten hervorzu-
locken, die nun als Früchte seinen Thron schmücken. Ein unwürdiges Vorurtheil lastete, obschon mit allem Unrechte, auf Bayern, das nur darum hinter manchem andern Staate in dieser Beziehung zurück war, weil man befangen genug lieber der aus-

ländischen Mittelmaßigkeit huldigte. Ist es überhaupt eine gemeinsame Nationallünde der Deutschen, nur das Fremde zu vergöttern und anbethend vor demselben zu kriechen, so trifft leider auch Bayern selbst der Vorwurf, seine Vorzüge über der Überschätzung der Fremden zu verkennen. — Wie ganz anders gestaltet sich jetzt in Bayern! Wenn Schiller in seiner inhaltschweren Dichtung an Göthe irgendwo sagt: „Das Schöne ward von einem Ludwig ausgefäet,“ als er von dem damaligen Zustand der dramatischen Kunst in Frankreich spricht, so kann man mit fester Überzeugung diese Stelle des großen Dichters auf Bayerns Ludwig anwenden, der tausend Hände zum edlen Wettstreit anregt und dem Erfindungsgeiste vom zarten Gewebe der weichen Hand bis zum Bau eines imposanten Tempels die Bahn des Wohlstandes, des Glückes und des Ruhmes öffnet! Wenn es mir gelänge, Sie auf ein paar Stunden in die Säle des Odeon zu führen, so würden Sie diese Behauptung nur als eine Andeutung anerkennen, denn die Fülle der mannigfaltigsten Erzeugnisse wird Sie dergestalt überraschen, daß Sie die Fortschritte der Kunst und Gewerbfleißes, seine ungewöhnliche Thätigkeit und den kräftigen Aufschwung einer productiven Regsamkeit weit über meinen Thesen finden. So viel vermag der kräftige begeisterte Wille eines edlen Herrschers, der, ausgeschmückt mit den hohen Gaben eines umfassenden Geistes, energisch die nationale Willenshätigkeit spannt und ihr Elasticität gibt. Jeder Kreis des Königreichs folgte der Aufmunterung und schickte seine Industrie- und Naturerzeugnisse an das Comité, das sich unter den Auspicien des königl. Ministeriums des Innern zu diesem Zwecke constituirte hatte. Der erste Schritt in die kleinen Borgemächer bietet Ihrem Auge Zeichnungen, Landschaftsgemälde, Baumodelle, historische Tableau, kunstreiche Stickereien, Gewebe und sinnreiche Handarbeiten aller Art neben mancher Kunstschöpfung in Gyps oder in Wachs. Was der beharrliche Fleiß, gepaart mit der Erfindungsgabe, für die Lebensbedürfnisse bis zum feineren, zum geistigen Sinnesgenuß hervorbrachte — was die vorangeschrittene Cultur des 19. Jahrhunderts in ihre erweiterte Sphäre, in jene des Luxus aufnimmt, breitet sich vor Ihnen in wechselnden Formen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

R. R. priv. Theater in der Josephstadt.

„Der Barbier von Sevilla.“ Mad. Kraus-Wranitzky, k. k. Hof Sängerin in der Parthie der Rosine als Gast am 20. December v. J.

Es war ein glücklicher Gedanke von Seite der neuen Direction des Josephstädter Theaters, diese geschätzte, dem Publicum auf das vortheilhafteste bekannte Sängerin auf Gastrollen zu engagiren, und wir wünschen nur, daß die Beschränktheit des Opernrepertoirs obiger Bühne der Künstlerin Gelegenheit schaffe, ihre vielseitige Tüchtigkeit zu erproben. Das heutige Debut war von dem schönsten Erfolge begleitet und Mad. Kraus-Wranitzky wurde mehrere Male vorgerufen. Eine imposante Gestalt, eine noch immer schöne, in den Mittelstönen ausgezeichnete Stimme und eine treffliche Methode, von Studium und vorzüglicher Schule zeugend, sind Vorzüge, welche diese Sängerin allenthalben zu einer hochwillkommenen Erscheinung machen müssen, welche daher an diesem Theater, das rücksichtlich der weiblichen Opernindividuen bisher noch auf Anfängerinnen, wenn gleich auf recht hoffnungsvolle, beschränkt ist, doppelt erwünscht auftritt. Schon die erste Cavatine erregte die angenehmsten Hoffnungen, die in der Folge, zumal in der zweyten Einlage einer Arie von Caraffa, zum stürmischen Beyfall gesteigert wurden, und wir glauben nicht, daß seit den Debuts der Ull. Heinemann, die Rosine trefflicher auf diesem Theater gesungen wurde, als von unserm werthen Gaste. Mad. Kraus-Wranitzky löste ihre ganze Aufgabe mit der sichersten Intonation, seltener Bravour, mit Wärme und der höchsten Eleganz des Vortrags; sie wußte mit ihren Mitteln auf zweckmäßige Art hauszuhalten und feyerte daher in der schon früher erwähnten, eingelegten Nummer, einen wahren Triumph, indem sie darin ihre ganze Kraft und eine Virtuosität entwickelte, die nichts zu wünschen übrig ließ. Rüksichtlich des Vortrags der Prosa und des Benehmens hatte man ebenfalls Ursache, mit Mad. Kraus-Wranitzky zufrieden zu seyn. — Von der Umgebung der Gastfängerin haben wir des Hrn. Illner (Figaro) mit dem gerechtesten Lobe zu erwähnen; Spiel und Gesang waren sehr gelungen und die ganze Lei-

fung eine von Fleiß und Talent zeugende, die keinen Vergleich zu scheuen hatte, besonders, da auch im Spiele eine gewisse Solidität vorherrschte, die alle possenhafte Effectbascherey vermied. Die beyfällige Anerkennung, die das Publicum Hrn. Illner zollte, möge ihn zum Fortschreiten auf dieser Bahn ermuntern. Von den H. Koch und Kott haben wir bey einer andern Gelegenheit rühmend gesprochen, sie lieferten wieder recht Erfreuliches. Neuwarjuns Hr. Kreipl (Almaviva), der sein senores, obwohl von Nasaltönen noch immer dominirtes, Organ in mehreren Stellen geltend machte, übrigens aber noch ganz als Schüler erschien, der sehr fleißig lernen und seine glückliche Naturgabe wahren muß, um sich die Theilnahme zu erhalten, welche seinen früheren vielversprechenden Versuchen gesendet wurde. Im Duo des letzten Finales zeigte sich Hr. Kreipl besonders schwankend und war überhaupt die unbedeutendste Person in der Vorstellung, die sonst ungemein rund und wirksam in einander griff. — Wegen des eingetretenen Schneewetters war der Zuspruch nicht besonders zahlreich.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 27. December zum ersten Male und zum Vortheile des Pensionsfonds: „Die Geistermühle bey Saaz, oder der summe Ritter.“ Ritterschauspiel in fünf Aufzügen.

Es handelt sich in dieser Neuigkeit um zwey gräßliche Bösewichter, die, man weiß nicht recht warum, einen Zahn auf die gute Stadt Saaz haben, die aber zulezt beyde auf recht erbauliche Weise ins Gras beißen müssen. Vermuthlich, weil in der ersten Scene von der sogenannten Geistermühle die Rede ist und die beyden Intriguants in der Nähe derselben ab- und zugehen, heißt das Stück die Geistermühle und hat seinen zweyten Titel von einer Nebenperson, der die Zunge ausgerissen wird, was eigentlich gar nicht zur Sache gehört. Freylich gehören auch der Herzog und Protislaw und Blanka und Jaromir und Dobromir und Wenzel und Ruprecht und Kilian und Lise und Hans und die Waisenkinder nicht zur Handlung, denn gehandelt wird in diesem Stücke gar nicht; es werden bloß die Schwerter einige Duzend Male apostrophirt, es wird gefochten, erstochen, angezündet, geraubt, besagert und wieder gefochten und wieder erstochen; jede neue Scene bringt eine neue Verwicklung, deren Lösung dem Verfasser nicht viel Kopfbrechens macht und die am Ende durch einen Theatercoup nach Gordischer Manier zerhauen wird. Man sieht, der anonyme Autor schrieb aufs Gerathwohl ins Zeug hinein, reichte Scene an Scene, bis es genug war und die Vogenzahl für einen Theaterabend ausreichte, und ohne Zweifel seufzte die Muse tief, als er Punctum rief, und ein Schauer durchbebte sie, wenn es ihr einfiel, daß man vielleicht sie als theilhaftig bey diesem Nachwerke ansehen könne. Im ersten Acte erwarteten wir wenigstens einige theatralisch wirksame Momente, denn eine Scene in derselben ist nicht ohne Kenntniß des Effectes gemacht, aber es war nur Täuschung, und die Piece gestattete sich so geistlos, daß man eine „Febronia“ gesehen haben muß, um diese „Geistermühle“ verwinden zu können. — Von den Darstellenden kann Hr. Bosard genannt werden.

Modell II.

Das Rosakleid von Tüll (Tulle d'illusion) mit Marabouts und Rosen geziert, so wie das Kleid der sitzenden Dame von gesticktem Atlas mit einer Blondfalbe sind nach Originalen von Hrn. J. G. Veer, bürgerl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Das Sammt-Baret mit einer Feder geschmückt, ist nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock, und die Coiffure nach einem von Hrn. Thom. Zeipelt, bürgerl. Damenfriseur (am Graben im Trattnerhof 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) verfertigten Originale gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 10. Jänner 1835.

5

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbr. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ophelia.

(F o r t s e h u n g.)

Da traten zwey Mädchen ein, mit Cartons beladen, ihnen folgte ein Juwelier.

„Ey, was ist das?“ rief die Dauton neugierig, und nahm dem einen Mädchen ein Billet ab, welches sie Augusten hinhielt. Es war von Solikof.

„Dein Hochzeitkleid; möge ich den Geschmack meiner Auguste getroffen haben, möge sie meinem Flehen nachgeben, und mein Glück beschleunigen.“ — Dieß war alles, was es enthielt.

Die Dauton hatte indeß von allen Cartons die Deckel gerissen, schlug ein Entrecht und rannte wie toll im Zimmer auf und nieder. Ein prachtvolles Blondkleid, ein kostbarer Schleyer und ein ächt französischer Myrthen-Franz lagen in wenig Minuten auf dem seidenen Divan, diesen folgte ein wunderschöner ächter Tibetshawl; nun trat auch der Juwelier hinzu und öffnete das Etui, welches er in den Händen hielt. Ein geschmackvolles Halsband von orientalischen Perlen, mit der ganzen Garnitur, die zu einem vollständigen Schmuck gehört, alles mit blizenden Diamanten besetzt, leuchtete den erstaunten Mädchen entgegen. Unwillkürlich streckte sich Augustens Hand nach dem funkelnden Geschmeide aus.

„Darin könnte eine Fürsinn sich trauen lassen,“ jubelte die Dauton, und schlang blichschnell das Halsband um Augustens schlanken Nacken. Stumm saß diese und betrachtete die wahrhaft königlichen Geschenke des verrathenen Solikof.

Da öffnete die Dauton das letzte Carton, und ein carmoisinrother Sammtpelz mit Zobel, ein weißes Hütchen mit Federn kamen zum Vorschein. Stumm vor Staunen schlug die für solche Gaben nur zu empfängliche Tänzerin die Hände zusammen, und begriff Sophiens Ruhe nicht, die still an ihrer Arbeit blieb, und nur zuweilen einen seltsam prüfenden Blick nach der Schwester sandte.

Da tönte helles Geklingel von der Straße herauf. Die Dauton stürzte

zum Fenster und rief fast athemlos: „O ich bitte dich, sieh nur, sieh, Auguste.“ Diese folgte dem Ruf und sah, nicht ohne freudiges Staunen, einen wunderschönen Schlitten mit zwey tanzenden Pferden bespannt, die Straße herabfliegen. Solikof im eleganten Pelze fuhr selbst, hinter ihm sprengten auf schlanken Engländern zwey prächtig gekleidete Jockeys, und vor ihrem Hause hielt der Zug still, den in wenig Minuten eine Menge von Neugierigen umgab.

Noch war Auguste mit sich selbst im Kampfe, was sie beginnen sollte, als Solikof, schöner als je, vor sie hintrat, ihre Hand an die Lippen drückte, und mit all' der Liebenswürdigkeit, welche ihm zu Gebote stand, flüsterte:

„Zürnt meine Auguste noch?“

Auguste senkte sprachlos den Blick zur Erde.

„Ach was,“ tändelte die Dauton, „das sind alles Possen, sie ist gut und entzückt von Ihren Gaben, Graf, denn das muß man Ihnen lassen, Ihrer Großmuth ist nichts zu vergleichen als Ihr herrlicher Geschmack.“

„Ich weiß, wie sehr du eine Fahrt im Schlitten liebst,“ bat Solikof, „wilst du mir eine Stunde schenken?“

„Auguste!“ warnte leise Sophiens Stimme.

„Ganz gewiß,“ entgegnete die Französin, ohne die Antwort der noch immer schweigenden Auguste abzuwarten, warf ihr den Shawl um, dann den herrlichen Pelz, drückte ihr das wunderniedliche Hütchen auf die dunkeln Locken, zog sie zum Spiegel, und rief in die Hände klatschend: „Nun Frau Gräfinn, sind Sie mit dieser Toilette zufrieden?“

„Auguste!“ rief Sophie jetzt lauter.

Unwillkürlich flog ein freudiges Lächeln über Augustens Züge, als ihr der Spiegel die eigene herrliche Gestalt entgegenstrahlte; auch aus Solikofs Augen leuchtete das Entzücken über die reizende Braut, er stand neben ihr, wie ein Fürst, stolz und edel, sich an ihrem Anblicke weidend.

Da schmiegte sich ihr Arm in den seinen, rasch zog er sie aus dem Zimmer, und Sophiens dritter Warnungsruf „Auguste!“ verhallte ungehört.

Als Solikof Augusten in den Schlitten hob, flüsterten die Umstehenden laut genug, daß sie es hören konnten: „Welch ein schönes Paar! Der herrliche Graf, das reizende Mädchen!“

Die Rosse stampften ungeduldig, waren kaum zu halten, und flogen, als ihnen der kräftige Führer endlich den Zügel ließ, pfeilgeschwind unter hellem Klingen der silbernen Schellen die Straße hinab.

In jedem Fenster wurde ein Kopf sichtbar; ein Wagen kam daher, die Gräfinn Stolborn mußte halten, um den brausende Zug vorüber zu lassen, und bleich vor Ärger warf sie einen wüthenden Blick auf das Paar. Stolz hob sich Augustens Brust, hoch aufgerichtet saß sie neben dem glänzenden Manne, und sah mit heimlichem Entzücken Staunen und Bewunderung in jedem Gesicht, das sich nach ihr richtete. Jetzt bogen sie auf den Marktplatz ein, da ging still im einfachen Oberrocke, in selige Träume versunken, der arme Vater, das Geklingel erweckte ihn, er wandte das Haupt, und starr, bleich wie eine Leiche, sah er nach dem Mädchen hinüber. Die Rosse schnaubten, die Jockeys vermochten kaum dem Schlitten zu folgen, Augustens Federn flatterten spielend im Winde, und mit herablassender Freundlichkeit senkte der Graf die Peitsche gegen ihn. — Eine Feuerflamme ergoß sich über Augustens Ge-

sicht, sie sah noch die verlöschenden Augen, die wankenden Knie Warners, sie sah, wie er gegen die Mauer sank, doch blickschnell war sie vorüber, und ein tiefes Weh zuckte durch ihr Herz.

Schon war es neun Uhr geworden. Sophie saß im dunklen Zimmer, und starrte in die schwarze Nacht hinaus, dichter Schnee sank sich kräuselnd zur Erde, und kalt wie draußen die Natur war ihr erstarrtes Herz.

Da huschte eine finstere Gestalt durch die Thüre, sie fuhr entsetzt auf und rief: „Wer ist's?“

Keine Antwort. Es war alles still, nur in einer Ecke schien es ihr, als rege sich etwas Lebendes. Tödlich erschrocken floh sie nach Augustens Boudoir, zündete rasch die Kerzen an, und trat vorsichtig wieder in den Salon zurück. Da lag Warner im Divan und starrte sie mit weit offenen Augen an.

„Um Gottes willen, Warner!“ stammelte das Mädchen, „was wollen Sie hier?“

Wie aus einem Traume erwachend, fuhr der Maler empor. — „Das Bild!“ sprach er eiskalt und tonlos. Ein Schauer durchrieselte Sophie.

„Ich kann es Ihnen nicht geben,“ flüsterte sie fast unverständlich.

„Ich will es,“ rief er plötzlich aufspringend, „ich muß es haben, es ist mein, mein Herzblut klebt an dem Bilde, mein Leben, meine ewige Seligkeit — Sophie, geben Sie mir das Bild.“

„Ich darf nicht! Fassen Sie sich, Warner,“ flehte das geängstete Mädchen, und hing bebend an seinen verzerrten Zügen, „bedenken Sie, daß der Graf jeden Augenblick . . .“

„Der Graf,“ lachte der Maler fürchterlich, „der Graf,“ wiederholte er dumpf, „der Graf mit dem Stern, mit den Engländern und Jockeys,“ eine unbeschreibliche Bitterkeit lagerte sich um seinen schönen Mund. „Geben Sie mir das Bild — Sophie,“ rief er vor ihr hinstürzend, „gib mir das Bild, mich soll Erde und Himmel ausstoßen, wenn ich ohne das Bild von hinnen gehe.“

An allen Gliedern bebend zog Sophie das Porträt aus der Brust.

„Ach Warner,“ bat sie schmelzend, „zürnen Sie mir nicht! ich habe Ihr schönes Werk vernichtet.“

Hastig faßte der Jüngling darnach, sein irrer Blick wuchs fest auf dem entstellten Gemälde, kalter Schauer schüttelte seine Glieder, seine Zähne schlügen wie im Fieberfrost klappernd zusammen.

„Was ist das?“ stammelte er endlich mühsam, „wer hat das gethan?“

„Ach Unglücklicher,“ rief Sophie in unsäglichem Schmerz, „meine Thränen, Thränen, die ich dir weinte, haben dein Liebstes zerstört.“

„Mein Liebste?“ — lachte Warner wild, „du bist mir zugekommen, ich wollte es selbst vernichten, doch diese Frage bedarf der Zerstörung nicht mehr.“ — Mit einem verächtlichen Lächeln warf er das Bild weit von sich.

„Leb wohl Sophie!“ sprach er nun kalt, und wandte sich der Thüre zu.

„Warner, um Gottes willen!“ rief das gequälte Mädchen, „was wollen Sie thun!“ und beyde Hände um seinen Nacken schlingend, schluchzte sie in Thränen vergehend. — „Nein Armer! so lasse ich dich nicht von hinnen.“

Da brach auch aus seinem gepreßten Herzen ein Strom von Thränen hervor, die brennend auf Sophiens reine Stirne fielen, eine Minute lang

hielt er sie schweigend umfaßt; ihr lockiges Haupt lag an seiner Brust, ihr ganzes Wesen war aufgelöst in Liebe und namenlosem Weh. — Einen leisen Hauch fühlte sie noch auf ihrer Wange, dann war er hinweg.

Der Maler war spurlos verschwunden, und sein ernstes Bild verbleichte nach und nach in Augustens Seele, die der Graf jeden Tag mit neuen stolzen Träumen füllte. Von einem Feste zum andern zog er das betäubte Mädchen, und im Glanze ihres jetzigen Lebens, wie in dem Gifthauche des Ruhmes, der die Gefeyerte auf bunten Schwingen trug, verstummte der laute Ruf ihres Herzens, der Schein des Vorwurfs, und endlich auch die ernste Frage ihres Innern: Was ist aus dem Armen geworden? — Ja, wenn sie sich beneidet an des Grafen Seite sah, überflog sie oft eine Schamröthe bey dem Gedanken: diesen Mann wolltest du dem unbedeutenden Maler opfern! — und sie hing jetzt mit Leidenschaft an der schmeichelnden Dauton, welche sie allein von der Ausführung ihres thörichten Entschlusses abgehalten; von Sophien zog sie sich mehr und mehr zurück; der trübe erloschene Blick des Mädchens, ihr bleiches Gesicht war ihr ein mahnender Zuruf, dessen sie sich nicht entledigen konnte, und der ihr mit jedem Tage unerträglicher wurde; darum sah sie mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, welcher sie mit dem Grafen verbinden, und auf immer von der stillen Schwester trennen sollte, deren Schicksal durch Solikofs Großmuth hinlänglich gesichert war. So vergingen mehrere Monate. — Der Graf, welcher früher so sehr auf Beschleunigung ihrer Vermählung drang, schien seit einiger Zeit weniger dringend, der Carneval mit all seinem bunten Treiben beschäftigte ihn sehr, und auch Auguste, von der Direction, welche sie dem sie vergötternden Publicum noch recht oft zeigen wollte, übermäßig in Anspruch genommen, hatte weniger Zeit als sonst für ihn übrig, und fand sein Benehmen nicht auffallend.

Da ging ein neues Gestirn am Horizont der Kunstwelt auf. Eine junge berühmte Sängerin, schön und schlau, geistreich und mit einer wunderbar herrlichen Stimme begabt, zog die große Welt in die Oper, und je spärlicher die Kränze jetzt im Schauspiel gespendet wurden, desto blumenreicher war die Bühne bey den Darstellungen des „Barbiers von Sevilla“ oder des alle Welt entflammenden „Schnees.“ — Romeo und Julie“ fand nur wenige Zuschauer mehr, indeß bey den Vorstellungen der reizenden M. Hunderte, ohne Platz gefunden zu haben, nach Hause wanderten.

Mit Befremden und endlich mit bitterer Kränkung fühlte sich Auguste, das verzärtelte Glückskind, von dem neuen Stern bedeutend verdunkelt; sie kannte noch nicht die Launen des vielköpfigen Ungeheuers, sie wußte nicht, daß Neuheit der größte aller Reize, und nichts vergänglicher als das Glück des Mimen sey.

Doch in dem stolzen Gedanken an ihre glänzende Zukunft, in dem Bewußtseyn, daß sie nicht mehr bedürfe, dem Flattersinn der Menge zu schmeicheln, fand sie Ersatz für die vermeintliche Kränkung, und sang schon an herzlich zu bereuen, daß sie nicht damals, als Solikof es wünschte, die Bühne verlassen habe.

Der Graf hatte täglich mehr Beschäftigung und erschien oft einen ganzen Tag lang nicht, während sie früher Mühe hatte, ihn nur so lange zu entfernen, um Zeit für das Studium ihrer Rollen zu gewinnen. Auguste liebte ihn nicht, und war seiner zu sicher, um über diese Veränderung viel nachzu-

denken. Sophie sah auch dieses schweigend mit an, wie alles Frühere. — Eines Tages kam die Dauton mit einem seltsamen Gesicht, fing zehnmal ein Gespräch an, spann keines aus, wollte immer etwas sagen, und schien nicht mit sich einig, wie sie es sollte. Endlich sprach Auguste:

„Aber Fanchette, wie kommst du mir denn heute vor? du bist so seltsam!“

„Das möchte ich lieber dich fragen, Gustchen, denn ich begreife wahrlich nicht, wie man in deiner Lage so ruhig seyn kann!“

„In meiner Lage?“ fragte Auguste aufhorchend.

„Nun ja,“ entgegnete die Dauton mit einem Ton, der zwischen heimlicher Freude und Ärger schwankte. — „Du kannst doch unmöglich gleichgültig bleiben bey der Verschwendung deines Bräutigams, der, wenn er Krösus wäre, auf solche Weise seine Schätze bald erschöpfen müßte.“

„Wie so?“ fragte Auguste staunend.

(Die Fortsetzung folgt.)

N ä t h s e l.

Es ist ein Schloß, kein Schneckenhaus,
Ein wahres, festes Schloß,
Kein Mensch tritt ein, kein Mensch tritt aus,
Kein Mensch bewohnt das Schloß;
Nur Einer in der Welt allein
Geht bey der Thüre aus und ein.

Ein Männchen ist's, fromm wie ein Lamm,
Nur nicht wie dieß behaart,
Doch trägt es immer einen Kamm
Und seinen eignen Bart;
Das geht hinein, dreht sich herum,
Und kehrt sogleich auch wieder um.

Es ruht das Schloß auf keinem Grund,
Es schwimmt nicht auf dem Meer,
Es stammt nicht aus den Wolken und
Schwebt in der Luft einher;
An einem Bogen hält es fest,
Von dem es schwer sich trennen läßt.

Das Männchen, weil es Pfortner ist,
Versieht den Dienst am Thor,
Und schiebt zum Schutz vor Raub und List
Stets einen Kiegel vor,
Wobey es jedesmal sich zeigt,
Daß sich das Schloß zur Erde neigt.

Was kann dieß für ein Schloß wohl seyn,
Und wer der Pfortner d'rin?
Es liegt nicht tief, ich seh' es ein,
Des kurzen Räthsels Sinn;
Drum frag' ich auch nur leise nach,
Wer wohl das Schloß mir nennen mag.

Florentin Freyherr von Dreßler.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im December 1834.

(F o r t s e t z u n g.)

Nicht ohne Hochgefühl betrachtet der Eingeborne diese Erzeugnisse; er erwacht beim Anblicke dieser Leistungen zum stolzen Nationalgeföhle und sieht, was er seinem Vaterlande und sich selbst kaum je zugetraut hatte: schöne Vorurtheile mit Einem Blicke vernichtet. Das Gebiet der Mechanik, der höheren und der niederen, überrascht Sie im höchsten Grade. Zum Zweckmäßigen, zum Sinnreichen, zum tief Berechneten auch den edlen Geschmack, das Schöne, gepaart zu finden, das den Fortschritt der ästhetischen Bildung eines Volksstammes so freudig bezeichnet: das gibt demselben den Vollmächtsbrief der wärmsten Achtung. Manufacturisten, Fabrikanten, Mechaniker und Bildner aus allen Stoffen, zu welchen Sie den Silber, den Gold- und Bronzearbeiter, den Modelleur in Gyps und jeder Thonart, den Porcellan- und Fayencefabrikanten, den Juwelier und Wachsboffirer mit mir zählen werden, werben um den Preis der Anerkennung. Die Erzeugnisse in Tuch und Seide, die in großen Massen zweckmäßig und anschaulich mit der geschicktesten Anordnung in einem Salon auf Tafeln für das neugierige Publicum vertheilt sind; die verschiedenartigsten Stoffe nach den Gradationen aller Categorien, wie sie aus der schaffenden Hand hervorgingen und sich den verschiedenartigsten Bedürfnissen unsers Lebens anpassen — kurz, was entweicher vom Webestuhle, von der sädelnden oder spinnenden Hand der stillen Häuslichkeit oder einer großartigen, mit kaufmännischem Betriebe geföhrtren Anstalt hervortrat, was mit Aufwand elementarischer Kräfte oder mit den einfachsten Mitteln des sinnenden Gewerbfleißes zum gemeinnützigen Daseyn gelangte; dies alles treffen Sie schon jetzt wie mittelst eines Zauberschlagens in das Leben eines Weltmarktes gerufen. Wenn Sie bedenken, daß diese Industriausstellung nur den Anfang, nur den Eingang zu den künftigen bildet, so würden Sie, als unmittelbarer Beobachter mitten in den Kreis dieser Productionen versetzt, verwundert ausrufen: „Was vermag nicht ein thätiges Volk, das, von seiner Regierung aufgemuntert, seine intellectuellen Kräfte kennen lernt!“ Was dem Gotte der Esse angehört, was die Flamme, was die Macht der Welle, was das schimmernde Reich der Iris, was die Architectur, die Sculptur und überhaupt jede menschliche Kunstfertigkeit dem rohen Stoffe abzugewinnen vermag, vereint sich zu einem bewunderungswürdigen Kranze!

Die großen Märkte an der Themse, an der Seine, an der Rhone, an den südlichen und nördlichen Ufern des mittelländischen Meeres u. s. w. mögen jetzt ihre mächtigen Räume sehr verengen, wenn wir auch annehmen, daß Deutschland nicht alles erzeugt, was jene Gegenden, was die Niederlande, was die vielarmigen Ausflüßungen des Rheins und die begünstigten Eigenthümlichkeiten, die klimatischen Vorrechte, die günstigen Launen eines weicheren Himmels und das Zusammenwirken nicht zu berechnender Umstände verschwenderisch in die nur halb regsamten Hände liefern. Solche Anstalten müssen die Staaten gründen, um die Emulation, die Rivalität ihrer Völker zu entflammen und die große Aufgabe der ächten Cultur zu lösen! Hierin liegt das große heilige Geheimniß der wahren Völkeraufklärung, nicht in den dürrn Philosophemen der unfruchtbaren speculativen Philosophie, nicht in den unseligen Grundsätzen der Staaten umwälzenden Theorien, die nur die Köpfe heiß machen, um sie als Congreg'sche Kometen in den Schooß glücklicher Länder zu schleudern, und die Stätten der Künstler und der gewerbfleißigen Classen in Flammen auslodern zu lassen! Beim Anblicke der Münchener Industriausstellung wird uns klar, was der Canalbau in Bayern — die Verbindung des Rheins mit der Donau, die bis heute Tausenden wie ein Märchen aus Carl des Großen riesenhafter Zeit herüberklingt — was die projectirte Dampfschiffahrt von Ulm bis zu den Mündungen der Donau, was die Eisenbahnen sagen wollen!

Ich sehe noch immer in den Sälen des Odeons; zur Linken und Rechten und vor mir schweigt das Auge in Anschauung einer Überfülle des Neuen, des Überraschenden, des noch in Bayern nicht Bekannten. Ich sehe wohl ein, daß ich Sie bisher in eine bunte Verwirrung mit mir hineinzog, anstatt Sie in einer logischen Ordnung und angemessenen Reihenfolge durch alle Objecte zu führen. Ich hätte mit den reichen Magazinen im Erdgeschoße des Odeons die Lederer-, Säckler-, Tischner-, Schuhmacher-, Schlosser- und Schmiedearbeiten und überhaupt Leder-, Töpfer- und Eisenwaaren vor

Ihnen aufstellen sollen, um Sie dann über die Marmorstufen in die Säle zu begleiten, wo Sie beim Überschaun der geschmackvollen Reitsättel, der zarten Handschuhe, der künstlichen Schösser und Behältnisse (Chatullen), die blendenden Firnen: englisch, französisch und russisch nur für ein kaufmännisches Trugspiel halten und die etruskischen Vasen, Öfen, schön in Zeichnung und zweckgemäß in ihrer innern Structur, die Buchdruckerpressen nach neuester Einrichtung, Ihres Beyfalls würdigen werden. Die Producte von hydraulischem Kalk (römischem Cement) aus bayerischem Boden und gegen Feuer und Wasser dauernd, zu Wasserbehältern, Maueranwurf, Büsten und Statuen, sind verwendbar zu den feinsten Ornamenten und gehören zu den großartigsten. Künstlich getriebene Kupferstücke, Rohstab- und Blecheisen; Zinngießerarbeiten zu jedem häuslichen Bedarf; Wachstuch, Schmelztiegel von 2—1000 Mark, von denen Bayern schon seit undenklichen Zeiten bis in die Tropenländer versendet, Schuhe und Stiefel, sowohl für den Herrenfuß, als für den Damenfuß, und hundert andere verwandte Dinge liefern schlagende Beweise für die Einleitung meines Berichtes über Bayerns Nationalmagazin im Jahre 1834.

Wir haben noch sechs Säle zu durchwandern. Reichen Sie mir die Hand, ich fasse richtiger alles ins Auge, wo Sie mich mit Ihrem Kennerblicke begleiten. Wir übergehen die verschiedenen Künste, Industrie- und Arbeitsschulen und eilen sogleich auf das Vorzüglichste, die schönen Parquetbodenstücke für den Ihnen bekannten Königsbau. Welch edler Geschmack spricht sich nicht in dieser Arbeit aus! Wer regte ihn an, wer belebte ihn, wer rief ihn mit einem solchen Erfolge ins Leben? Der königliche Kunstfreund und beschützende Gönner Ludwig! Nicht fehlen die beliebten Papiertapeten. Der Modegeist huldigt ihrem Farbenspiele und ihrer Zeichnung, und sie verdienen beachtet zu werden, weil sie das Vaterland erzeugt hatte. Mit sanftem Tadel berühren wir nur die so häufigen Straminarbeiten, worauf junge Hände soviel Zeit und Fleiß verwenden, aber das weit nützlichere Fundamentalarbeiten darüber veräußen. Wir erwarten bey der künftigen Ausstellung Dessinentwürfe, um auch die kunstfertige Hand bewundern zu können.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Theater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 2. Jänner zum ersten Male: „Die Quäkerfamilie.“ Komische Oper in einem Aufzuge, aus dem Französischen der H. L. Leu ver und L. Herie. Die Musik von Hrn W. Reuling, Capellmeister an diesem k. k. Hoftheater.

Übermals ein neuer Zuwachs zu dem Heere von Vorspielen oder eigentlich Lückenbüßern, die nach Bedarf und Gelegenheit auftauchen, sich für einen oder ein paar Abende über dem Wasser erhalten und dann wieder versinken, ohne eine Spur ihres Dafeyns zurückzulassen. Es ist ordentlich schade, daß das heutige Product mit einer gewissen musicalischen Freygebigkeit ausgesteuert in die Welt gefördert wurde; ein solcher Aufwand hätte sich für einen besseren Gegenstand geschickt, wenigstens würde er dann dem Componisten wie den Darstellern nach Verdienst zu Gute kommen; so aber müssen beyde das Schicksal des Stückes entgelten, und von dem läßt sich nicht viel Erfreuliches melden. Der Inhalt besteht in dem Abenteuer eines jungen Menschen, der nach dem Willen seines Vaters heirathen soll, und zu dem Ende sich in der Maske eines Quäkers bey der dieser Secte angehörenden Familie des Herrn Jacobson einführt. Hier trifft er sieben heirathbare Nichten zur Auswahl, prüft sie der Reihe nach, findet aber in jeder einzelnen einen bedeutenden Charakterfehler, bis er am Ende derjenigen begegnet, die ihm am besten zusagt, und die er noch obendrein als den Gegenstand seiner heimlichen Flamme, als die Heldinn eines nächstlichen Abenteuers auf dem Postwagen erkennt. — Gegen den Stoff wäre von Haus aus nichts einzuwenden, denn im Grunde läßt sich mit Witz und Geiße jeder, auch der geringfügigste Stoff zu einem einactigen Lustspiele herrichten. Aber gerade die beyden genannten Bedingungen fehlen hier gänzlich, und so erscheint das Ganze als eine höchst dürftige Carricatur der Quäkersecte nebst einer noch dürftigeren mehrmaligen Wiederholung eines an sich fasten Spafes. — In der Musik, die, wie gesagt, hier als rein verschwendet erscheint, finden sich mehrere Nummern von gefälliger und melodischer Erfindung. Unter den

Darstellenden haben wir des Hrn. *Cramolini* zu erwähnen, der den verketteten Quäter mit so vieler Laune und so guter Haltung gab, daß man einer Opernankunft nur Glück wünschen kann zu einem so tüchtigen Schauspieler. Nicht minder glücklich war er in den Gesangsparthien, in welchen auch *Mlle. Chnes*, als *Sufanna*, verdienten Beyfall erntete. — Nach der Operette gab man das bekannte Ballet: „Der Fasching in Venedig,“ welches ein paar Tage früher zum Benefice der *Mlle. Aliné Dorsey* wieder vorgefucht worden war. Die genannte Tänzerin nebst *Mlle. Aliné Gauthier* und Hrn. *Combé* bewährten sich als die letzten Stützen des herabgekommnen Ballets.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 30. December: „Das Nachtlager in Granada.“ Hr. *Mellinger* sang die Parthie des Jägers als ersten theatralischen Versuch.

Schon durch längere Zeit hatte sich im Publicum das Gerücht von diesem Debut verbreitet; allgemein war ein Baritonist von seltener Trefflichkeit der Stimme angekündigt, und nicht ohne Bangen sahen wir dem Erfolge jenes Theaterabends entgegen, denn man weiß wohl, wie oft schon die allzu dienstfertige Lobposaune Frau *Sama's* Nachtheil brachte. Diesmal trat der entgegengesetzte Fall ein, und Hr. *Mellinger* hat die von ihm gehegten Erwartungen bey weitem überflügelt; seine Stimme ist aber auch eine der schönsten, die wir noch jemals gehört zu haben uns erinnern, und mit einer solchen Naturgabe kann man sich heut zu Tage, in dieser Zeit der fränkenden, hintälligen Organe, getrost über Manches hinwegsetzen, was man sonst noch von einem Jünger der dramatischen Kunst verlangte. Die Erscheinung des Hrn. *Mellinger* ist nicht imposant und sein Spiel noch durchaus das eines Anfängers; doch scheint seine musicalische Bildung höchst gründlich, seine Intonation ist ohne Tadel, der Umfang bedeutend, Mittellage und Tiefe wunderschön, voll Metall und Wohlklang, sein Basses ausgezeichnet, der Vortrag voll Seele; einige Piano's waren von hinreißendem Schmelz und die Übergänge größtentheils mit Sicherheit und Kraft ausgeführt; der ganze Körper der Stimme zeugt von Gediegenheit, Ausdauer und großer Bildungsfähigkeit. Das Bedürfnis des dramatischen Gesanges kennt Hr. *Mellinger* noch nicht, die Aussprache der Vocale ist ganz fehlerhaft und die Worte des Textes nicht immer verständlich; allein bedenkt man, wie hemmend die Befangenheit des ersten Auftrittes, die Anstrengung der vorausgegangenen Proben und der Einfluß der Jahreszeit nothwendigerweise wirken mußten, so kann man die Leistung des Hrn. *Mellinger* nicht anders als mit dem unbedingtsten Lobe anerkennen. Der ursprüngliche Darsteller dieses Partes hat dem Publicum, so zu sagen, einen Maßstab gegeben, den man fast für unerreichbar ansah. Unser Debutant blieb hinter demselben nicht zurück, ja in einzelnen Momenten übertraf er beynahe seinen Vorgänger, wenigstens darf dies von dem zweyten Acte mit Beruhigung behauptet werden, und die markige Tonfülle des Hrn. *Mellinger*, seine ungetrübte Kraft bis zum Schlusse hat wenigstens in keinem Falle die Vergleichung zu scheuen. Die Aufnahme dieses Versuches war enthusiastisch und es wird nur von dem Fleiße des Hrn. *Mellinger* abhängen, sich in der Gunst aller Freunde der Oper bald auf eine glänzende Stufe zu erheben. — Von der Umgebung ist *Mlle. Neu* zu erwähnen, die wir zum ersten Male als *Gabriele* hörten, und die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Es lag eine Wärme, eine Sicherheit und Empfänglichkeit für wahre Kunst in ihrem Gesange, die große Aufmerksamkeit erregte und lärmenden Beyfall erntete; auch Hr. *Kreipl* (*Gomez*) trat wieder sehr ansprechend hervor und die ganze Aufführung gewährte einen fast ganz unbeirrten Genuß.

Herausgeber und Redacteur *Johann Schick*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 13. Jänner 1835.

6

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbes u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ophelia.

(Fortsetzung.)

„Nun, du wirst mir doch nicht sagen, daß du von all' den Galanterien deines Zukünftigen nichts weißt?“ lächelte die Dauton boshaft. „Gestern Abends, als die M. nach der Oper in ihre Wohnung tritt, findet sie ihre Appartements auf das prächtigste neu meublirt, die Großmuth Solikofs hatte ihr diese Überraschung bereitet.“

Eine Leichenblässe überzog Augustens Wangen. „Unmöglich!“ stammelte sie tonlos.

„So weißt du nicht, daß es keine Pariser Mode gibt, die Madame Fle-neville ihr nicht auf Rechnung des Grafen liefert,“ rief die Dauton dunkel-roth vor Ärger, — „und daß man,“ setzte sie mit heimlicher Schadenfreude hinzu, „allgemein erstaunt ist über den glänzenden Sieg, den auch hier wieder die reizende Oper über das trockene nüchterne Schauspiel davon trägt?“

Augustens Augen schlossen sich, ihr Haupt sank an die Wand zurück, sie fiel wie vernichtet zusammen. Laut aufschreyend stürzte Sophie auf sie zu.

„Hinaus, giftige Schlange!“ rief das erzürnte Mädchen der Tänzerin zu, „hinaus, daß sie dich nicht wiedersehe, wenn sie die Augen aufschlägt!“

„Warum nicht gar!“ eiferte die Dauton, „von Ihnen werde ich mir wohl nicht die Thüre weisen lassen?“

„Das werden Sie,“ sprach jetzt Sophie mit Würde, „wenn Sie nicht vor-ziehen von dem Bedienten sich gefallen zu lassen, was Sie von mir nicht dulden wollen.“

Indeß Sophie Augustens Stirne und Hände rieb, griff die Französin hebend vor Wuth nach dem Mantel und wollte eben das Zimmer verlassen, als Solikof eintrat und bestürzt unter der Thüre stehen blieb, da er Augu-stens Zustand gewahrte.

„Was ist hier geschehen, wer hat das gethan?“ fragte er endlich, erschro-cken näher tretend.

„Diese Niederträchtige,“ rief Sophie, „die ihr das Gift tropfenweis zu-maß, das ihr Leben zerstören wird! — Sie kennt jetzt Ihren ganzen Werth,“

Unwürdige, entfernen Sie sich, daß sie Ihr Anblick nicht tödte.“ — Leichenbläß und zitternd stand die Dauton da. Mit einem fürchterlichen Blick auf sie stammelte der Graf:

„Ich werde Sie zu finden wissen, Mademoiselle!“ — und wies drohend nach der Thüre. An allen Gliedern bebend schlich die Französin still von dannen, sie wußte nur zu gut, wie sehr Solikof sie in Händen habe, und wie er sich an ihr rächen konnte, wenn er wollte.

Auguste lag noch immer bewusstlos. Ihr Zustand schien ihn heftig zu erschüttern. Er drückte sie an die Brust, rief sie mit den süßesten Namen, doch Auguste hörte ihn nicht, leblos lag sie in seinen Armen, denn ein Blitzstrahl hatte ja die Nacht ihrer Zukunft fürchterlich erhellt.

Ein heftiges Fieber fesselte Augusten an ihr Lager. Sie hatte jede Erklärung mit Solikof ängstlich vermieden, sie war noch mit sich selbst im Kampfe, was sie beginnen sollte. — Der Graf besuchte sie fleißig, wich jedoch seiner Seite jeder Frage sorgsam aus, und blieb nie lange an ihrem Lager. Mit unglaublicher Schnelle streifte die Krankheit die frische Blüthe von Augustens Reizen, und als sie nach vierzehn Tagen endlich vom Lager erstand, erschrafen alle ihre Freunde vor ihrem bleichen, entstellten Gesicht. Es nagte ein giftiger Wurm in ihrem Innern, der nicht mehr zum Schweigen zu bringen war.

Da trat eines Morgens der Director der Bühne, an welcher sie geglänzt hatte, in ihr Zimmer. Es war ein betagter, rechtlicher Mann, von den strengsten Grundsätzen.

„Ich halte es für meine Pflicht, Auguste,“ sprach er, mit einem kummervollen Blick die verfallenen Züge des blassen Mädchens betrachtend, „Ihnen beizustehen wie ein Freund und Vater, denn Sie sind eine Waise, haben sich die Achtung jedes Redlichen durch Ihr tadelloses Betragen erworben, und sollen nicht straflos geopfert werden. Ich weiß, daß Ihnen das Verhältniß Solikofs zu der M. kein Geheimniß geblieben; ich muß diese traurige Saite berühren, ich kann Ihr Herz nicht schonen. In wenig Tagen geht sie nach Paris ab, und es heißt, Solikof wolle die Pflichtvergeßlichkeit so weit treiben, ihr zu folgen. Sie dürfen das nicht dulden; Sie sind seine Braut, Sie haben Rechte, welche Ihre Freunde zu schützen wissen werden, sobald Sie nur Ihre Einwilligung zu einem ernsten Schritte geben wollen. Diese Einwilligung zu holen, bin ich hier.“ — Auguste schüttelte sanft das Haupt.

„Lassen Sie ihn, mein Freund,“ sprach sie leise, „er mag den Weg gehen, den er selbst erwählt.“

Schüchtern trat in diesem Augenblicke das Kammermädchen herein, sie hielt ein Billet in der Hand, und sah zweifelhaft aus, ob sie es übergeben sollte. Auguste rief rasch: „Von ihm?“ — Zögernd reichte jene es der Lebenden und flüsterte: „Der Bediente wartet auf Antwort.“ Hastig riß Auguste das Siegel auf und las: „Geh mir vor den Traualtar treten, muß ich mir eine Erklärung ausbitten, die für meine Ehre unerläßlich ist. Was für ein Verhältniß waltete zwischen Ihnen und jenem Maler, der mit ihrem Bilde so plötzlich und spurlos verschwand? War er vielleicht der Rosenpender, den ich, thöricht genug, selbst in Ihr Haus brachte? Daß Sie mich nie liebten, fühle ich jetzt erst deutlich, wo ich mit Leidenschaft geliebt werde, wo ich all die Glut finde, die meine grenzenlose Liebe in Ihrer Brust vergebens zu

wecken suchte. Hat vielleicht Ihre Eitelkeit den früher Geliebten meinem Glanze, meinem Stande, meinem Gelde geopfert? Diese Frage muß sonnenklar erörtert seyn, ehe der Graf von Solikof die Schauspielerinn Auguste M. zu sich erheben kann.“

Thränen, glühend heiße Schmerzens Thränen stürzten über Augustens Wangen, als sie gelesen hatte. Stumm reichte sie dem Director das Blatt und saß unbeweglich, bis er es gelesen. Von Zorn glühend warf er es zur Erde.

„Schändlicher!“ rief er erzürnt, „du sollst nicht loskommen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

Doch Auguste stand schweigend auf, trat zu ihrem Bureau, nahm das Document heraus, welches ihr ein bedeutendes Capital sicherte, dann ein Packet Briefe, des Grafen Bild, alles was sie von Schmuck von ihm besaß, endlich eine Cassette, welche er ihr einst gegeben.

Sorgfältig ordnete sie Stück für Stück in das Kästchen, zog den Verlobungsring vom Finger, legte ihn obenauf, verschloß, siegelte den Schlüssel in ein leeres Blatt Papier und gab beydes dem Kammermädchen.

„Dieß dem Bedienten.“

„Was thun Sie?“ rief erschrocken der Director.

„Er ist frey!“ hauchte kaum hörbar, aber ruhig Auguste, und befahl mit einem ernsten Blick dem Mädchen, zu gehorchen. Sie ging, der Director schüttelte den Kopf. Sophie aber umfaßte laut weinend die Schwester und rief: „Auguste, ich vergebe dir alles, du hast deiner würdig gehandelt.“ — Da schlang Auguste die kalten Hände um den Nacken der theuren Schwester, die Scheidewand war gefallen, die beyde Herzen aus einander gedrängt hatte. Fest drückte sie die feuchte Stirne an Sophiens treue Brust. Lange hielten sich die Mädchen umschlungen, bis Auguste ohnmächtig zurück sank.

„Unglückliche!“ rief der Director, „wenn Gerechtigkeit dort oben waltet, so mußt du gerächt werden.“

Nach wenig Tagen hieß es in der Stadt, der Graf sey abgereist. Cines Morgens erhielt Auguste durch die Post jene Cassette wieder, es fehlte nichts von dem Inhalte, als Solikofs Briefe, sein Bild und der Verlobungsring.

Mit einem Male stand nun das Leben in seiner ganzen Nacktheit, das Treiben der Menschen, und die Nichtigkeit all' ihrer Träume vor Augustens Blicken. Ihre zärtlichen Freundinnen verschwanden, Hohn und Schadenfreude lachten aus den Augen ihrer früheren Neiderinnen, und die schändlichste Verleumdung beschmutzte nun auch den Ruf des Mädchens, an welchen sich sonst selbst ihre Feinde nicht gewagt hatten. Es ist ja immer der Fluch des Unglücks, daß auch der Verworfenste sich berechtigt glaubt, auf den in den Staub Getretenen noch einen Stein zu werfen.

¶ Viele Rechtschaffene beklagten sie im Stillen und bemitleideten das betrogene Geschöpf, doch sie sah nur den Hohn und fühlte die Dornen doppelt, da sie es sich im Innern nur zu klar bewußt war, wie schrankenlose Eitelkeit, der Drang sich über Andere zu erheben, allein ihr Unglück herbeygeführt habe.

Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, an dem Orte, wo sie als Gräfin zu glänzen dachte, noch länger auf der Bühne zu erscheinen, und verließ, aller Gegenvorstellungen des Directors ungeachtet, die Residenz, um von nun an nur ihrer Kunst zu leben.

Bey einem Talente, wie sie es besaß, konnte ihr ein vorthellhaftes Engagement nicht fehlen. Sie ging nach M. und lebte dort still mit Sophien, ohne Antheil für ihre Umgebungen. Aber auch der Genius entfaltete nicht mehr frey die Schwingen in ihrer zerrütteten Seele; ihre Darstellungen ermangelten des warmen Hauches innerer Offenbarung und ihre Jugendblüthe war geknickt. Nie sprach sie mit Sophien über den Zustand ihres Gemüthes; ernst, abgeschlossen und schweigsam trug sie den Schmerz in der Brust, und saß oft Stundenlang mit irrem Blicke vor sich hinbrütend, ohne auf der Schwester milde Stimme zu hören.

So verfloß ein ewig langes Jahr. Auguste verfiel immer mehr, ihre Nerven litten sichtlich, ihre Gesundheit hatte sich seit jener Krankheit noch nie ganz erholt, und mit Beben sah Sophie oft ihren Zustand, wenn sie von einer anstrengenden Rolle nach Hause kam, und wie im Innersten vernichtet, in dumpfer Betäubung aufs Sofa sank.

Lange schon hatte Auguste gewünscht, Ophelia in „Hamlet“ einmal darzustellen, und ein flüchtiges Roth der Freude überflog ihr bleiches Gesicht, als ihr eines Tages der Theaterdiener die so oft ersehnte Parthie mit dem Bemerkten überbrachte, daß die Vorstellung in acht Tagen schon gegeben werden solle.

Mit glühendem Eifer begann sie das Studium dieser schweren, wunderbaren Aufgabe. Stundenlang schloß sie sich ein, nur ihrer Ophelia lebend, und schien endlich einmal all' ihr Leid gänzlich vergessen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Frosch auf dem Däuchel.

Aus seinem nassen Elemente
 Erhob der Frosch auf einen Däuchel sich,
 Gab da im schmelzendsten Accente
 Der Erde sein Concert und quackte meisterlich.
 Zuweilen, so als Zwischenscene,
 Hüpfte er auf seinem Bucephal herum,
 Und stimmte wieder frisch die Töne
 Von seinem Panharmonicum.
 Am Ende schwieg der Virtuose,
 Von seiner Kraftbemühung matt;
 Für jetzt der Selbstapotheose,
 Weil Niemand auf ihn hörte, satt.
 Er dankte seinem Bucephale
 Mit Vornehmheit, daß er ihn kräftig trug.
 Der Däuchel ganz verwundert frag,
 Wie aufgewacht, mit einem Male:
 „Ey, kleines Ding, so warst du hier?
 „Ich merkte wahrlich nichts von dir!“

So glaubet, wie der Frosch, sich mancher seiner Brüder
 Von ganz erstaunlichem Gewicht;
 Er drücket, wie er wähnt, der Erde Wagschal' nieder;
 Die Erde hört und, fühlt ihn nicht.

Joh. Rud. W i s, der Ältere.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im December 1834.

(S c h l u ß.)

Lassen Sie uns vorwärts gehen und neben den vielfarbigen Licht- und Ofenschirmen, Rädleins, Hosenträgern und tausend bunten Hautelissarbeiten der kleinen Künstlerinnen, der aufstrebenden männlichen Jüglinge, die sich mit Glück im Pinsel, im Crayon u. s. w. versuchten, in den zweyten Saal gelangen!

Die ernstere Beschäftigung, die berechnete Besonnenheit hat in diesem Raume ihre Erzeugnisse niedergelegt. Es sind die Producte der Mechanik und Chemie, der Stahl- und Metallarbeiten. Die aufgestellten Mustergewehre mit verbesserter Einrichtung und von zierlicher Arbeit ziehen den Jagdliebhaber, wie die Manhar'schen Stahl- und Metallmaschinen den Techniker angenehm zur Beschauung. Die aufgelegten Zuckerproben aus einer Fabrik Münchens erwecken nur den lebhaften Wunsch, dieser glückliche Anfang möchte segnenreiche Resultate nach sich führen. Rauch- und Schnupftabak u. a. schließen sich rühmlich an, um die ausströmenden Quellen des Geldes nach dem Vaterlande zurückzuleiten und ihnen das Ausmünden nach dem Auslande, nach dem classischen Besserspieler der österreichischen Staaten, auf immer zu hemmen. Farbenmateriale u. a. schließen sich rühmlich an, und wir sind zur Überzeugung gelangt, daß wir nicht nöthig haben, uns um schwere Procente an das Ausland zu wenden. Erzeugnisse aus Gold- und Silberdraht und Faden, vergoldete Metalle, geschlagen und gepulvert, lassen die Patrioten bedauern, daß bey der täglich größeren Klage über Arbeitslosigkeit die bayrischen Goldwäschereyen eingegangen sind.

In diesem Saale werden auch der leidenden Menschheit Hülfe und Rettung geboten. Die schönsten chirurgischen Instrumente sind hier dem Beobachter aufgestellt.

Von diesem Saale gelangen wir in jenen, wo sich der alte, ächt deutsche Manufacturweig in seiner immer bewährten, gediegenen häuslichen Würde, an die Zeiten der Treue und Biederkeit, wie an edle Abgeschiedene mahnend, durch die vorliegenden Gespinnsse und Gewebe von Leinen, Schaf- und Baumwolle bewährt, wozu sich aber auch die neueren Artikel, nemlich von Seide und Wachstuch gesellen, wovon ersterer sogar noch als Naturproduct einheimisch zu werden verspricht. Referent erwähnt hier als vorübergehende Episode seinen Besuch in der ehemaligen Benedictinerabtey Ensdorf an der Elbe in der Oberpfalz, wo ein Jahr nach dem Regierungsantritte des Königs Ludwig, ein Erconventual des aufgelösten Stiftes mit emsiger Bemühung die Anfänge des Seidenbaues durch beharrliche und aufmerksame Pflege der Seidenwürmer glücklich verflucht hatte.

Sie finden in diesem Salon gedruckte Leinen- und Baumwollentücher, die mit anlockendem französischen, englischen oder sächsischen Schilde — im Grunde aber recht bescheiden unter dem Incoquitoder genannten fremden Nationalkaufe — durch Bayerns Kaufläden ihre Reise machten, um mittelst erborgter Ausländerereyen die Götterdiener des Fremden, ihrem Verlangen entsprechend, um einige Thaler zu täuschen. Den Getäuschten wird nun nach Jahre lang genährtem Wahne die Binde von den Augen fallen!

Stücke von Gold- und Silberstoff, Seidenzeuge und Mäntelstoffe, die nur aus Lyon kommen konnten, und feinwollige schönfarbige Tücher und Teppiche, die wir nur aus England und Holland beziehen konnten, geben sich zum Staunen als bayrische Erzeugnisse zu erkennen! Aber Ihre Verwunderung, wenn Sie nach den Preisen fragen, wird noch größer seyn, da ich Sie versichere, daß sie sehr wohlfeil sind, so wohlfeil, daß man nicht begreifen kann, wie ihre Production in Bayern mit den ausländischen concurriren kann. In diesem äußerst wichtigen von oben bis unten mit einheimischen Industriezweigen geschmückten Salon prangt das Bild des Königs, der große Ideen auch mit Herrschergröße und mit Liebe für sein Volk ins Leben ruft! Wie treue Genien schweben an beyden Seiten die bedeutsamen Worte — die heilige Devise des Königs — „Gerecht und beharrlich.“

Wie mächtig würden sich Ihre Gefühle steigern, wenn Sie nun den vierten Saal beträten, wo Ihnen überall das Imposante, Feyerliche der Porcellan-, Glas-, Krystall-, Gold-, Silber- und Bronzearbeiten mit blendendem Glanze entgegenschimmert. Der goldene Armleuchter mit seinen wunderbaren Gewinden und gefälligen Formen, der für das neue Königsgebäude bestimmt ist, schwebt ober Ihrem Haupte und die Phantastie umstrahlt ihn schon mit festlichen Flammen, die einst um seinen mächtigen Kreis

leuchten werden. Sechs Schuh hohe Spiegel verdoppeln die geordneten Massen der reizenden Gegenstände. Ununterbrochen beschäftigt sich Ihr Auge an den schönen Erzeugnissen der heimischen Porcellanmanufacturen durch die Reinheit der Formen, durch die reichen Vergoldungen und trefflich ausgeführten Malereien. Sie würden, um Ihre Aufmerksamkeit vollends in Anspruch zu nehmen, die mit so großem Fleiße gearbeiteten und einfach-antiken Service gewiß für Ihre Tafel nicht verschmähen, und die kostbaren Vasen, die türkischen Schalen mit ihren bunten Zierrathen, die Fayencegeschirre mit artigen Kupferstichen Ihres Beyfalls würdig finden. Das in der That königliche Tafelservice, von den edelsten Metallen und in grandiosen Formen angefertigt, nimmt, obgleich noch nicht vollendet, beynähe eine Seite des Saales ein. Ein schöner Tafelaufsatz, wie ganz dafür geeignet, täuscht Sie mit dem von Silber plattirten Kupferblech; eben so eine Rotunda mit Säulen, weil Sie kaum beym ersten Anblick errathen, aus welchem Materiale sie erzeugt sind. Sie erkennen aus diesen schönen Erzeugnissen den Scharfsinn, der die Mittel zu ihrer Construction erfand, und den feinen Geschmack, der die Formen befeelt! — Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, daß ich in ein noch genaueres Detail eingehe, da ich Ihnen bereits mehr als eine flüchtige Skizze dieser alle Erwartung übertreffenden Ausstellung lieferte. Eines noch ganz jungen Industriezweiges muß ich gedenken, der geschnittenen Meerscham-Tabakpfeifen, der Wiener Pfeifenköpfe, die uns in der Folge Bayern in der nemlichen Vollkommenheit liefern wird. — Scheiden wir von dieser Schatzkammer, die noch viel Interessantes in ihren Räumen einschließt, betrachten Sie aber noch die schönen und mannigfaltigen Fensterschirme aus Biscuit und folgen Sie mir noch in den fünften Saal mit gleicher Theilnahme an den Kunstproductionen eines Nachbarstaates, in dessen Königsstadt Sie selbst Zeuge ausgezeichneter Leistungen waren.

Die niedlichen Korbweidwaren und ein aus Weiden gekochener Stiefel bezeichnen auch in dieser Gattung das Fortschreiten der industriellen Anlagen Bayerns. Im Saale selbst finden Sie Tischler-, Drechsler- und Buchbinderwaren. Die letzteren wetteifern mit jenen aus London und Paris. Schiller's Omnia in der Cotta'schen Ausgabe in einem Bande — den Sie als eine Sühne für die Schmutzausgabe der 18 Bändchenedition betrachten können, u. m. a. Werke mögen durch die Pracht und den edlen Geschmack manchen Autor zu Großthaten beflügeln, um sich einst in einer so herrlichen Buchbinderausstattung in der Bibliothek eines Fürsten zu erblicken. — Die Drechslerarbeiten verdienen alle Achtung. Die Schachbretter aus Elfenbein, Ebenholz und andern feinen Holzarten, die Arbeitstischen und Necessaires lassen nichts zu wünschen übrig. Die aufgestellten Producte der Schreiner, unter diesen zwey höchst elegante, durch Schönheit der Form und durch ihre Zweckmäßigkeit ausgezeichnete Schreibtische, Secretäre, begründen, wie viele andere verwandte Gegenstände, daß der Kunstsinne sich vom Bedürfnisse, von der bloß nützlichen Zweckmäßigkeit losriß, daß sich der mechanische Künstler emancipirte, um in das Reich der schönen Form hinüberzuschreiten und die Stufe höheren Strebens zu bezeichnen, das sich im Innern des von der Cultur gehobene Menschen zur Schönheit metamorphosirt!

Im sechsten Saale schließen die musicalischen Instrumente, unter denen vorzüglich fünf Claviere bemerkt zu werden verdienen, mit Kästen, Spiegeln, Blumen und Vasen, die mit Recht die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die in jeder Beziehung interessante Industrieausstellung Bayerns.

Diese in Ihrem Entstehen schon so merkwürdige und einflußreiche Anstalt darf als jüngere Schwester mit den Rechten der Ebenbürtigkeit der Kunstausstellung die Hand reichen, oder vielmehr dem in München blühenden Kunstvereine, und erweckt in Jedem den Wunsch, sie möchte auf einer eben so festen Basis, unter denselben vortheilhaften und ihre Fortdauer begründenden Bedingungen immer reicher und ergreifender in das Leben treten und einen Umschwung herbeiführen, der den allgemeinen Wohlstand eines Staates emporhebt, in welchem so viele Kräfte schlummern.

R. K. Hoftheater nächst der Burg.

(Concert des Hrn. Dury.)

Am 7. Jänner trat Hr. Dury, Professor an der königl. Akademie und erster Solospieler auf der Violine bey der italienischen Oper in London, in den Zwischenacten der Vorstellung auf. Wir haben Hrn. Dury bereits im vergangenen Sommer kennen gelernt, aber leider unter höchst ungünstigen, auch für den bescheidensten Künstler

nicht sehr ermuthigenden Verhältnissen des Locales und der Jahreszeit. Um so erfreulicher war er heute, sein Verdienst von einem eben so zahlreichen als empfänglichen Publicum, welches in der Anwesenheit Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserinn, so wie des Allerhöchsten Hofes, das ehrenvollste Zeugniß für den Künstler erkannte, in seinem ganzen Umfange gewürdigt zu sehen. Hr. Dury ist, wie wir schon bey einer frühern Gelegenheit bemerkt haben, im eigentlichsten Sinne des Wortes ein brillanter Violinspieler und gehört, was Fertigkeit, Eleganz und Correctheit des Vortrags betrifft, ohne Zweifel unter die Virtuosen ersten Ranges. Er bezwingt Schwierigkeiten aller und der größten Art mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Präcision, und selbst bey den gewagtesten Stellen trägt die Sicherheit und Reinheit seines Spieles den entschiedensten Sieg davon. Die heutige Production lieferte den vollgültigsten Beweis zu diesem Urtheile, in welches die zahlreiche Versammlung wiederholt einstimmte. Hr. Dury trug in der Pause zwischen dem ersten und zweyten Stücke den ersten Theil eines Concertes von Viotti, Allegro maestoso und Cadenza vor, eine Wahl, die seine Achtung vor wahrer Classicität in der Composition bekrundete. Das genannte Musikstück, brillant und gefällig zugleich, setzt in der Auffassung wie in der Ausführung einen durchaus gediegenen, man könnte wohl sagen vollendeten Violinisten voraus, und die Art, wie Hr. Dury seine schwierige Aufgabe löste, bewies, daß er auf jene Benennungen einen mehrfach begründeten Anspruch habe. Die Geschichte und für die Gelegenheit so schön passende Verwebung der Melodie unseres Nationalliedes in die Schluscadenz, wurde von der Versammlung mit dem innigsten Jubel aufgenommen. Mit gleicher Meisterschaft spielte der Künstler zwischen dem ersten und zweyten Acte des zweyten Stückes, die aus früheren Leistungen uns wohlbekannten Variationen von Veriot. Diese Composition vereinigt an Schwierigkeiten beynähe Alles, was die in unseren Tagen so hoch ausgebildete Kunst des Violinspielles in ihren Kreis gezogen hat, obwohl sich nicht verkennen läßt, daß Veriot, neben diesem Kampfe mit Schwierigkeiten, auch der zweyten besseren Hälfte seiner Aufgabe, dem Ausdrucke der Empfindung, dem wahrhaft Schönen in der Kunst, den ihm gebührenden Raum übrig ließ. In gerechter Anerkennung bezeugen wir, daß Hr. Dury diese beyden Hälften der künstlerischen Aufgabe sehr wohl zu unterscheiden mußte, und, wieder ausgezeichnet, ja meisterhaft in der ersten war, auch der zweyten ihr volles Recht zugestand. Natürlich konnte der Eindruck, den die technische Vollendung allein schon gemacht hatte, durch diesen schönen Zusatz nicht anders als verdoppelt werden, und wir scheiden von dem wackern Künstler mit wahrem Danke und dem aufrichtigen Wunsche, ihn sowohl, als seine kunstreiche, seit längerer Zeit schwer erkrankte Gattinn, die berühmte Pianistin, Mad. Belleville-Dury, recht bald wiederzusehen.

R. K. priv. Theater an der Wien.

Am 31. December. Große akrobatische Vorstellung der Familie Knie mit ihrer Gesellschaft.

Es ist schon häufig genug bemerkt worden, daß dergleichen Productionen nicht auf das Theater gehören; wir können uns also füglich jeder Auserung hierüber enthalten. Die Familie Knie hat den Ruf einer sehr geschickten Seiltänzertruppe, und was wir in dieser Vorstellung sahen, hat uns in dieser Meinung vollkommen bekräftigt; es ist nicht möglich, derley halsbrecherische Künste, oder besser Fertigkeiten, mit größerer Präcision, Sicherheit und Grazie auszuführen; der Tanz mit den Schlittschuhen, jener auf den Schienbeinen, die sämtlichen Leistungen des Hrn. Knie d. ä. und die Productionen ohne Balancirstange, so wie die Salti des Hrn. Chanslé sind das Höchste, was man in diesem Fache sehen kann, und wer eben ein Freund ähnlichen Spectakels ist, dem können wir die Vorstellungen der Familie Knie dringend anempfehlen; wir gestehen unsererseits gern, daß wir mehr mit einem peinlichen Gefühle als mit Vergnügen Zeugen davon waren; doch — de gustibus etc. etc.

Concerte.

Der Geschwister Goldberg.

Am 4. Jänner hatte das Wiener Concertpublicum Gelegenheit eine recht talentsvolle Familie, der Geschwister Julie, Francisca und Joseph Goldberg, in einer Reihe interessanter, vielversprechender Leistungen kennen zu lernen. Die erstge-

nannte, wie es scheint, ältere der beyden Schwestern, trug eine Alt-Arie aus der Oper: „Gli Arabi nelle Gallie“ von Pacini vor. Ihre Stimme ist zwar nicht durch Stärke ausgezeichnet, aber voll, rein, umfangreich und ungemein wohlklingend, ihr Vortrag verräth Gefühl, technische Sicherheit und fleißige Benützung einer guten Schute. Mit solchen natürlichen und erworbenen Vorzügen ausgerüstet darf die junge Sängerin einer recht erfreulichen Zukunft entgegensehen. Ein Gleiches läßt sich auch von der zweyten Schwester Francisca Goldberg sagen, deren wir schon bey einer unlängst vorgekommenen Gelegenheit auf das Auszeichnendste gedacht haben. Die heutige Leistung bestand in einer Sopran-Arie aus der Rossinischen Oper: „L'assedio di Corinto,“ welche Dlle. Goldberg nicht allein mit großer Bravour, sondern auch mit so viel wahrer und richtiger Empfindung vortrug, daß wir den lauten Beyfall der Versammlung nicht anders als einen gerechten, dem Verdienste gebührenden Tribut nennen dürfen. Ähnliches gilt auch von dem Terzett aus der Rossinischen Oper „Riccardo e Zoraida,“ welche beyde Schwestern am Schlusse mit Hrn. Gottfried vortrugen. Im Laufe des Concertes hörten wir den Bruder der genannten Schwestern, Joseph Goldberg, als Violinspieler, in dem ersten Sätze eines Spohr'schen Concertes und in Variationen von Pechatschek. Das Spiel des 13jährigen Knaben ist von einer bewunderungswürdigen Reinheit, Sicherheit und Kraft, es erregt für die Zukunft nicht geringe Erwartungen und verräth ein eben so ausgezeichnetes Talent in dem Schüler, als es dem wackern Lehrer desselben, dem unserm Publicum wohlbekannten Hrn. Janfa, zur Ehre gereicht. Das Auftreten des jugendlichen Virtuosen war mit dem glänzenden Erfolge begleitet. Zur Abwechslung mit den musicalischen Productionen des heutigen Concertes sprach der k. k. Hofschauspieler Hr. Wotho das komische Gedicht von Herzogskron: „Der Frauenadvocat.“

Des Hrn. Joseph Bennesch.

Am 6. Jänner gab Hr. Joseph Bennesch, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Vice-Orchesterdirector des k. k. Hofburgtheaters, ein recht zahlreich besuchtes Concert in Saale des Musikvereins. Nach der exact und kräftig ausgeführten Overture zur Oper: „die Räuberbraut,“ von Ries, trat der Concertgeber mit einem Concertino für die Violine von seiner eigenen Composition auf. Hr. Bennesch ist als ein gediegener Violinspieler dem Publicum unserer Hauptstadt bekannt; seine heutige Leistung rechtfertigt die gute Meinung, mit der er schon bey seinem ersten Erscheinen empfangen wurde. Das Concertino sowohl als auch die am Schlusse des Concertes vorgetragenen Variationen über ein Originalthema, ebenfalls von der Composition des Hrn. Bennesch, bewährten denselben als einen in der Erfindung eben so tüchtigen als in der Ausführung geschmackvollen und ausgebildeten Künstler. Das letztgenannte Musikstück namentlich erfreute sich des allgemeinen, mit vollem Rechte verdienten Beyfalls. Unter den übrigen Leistungen haben wir zuvörderst der Declamation der unserm Publicum aus ihren Darstellungen im k. k. Hofburatheater bekannten Dlle. Wilhelmine Rossini zu nennen, welche das Gedicht von Seidl: „Der Alpenjäger“ mit vieler Lebendigkeit und dem unverkennbaren Streben, das Beste zu leisten, vortrug. Das sonore und kräftige Organ der jungen Sprecherinn machte sich bey dieser für die Declamation nicht undankbaren Aufgabe auf eine so wirksame Weise geltend, daß der Erfolg nicht anders als ein günstiger genannt werden kann. Das darauffolgende Gedicht von J. A. Mussik: „der arme Topfbinder“ componirt von Hrn. Heinrich Proch, vorgelesen von Hrn. Ludwig Tiege und auf dem Pianoforte begleitet von dem Compositeur, fand allgemeinen Beyfall, nicht nur durch den wahrhaft gelungenen Vortrag des Sängers, sondern auch durch die gefällige, melodiose Fongichtung des talentvollen, im Fache der Musik vielseitig ausgebildeten Componisten. Im Verlaufe des Concertes spielte die Gattinn des Concertgebers, Frau Friederike Bennesch, ein Adagio und Rondo für das Pianoforte von C. M. v. Weber mit großer Fertigkeit und Präcision im Vortrage.

A u f l ö s u n g

des Räthsels in Nr. 5: Vorhängschloß.

(Mit Nr. 2 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 15. Jänner 1835

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ophelia.

(F o r t s e t z u n g.)

Sophie hatte es längst erkannt, daß die Liebe für Warner, die Sehnsucht nach dem armen Betrogenen an Augustens stolzer Seele nage. Obgleich sie seinen Namen nie nannte, so trug sie dennoch die verhängnißvolle Rose in einem Medaillon beständig auf der Brust, und hatte sich, seit sie in N. war, nie zu einer Darstellung der Julie bewegen lassen.

„Diese Rolle werde ich in meinem Leben nie wieder spielen,“ entgegnete sie fest, als man sie darum bat, und erklärte, sie würde eher ihr Engagement aufgeben, als sich dazu bereden lassen.

Nicht ohne innere Beruhigung sah nun Sophie, daß sie wieder für irgend etwas Interesse empfinde, und hoffte von dieser Rückkehr zu ihrer Kunst auf völlige Genesung ihres kranken Gemüths.

„Ich weiß nicht,“ sprach Auguste, von der Hauptprobe heimkehrend, „ich kann mit dieser Riesenaufgabe nicht zu Stande kommen, ich war nie so unzufrieden mit mir selbst, als heute.“

„Aber mein Himmel!“ meinte Sophie, „ist es denn so schrecklich schwer, eine Wahnsinnige darzustellen? — Ich habe doch die unbedeutendsten Schauspielerinnen in derley Scenen excelliren sehen!“

„Wahrer Wahnsinn ist unendlich schwer, und ist wohl von wenig Künstlern noch erschöpfend dargestellt worden,“ sprach Auguste ernst. „Aber es ist nichts leichter als die Menge darüber zu täuschen. Fliegendes Haar, verschobene Gewänder, verzerrte Züge, groß aufgerissene Augen, und etwas weiße Schminke, dazu ein hohler weinerlicher Ton, — aus diesen Ingredienzien besteht meistens der stereotype Bühnenwahnsinn, und die Menge klatscht, weil dieß alles zusammen einen schauerlichen Eindruck hervorbringt; du siehst Ophelia, Bertha, Rutland u. s. w. fast alle über denselben Leisten wahnsinnig, ohne daß man die so himmelweit verschiedenen Quellen dieses Wahnsinns untersucht, der auch in seinen Äußerungen eben so verschieden seyn muß. Da fehlen alle die tausend Abstufungen des Tones, jeder Bewegung, jeder Miene,

die das gräßlichste Glend des menschlichen Geistes bezeichnend begleiten. Ich denke mir immer das stiegende Haar, die weiße Schminke und alle diese Auserlichkeiten weg, und wenn auch dann noch der zerrüttete Zustand der Seele grausig zu dem Zuschauer spricht, dann hat der Darsteller die Wahrheit erreicht. Ich möchte gerne Ophelia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ohne alle obigen Zuthaten, nur mit dem bezeichnenden Strohkranz geschmückt darstellen; aber ich fühle, daß dann meine Leistung nicht ausreichen würde, und das ist's, was mich so unbeschreiblich unzufrieden macht. Das Studium des Künstlers soll ewig die Natur seyn, wir lauschen ihr Freude, Staunen, Schmerz und Thränen ab, warum nicht auch den Wahnsinn? In Irrenhäusern sollten wir die Ophelia studieren!“

Möglich von diesem Gedanken ergriffen, sprang das Mädchen begeistert auf. — „Und warum,“ rief sie entschlossen, „warum that ich das nicht früher? Erst heute erzählte man auf der Probe von einem jungen Mädchen, das aus Liebe zu einem Fürsten gemüthskrank, sich in Professor L—s Anstalt für Geistesranke befindet. Noch ist es nicht zu spät, die Vorstellung ist erst morgen, komm Sophie, ich kann noch viel für die Sache thun, gehe mit mir, wir fahren hin.“

Bergebens suchte die erschrockene Sophie sie von dem seltsamen Schritte abzuhalten. Augustens Starrsinn behauptete wieder einmal sein Recht, und nach einer halben Stunde standen die Mädchen vor dem verwunderten Professor, der die talentvolle Auguste M. mit Vergnügen bey sich sah und sie sehr gefällig von einem Zimmer zum andern führte.

Mit tiefer Erschütterung, aber immer steigendem Interesse, beobachtete das krankhaft gereizte Mädchen mehrere der Unglücklichen, welche in dem beklagenswerthesten Zustande das erste Recht an die Fürsorge der menschlichen Gesellschaft haben, ein Recht, das, zur Schande der Menschheit, noch an manchen Orten so wenig beschützt ist. Da führte sie der edle Arzt, der sein ganzes Leben diesem schönen Berufe gewidmet hatte, zu einer Thür, öffnete vorsichtig ein kleines Fensterchen daran und sagte leise:

„Stören Sie den Armen nicht, er ist höchst merkwürdig.“

In einem freundlichen reinlichen Zimmer, mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet, saß im schlichten Oberrock ein hagerer, junger Mann, dessen Haare in reichen Locken um Schultern und Nacken fielen. Vor ihm stand ein Tischchen mit zwey brennenden Wachskerzen, daneben lag ein zerdrückter Myrthenkranz; er selbst schien eifrig mit einer Zeichnung beschäftigt. Tiefe Stille herrschte in dem Gemache.

„Sehen Sie“ flüsterte der Arzt, „so sieht er Tag für Tag; wenn er die Wachskerzen hat, ist er vollkommen zufrieden. Er ist still und belästigt Niemanden. Jeden Morgen beginnt er ein Gemälde, und sobald der Abend kommt, vernichtet er das Begonnene. Seine trostlose Mutter sandte ihn hieher, doch ich fürchte, ihre Hoffnung auf meine Kunst täuscht sie. Stiller Wahnsinn ist gewöhnlich am hartnäckigsten.“

„Eine leichtsinnige junge Künstlerin soll ihn in diesen beklagenswerthen Zustand gebracht haben. Er bildet sich nemlich ein, „Romeo“ zu seyn, und den Myrthenkranz, der vor ihm liegt, ließe er zuverlässig nur mit dem Leben.“

Kalter Schauer rieselte durch Augustens Gebeine; ohne Bewegung startete sie nach der Gestalt, deren Umrisse ihr jeden Augenblick befreundeter dünk-

ten. Sophiens Herzschlag stand still, ihre Knie schwankten, sie faßte krampfhaft nach dem Arme des Arztes.

Da stöhnte ein tiefer Seufzer durch das Gemach. Die Mädchen lauschten athemlos, und mit wohlbekanntem Tönen rief eine flüsternde Stimme:

„O Julie, holde Julie!“

Ein lauter, schneidender Schrey riß sich aus Augustens Brust. Blisth schnell wandte der Wahnsinnige das Haupt und starrte aus hohlen, tiefliegenden Augen nach dem Eingange hin.

„Warner!“ kreischte Auguste halb sinnlos auf.

„Warner!“ wiederhallte es aus Sophiens bebenden Lippen. Ein Strahl schien den Maler durchzuckt zu haben, mit schnellen Schritten flog er zu der unverschlossenen Thüre, und wie von Furien gejaqt, mit Windebeile, stürzte Auguste, halb wahnsinnig, Sophien mit sich reißend, die Treppe hinab, sprang in den harrenden Wagen, und rief mit rollendem Blicke:

„Zu, zu! fahr immer zu!“

Der Schlag war gefallen. Augustens Vergehen stand mit all' seinen gräßlichen Folgen vor ihrer gefolterten Seele. Stumm, ein Bild des Todes, die Hände in den Schooß gefaltet, saß sie daheim, und kein Wort trat über ihre Lippen. Sophie zerfloß in Thränen, auch ihr Herz war gebrochen, doch der Engel des reinen Bewußtseyns goß in ihre Wunden den himmlischen Balsam, dessen die unglückliche Auguste nicht mehr theilhaftig werden konnte.

Ihr ganzes inneres Wesen war aus seinen Fugen gerissen, ihr Gemüth bis auf den Grund erschüttert. Erst als am andern Morgen Sophie sie mit schüchternen Stimme fragte, ob die heutige Vorstellung stattfinden könne, sprang sie rasch auf, sah sie groß an, und fragte dumpf:

„Warum nicht? ich kann den Abend kaum erwarten.“ — Dann ordnete sie emsig ihre Garderobe, ohne ein Wort weiter zu sprechen, und fuhr am Abend mit der staunenden Sophie nach dem Schauspielhause, das bereits überfüllt war, denn man hatte sich lange nach der Darstellung des Hamlet gesehnt.

Mit Ruhe und ihrer vollen Kraft gab sie die Anfangsscenen. Ihr Blick fiel auf die erste Loge rechts, einen Augenblick lang stockte ihr Athem, sie schwieg, und aller Augen folgten ihrer Bewegung, mit einem höchst seltsamen Lächeln wandte sie sich jedoch schnell ab, und fuhr da wieder fort, wo sie geendet hatte.

Es war Solikof, der, mit der glänzenden M. von Paris rückkehrend, in heiterem nachlässigen Gespräch die verlassene Ophelia wenig zu beachten schien. Doch seine Heiterkeit war erzwungen, und seine Blicke flogen unwillkürlich wieder und immer wieder nach der verfallenen Gestalt der einst so leidenschaftlich Geliebten, obgleich die M. alle Liebenswürdigkeit ihrer Reize aufbot, um seine Aufmerksamkeit von der sonst so Gefürchteten abzuziehen, und so ihren Triumph vollständig genießen zu können.

Auguste schien seine Gegenwart nicht zu bemerken. Die berühmte Wahnsinnszene kam endlich. Sie war nicht zu bereden, sich umzukleiden. Den Strohkranz auf das bleiche Haupt gedrückt, mit erschütternder Wahrheit in der ganzen Erscheinung flog sie auf die Bühne. — Das Publicum lauschte mit Todesstille auf diese fürchterlichen Töne, die in schauerlichen Schwingungen durch den Saal zitterten. Plötzlich verstummte sie, ihre Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, die starren Hände umklammerten krampfhaft

das knisternde Stroh, die Arme schwebten lang ausgestreckt in der Luft. So stand sie da, ein gräßlich wahres Bild Opheliens. Der Graf verließ die Loge, doch Niemand beachtete ihn, denn Aller Blicke folgten dem ihren. Da lehnte am Orchester ein bleicher Jüngling, mit erdfahlen verzerrten Zügen; aus den eingesunkenen Augen, die er unbeweglich auf sie heftete, leuchtete das irre, unheimliche Feuer des Wahnsinns. Nichts als der Blick schien zu leben an der Grabesgestalt, die wie festgezaubert, regungslos nach Augusten hinstarrte. Auch sie vermochte nicht, sich von ihm zu wenden. Eine lange furchtbare Pause entstand, die Schauspieler sahen sich erschrocken an, endlich begann das Mädchen mit leise singender Stimme Opheliens Lied. — Athemlos lauschte man diesen wunderbar rührenden Tönen; doch bald verwirrten sich Shakespears Worte, eigene, seltsam sich kreuzende Gedanken, die man früher nie gehört, traten auf ihre Lippen, dazwischen drängten sich wieder verworrene Phrasen aus der Rolle; ihr Ton ward immer dumpfer, die Blicke starrer; wirbelnd schien sich vor ihrer Seele Wahrheit und Dichtung im Kreise zu drehen. Plötzlich stieß sie einen herzzersehneidenden Schrey aus, rief: „Wo ist mein Schlitten, mein Schlitten!“ und schoß pfeilschnell über die Bühne, in den Coulissen verschwindend.

Eine schwere Last schien sich von dem Herzen der Zuschauer zu wälzen. Ophelia erschien nicht wieder, das Stück spielte ungestört fort, obgleich den Darstellenden Zerstreuung und sogar Schrecken anzusehen war.

Stumm flog Auguste von der Bühne nach dem Corridor zur Garderobe; da stand, wie einst, Solikof, und rief sie schmeichelnd an: „Auguste, nur ein Wort.“

Das Mädchen stand erschrocken still, legte ängstlich die Hände gefaltet vor die Brust, starrte ihn stier und seelenlos an und stammelte wimmernd:

„Die Gule war eine Bäckerstochter, Herr Graf, bringt mich aus dem Schlitten, pfui über den Schlitten!“ und damit huschte sie an ihm vorüber.

„Großer Gott!“ schrie der Wüstling, bis ins Mark der Gebeine erschüttert, „sie ist wahnwitzig!“ und mit verhülltem Gesicht stürzte er von dannen, die Hölle im Herzen.

Zu viel hatte Augustens Seele seit einem Jahre gelitten, zu tief war ihre Eitelkeit und ihr Herz verwundet, um den letzten gräßlichen Ereignissen nicht zu erliegen. Gewissensangst und Verzweiflung, das Gefühl ihres gänzlich verfehlten Daseyns und ihres namenlosen Glends, die Nacht ihrer Zukunft, und endlich Warner's gespenstige Erscheinung im Theater, hatte an dem stolzen Geiste gerüttelt, und der Wahnsinn zog ein in das zerstörte Gemüth der Unglückseligen.

Der Verzweiflung nahe, selbst mit Wahnsinn kämpfend, saß die verlassene Sophie an ihrem Lager, und flehte zu Gott um das Ende ihres Jammers. —

Auguste raste nicht, sie war still und duldend, nur schien sie von einer unfähigen Angst gemartert, sie sprach fortwährend von der Gule, welche der Wahnsinn sey, und sie mit tödtlichen Blicken anstarrte. Nur dann wenn Sophie ihr die Hände über die Augen legte, schien sie beruhigt.

(Der Schluß folgt.)

An mein Vaterland!

Ich hab' dich nicht vergessen,
 Mein liebes Östreich!
 Noch macht's, an dich zu denken,
 Das Herz mir immer weich.

Ich sah wohl schöne Alpen,
 Umweht von Balsamhauch,
 Sah Paradiese Gottes: —
 Du aber hast sie auch!

Sah Silberfröme rollen
 Durch manchen grünen Pflanz;
 Sah Thäler, Auen, Städte: —
 Du bist nicht ärmer d'ran!

Es lacht auch and'rer Orten
 Manch' treues Herz mir zu: —
 Doch wer hat sie auf Erden
 Zu Tausenden, wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
 Manch' selig' Stündchen hin:
 Allein in deinem Boden
 Schläft ja mein Jugendsinn!

Du hast die ersten Freuden
 So treu mit mir geheilt!
 Du hast die ersten Leiden
 So liebend mir geheilt!

Und sind mir in der Fremde
 Viel hundert Plätzchen lieb,
 So hast ja du kein Fleckchen,
 Das deutungsleer mir blieb.

D'rum glaub' dich nicht vergessen,
 Lob' ich die Ferne gleich:
 Ich weiß nur eine Heimat,
 Weiß nur ein Östreich!

D'rum was ich in der Fremde
 Gefühlt, geseh'n, erkannt,
 Ist nur ein gold'ner Reifen
 Um deinen Diamant.

Johann Gabriel Seidl.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 2. Jänner: „Die Nachtwandlerin.“ Oper in zwey Aufzügen nach dem Itali-
 nischen des Romani von Ott, Musik von Bellini.

Die erste Aufführung dieser, in Italien mit dem glänzendsten Erfolge aufgenom-
 menen Oper, geschah unter so ungünstigen Sternen, daß man sich nicht tüglich

anders als tabelnd darüber aussprechen konnte, was wir, aus billiger Rücksicht für das Streben der neuen Direction, lieber durch gänzlich Schweigen bezeichneten und — Nichts sagen, heißt ja in manchen Fällen viel sagen. Die neueste Darstellung der „Nachtwandlerinn“ gibt uns nun Gelegenheit, über die Oper sowohl als über die Leistung der Josephstädter Operisten ein durchaus beifälliges Urtheil abzugeben, und wir eilen dies zu thun, denn es ist ja die angenehmste Obliegenheit der Kritik, einer lobenswürdigen artistischen Wirksamkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Buch der „Nachtwandlerinn“ ist genügend bekannt, und nicht ohne Effect; die Übertragung aber ganz erbärmlich: es kommen Reime darin vor, daß Einem die Haut schaudert, daß somit die Aufgabe des Sängers dadurch nicht wenig erschwert wird. Die Musik *Bellini's* gehört weder zu den brillantesten noch durch Originalität besonders ausgezeichneten; doch ist sie voll lieblicher Motive, ziemlich charakteristisch und, vorzüglich in den Hauptparthien, ungemein dankbar; einige Nummern, z. B. die beyden Finales, die Arien des Tenors und ein Quartett vor dem Erscheinen der Nachtwandlerinn auf dem Mühlendache, sind wunderhübsch durch Idee und musicalischen Werth; überhaupt die ganze Composition eine der gelungensten Schöpfungen im Genre des sogenannten Mezzo carattere, dessen Eigenthümlichkeiten sie trefflich repräsentirt. Da bey erscheint die Instrumentirung feurig, und wenn anders die Executirung der Rollen guten Händen anvertraut ist, möchte der Erfolg dieser Oper wohl allenthalben dem Geschmache des italienischen Publicums das Wort reden. Bey der heutigen Vorstellung war dies der Fall und die Aufnahme konnte daher auch nicht glücklicher seyn. Den Preis des Abends wollen wir der geschätzten Gastspielerinn Mad. Kraus-Wranitzky zuerkennen, welche mit einem Aufwande von Kunstmitteln erschien, der nichts zu wünschen übrig ließ. Die klangvolle, am heutigen Abend ganz besonders imposante Stimme, die Sicherheit, Glut und Begeisterung des Vortrags, die ausgezeichnete Methode und geschmackvolle Eleganz der Coloratur, alle Vorzüge, welche dieser Künstlerinn eigen sind, und welche sich diesmal mit dem glücklichsten Erfolge geltend machten, erinnerten an die schönsten Leistungen der italienischen Meister und rissen das Publicum zum stürmischen Applaus hin. Die Gastdarstellungen der Mad. Kraus-Wranitzky werden eine neue Ära für die Josephstädter Gesellschaft herbeiführen, denn am Großen entzündet sich das Talent, und die Debutantinn zeigte sich heute in der That als eine Sängerin ersten Ranges — jeder Zoll eine Künstlerinn; auch das Spiel war sehr befriedigend. — Mit nicht geringer Anerkennung müssen wir des Hrn. Kreipl erwähnen, der wirklich außerordentliche Fortschritte macht. Sein sonores zum Herzen sprechendes Organ, sein frischer, blühender Ton, die seelenvolle Innigkeit seines Vortrags und seine musicalische Festigkeit, verbunden mit der Ausdauer, die siegreich bis zum Schlusse der nicht leichten Parthie aushält, erfreuten sich der lobnendsten Aufnahme, und wenn der hoffnungsvolle junge Tenorist so fortfährt, erwächst in ihm wohl der deutschen Oper eine schöne Zierde. Die Nasaltöne verlieren sich immer mehr und mehr; möchte doch Hr. Kreipl auch den grammatischen Theil seiner Rolle recht fleißig studieren; er würde schon jetzt alle Stimmen für sich haben. Die anderen Parte waren im Besitze der Alles. Wachmann und Neu, dann des Hrn. Illner, welche sich bestreben, ihre Plätze entsprechend auszufüllen. Die neuen Decorationen des Hrn. Neefe sind meisterhaft, Chor und Orchester waren wie immer — sehr gut. Mad. Kraus-Wranitzky und Hr. Kreipl wurden wiederholt gerufen.

Am 5. Jänner zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. und der Frau von Holtzi: „Der dumme Peter.“ Original-Schauspiel in zwey Aufzügen. Hierauf ebenfalls zum ersten Male: „Ein Achsel vom großen Loose.“ Liederposse in einem Aufzuge, beyde von Carl v. Holtzi.

Der Banquier Glanz (Hr. Pauli), hat seine Tochter Agathe (Frau v. Holtzi) mit Joseph von Leichthall (Hr. Dietrich) vermählt und das junge Ehepaar, vertrauend auf des Vaters allbekanntes Reichthum, führt ein sehr großes Haus, obwohl dem Gatten in seinem Innern ein stiller zurückgezogenes Leben mehr zusagen würde. Doch die junge lebenswürdige Frau hat ihre Freude an Prunk und Festen und der zärtliche Leichthall gibt ihr daher willig nach, besonders da er einen Heim in Neu-York hat, dessen ungeheures Vermögen er zu erben hofft. Inzwischen hat Glanz Bankerott gemacht und entflieht bey Nacht und Nebel, um von seinen Gläubigern nicht verhaftet zu werden, deren mehrere bey dem glänzenden Festin, das eben in seinem Hause Statt findet, zugegen sind. Mittlerweile erhält Leichthall die Nachricht von dem wirklichen Tode seines Onkels und verbürgt sich nun für alle Forderungen an seinen Schwie-

gervater mit der Millon, die ihm, wie er zuverlässig voraussetzt, aus Amerika zufallen muß; da kommt Nath Ernst (Hr. Koll), bey welchem das Testament des Amerikaners deponirt ist, und erklärt den Neffen — als enterbt. Agathe sinkt in Ohnmacht, ihr Gatte stürzt in Verzweiflung von hinnen, und nur Heinrich von Walden (Hr. Kinderler) hält bey der Verlassenen aus, die er insgeheim liebt, und der er seine Dienste anbietet. Agathe nimmt dies Erbieten an, und nachdem sie ihr Hauswesen sorgsam übergeben, entfernt sie sich mit Walden, um zu handeln, während die Männer sammt und sonders verzagen. Leichthall hält sich versteckt und erliegt unter der Last seines Unglücks; er will in die weite Welt gehen, und da er vollends das Stadtgeträtsche erfährt, seine Frau habe sich in die Arme Walden's geworfen, läßt er sogar Absichten, sich zu entleiben, durchblicken. Begleitet von seinem Diener, insgemein der dumme Peter genannt, tritt er die Wanderung an, und gelangt zu einem Bauerngütchen, wo er und Agathe einst ihre gegenseitige Liebe zuerst erkannten; wehmüthig gedenkt er seines verlorenen Glückes; da tritt ihm Agathe in ländlicher Kleidung mit einem Glase Milch, das er verlangte, aus der Hütte entgegen und zeigt ihm, wie Unrecht er und die Welt ihr gethan, als man sie treulos wählte. Sie hat aus den Trümmern des Haushaltes so viel gerettet, daß sie dies kleine Besitztum kaufen konnte, und erklärt sich entschlossen, hier, fern von dem Geräusche der großen Welt, ein bescheidenes, dürftiges Leben mit dem theuern Gatten und durch die Frucht ihres persönlichen Fleißes zu führen. Neugierig schließt Leichthall die Verkannte in seine Arme, und Peter, der früher im höchsten Grade gegen die junge Frau erbittert war, weil er sie für eine Verschwenderrinn hielt, verfährt sich nun ebenfalls mit ihr, und gleicht alles aus, denn er — ist der Onkel aus New-York, welcher durch die Erfindung seines eigenen Todes und durch seine Maske als Bedienter die Grundsätze und Lebensweise seiner Verwandten kennen lernen wollte.

Die Tendenz dieses Stückes: daß das Weib im Unglücke thatkräftiger sey als der Mann, ist gewiß schön, und wir können ihm wie dem Dialoge und manchen Einzelheiten alles Gute nachrühmen; im Ganzen aber glauben wir, daß der geschätzte Herr Verfasser in der Wahl der Einkleidung, der Versinnlichung seines Grundgedankens, nicht glücklich war. Einmal sind die Onkelsen denn doch schon etwas zu verbraucht, um besonderes Interesse zu erwecken; dann halten wir es für störend in Bezug auf die Wirkung, daß Peter gleich in den ersten Scenen sich als den Oheim erkennen läßt, was freilich aus unserer Exposition nicht hervorgeht und nicht daraus hervorgehen konnte, wollten wir nicht alle Details erzählen: denn Peter greift nirgends thätig in die Handlung ein und thut Nichts, weder um sich über den Charakter seiner Nichte zu vergewissern, noch auch, um die Entwicklung herbeizuführen. Der Zug, daß Leichthall den alten, tauben, nutzlosen Diener, der sich überdies einige Male als sehr ungeschickt bewies, duldet, macht seinem Herzen allerdings Ehre, doch er befördert die Wahrscheinlichkeit um so minder, als ohne dieses Zugeständniß die weitere Erscheinung des verkappten Oheims im Stücke gänzlich wegfallen müßte. Endlich findet man so viel Überlebens in dem Schauspieler, daß das eigentliche Sujet von den Episoden fast erdrückt wird; so z. B. ist das Erscheinen des Banquiers, und so zum Theile selbst Walden, so die Scene der Bauerleute, durchaus in keiner nothwendigen Verbindung mit der Handlung, und Agathe ist beynabe die einzige Person, welche sich activ zeigt, wenn schon von dem, was sie thut, eben auch nur die Rede ist, während das Drama eine sich vor den Augen des Zuschauers gestaltende Handlung begehrt. Inzwischen hat Hr. von Holtei in der Zeichnung der Individualitäten, im Dialoge, in der poetischen Conception einzelner Momente und in witzigen Sarkasmen wieder sehr viel Aussprechendes geleistet, und das Publicum würdigte dies durch den lebhaftesten unzweideutigsten Beifall, welcher sich bisweilen auf eine wirklich stürmische Weise äußerte. Mit Beseitigung mancher Längen, und durch größere Rundung des Zusammenspiels wird diese Neuzzeit sich in der Folge gewiß noch recht günstig gestalten und dem Repertoire der willkommenen Gastspieler zu einer geringesehnen Abwechslung dienen. — Was die Aufführung betrifft, so kann man den Fleiß der Gesellschaft loben; doch trat keines der Mitglieder vorzüglich hervor; die Rolle des Hrn. Dietrich ist nicht dankbar, Hr. Koll dehnt viel zu sehr zerstückelt die Sätze und ist gar zu larmoyant; außerdem läßt er den Schluß der Periode immer eine Weile in der Kehle nachklingen, was sich nicht gut macht. Am besten war noch Hr. Arbesfer (Johann) in seiner kleinen Scene, die übrigens an derben Ausdrücken wohl zu reich ist. Hr. und Frau von Holtei spielten ihre Parthien mit Erfolg, die letztere war besonders in dem heitern Theile ihrer Rolle allertiebft.

Das zweyte Stückchen ist eine fast alltägliche Verkleidungsstücke, um eine Köchin zu erobern, die ein Achtel vom großen Loos gewonnen hat. Die Beneficianten, Hr. Koch und Mad. Dietrich führten daselbe recht ergötlich aus und es hatte sich daher ebenfalls einer günstigen Aufnahme zu erfreuen. Die Scene als Böhme, welchen Dialect Hr. von Holtze nicht in seiner Gewalt zu haben scheint, dürfte besser weggeblieben seyn. — Das Haus war gedrängt voll, und die Abdankung am Schlusse eine ungemein sinnige.

Magyarische Taschenbücher.

(Erste Abtheilung.)

Die magyarischen Almanache haben für das Jahr 1835 eine Veränderung erlitten. Der Almanach „Ne seleits“ (Bergiß mein nicht) ist nicht mehr fortgesetzt worden; dafür ist ein anderer erschienen, „Vilma“ (Wilhelmine), und das historische Taschenbuch Arpádia, dessen erster Jahrgang 1833 erschien, im Jahre 1834 unterblieb, tritt nun für das Jahr 1835 mit dem zweyten Jahrgang auf. Unter dem Titel „Aurora“ sind abermals zwey Almanache angekündigt, bis jetzt ist aber nur einer derselben erschienen. Aurora hazai almanach 1835, Tizenegyedik Ev. solyatatják Többen. Pesten Trattner és Károlyi Tulajdona, Uri utsza 612. Man sagt, Kleider machen Leute, dieß gilt auch von Büchern, besonders von Almanachen; daher zuerst vom Außern dieses Almanachs. Wie im verfloßnen Jahr ist Druck und Papier gut, aber Tadel verdient es, daß der Almanach keine eigenthümlichen Kupfer besitzt. Die Kupfer, die der Almanach bietet, stellen lauter weibliche Bildnisse dar und sind Abdrücke von Kupferplatten, die für einen der früheren Jahrgänge des deutschen Almanachs „Huldigung den Frauen“ gefertigt und gebraucht worden sind. Die Unterschriften, Namen von Frauen, die im Almanach erwähnt werden, sind, so viel sich abnehmen läßt, dazu gedruckt. Was den Inhalt anbelangt, kann derselbe ebenfalls nicht gelobt werden; er steht dem vorjährigen bedeutend nach. Das Beste ist die Erzählung: Unokaöcsém és Nagybátyám (Nesse und Großonkel). Der Verfasser ist unbezweifelst jung, aber verräth Talent und besonders Fähigkeit, Naturschönheiten poetisch aufzufassen. Die übrigen prosaischen und poetischen Beiträge erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Die Erzählung Csák Lestár ist geradezu schlecht; besondere Rüge verdient es aber, daß Bearbeitungen und Übersetzungen aus dem Deutschen mitgetheilt werden, ohne die Originale anzugeben, dieß heißt sich mit fremden Federn schmücken. Die Erzählung Történet Pesten (Begebenheiten zu Pest) ist nach dem Deutschen bearbeitet; ich habe dieselbe Geschichte vor einigen Jahren deutsch gelesen; die ersten zehn Seiten sind geradezu übersetzt, wie viel im weiteren Laufe der Erzählung dem Mitarbeiter der Aurora gehört, vermag ich nicht zu bestimmen. Das Lustspiel Gyámnok (der Vormund) ist Kozheue's „Mann von 40 Jahren,“ nur haben die handelnden Personen ungarische Namen bekommen. Die Mitarbeiter dieses Taschenbuches hatten diesmal Recht sich nicht zu nennen. Es ist zu bedauern, daß ein Taschenbuch, welches im verfloßnen Jahre die andern an Trefflichkeit des Inhalts überbot, so viel an innerm Werth verloren hat.

Vilma Almanach 1835. Pozsonyban Bucsánszky Alajos' tulajdona. Ein bescheidenes Format, mittelmäßige Kupfer, theils aus dem Inhalte des Taschenbuches, theils Modebilder. Es verdient Lob, daß weniger Gedichte in diesem Taschenbuche sind, als gewöhnlich in den ungarischen Almanachen gefunden werden. Die humoristische Erzählung Az Urki (der junge Herr) ist gelungen; es ist zu wünschen, daß der unbekanntte Verfasser auf dieser Bahn fortfahre. Weder der Redacteur noch die Mitarbeiter haben sich genannt.

Modebild III.

Kleid von Mull, die Form der Schärpe gestickt, auch die Mantille mit Stickereien besetzt, nach einem Originale von Hrn. Thom. Petko, bürgerl. Damenkleidermacher, in der Stadt, Spenglergasse, Nr. 426.

Die Coiffüre von Crepp und Gagebändern nach einem Originale von M. Langger, Annagasse, Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 17. Jänner 1835.

8

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbr. u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D p h e l i a.

(S c h l u ß.)

Indeß die Nacht finster und endlos an der Unglücklichen vorüberschlich, gingen im hellen Mondenschein zwey verhüllte Männergestalten auf den Wällen der Stadt, bald hinter Gebüsch verschwindend, bald vom Mondlichte beleuchtet. Wenn der Eine eilte, flog der Andere athemlos hinter her; stand jener still, so schien auch dieser in die Erde festzuwurzeln.

Endlich wandte sich der eine Mann trotzig um, legte die Hand an den Degen und rief: „Ich habe diesen Schatten satt; wollen Sie mir etwas, so stehen Sie mir Rede. Wer sind Sie?“

Doch plötzlich schwieg er betroffen und richtete die Blicke fester auf den blassen Jüngling, der im Mondschein wie ein unverföhnt Begrabener vor ihm stand.

„Warner,“ stammelte er endlich tonlos.

„Ja, das ist der Name, den ich wieder kenne, seit sie ihn aussprach,“ entgegnete eine dumpfe, heisere Stimme, „das ist der Name, der mich aus einem seligen Traume aufschrie! Ich habe sie wiedergesehen und dich! Als ich die zitternde Julie erblickte, und vor meinen Augen sie der Todeskrampf erfaßte, als sie verschwand, als man neben mir erzählte, sie sey eben aus Kummer gestorben, weil sie ein Niederträchtiger verlassen habe, um einer feilen Bühlerin zu folgen, da tauchte die Vergangenheit in meiner Seele wieder auf, da trat dein verhaßtes Bild vor meinen Geist, und ich stürzte hinaus aus dem Kreise von Menschen, der mich plötzlich umgab, aus dem dumpfigen Haufe, das mich anschaute wie ein Wolf mit tausend Menschenhäuptern. Und als ich die Treppen hinabflog, sah ich dich und folgte dir; so ziehst du nun schon stundenlang vor mir her, getrieben von den bösen Geistern in deiner Brust, und hörst nicht den Grimm, der in meiner Seele nach dir ruft. Gib mir Rechenschaft, was hast du mit dem heiligen Pfande gethan, das sich im blinden Wahn dir selbst vertraute, warum hast du sie getödtet?“

„Unfinniger!“ rief Solikof erschüttert, „sie lebt ja.“

„Sie lebt?“ schrie Warner auf.

„Sie lebt! ach, das ist schlimmer als todt,“ stammelte der Graf, „sie ist wahnsinnig!“

„Wahnsinnig?“ stöhnte der Maler, und ein convulsivisches Zittern flog durch seine Glieder, „Wahnsinn ist fürchterlich! ich glaube, ich war nahe daran, es auch zu werden!“

Solikof betrachtete ihn mitleidig, es schien zweifelhaft, ob Warner es nicht in diesem Augenblicke noch sey. Dieser aber schwieg lange still, dann erhob er plötzlich das blickende Auge und rief, als erriethe er seine Gedanken: „Ich bin es nicht, denn ich fühle zu klar im Innern, was geschehen muß, und was mir zu thun obliegt. — Solikof, Sie sind ein Schurke, ein elender, verächtlicher Schurke!“

Wüthend fuhr dieser empor, und griff abermals nach dem Degen.

„Lassen Sie,“ sprach Warner kalt, „damit ist's nicht gethan; wenn Sie keine Memme sind, so stellen Sie sich ein bey Tagesanbruch, hier an derselben Stelle, mit ein Paar Pistolen.“

Solikof sah nun wohl, daß er mit keinem Wahnsinnigen zu thun habe. Was Augustens Geist zerrüttete, hatte Warner's Seele mächtig aufgerüttelt, und mit der Erinnerung an das Vergangene sein Bewußtseyn wach gerufen. Die Nacht war von seinen Sinnen gewichen, Überraschung, Schreck und Liebe hatten das Werk des geistreichen Arztes vollendet, dem er noch vor wenig Stunden entsprungen, und dem Zuge der Menge folgend, nach dem Theater gegangen war.

„Ich bin bereit,“ sprach jetzt der Graf dumpf. „Sie mögen mich erwarten.“ — Warner setzte sich auf eine Bank, schaute mit feuchtem Blicke zum Himmel auf, und seufzte:

„Ach, wie schön ist die Nacht, wie glänzend die Sterne, ich habe sie so lange nicht mehr gesehen, und kann mich ihrer jetzt auch nicht freuen, denn meiner Julie sind sie ja für immer untergegangen.“

So saß er noch, als die Sonne längst ihre mildesten Strahlen zur Erde sandte, als endlich finster und bleich Solikof aus seinem Wagen stieg, dem Bedienten zwey Pistolen abnahm, und entschlossen vor ihn hintrat.

Stumm und kalt nahm er die Waffe, stellte sich schußrecht, und sah unverwandt nach dem Grafen, der eben so zwölf Schritte abmaß und ihm dann gegenüber still stand. Solikof's Augen hingen mit zweifelhaftem Ausdruck an dem ernststen Jünglinge, an seinen starren unbewegten Zügen. Lange stand er brütend und un schlüssig.

„Schießen Sie,“ sprach jetzt befehlend Warner, „Gott mag zwischen uns entscheiden.“ Dieses Wort drang durch des Grafen Gebeine, seine Hand bebte, der Schuß brannte los und schlug, Warner's Schulter streifend, in einen Baum.

Jetzt hob der Maler den Arm und faßte kaltblütig sein Ziel ins Auge; keine Muskel in seinem Gesicht regte sich, der gestreckte Arm schien von Eisen zu seyn, da blitzte es auf vom Schlosse und mit zerschmettertem Arm sank Solikof nieder. Der Bediente brachte ihn erschrocken zum Wagen und Warner ging gleichmüthig, ohne einen Blick zurückzuwerfen, den Wall hinab.

Schon stand die Sonne hoch, als ein tiefer Schlaf sich auf Augustens

Augen senkte; der Schwester kalte Hand fest in der ihren haltend, saß Sophie an ihrem Lager und hing mit thränenlosem Blicke an den einst so schönen, jetzt bis zur Unkenntlichkeit verwandelten Zügen. Da trat leise, fast unhörbar, Warner in das Gemach und stand, ehe Sophie seine Nähe ahnte, zu Augustens Füßen.

Mit einem Schrey des Entsetzens fuhr Sophie auf, doch verstummte sie schnell wieder, als sie in die milden Augen des Jünglings sah. Tiefer, namenloser Schmerz malte sich in dem edlen Gesicht, doch das irre Feuer des Wahnsinns leuchtete nicht mehr aus den verzerrten Zügen. Sprachlos starrte er auf die entstellte Geliebte, deren Brust sich heftig im Schlafe hob. Feyerliche, beklemmende Stille ruhte auf dem Kleinem Kreise.

Endlich seufzte er leise: „Sie lebt, sie athmet, und doch ist sie todt!“

„Todt für uns,“ flüsterte Sophie mit ersterbender Stimme.

Mild wie ein Friedenshauch zogen die wohlbekanntnen Töne durch das gebrochene Herz des Malers. Betroffen sah er sie an, er schien jetzt erst ihre Gegenwart zu bemerken. Wie ein frohes Lächeln schwebte es um die bleichen Lippen; er bot ihr langsam die Hand und sprach tief aufathmend: „Ach, Sophie!“

„Du kennst mich noch, Warner?“ kispelte die Ärmste, seine Hand bewegt ergreifend, „ach, wie wohl thut mir das!“

Lange sah er ihr träumend in die guten klaren Augen, dann nickte er freundlich wie erquickt von ihrem Anschauen. Doch schnell kehrte sein Blick zu Augusten zurück, welche hoch emporfuhr und seelenlos um sich starrte.

„Julie!“ rief Warner aus tiefster Brust und hing in zitternder Erwartung an ihren Lippen.

„Da ist mein Schlitten, gute Nacht, ihr schönen Herren und Damen!“ stöhnte die Erbarmenswerthe leiser, und wickelte sich fest in die seidene Decke.

„Ach wahr, wahr!“ jammerte Warner, in die Knie sinkend, „sie ist dahin, dahin!“

„Da ist Rosmarin, das ist für die Treue!“ bethete sinnlos die Wahnsinnige.

„Er ist hin, er ist hin.
Und kein Leid bringt Gewinn;
Gott helf ihm in's Himmelreich!“

setzte sie lächelnd hinzu.

Da faßte der Jüngling in wüthendem Schmerz ihre Hände, diese Töne zerschnitten ihm das Herz, ein Strom von Thränen bedeckte die kalten Finger. Mit einem Ausdruck von Ekel wischte Auguste die nassen Hände in ihren Locken ab, und wandte sich mit Überdruß zur Seite. Länger ertrug er es nicht; von Entsetzen erfaßt, verhüllte er die brechenden Augen, und verschwand aus dem Gemach.

Zwey lange Wochen vergingen. Zehnmal des Tages kam Warner und fragte nach Augusten, still und ohne Klage ging er wieder, so oft er die Antwort erhielt: „Ihr Zustand neige sich zum Ende;“ doch gesehen hatte er sie nicht mehr.

Endlich in der dritten Woche trat ihm eines Abends Sophie entgegen, zog ihn sanft in Augustens Schlafgemach, und führte ihn zu dem Lager der

Entseelten. — Ruhig, wie ein träumendes Kind, den Myrthenkranz in den dunklen Locken, die welke Rose auf dem gebrochenen Herzen, lag sie da.

Wieder waren es die schönen holden Züge, um ihren lächelnden Mund lagerte der Friede, Eitelkeit und Liebe, Schmerz und Haß waren aus dieser bleichen Hülle entflohen, und das gebrochene Auge schien zu sagen: „Laßt mich ruhen, mir ist wohl.“

„Julie!“ stöhnte Warner und sank auf die Leiche, sie mit beyden Armen umklammernd.

„Laß sie!“ weinte Sophie leise, „Ihr ist wohl! Sie ist schmerzlos hinübergegangen, ohne einen Begriff von dem maßlosen Glend, das sie getroffen; wecke sie nicht, ihr ist sehr wohl.“

Ein prächtiges Leichenbegängniß ward der allgemein beklagten Auguste. Still seeperten die finstere Stunde zwey treue Herzen im tiefen Weh. Ein Reifewagen mit vier brausenden Pferden hielt an der Kirchhofmauer. Als das Grab seine Beute verschlungen hatte, warf sich ein bleicher Mann in denselben und fuhr einsam der polnischen Grenze zu. Ein einfaches Denkmal erzählte der Welt von Augustens frühem Tode, und von den Thränen, die ihr folgten.

Als aber nach Jahren der Graf Solikof nach Italien zog, um seine leidende Gesundheit in den Bädern von Pisa zu stärken, fand er an den Ufern des Lago maggiore ein stilles friedliches Paar, das in ruhiger Neigung zufrieden durchs Leben ging. Es war Warner und Sophie. — Von seiner Geisteszerrüttung war nichts übrig geblieben, als eine sanfte Melancholie, die seine edlen Züge noch verschönerte. Man sah es ihm an, daß er, wenn auch nicht das Glück, doch den Frieden seines Lebens an der Seite seines engelreinen Weibes gefunden.

Bersöhnt reichten sich die beyden Männer die Hände, ihre Thränen flossen sanft dem Andenken an Augusten, und Sophie rief, die nassen Augen fest an ihres Gatten Brust drückend:

„Auguste, sieh, so seyre ich dein Gedächtniß, ich habe seine Wunden geheilt.“

Vier gestickte Stammbuchblätter für Freundinnen
mit folgenden Zeilen.

Wenn eine Freundin liebend schenkt,
Was mag sie Bess'eres bieten?
Ein Körbchen bunt, und vollgedrängt
Mit Blumen und mit Blüthen.
Nur müssen schöne Lebensfreuden
Die bunten Blumen dir bedeuten.

Daß des Lebens Glück dir Niemand raube,
Stärke dich des Himmels heil'ger Glaube;
Wenn die Stürme wild um's Schiffchen tosen,
Halte dich am Hoffnungsanker fest;
Und aus treuer Liebe süßen Rosen
Baue dir recht bald ein bräutlich Nest!

Ein Köbchen voll Vergifmianicht,
Wie freundlich das zur Freundin spricht!
Ist mir auch fern dein Angesicht,
Vergif doch fern die Ferne nicht!

Ein einfach Häuschen auf der Flur,
Und drinnen heit're Räume,
In freyer, fröhlicher Natur
So groß' als kleine Bäume,
Mit dir da möcht' ich weilen!
Das melden diese Zeilen.

Sauyer.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im December 1834.

Das Neueste, was ich Ihnen von hier erzählen kann, ist, daß unser Publicum seit acht Tagen von einer wahren Straußomanie befallen ist. Ihr Tanzmusikdirector Strauß, welcher auf seiner Rückreise von Berlin mit seinem Orchester auch hieher kam, ist ein wahrer Wundermann, denn er bewirkt, was den berühmtesten Künstlern, den ausgezeichnetsten und bescheidensten Talenten hier nie gelang! Unser gesamtes vornehmes und elegantes Publicum, bey dem es seit vielen Jahren Ton ist, das ganze Jahr kein Concert zu besuchen, als höchstens das Concert spirituel am Palmsonntag im großen Opernhause, weil alle andere Musik ihm zu frivol ist, drängt sich in einer Woche dreymal in die Concerte des Hrn. Strauß. Familien, welche stets erklärten, sie bezahlten durchaus nie mehr als einen Gulden für ein Concertbillet, und deshalb die Concerte eines Paganini, Hummel, Kalfbrenner etc. unbefucht ließen, zahlten hier ohne alles Bedenken jedesmal 1 Rthlr. (1 fl. 30 kr.), ja 1 Rthlr. 8 gr. (2 fl. 6 M.) Wenn in andern Concerten Instrumentalcompositionen von ächtem Gehalte, von Beethoven oder Hummel, im nächsten Jahre einmal wiederholt werden, so hört man aus manchem schönen Munde: „Ich gehe nicht, denn ich habe die Musik schon gehört.“ Hr. Strauß hingegen gab in seinen dreyn Concerten in einer Woche pünctlich die nemlichen Walzer, dieselbe Singerey, dieselben Potpourris, und alles freute sich und jedes glaubte, es nun erst recht verstanden zu haben! Man sage nicht mehr, daß unser Publicum keinen Enthusiasmus habe, kalt und gemessen im Beyfalle sey, streng abgewogen im Urtheil oder Lobe, der Strauß des Hrn. Strauß ertönte, mit seinem Peitschentnallen, Schellen- und Glockengeläute, Drehorgeln und Jahrmarktslärm, dem Potpourri, aus den verschiedenartigsten Opern zusammengewürfelt, durch falsche Septimenaccorde und aller Regel spottende Modulationen an einander gereiht, — und des jubelnden Beyfalls und Applauses war kein Ende! War vielleicht alles nur Parodie und lustiger Schwanke, und verstanden sich Concertgeber und Publicum nur so trefflich dabey und spielten einander in die Hände? Der in seinem Fache, als Tanzcompositour, ausgezeichnete Strauß wird wenigstens mit Dresden wohl eben so zufrieden seyn als Dresden mit ihm. Die Art, wie von seinem Orchester die Tanzmusik vorgetragen wird, ist lobenswerth, und die Bälle, die veranstaltet wurden um diese zu hören, waren eben so passend, als diese Art von Concerten jedem Kenner wunderbarlich und lächerlich erscheinen mußte. — Am 7. November wurde im Theater eine große musicalisch-declamatorische Akademie zum Besten der Armen gegeben; man wählte dazu die Ouverture der Curyanthe, dann Schiller's „Lied von der Glocke,“ mit musicalischer Begleitung von Lindpaintner; hier zeichnete sich die herrliche Declamation von Mad. Rettich ganz besonders aus, sie sprach mit hinreißender Wärme und Innigkeit, der sanfte elegische Wohlklang ihrer Stimme durchhauchte die zartesten Stellen, und blieb harmonisch tönend, selbst wo die kräftigste Energie nöthig war; Hr. Pauli unterstützte sie bey den Worten des Meisters trefflich, vereint mit der schönen Musik machte dies Ganze sehr großen Eindruck. Vortreflich war die hierauf folgende Aufführung des Concertante für vier Violinen von L. Maurer; unser genialer Concertmeister Kolla

nebst den Kammermusikern Lind, Winterstein und Kühn trugen diese kunstvolle Composition mit hoher Vollendung vor. Der beliebte „Bergmannsgruß“ von Unacker machte den zweyten Theil aus; in seiner idyllischen rührenden Einfachheit wird er immer gern gehört, denn er spricht zum Herzen. — Von Concerten von Künstlern hatten wir nur erst zwey, welche aber leider von dem größern Publicum wenig besucht waren, desto mehr aber den gebildeten Kreis wahrer Kenner befriedigten. Das erste gab Kammermusikus Lorenz am 10. November. Dieser bescheidene Künstler spielt das Fagott ausgezeichnet schön; so wenig dieß Instrument für das Solospiel eigentlich dankbar ist, entlockte er ihm doch einen so angenehmen Ton und behandelte es mit so viel Gefühl und Virtuosität, daß sowohl das Concertino von Jacobi, wie auch dessen Variationen über ein Schweizerthema, allgemein gefielen. Die neue glänzende Jubelouverture von Marschner eröffnete das Concert. Ein sehr junger Künstler, der Violoncellist Schuber, Bruder des Violinspielers und Schüler unsers berühmten Fritz Kummer, trug ein Adagio und Rondo seines Lehrers wunderschön auf dem Violoncello vor, er besiegte große Schwierigkeiten mit Sicherheit und Geschmack. Thalberg's großes Diversifcament für Pianoforte und Waldhorn wurde von Fr. Veltheim und Hrn. Kammermusikus Haase d. ä. recht brav ausgeführt, doch konnte dieß nur sehr schmerzlich daran erinnern, welches geniale Talent wir an unserer verewigten Antonie Pesadori verloren, da es gerade das Musikstück war, womit sie im letzten Concerte des vorigen Winters sich zum letzten Male öffentlich hören ließ! — Mad. Schröder-Devrient, Fr. Schneider und Hr. Zezi erfreuten durch ihren Gesang. Am 17. November gab unser berühmter Fürstenau gleichfalls im Saale der Harmonie ein Concert. Es ist sehr zu loben, daß er dieselbe Jubelouverture von Marschner wiederholen ließ, ein solches Werk muß durchaus öfter gehört werden, wenn die Zuhörer es ganz verstehen und genießen sollen, dieß ist der Vortheil bey der Opernmusik, und es ist sehr zu wünschen, daß man endlich einsehen lerne, daß alle gute ächte Concert- und Instrumentalmusik nur noch gewinnt, je öfter man sie hört, ja, daß man nur dann erst ihr wahrhaft mit Sinn und Phantasie folgen kann; das erste Mal hört bey denen, die nicht selbst Künstler sind, meist nur das Ohr zu, später erst, bey Wiederholungen, vermögen Herz und Geist und Bestand der höhern Dondichtung zu folgen. Unser Fürstenau trug zwey ganz neue Compositionen von sich vor, ein herrliches Concertino, worin er sich als eben so großen Meister im seelenvollen Vortrage zeigte, als wir gewohnt sind, ihn als Sieger über die größten Schwierigkeiten zu bewundern; sein Cantabile auf der Flöte ist hinreißend schön, sein nachtigallartiges Aushalten auf einem Tone, indem er diesen bald in leiser Bewegung anschwellen, bald verhallen und in den nächsten Ton verschmelzen läßt, ist unnachahmlich; in seinen Variationen über ein Thema aus Reissig'ser's „Helfenmühle“ zeigte er die glänzendste Bravour, bald scheint eine zweite Flöte ihn zu begleiten, bald ein Echo leise jede Passage wie ein zarter Hauch zu wiederholen, und immer war es nur die einfache Flöte in Meisterhand, die all' diesen Zauber bewirkte. Wahre Freude macht es, in des Künstlers kleinem zehnjährigen Sohne, der auch ein Adagio und Variationen spielte, schon ein wahres Talent erblicken zu sehen, und während ist der Ernst und die Ruhe, womit der liebliche Kleine seine Aufgabe löst. Die holde Gattinn unsers Emil Devrient sprach mit reizender Laune den kleinen Scherz von Saphir: „Na;“ so etwas ohne Unterstützung der Scene mit so naivem Muthwillen vorzutragen, nicht zu viel und nicht zu wenig dabey zu thun, ist schwieriger, als mancher glaubt, und erfordert den feinen Tact, den diese ächte Künstlerinn besitzt. Maschinka Schneider sang eine sehr hübsche Arie von Mercadante und ein Duo von Paer mit Hrn. Zezi. Bey der Oper wurde das neue herrliche Werk von Cherubini: „Ali Baba oder die vierzig Räuber“ einstudiert und aufgeführt. Dieß war ein hoher feltner Genuß für alle wahren Musikfreunde und Kenner! eine so große Oper, so reich an völlig neuen, ganz originellen Ideen, voll Charakter, Geist und Leben. Gediegen in der meisterhaften Behandlung und Ausführung, überraschend und entzückend in den Modulationen und der Instrumentirung, diese letztere so kunstvoll und schön und doch so discret gegen die Singstimmen; das ganze Werk ist trotz Cherubini's Alter höchst jugendfrisch, voll Blut und Sinn! Es ist zu schön um sich sogleich den allgemeinen Beyfall zu gewinnen, doch stieg der Beyfall bey jeder Vorstellung und alle Kenner waren entzückt. Wo alles so vortrefflich ist, darf man nicht Einzelnes her vorbeheben, so große Lust man dazu hätte. Das Buch ist als orientalische Erzählung, wo der Hauptcharakter komisch gehalten ist, nicht ganz dem Geschmack der Zeit gemäß, doch bietet es treffliche Scenen für den musicalischen Ausdruck. Mad. Schröder-Devrient als Delia, Hr. Schuster als Nadir, Fr. Wächter als Ali-Baba und Mad.

Wächter als Morgiane, waren ausgezeichnet brav und lösten trefflich ihre sehr schweren Aufgaben, auch die Nebenrollen und Chöre gingen gut, und unser acht künstlerisches Orchester spielte mit wahrer Begeisterung; wir hoffen, dieses Meisterwerk wird lange unser Repertoire schmücken und sich immer mehr Freunde erwerben. Jetzt wird „Moiſe“ von Maurer einstudirt. Die bald auf einander folgenden Aufführungen von Göthe's „Tasso“ und Raupach's „Tasso's Tod“ erfreuten die Gebildeten und gaben unsern trefflichen Künstlern Emil Devrient und Mad. Kettich Gelegenheit ihr seltenes Talent zu entfalten. Wie vielseitig aber dieser Künstler ist, bewies er uns kürzlich wieder durch sein allerliebſtes komisches Spiel in dem niedlichen Lustspiel: „die Braut aus der Residenz,“ wo er als Jacob Wehringer wahrhaft Furore machte, und mit kömmisschem Beyfalle schon mitten im Stücke und am Ende gerufen wurde. Dieſes Lustspiel selbst ist sehr unterhaltend und gefiel außerordentlich. Die große Vorliebe der Mehrzahl des Publicums für das Komische spricht sich freylich immer aus, wurden doch sogar die Gastrollen der Ule. Herbst bloß deßhalb unterbrochen, weil man öffentlich klagte, daß einige große ernſte Stücke hinter einander gegeben wurden! — Eine Pianofortepielerinn, Ule. Guſchl aus Wien, ließ sich in den Zwischenacten im Theater mit einem Concerte von Kalkbrenner hören und erhielt Beyfall. Die Reitergesellschaft des königl. preußischen Stallmeisters, Hrn. Wolff, gibt im Circus wieder große Vorstellungen mit Seiltanz, Schlacht-, Räuber- und Spectakelstücken, und zieht die elegante Welt beynahe eben so an, wie die Strauß'sche Muſik.

Unsere Hof- und Sophienkirche ist diesen Sommer ganz gereinigt und erneuert worden; sehr überhäufte und zum Theil geschmacklose Monumente aus der Ritterzeit verdüsterten das Innere dieser ehemaligen Klosterkirche; sie ist nun weit heller, freundlicher und einfacher geworden und die gothische innere Bauart nimmt sich so weit besser aus, da alles durch einen Anstrich sanfter, lichter Olfarbe einen harmonischen Eindruck macht; der Haupteingang ist wieder hergestellt. Keine Mühe und Kosten wurden gespart, dieß ist um so erfreulicher, da es in dieser Kirche ist, wo unsere vortrefflichsten und berühmtesten Kanzelredner ihre Vorträge halten; zum ersten Adventsonntag, den 30. November, wurde sie wieder eingeweiht und die zahlreiche Gemeinde versammelte sich zum ersten Mal wieder in ihr, nachdem sie sechs Monat lang ihren Gottesdienst in der Frauenkirche gehalten hatte.

Der hiesige Sängverein unter der Leitung des Hoforganisten Schneider führte vorigen Monat das Oratorium „Pharao“ von Friedrich Schneider componirt auf. Diese Muſik ist ausgezeichnet schön, besonders der zweite Theil; die Aufführung war sehr gelungen und flößte nur den Wunsch ein, dieß geniale Werk auch einmal mit Instrumentalbegleitung zu hören.

Eben komme ich aus dem Concerte, welches Kammermuſikus L. Haase am 15. im Saale der Harmonie gab; es gewährte den schönsten und reinsten Kunstgenuß, alle acht Muſikfreunde hatten sich hier versammelt; es war ein zahlreicher Kreis wahrer Kenner, die mit warmen Beyfall den trefflichen Künstler lohten. Er zeichnet sich als Violinspieler durch die ungemaine Reinheit und Schönheit seines Tones aus, so wie durch die musterhafteste Vollendung und den seelenvollsten Vortrag; er spielte die reizende Fantasie von Kalliwođa über die Barcarole aus „Fra Diavolo“ und ganz herrliche Variationen von Beriot, die eben so viel Großartigkeit als Lieblichkeit und Gewandtheit des Spieles erfordern; unser Künstler zeigte hier in der eben so volltönend als gefühlvoll vorgetragenen Variation auf der G-Saite, in dem Gesang, den er in die Doppelgriffe zu legen wußte, in dem neckenden Muthwillen, womit er sicher und leicht die Staccato's hinwarf, in der schönen Vogenführung, der innigen Schwermuth seines Adagio und der bewundernswürdigen Bravour seines Presto, wie sehr ihm alle Mittel zu Gebote stehen, welche die neuere Schule bietet, und durch welche dieß schöne Instrument ein so reiches Farbenspiel gewinnt. Er gehört unbedingt unter die ersten jetztlebenden Violinspieler, und mit vollem Rechte ertheilte ihm deßhalb der Herzog von Anhalt-Deſſau den Titel eines Concertmeisters. Sein Talent für das Waldhorn ist gleichfalls ausgezeichnet, er spielte mit seinem älteren Bruder August Haase ein sehr gefälliges Duo von Schunke für zwey Waldhörner, wo sich besonders die reinen Echollänge reizend ausnahmen. Dieser ältere Haase zeigte aber auch seine seltene Virtuosität auf diesem eben so schönen als schwierigen Instrumente in einem brillanten, köstlich vorgetragenen neuen Divertissement für das chromatische Waldhorn. Mad. Schröder-Devrient sang eine wundervoll schöne Scene und Arie von Beethoven mit allem Schmelz ihrer rührenden Stimme und aller Kraft ihres kunstfönnigen Vortrags. Mit wahrer Freude hörten wir auch im zweiten Theile das schöne Duett

aus Bellini's „Piraten“ von ihr und Hrn. Bezi ausführen. Zum ersten Mal trat Dlle. Berg vom Hoftheater mit Declamation in einem Concerte auf, sie sprach: „den Schmetterling“ von Seidl und: „das Bekenntniß der Frauen,“ von Th. Hell, mit recht geistreichem lieblichen Vortrag. Eine geniale Overture unsers Reissiger eröffnete dieses ausgezeichnet gut arrangirte Concert, und ergriff gleich durch Glut und Energie. Es war eine wahre Freude diesen Abend zu sehen, daß es hier doch noch einen Kreis von Zuhörern gibt, die das Rechte zu würdigen und zu lieben wissen.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 13. Jänner zum ersten Male: „Der wandernde Sänger,“ Schauspiel in einem Acte von Carl von Holtei. Hierauf gleichfalls zum ersten Male: „Autorsqualen,“ Lustspiel in einem Acte von Dr. Gustav Ritter v. Frank.

Victor v. Freywald hat in Spaa Liebe für die Witwe Sophie v. Hochstein gefaßt und folgt ihr auf ihr Schloß nach, wo er um ihre Hand wirbt. Sie schlägt ihn aus, da ihr Herz noch treu an dem Manne hängt, der ihr die erste Liebe einkuschten gewußt hatte, von dem sie aber durch ihren Vater getrennt wurde, ohne jemals wieder von ihm zu hören. Dieser Gegenstand der jungen Erstlingsneigung nun ist der wandernde Sänger Julius, welcher seinerseits nicht minder dem Mädchen seiner Wahl im Lenze des Lebens die Treue bewahrte, obwohl er sie todt glaubte. Das Wiederfinden beyder Herzen und ihre Vereinigung ist der Stoff des für uns neuen Schauspiels von Hrn. v. Holtei. Derselbe ist ziemlich dürrig und die zweymalige Erzählung jenes jugendlichen Verhältnisses schadet einigermassen dem Interesse, auch fehlt es dem Stückchen an einer eigentlichen Handlung; doch sind mehrere Stellen von ächt poetischem Werthe, und der Dialog hat ganz jene Trefflichkeit, die Holtei's Stücke so vortheilhaft auszeichnet; man kann daher dem fraglichen Schauspiel immerhin den Rang von mehr als Mittelgut zugesprechen. Frau v. Hochstein in einer, ziemlich schwankend gehaltenen episodischen Person, spielte allerliebste; der Hr. Verfasser in der Titelrolle gab seine Scenen recht charakteristisch. Von den übrigen Mitwirkenden ist nichts Erhebliches zu bemerken. Die Neuigkeit gefiel und hatte am Schlusse das Vorrufen sämmtlicher Darstellenden zur Folge.

Die „Autorsqualen“ bestehen in den Martern eines Dichters, der vor dem Schauspielhause den Effect der ersten Aufführung seines Stückes belauscht und durch die Gespräche der Vorübergehenden in die immer stärker werdende Meinung verkehrt wird, sein Product sey gänzlich verunglückt. Es hat jedoch sehr gefallen, und verschafft ihm den Besitz seiner Geliebten. Die Hauptidee dieser Kleinigkeit haben wir zuletzt in unserm wackern Bauerfeld „Zauberdrachen“ gefunden; sie ist übrigens gewiß von komischer Wirksamkeit, und käme das Mißverständnis nicht dreyimal, ganz in der nemlichen Art, zum Vorschein, so würden wir gegen das Lustspielchen des Hrn. v. Frank kaum etwas zu erinnern finden, zumal da es mit mehreren guten Einfällen ausgestattet und recht geschickt dialogisirt ist. Die trockene Komik des Hrn. Kott trug zur guten Aufnahme nicht wenig bey, und über das köstliche Pflöge, womit er zu den Reden des Franzosen bemerkt: „Das ist ein Teufelskerl, der Böhm,“ würde wohl selbst ein eingeseischter Griesgram zu lachen versucht werden. Auch nach dieser Novität wurden alle Beschäftigten gerufen; indessen möchten doch nur die Leistungen der Hrn. Pauli (Advocat) und Sympher (Franzose) allenfalls vor dem Richterstuhle der Kritik Stich halten. Vor dem Beginne und im Zwischenacte führte die Regimentscapelle von Prinzregent von Portugal, unter der persönlichen Leitung des Capellmeisters Hrn. Massaf, mehrere Musikstücke mit Feuer und Präcision aus, die sehr beyfällig anerkannt wurden.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 20. Jänner 1835.

9

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Gründung vom Kloster Schlegel in Oberösterreich.

Es hat der Ritter Falkenstein
Berührt sich in dem Wald,
Als nieder sank auf Forst und Hain
Die Nacht gar rauh und kalt.

Es wob sich, wo er hin nur trat,
Zum Gitter Ast und Dorn,
Das Schlingkraut hielt auf seinem Pfad
Ihn fest an Fuß und Sporn.

Nicht konnt' er aus, nicht konnt' er ein,
„Hilf Gott, was ist zu thun?
Und kann es schon nicht anders seyn,
Muß ich im Wald hier ruh'n.“

Und einen Schlegel sucht er aus,
„Sey du ein Kissen mir,
Find' wohl in diesem luft'gen Haus
Zum Pfuhl nichts Bess'res schier.“

D'rauf kniet er sich voll Andacht hin
Und spricht noch solches Wort:
„M a r i a, sey du Schützerinn
Mir heut' an diesem Ort.“

„Zwar beb' ich nicht in Angst und Pein,
Kommt mir ein Feind heran,
Doch möcht' ich nicht gefressen seyn
Von eines Bären Zahn.“

„D'rum schirme mich, du Jungfrau mild,
Mit deiner starken Hand.“
Er sprach's und bald umschlungen hielt
Ihn d'rauf des Schlummers Band.

Mit Eins kam's da dem Ritter vor,
Als kam' ein Wolf gerannt,
Wild brach er durch Gestripp und Rohr,
Von heißer Gier entbraunt.

Schon war ihm nah' der schlimme Gast
Mit glüh'ndem Augenring,
Als vom Gezweige dicht umfaßt,
Erwürgt das Unthier hing.

Und wieder kam's dem Ritter vor,
Als stürzt' durch's Waldgesild
Urpöthlich sich auf ihn hervor
Ein Bär gar zottig wild.

O weh, schon naht er sich voll Wuth,
Wer hilft nun, Armer, dir!
Da stürzt ein Baum, und sieh — im Blut,
Zerschmettert liegt das Thier.

Sacht schlief hierauf der Rittersmann,
Wie Bett und Pfahl auch rauh,
Bis niederschien vom Himmelsplan
Die Sonn' auf Thal und Au.

Hui, sprang er auf, wie froh und risch,
Erquickt an Leib und Sinn,
Doch starrt im Nu auch auf's Gebüsch
Sein Blick voll Staunen hin.

Denn dort noch hing, das Aug' voll Grimm,
Der Wolf erwürgt am Ast,
Zur Seit' das Bärenungehüm,
Zerschellt von Baumeslast.

„Ja traun, du hast mich recht beschützt,
Maria, diese Stund',
D'rum will ich auch ein Haus anigt
Dir bau'n auf diesen Grund.“

Er sprach's und sieh, ein Kirchlein fein
Hob bald den Knauf in's Blau;
Und selber trug Herr Falkenstein
Den ersten Stein zum Bau.

Und weil er dort, in Einsamkeit,
Schlief auf dem Schlegel hart,
Das Kirchlein auch seit jener Zeit
Darnach genennet ward.

Joh. N. Vogt.

Anmerkung. Schlegel oder Schlägel von schlagen, in der dortigen Landessprache gleichbedeutend mit Prügel, ein abgehauener Baumstamm oder Baumschlag.

Das Luftschiff des Grafen von Lennor.

Der Graf von Lennor war ein ehemaliger Stabsofficier und großer Verehrer Napoleon's. Wohlhabend und in den besten Jahren hat er nach der Juliusrevolution 1830 eine gewisse Rolle gespielt, und eine Zeitung „la Révolution,“ die bald nachher gestorben ist, vielfach mit Rath und That unterstützt. Diese Zeitung hatte zur Absicht, der Napoleon'schen Parthey ein Organ zu verschaffen.

Seit einiger Zeit aber lebte er ferne von politischen Geschäften und ergab sich vorzüglich den schon längst gepflogenen wissenschaftlichen Studien. Er und einige junge Gelehrte bildeten zuletzt den Plan, eine Luftreise zu unternehmen, die Luftzüge in der Atmosphäre und die Atmosphäre selbst zu studiren, endlich sogar den Versuch zu machen, einen Luftballon wie ein Schiff auf dem Meere nach einer bestimmten Richtung hinzuleiten. Die Theorie, auf welche der Graf und seine Mitarbeiter ihre Hoffnungen gründeten, ist kühn und hat eben wegen dieser Kühnheit viele Zweifler und viele Spötter gefunden.

Montgolfier hatte in früheren Zeiten eine Luftschiffahrt versucht, Graf Lennor aber beabsichtigte mit ganz andern Mitteln seine gigantische Unternehmung, die kühnste vielleicht, welche unser Zeitalter in dieser Art gesehen. Obgleich ein Hinderniß für den Augenblick das Aufsteigen des Luftschiffes (in der französischen Kunstsprache Aérostat) vereitelt hat, von welchem Unglücksfalle ich weiter unten erzählen werde, so scheint es doch für den Wiener Leser äußerst interessant zu seyn, einen richtigen, vorurtheilsfreyen Begriff von dem System zu bekommen, nach welchem Hr. von Lennor sein Luftschiff erbaut hat.

Das Luftballonschiff, dessen aufsteigende Kraft 6500 Pfund betrug, hatte die Form eines kegelförmig geendeten Cylinders. Seine Länge betrug 130, sein Durchmesser 35 Fuß, und sein innerer Raum 2800 kubische Meter. Ein ungeheures Netz mit Strickleitern umgab den ganzen Ballon. In dem großen Luftballon war ein kleiner Ballon angebracht, welcher eine Luftmenge von 300 kubischen Metern enthielt, und vermittelt einer Röhre mit der äußern Luft in Verbindung gesetzt worden war. Dieser kleine Ballon, eine Art Schwimmblase, wie wir sie in den Fischen finden, war einer der Hauptgegenstände in der Theorie unserer neuen Luftschiffer, denn dieser kleine Ballon sollte sich zu dem großen verhalten, wie die Fischblase zu dem Fischkörper.

Der zweyte Ballon sollte demzufolge dem großen die auf- und niedersteigende Kraft verleihen, welche die Fischblase den Fischen in dem feuchten Elemente verleiht. Ohne Verlust von Ballast und Gas sollte der innere Ballon den Luftschiffern erlauben, sich in derjenigen Luftschichte zu erhalten, welche ihnen den vortheilhaftesten Luftzug geboten hätte, so daß alsdann der Ballon, von seiner ganzen Schnelligkeit Gebrauch machend, gegen 50 französische Meilen in einer Stunde hätte zurücklegen sollen, denn zu dieser Schnelligkeit war die Fahrt berechnet worden. Ein Rachen von Bandweiden, 60 Fuß lang und 30 Zoll breit, in der Gestalt einer langen Gallerie, war durch 12 Zoll von einander entfernte Tragriemen an das Schiffesnetz befestigt.

Verschieden von den Rachen, welche man bis jetzt bey den Luftballons gebrauchte, und die unter dem Ballon aufgehangen, gänzlich seiner Einwirkung unterworfen blieben, war der vom Hrn. von Lennor erfundene Kahn unmittelbar unter dem Ballon angeheftet und zwar vermittelt eines langen Kissens, welches den Zwischenraum ausfüllte, und welches selbst der Wirkung einer hydraulischen Pumpe nebst Druckwerk unterworfen war.

Je nachdem man, mittelst dieser Pumpe die in dem innern Luftballon und in dem Kissen befindliche Luft mehr oder weniger zusammenpreßte, hoffte Hr. von Lennor nach Belieben auf- und niedersteigen zu können. Zwanzig Räder von 3 Meter im Gevierte, scheibenartig und beweglich geformt,

um nach verschiedenen Richtungen eingreifen zu können, sollten bey eintretender Windstille oder bey gewöhnlichem Winde gebraucht werden, und in dem Falle rechneten die Luftschiffer nicht mehr als 2 bis 3 französische Meilen in einer Stunde zurückzulegen.

Am Vordertheile und am Hintertheile des Rahnes befand sich ein Steueruder, zu beyden Seiten zwey Räder von Eisenblech, und gänzlich in der Art gestaltet, wie die Räder an den Dampfmaschinen. Jedes Steueruder und jedes Seitenrad konnte die Luft in der Art schlagen und fassen, daß der Lauf des Schiffes dadurch beschleunigt oder aufgehalten wurde. Ueberdem waren die Räder so beschaffen, daß sie zu gleicher Zeit, oder nach einander in verschiedenen Richtungen wirken konnten, wie dieses auf den Schiffen durch das Steueruder geschieht.

Das Luftfahrzeug hatte einen Compaß, einen Barometer, einen Electrometer, einen Thermometer und ein Instrument, welches das Log auf den Seeschiffen ersetzte, und dazu dienen sollte, um die verticale und horizontale Schnelligkeit der Fahrt zu messen.

Eine Lampe à la Davy und eine hohle, phosphorische Laterne gaben die nöthige Klarheit, um selbst in finsterner Nacht zu schreiben, ohne die Gefahr zu haben, den Luftballon in Brand zu stecken.

Sämmtliche Einrichtungen, die Erfindung der Formen und deren Zusammenfügung zu einem Ganzen, waren geistreich, wohlbedacht und der unbefangenen Anerkennung werth.

Entfernte Leser werden hier gebeten, ihr Urtheil über Möglichkeit und Unmöglichkeit, Vortheile und Hindernisse bey dieser Unternehmung noch einige Zeit zurückzuhalten und die nächste Aufsteigung abzuwarten, um diesen äußerst geistreichen, kühnen Apparat würdigen zu können: da der bey dem ersten Versuche verunglückte Ballon ohne Schaden, und ohne vollendete Füllung aufgestiegen ist, und sein Zerreißen nicht im mindesten gegen die Unternehmung selbst spricht. Eine öffentliche Anerkennung ist hier gewiß am Platze, denn Hr. von Lennox muß in seinem Unternehmen aufgemuntert werden, wir müssen den Freund der Wissenschaften hoch schätzen, da es in unserer Zeit wenig für Kunst und Kunstfindung begeisterte jugendliche Gemüther gibt, die ihre Mittel und selbst ihr Leben, wie es hier der Fall war, zum Opfer bringen. Doch nun zur Erzählung des Unglücksfalles.

Durch volle 14 Tage lief alle Welt nach den Elysäischen Feldern, um dort den Luftballon und den Schaden in seiner Werkstatt in Augenschein zu nehmen. Alle Zeitungen sprachen von den kühnen Luftschiffen, deren Zahl, zwey Damen, Frau von Lennox und Madame Eda u mitgerechnet, bis zu 17 gestiegen war.

Ein Theil der Pariser munterte auf, ein anderer Theil warnte, immer aber blieb es eine beispiellose Kühnheit, mit einem noch unerprobten Fahrzeuge in die Lüfte steigen zu wollen, und mit Gottes Hülfe nach London oder andern Gegenden zu segeln. Die Mitfahrt der Damen wurde allgemein getadelt, da das weibliche Geschlecht bey solchen Versuchen nicht allein gänzlich unnütz ist, sondern sogar nur hinderlich werden kann. Wo es gilt, den Wissenschaften, dem Handel und vielleicht auch der Industrie neue Bahnen zu öffnen, da müssen nur praktische, kenntnißvolle, in Astronomie, Physik, Chemie und Aerostatik wohl bewanderte Personen mitgenommen werden. Ein Schriftsteller, der auf der Reise die Feder führen sollte, war nicht vergessen worden.

Der Adler, so hatte man den Luftballon getauft, sollte am 15. August, dem ehemaligen Feste Napoleon's, aufsteigen, der Versuch aber wurde bis zum folgenden Sonntag verschoben.

Ganz Paris war in Bewegung. Tausende zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde strömten dem Märzfelde zu, alle Erdaufwürfe ringsum waren schon am frühen Morgen mit einer neugierigen, fröhlichen Menge angefüllt, alle nahegelegenen Fenster und Dächer waren vermietet, die Berghöhen von Chaillot waren mit einer bunten, sonntäglich geschmückten Bevölkerung besetzt. Der Hof hatte dem Grafen von Lennox seine Gegenwart ankündigen

lassen. Die ersten Plätze nahe dem Füllungsapparate wurden zu 10 Francs, die zweyten zu 5, die dritten zu 2 Francs bezahlt. Bänke, Stühle und Wagen wurden überall vermietet. Zelte waren aufgeschlagen, Restaurants und Kaffehs unter freyem Himmel errichtet worden. Truppen waren unter dem Gewehr, um die Ordnung zu erhalten, und die Polizey ließ, wie gewöhnlich in neuerer Zeit, den Dieben und Börsenabschneidern freyen Spielraum, um während dessen eine große Menge junger Republicaner im Auge zu behalten, die mit ziegenartigen Bärten und neumodischen Kitteln sich auf dem Märzfelde eingefunden hatten. Schaaren von Polizeybeamten mit oder ohne dreyfarbige Schärpen, in Stadtfergeanten-Uniform oder verkleidet, beobachteten die Strafe, welche die Orleans'sche Familie von dem Schlosse bis zum Märzfelde nehmen sollte.

Gegen 9 Uhr Morgens hatte sich der Luftballon aus seiner Werkstatt hervorgewagt und von 80 Arbeitern, größtentheils Matrosen vom Obelisken-Schiffe Luror, geleitet, vollendete er, von einigen Compagnien Infanterie umgeben, die ihn gegen den Andrang von Tausenden von Begleitern schützten, glücklich seinen Marsch bis zu dem Mittelpuncte des Märzfeldes, wo die schon begonnene Füllung vollendet werden sollte.

Der Ballon war ungefähr bis zur Hälfte gefüllt, und durch einen Äquator bey dieser Operation gehalten, als ein ziemlich starker Windstoß ihn bedeutend hin und her schwancken machte. Gegen halb Ein Uhr schienen die Maschen des Schiffnetzes der Wirkung des Windes und der allmählig größer werdenden Aufsteigungskraft des Luftballons nicht mehr Widerstand leisten zu können. Ein Theil des Netzes zerriß längs dem Äquator, der halbgefüllte Luftball entschlüpfte, einen Durchgang findend, aus seinem Neze, und stieg in die Höhe. Er war jetzt nur noch von dem Tubus, welcher zu seiner Füllung diente, festgehalten, als durch die Wirkung des aufsteigenden Ballons und des Widerstand leistenden Tubus, ersterer unten zerrissen wurde, und von dem letzten Hindernisse befreyt und von einem Windstoße umgeworfen, mit einer starken Explosion sämtliches Gas ausströmen ließ, in zwey Theile zerrissen wurde, und einige hundert Schritte weit von dem Füllungsplatze neben den Bäumen niederfiel, die das Märzfeld nach Baugirard zu begrenzen. Ein ungeheurer Tumult, Geschrey und Gedränge folgten dieser Scene. Die Nahestehenden stoben aus einander, einige Damen glaubten sich schon verloren, die Knaben und die Neugierigen aber stürzten zu Tausenden auf den schiffbrüchigen Ballon zu, le gamin (die halbreife Jugend) de Paris, wie immer an der Spitze, und zerrissen ihn in tausend Fetzen. Jeder wollte seinen Theil haben, und Alle haben ihr Theilchen erhalten, nur die armen Luftschiffer auch nicht den geringsten Lumpen ihres Eigenthums.

Knaben und Erwachsene zerstreuten sich sogleich nach der Eroberung des Luftballons nach allen Seiten hin, und verkauften den Neugierigen so theuer wie möglich die kleinen Fragmente des großmächtigen Schiffes.

Die Engländer bezahlten einen solchen Lappen anfangs mit 1—2 Francs, je nachdem sich aber die Neugierde gesättigt hatte, fiel der Preis bis auf 1 oder 2 Sous herab. Die Knaben haben auf diese Art einen guten Tag gehabt, die Kaufleute, Restaurants, Kaffehwirthe, Zuckerbäcker und Obsthändler, Weinschenken und Cocohändler, marchands de brioches et de gâteaux de Nanterre suchten aber desto mehr über die unglücklichen Aeronauten. Nach einigen bösen Zungen waren es Gauner, nach andern Spitzbuben, die den Galgen verdienten, mehrere sogar wollten sie schon seit gestern in England wissen, alles sey veranstaltet gewesen, das Schiff habe dazu dienen sollen, den Leuten ihr Geld aus der Tasche zu locken, und die Komödie sey nun ausgespielt. Nach andern war es eine Thorheit ohne Entschuldigung, so dünnen Stoff zum Luftball gewählt zu haben, und ein blecherns Schiff würde z. B. bey weitem solider gewesen, und nicht so leicht geplatzt seyn. Die Dümmeften wurden gelehrt, die Stummen beredt, die gebildeten Männer verstummten vor dem allgemeinen Hurrah. Der vernünftige Theil der Zuseher aber suchte, meist vergebens, aus einander zu sehen, wie dieses Zerreißen des Netzes ein unglücklicher Zufall gewesen, wie das bey jedem gewöhnlichen Luftballon hät-

te Statt finden können, wie dieser Zufall aber keineswegs gegen die Unternehmung selbst spreche, da die Füllung ja noch nicht vollendet gewesen, und die Fahrt erst gegen 2 Uhr beginnen sollte; was aber die Einnahme betraf, solche unbedingt zurückgegeben werden würde. Umsonst; die, welche keinen Pfennig ausgegeben und keinen Heller für ihren Platz bezahlt hatten, schrien am lauteften: es sey eine Sünde und Schande, man würde das Geld nicht wieder geben, man habe es den Leuten aus dem Sacke gestohlen u. s. w. Die zu spät gekommen waren, um die Katastrophe mit anzusehen, grollten über die verlorne Zeit, den langen Weg, den vermaledeyten Staub, die drückende Hitze und Gott weiß worüber mehr.

Die Pariser hatten auf ein großes Schauspiel gerechnet, und nun eine Seifenblase plazen sehen! Das vergibt der Pariser so leicht nicht! — Zu beklagen sind dabey nur die kleinen Verkäufer, meist arme und unglückliche Leute, die ihr Hab und Gut bey solchen Festtagen zu verpfänden pflegen, um Waare einzukaufen, und hernach mit dem Tagesgewinnste ihr Eigenthum wieder auszulösen, und noch ein gut Stück Geld übrig zu behalten. Diese armen Leute hatten nun Apfel und Birnen, Kuchen und Würste die Menge in ihren Körben, aber keinen Heller Verdienst und obendrein ihre Sachen im Pfandhause. Den armen Kauzen dürfte wahrhaftig die üble Lanne nicht zu verdenken gewesen seyn.

Hr. von Lennor und der junge Nasson de Grand saigne haben darauf in allen Zeitungen ankündigen lassen, daß jedermann sein Geld zurückhalten könne, daß sie übrigens keineswegs ihrem Projecte entsagten. Eine Subscription ist eröffnet worden, und es wurde sofort an dem neuen Luftballon gearbeitet, dem das nächste Mal sicher nicht die Festigkeit des Netzes fehlen soll. Der Netzen ist überdem unbeschädigt geblieben, zwey Matrosen aber, die in dem Netze beschäftigt waren, sind einige 10 Fuß emporgehoben worden, jedoch glücklicher Weise alsdann wieder dem Irdischen anheimgefallen.

Die braven Matrosen haben auf ihren langen Seefahrten so oft dem wäflerigen Elemente getrotzt, es wäre in der That höchst traurig gewesen, wenn sie just im entgegengesetzten Elemente umgekommen wären.

L i t e r a t u r.

Neueste historisch-romantische Versuche aus dem Gebiete der Dichtkunst von Ernst Thomas Theodor von Krieger. Coblenz bey Kehr. 8. S. 221.

Der Verfasser dieses Buches meint es offenbar recht ernst mit seinem Streben, und es ist nicht zu verkennen, daß er sich mit seinen Arbeiten, oder, wie er sie selbst nennt, Versuchen, ungemeine Mühe gegeben hat; daß er dessenungeachtet nur Bescheidenes leistet, ist gewiß nicht die Schuld seines Fleisches, sondern einzig und allein der minder günstigen Sterne, die über seiner Berufung zum Dichter walteten. Es fehlt Hrn. von Krieger nicht an einzelnen glücklichen Ideen, an Anflügen von poetischer Begeisterung, wohl aber scheinen die Mittel, um das Erkannte und Empfundene nach Außen zu verlebendigen, mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt zu halten; das widerspenstige Wort will sich dem Gedanken nicht fügen, und von dem Drucke jener feindlichen Gewalt wird dann der Flug des aufstrebenden Sängersittigs niedergehalten. Dazu ist unser Poet in der Wahl seiner Stoffe nicht besonders gewandt und großentheils bewegt er sich um unbedeutende Daten, die der Pointe ermangeln oder worin diese nicht klar genug hervortritt. Wir sind versucht, Hrn. von Krieger für keinen gebornen Deutschen zu halten, und zu vermuthen, er habe die Sprache erst studiert, und wisse sie noch nicht gehörig zu handhaben; daher so manche fremdartige Formationen, willkürliche Wortbildungen und Einschüßel, denen die Kritik ihre Billigung verweigern muß; ohne darum zu verkennen, daß die gesunde Frische in den Ansichten des Verfassers, die mancherten Beweise von Kenntnissen und der Eifer, welchen derselbe den Studien classischer Meister zuwendet, Ermunterung und Anerkennung verdienen. Bey gleichem fortdauernden Fleiße und unter zweckmäßiger Aufsicht, dürfte Hr. von Krieger noch einst recht lesenswerthes zu liefern im Stande seyn. — Lettern, Papier u. dgl. sind gut.

„Das Königreich Böhmen.“ Von J. G. Sommer. Zweyter Theil. Prag bey Cals v. c. 1834.

Dieser zweyte Theil der statistisch-topographischen Darstellung Böhmens enthält in 397 Seiten 8. den Buzslauer Kreis. Da das Ganze sehr umfassend abgehandelt ist, so war es zweckmäßig, durch ein zweytes Titelblatt jeden Kreis isolirt darzustellen, wodurch Ankauf und Absatz des Werkes erleichtert wird. Die Leser kennen bereits die Einrichtung dieser Schrift aus dem ersten Bande, der von dem Publicum sehr günstig aufgenommen worden ist. Der Verfasser ist durch eine sehr preiswürdige Unterstützung der Vorsteher des Landes in den Stand gesetzt, aus den Quellen zu schöpfen, und die Nachrichten über jeden einzelnen Ort von den Behörden desselben zu erhalten, und er erfreut sich zugleich der thätigen Mitarbeitung mehrerer Freunde, besonders des Herrn Professors Zippel. Dieß sind sehr wesentliche Vortheile zu dem Gedeihen einer so weit-aussehenden Unternehmung. Leider ist der treffliche Krzybich aus diesem Kreise geschieden! An ihm verliert Böhmen einen seiner bravsten und verdienstvollsten Männer. — Auch hier ist das Mißverhältniß der Nachrichten über die einzelnen Orte wieder auffallend. Manche sind mit der größten Unständlichkeit, manche nur sehr kärglich bedacht, und selbst Styl und Behandlung ist sehr verschieden. Allerdings ist die Ursache davon in der Verschiedenheit der dem Verfasser von jenen Orten zugekommenen Nachrichten zu suchen. Aber diese würden durch mehr Überarbeitung und vorzüglich durch Sichtung und Entfernung alles Überflüssigen an Gleichartigkeit gewonnen haben, während jetzt das Ganze, selbst in seinem Außern, nicht sowohl das Gepräge eines Systems, als vielmehr nur das eines Aggregats, einer Conglomeration hat, das weder dem Geiste noch selbst dem Auge des Lesers erfreulich seyn kann. Immer aber wird die ganze Sammlung, wenn sie einmal vollendet vor uns liegt, als ein Schatz zu betrachten seyn, den die künftigen Geographen Böhmens zu benutzen nicht unterlassen werden und der unsere Kenntniß dieses Landes weit über die derjenigen Länder erheben wird, welche solche Vorarbeiten nicht besitzen, solche Monographien gleichsam, aus denen allein mit der Zeit eine vollendete Darstellung des Ganzen erwachsen kann.

L.

Mondkarte von W. Beer und J. H. Mädler. Berlin bey Schropp. 1834.

Diese Karte ist nach den eigenen Beobachtungen der beyden Verfasser nach der bekannsten orthographischen Projection entworfen und von Vogel in Stein gestochen worden, und sie ist ohne Zweifel unter allen bisher erschienenen Generalkarten des Mondes die vorzüglichste. Genauigkeit der Darstellung sowohl der einzelnen Bilder als besonders der selenographischen Position derselben, wird sie dem Kenner, und eine elegante, sehr gefällige äußere Darstellung wird sie auch dem Freunde solcher Kunstwerke empfehlen. Sie hat drey Par. Fuß im Durchmesser und übertrifft daher auch alle bisherigen besseren Mondkarten weit an Größe und an der Menge von Detail, das bey dieser Dimension, noch dem Auge gut sichtbar, aufgenommen werden konnte.

Es ist auffallend, daß in unsern Tagen, in welchen beynahe alle Theile der Astronomie so große Fortschritte gemacht haben, der uns nächste Himmelskörper so wenig Theilnahme gefunden hat. Denn wenn man Lohrmann's Leistungen ausnimmt, die zu den vortrefflichsten gehören, aber, obschon vor zehn Jahren begonnen, doch noch nicht über den ersten Band herausgekommen, also noch unvollendet sind, so ist seit Tobias Mayer, der im J. 1762 starb, für die eigentliche Chorographie des Mondes nur sehr wenig geschehen. Schröter's große und allgemein anerkannte Verdienste um diesen Satelliten unserer Erde beziehen sich, wie die seiner Nachfolger, mehr auf die getreue Darstellung einzelner Flecke, aber nicht auf die eigentliche Lage derselben in der Mondesfläche oder auf die sogenannte Ortsbestimmung derselben. Aber eben diese letzte war es, welche die Astronomen vor allem wünschen mußten, da sie das einzige sichere Mittel gab, die Beobachtungen anderer zu verfolgen oder die von ihnen gesehnen Gegenstände wieder zu erkennen. Wie würde es um unsere Geographie stehen, wenn wir nur Bilder und Ansichten von einzelnen Gegenden, Bergen und Thälern, aber keine auf eigentliche Vermessungen gegründete Ortsbestimmungen, keine Karten hätten? Und welche Fortschritte hätte wohl die Astronomie machen können, wenn es ihr jetzt noch an Sternkatalogen oder Himmelskarten fehlte? In diesem Falle befindet sich aber die Selenographie noch in unsern Tagen, da, wie gesagt, seit der Mitte des verfloßenen Jahrhunderts, also seit mehr als achtzig Jahren, für diesen interessanten und uns so nahe angehenden Theil der Astrognosie beynahe nichts geschah. Übrig-

gens ist uns die erfreuliche Versicherung zugekommen: daß auch Lohrmann seine so schön begonnenen Arbeiten bisher im Stillen fortgesetzt hat und daß er uns bald mit der Vollendung seines preiswürdigen Unternehmens beschenken wird. Derhier, wie wir hoffen, glücklich zusammentreffende Wetteifer so ausgezeichnete Beobachter kann für die Sache selbst, um die es hier vorzüglich zu thun ist, nicht anders als vortheilhaft seyn.

Vor allem scheinen die Verfasser dieser Karte auf den Unterschied der Höhen, der Lichtstärke und der Färbung der einzelnen Theile des Mondes eine besondere umsichtige Sorgfalt verwendet zu haben. Da die Berge des Mondes viel steiler sind als die der Erde, so kann wohl die Modification, welche sie an Lohrmann's bekannter Zeichnungsart derselben angebracht haben, nicht anders als gebilligt werden, so wie, daß dieselben nicht bis auf die kleinsten Böschungen mit ängstlicher Genauigkeit fortgeführt worden sind, da diese nur Störungen in den größeren Jügen der Karte zur Folge gehabt hätte. Sie haben sich dabey an Lohrmann's ursprüngliche Methode gehalten, den senkrechten Hang oder die Böschung von 90 Graden durch volles Schwarz auszudrücken und alle übrigen Abhänge von 10 zu 10 Graden nach Maßgabe des Verhältnisses zwischen dem Böschungs- und seinem Ergänzungswinkel durch Mischung von Schwarz und Weiß zu bezeichnen. Ein Winkel von 20 Grad gibt daher das Verhältniß von den beyden Farben gleich dem der zwey Zahlen 2 und 7, so daß also die weißen Zwischenräume $3\frac{1}{2}$ mal breiter sind, als die schwarzen Striche. Um die verschiedenen Lichtgrade der einzelnen Stellen des Mondes auszudrücken, nahmen sie 10 oder vielmehr 8 Abstufungen an, indem sie die zu diesem Zwecke bloß punctirten Flächen durch weiße und schwarze Farbe auszeichneten. Eigentliche Farben endlich, röthlich, braun, grün u. s. w. kommen wohl bey einigen kleinen Stellen, aber nur selten vor, und sind daher durch eine besondere Bezeichnung (durch kurze, den Bindestrichen ähnliche Linien) angedeutet worden.

Alle Zeichnungen dieser schönen Karte beruhen auf den eigenen Beobachtungen der Herausgeber, die sie mit einem Fraunhofer'schen Fernrohre von 42 Linien Öffnung und mit einer zoomatischen Vergrößerung angestellt haben. Dieses Fernrohre war parallelactisch aufgestellt und mit einem Fadenmikrometer nebst Positionskreis versehen. In 55 Nächten bestimmten sie zuerst 102 Hauptpunkte der ersten Ordnung. An diese wurden theils durch Dreiecke, theils durch Distanz- und Positionswinkel die Punkte der zweyten Ordnung angereicht, und in diese endlich jene der dritten Ordnung durch Alignment eingeschaltet. Auf Libration wurde bey diesen Messungen immer Rücksicht genommen.

Diese Arbeiten begannen im Frühjahr 1830 und gehen seitdem rasch fort. Zwey Vierteltheile der Karte sind bereits erschienen, das dritte Vierteltheil ist unter der Presse, und zu dem letzten endlich liegen die Vorarbeiten beynabe alle schon bereit. Das Werk wird im Jahre 1836 vollendet seyn.

Diese Karte ist sehr zweckmäßig in orthographischer Projection und für die mit toller Libration entworfen, daher auch bey genaueren Vergleichen auf diese Libration Rücksicht genommen werden muß, besonders in den Gegenden, die von dem Mittelpuncte des Mondes weiter entfernt sind, und bey den Randgebirgen, die hier mit besonderer Sorgfalt gezeichnet erscheinen.

Die hier vorkommenden Benennungen sind, die ältern nach Riccioli, die neuern meistens nach jüngst verstorbenen und noch lebenden Astronomen bestimmt. Gar mancher derselben ist von den Verfassern mit einem schönen Landeute beschenkt worden, das ohne Abgaben, aber auch ohne Einnahmen in großer Ferne vor den Augen ihrer neuen Besitzer schwebt, und das sie vielleicht, wenn ihnen die Wahl frey gestellt wird, nach ihrem Tode bewohnen können. — Noch ist, den Gebrauch dieser schönen Karte zu erhöhen, derselben ein eigenes Werk beigegeben, welches in populärer Darstellung die Topographie der Mondlandschaften und die Verhältnisse dieses Himmelskörpers als Glied des Erd- und Sonnensystems enthalten soll. Jeder Freund der Wissenschaft wird dieser Unternehmung freundliche Aufnahme und den besten Fortgang wünschen.

Littrow.

(Mit Nr. 3 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag den 22. Jänner 1835.

10

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. Postämter um: 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die letzte Stunde vor Mitternacht.

Novelle von Louise Beck.

Auf dem Comptoir des reichen Kaufherrn Andreas van der Werft in Amsterdam herrschte eines Tages die größte Verwirrung. Starr vor Entsetzen stand das ganze Personale der angesehenen Handlung, vom ersten Buchhalter bis zum letzten Diener herab, einander gegenüber, lautlos mit geisterbleichen Gesichtern blickten sie nach dem vor Schrecken halb entseelten Principal, der händeringend in seinem weichgepolsterten Armstuhl lag und vergebens Trost bey den Umstehenden suchte; denn etwas Unerhörtes war geschehen, die Hauptcasse war bestohlen, und der Verlust an Geld und Wechseln für diesen Augenblick kaum berechenbar, da Herr van der Werft gerade jetzt große Zahlungen zu leisten hatte, die, wenn sie unterblieben, ihn um Credit und Ansehen bringen mußten. — Keiner von allen Anwesenden konnte die Möglichkeit dieses ungeheuren Diebstahls begreifen, keiner sich erklären, wie und auf welche Art er bewerkstelliget seyn mochte, da man nirgends die Spur eines gewaltsamen Einbruchs fand, die Cassé selbst unverlegt war, folglich nur vermittelst des Schlüssels geöffnet seyn konnte, und daher Niemand sich im Stande sah, das wunderbare Räthsel genügend zu lösen.

Freywillig erklärten endlich Alle ihrem unglücklichen Herrn, sich der strengsten Untersuchung unterwerfen zu wollen, denn daß der Dieb ein Hausgenosse, daß er mit allen Örtlichkeiten vollkommen vertraut seyn müsse, war unbezweifelbar, wie hätte er sonst den Schlüssel erhalten, wie sein schändliches Vorhaben so ganz ungehindert ausführen können? Eben bemühte sich der treue, seit zwanzig Jahren erprobte Buchhalter, seinem Principal mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß doch wohl noch nicht alles verloren, daß der Räuber mit Hülfe der Polizey vielleicht noch zu entdecken, und mindestens ein Theil der entwendeten Summe zu retten sey — da öffnete sich die Thüre, Elisabeth, die einzige Tochter des Handelsherrn, trat ein und stürzte todtenbleich, mit halb aufgelösten Haaren und fast irrem Blick ihrem Vater zu

Füßen, indem sie seine Knie mit einer beynah an Wildheit grenzenden Hestigkeit umschlang. Betroffen über diese, der schüchternen Jungfrau sonst so ganz ungewohnte Bewegung, bat er sie aufzustehn und sich zu fassen; allein Elisabeth klammerte sich nur noch fester an ihn an, verbarg ihr Antlitz nur noch tiefer in seinen Schooß und schien von einem so ungeheuren Schmerz überwältigt, daß sie weder zu sprechen noch zu hören fähig war. Herr van der Werft fühlte sich durch diese kindliche Theilnahme an seinem Unglücke auf das innigste gerührt; er bot alles auf, sie zu beruhigen, so sehr er selber auch des Trostes bedurfte, und war eben im Begriffe, sie nach ihrem Zimmer zu begleiten, als der indessen herbeygerufene Polizeybeamte, welcher den Diebstahl untersuchen sollte, erschien; bey seinem Anblicke schrie Elisabeth laut auf, rang krampfhast die Hände und sank ohnmächtig zu Boden.

Dieser neue Unfall mußte natürlicher Weise die allgemeine Verwirrung noch vermehren; allein jetzt war nicht Zeit sich zärtlichen Besorgnissen zu überlassen, man brachte daher die Leidende sogleich hinweg, und begann nun die strengste Prüfung jedes auch noch so kleinen Umstandes, ohne jedoch etwas mehr als die schon früher anerkannte unumstößliche Gewisheit dadurch zu erhalten, daß kein anderer als ein Hausbewohner den Raub vollbracht haben könnte. Das ganze Personale der Handlung fand sich durch dieses Resultat auf das schmerzlichste empört. Jeden von ihnen konnte ja der Verdacht, das Verbrechen begangen zu haben, treffen, jeder sah sich an seiner bürgerlichen Ehre gekränkt; einstimmig verlangten daher Alle die schärfste Haussuchung, erbieten sich eher das härteste Verfahren dulden, als auch nur einen Schein des schrecklichen Argwohns auf sich haften lassen zu wollen. Da sich nun wirklich trotz aller angewandten Mühe auch nicht das Allergeringste vorfand, was einem Zweifel hätte Raum geben können, da überdies ein jeder, vom ersten bis zum letzten, genau anzuzeigen vermochte, wo er sich zur Zeit, in welcher der Raub begangen seyn müsse, befunden hatte, folglich keiner von ihnen Allen auch nur auf das entfernteste schuldig erfunden ward; beschloß der Beamte sein weitläufiges Verhör zu endigen, die beraubte Casse noch einmal sorgfältig zu untersuchen, den Thatbestand genau aufzunehmen, und dann sowohl in der Stadt als im Hafen die nothwendigen Maßregeln zur Entdeckung des kühnen Räubers zu veranstalten.

Der alte Handelsherr war untroßlich; sein Credit, seine ganze kaufmännische Ehre stand durch diesen Verlust auf dem Spiele; wer bürgte ihm dafür, daß man ihn nicht für einen Betrieger hielt, der das Märchen eines Diebstahls erfunden habe, um dem Zahlungstermine zu entgehen? daß man seine Bücher nicht für falsch, seine Angaben für Lügen halte? — Je mehr die Hoffnung eine Spur des Thäters zu finden verschwand, je schrecklicher erschien ihm seine Lage. Der redliche Buchhalter blickte seinen Herrn voll tiefen Mitleids an, und selbst der Beamte konnte sich einer gewissen Theilnahme nicht erwehren, denn Herr Andreas van der Werft hatte sich durch vielerley wohlthätige Handlungen beliebt gemacht, obgleich manche, die ihn noch aus früheren Zeiten kannten, hie und da die Äußerung laut werden ließen, er zahle damit nur eine alte, längst verzährte Schuld.

Schon war alles nochmals aufs genaueste untersucht worden; schon hatte man sich aufs neue überzeugt, daß Kiegel und Schösser unverfehrt, die Casse wie gewöhnlich geöffnet und weder an Thüre noch Fenster das ge-

ringste Zeichen gewaltsamen Einbruchs zu finden sey, als einer der Polizeydiener, im Begriffe sich hinwegzubegeben, ganz nahe am Ausgange etwas Buntfärbiges an der Erde liegen sah; er hob es sogleich auf und entdeckte, daß es ein ziemlich großes, mit Gewalt abgerissenes Stück von einem Damenschawl sey, dessen zusammengezogene lang herabhängende Fäden aber auf die angewandte Kraft schließen ließen, mit welcher die Besitzerinn sich desselben entledigt haben mochte. Er übergab seinen Fund dem Beamten, der ihn auch sogleich näher untersuchte; kaum hatte jedoch der inzwischen ebenfalls hinzugetretene Handelsherr einen Blick darauf geworfen, als er mit dem Ausruf: „Allmächtiger Gott, mein Kind!“ in die Arme seiner ihn umgebenden Diener sank.

Die Erschütterung, welche diese Worte hervorbrachten, war allgemein. Jeder fühlte sich wie vom Blitze getroffen; ein fürchterliches Licht erhellte auf einmal die dunkle Räthselnacht, denn so und nicht anders war das Unerklärbare zu enthüllen. Man gönnte dem unglücklichen Vater Zeit sich zu erholen, dann aber mußte der Beamte pflichtgemäß in seiner Untersuchung fortfahren. *Van der Werft* erklärte auf näheres Befragen mit fast brechender Stimme, daß er jenes abgerissene Stück Zeug allerdings für einen Theil des seiner Tochter erst kürzlich geschenkten Shawls zu erkennen glaube, ohne jedoch damit auch nur im entferntesten eine Beschuldigung aussprechen, oder einer Vermuthung Raum geben zu wollen, die ihn als Vater doppelt elend machen müsse. Wie und auf welche Weise das Stück Zeug hieher gekommen, sey ihm freylich unbegreiflich, indessen könne hier ein ganz unbedeutender Zufall obwalten, der den Ungrund eines etwaigen, eben so empörenden als unstatthaften Verdachtes auf das klarste enthüllen werde.

Der Beamte hatte inzwischen das abgerissene Stück scharfer untersucht und sich der Thüre genähert; hier bemerkte er am Schlosse derselben einen an der Seite etwas hervorragenden Nagel, von dem mehrere Fäden herabhingen, die an Farbe und Feinheit bewiesen, daß sie unstreitig von dem nemlichen Gewebe waren, aus welchem das Tuch bestand, und zugleich errathen ließen, daß seine Besitzerinn hier in vielleicht übergroßer Eile hängen geblieben seyn, und dadurch natürlicherweise den gewaltsamen Riß veranlaßt haben müsse. Der Beamte verlangte in Folge der gemachten Entdeckung, daß *Elisabeth* zuvörderst wegen des erwähnten Shawls befragt und zum Vorzeigen desselben aufgefordert werde. Diesem Begehren widersetzte sich jedoch Herr *van der Werft*, indem er erklärte, daß seine Tochter durch den ganzen Vorfall ohnehin schon tief genug erschüttert sey, daß man es folglich ihrer Gesundheit wegen nicht wagen dürfe, sie aufs neue zu erschrecken, auch wäre es sehr leicht, den fraglichen Umstand ohne ihr Wissen zu ermitteln, er sey daher erbötig diese Untersuchung auf sich zu nehmen, und das Resultat derselben der Behörde alsdann geziemend mitzutheilen.

Die unverkennbare Seelenangst, womit *van der Werft* seine Weigerung vortrug, bewog den Beamten ihm gelassener, als dieß sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, das Unstatthafte derselben begreiflich zu machen; er bewies ihm, daß seine Pflicht hier die strengste Untersuchung heische, daß alles darauf ankomme, den Räuber seines Eigenthums zu entdecken, damit der Verdacht keinen Unschuldigen treffe; daß das vorgefundene Stück Zeug, welches unmöglich durch Zufall an diesen Ort gekommen seyn könnte, auf eine

zu sichere Spur leite, um dieselbe nicht auf das aufmerksamste zu verfolgen, und endlich daß er dieß Verfahren nicht nur ihm selbst, sondern auch seinen Untergebenen, ja allen Einwohnern der Stadt Amsterdam schuldig sey.

Der Ernst, womit der Beamte sprach, so wie die Gerechtigkeit seiner Forderung, die ihm wider Willen einleuchten mußte, machten den unglücklichen Handelsherrn verstummen; man verließ hierauf diesen Schreckensort, und begab sich nach *Elisabeth's* Wohnzimmer, das der Beamte jedoch nur in Begleitung ihres Vaters zu betreten versprach.

Elisabeth hatte sich inzwischen wieder erholt; blaß wie eine Leiche lag sie auf dem Sofa, ihr schönes schwarzes Haar hing in wilder Unordnung um Stirne und Nacken; schwere Seufzer hoben von Zeit zu Zeit ihre Brust, ein krampfhaftes Zucken zeigte sich an dem kleinen fest geschlossenen Munde, und die starren thränenlosen Augen haften unbeweglich am Boden, als wenn er sich öffnen, als wenn er sie aufnehmen sollte mit ihrem tiefen, namenlosen Leid. Dieser Zustand war allen denjenigen, die sie umgaben, räthselhaft; selbst ihre treue Dienerinn *Anna* konnte nicht begreifen, was die theure Gebieterinn so gewaltsam erschütterte. Freylich mochte der Verlust ihres Vaters groß, mochte nicht leicht zu verschmerzen seyn; allein *Elisabeth* hatte ja früher oft geäußert, daß Armuth in ihren Augen kein Unglück sey, daß es ihrer Überzeugung nach noch weit härtere, noch weit schmerzlichere Leiden gebe. *Anna* war daher außer Stande, sich gerade jetzt die auffallende Verzweiflung ihrer Gebieterinn zu erklären, und bemühte sich umsonst die wahre Ursache derselben zu errathen.

Van der Werft, dem man die Wiederherstellung seiner Tochter bereits gemeldet hatte, trat jetzt von dem Beamten begleitet in ihr Gemach. *Elisabeth* fuhr erschrocken auf, als sie die Nahenden erblickte, und bedeckte gleichsam abwehrend ihr Gesicht mit beyden Händen. Herr *Andreas* bat sie jedoch sich zu beruhigen, indem er ihr versicherte, daß sie bloß gekommen wären, um ihr einige, den unglücklichen Vorgang betreffende Fragen vorzulegen, deren gründliche Beantwortung durch die Umstände nothwendig geworden wären. Diese Worte vermehrten *Elisabeth's* Unruhe, statt sie zu mindern; mit befremdender, fast unnatürlicher Heftigkeit entgegnete sie, daß sie durchaus nicht im Stande sey, auch nur die allgeringste Auskunft über irgend etwas, sey es was es wolle, zu geben, daß der Schrecken über das Geschehene zudem ihren Körper so sehr erschüttert habe, daß sie kaum ihrer Bestimmung mächtig sey, und folglich bitten müsse, von jeder Einmischung in die traurige Untersuchung ein für alle Mal verschont zu bleiben.

Daß *Elisabeth's* sonderbares Benehmen, die Verwirrung, in welcher sie sich befand, die Angst, mit der sie allen Fragen auszuweichen suchte, den Verdacht des Polizeybeamten vermehren mußte, war natürlich. Er bat daher *Hrn. van der Werft* ihm kraft seines Amtes den Fortgang des Gesprächs allein zu überlassen und wandte sich hierauf mit der Erklärung an *Elisabeth*, daß das Gesetz ihr die Nothwendigkeit auferlege, seine Fragen zu beantworten, und daß er sie deßhalb belästigen müsse, so unangenehm ihm, ihr gegenüber, die Erfüllung dieser strengen Pflicht auch sey. Kaum athmend, in einer nicht zu verbergenden innern Aufregung, wiederholte die Jungfrau ihre Weigerung aufs neue: sie bestand darauf, nicht nur jeder genügenden Aussage unfähig, sondern in ihrem gegenwärtigen Zustande sogar des Erinnerungs-

vermögens beraubt zu seyn; nun endlich sah der Beamte sich gezwungen, einen entscheidenden Schritt zu thun, er zog das bisher verborgen gehaltene Stück Zeug hervor, trat rasch auf sie zu, sah sie starr an, und sagte: „So werden Sie doch mindestens hierin einen Theil Ihres Eigenthums erkennen, das durch den Ort, wo es gefunden ward, zu Vermuthungen berechtigt, die —“ er wollte weiter sprechen, allein schon sank Elisabeth zum zweyten Male ohnmächtig nieder; ihr erschrockener Vater rief nach Hülfe, der Beamte aber sprach, mit einem Blicke auf den unglücklichen Handelsherrn, das fürchterliche Wort: „Schuldig,“ beorderte seine Untergebenen die Leidende vor der Hand in ihrem eigenen Zimmer zu bewachen, bis ihr Gesundheitszustand eine nähere Untersuchung erlaube, und entfernte sich alsdann, um dem Gerichte die Ergebnisse seiner Bemühungen mitzutheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

S y l b e n r ä t h s e l.

Die Erste ist ein wunderbares Ding,
Ein Paar gewöhnlich, wie das Zweyt' und Ganze.
Jedwede Sache, kostbar und gering,
Vom Unscheinbaren bis zum höchsten Glanze,
Was Kunst und Wissenschaft jemals erdacht,
Mit dieser Ersten wird's zu Stand' gebracht.

Kein Fürstenhaupte ward ohne sie gekrönt,
Das Scepter ist, durch sie, für sie geworden,
Nichts ist, was sie nicht schmücket und verschön't,
Sie theilet Gnaden aus, versendet Orden;
Durch sie geht alles, doch sie kann nicht geh'n,
Nicht sprechen, und doch macht sie sich versteh'n.

Die erste Waffe kam gewiß von ihr,
Sie trägt sie heute noch in allen Schlachten;
Dem Frieden dient sie, wie der Rachbegier,
Macht das Gesetz verletzen und es achten.
Vereint ist sie ein heiliges Symbol,
Beglückt und bestraft, thut weh' und wohl.

Zum Leben hilft sie, aber auch davon;
Den Widerspenstigen macht sie endlich wollen;
Kein Instrument gibt ohne sie den Ton;
Der ganze Erdkreis muß ihr Steuern, zollen.
Das Heimliche geschieht — so sagt man — unter ihr,
Vor ihr das Nöthigste, das Spätere nach ihr.

Die Zweyte braucht der nackte Wilde nicht;
Der Arme kann und muß sie oft entbehren;
Der Landmann liebt sie groß und von Gewicht;
Die Herrn und Damen sich nicht gern beschweren.
Die Erste sie nach Fuß und Füßchen mißt,
Und sie das Maas für Kunst und Handwerk ist.

Das Ganze nie die Zweyte wörtlich war,
Doch deckt es auch die Erste, oft recht niedlich.
Aus Wurmgespinnst, von Wolle, Haut und Haar
Wird es gemacht, in Norden mehr als südlich;
Von Eisen auch trug es der Rittermann,
Und kündigte mit ihm die Fehde an.

E. Hanisch.

Correspondenz-Nachrichten.

Westh, den 8. December 1834.

Diesmal regaltre ich Sie mit drey Novitäten, die uns die Bühne zum Besten gab. Die erste Novität war Kauya's „Vormund und Mündel“ und die Fortsetzung davon im „Vater und Tochter.“ Ein dünner Faden von Handlung zieht sich durch die zehn Acte beyder Stücke, der nur unter Kauya's kunstfertiger Hand nicht gänzlich ausging und nicht riß, weil er von Gold ist. Die Entwicklung zweyer Charaktere ist die Summe dieser Stücke, die aber darum nicht unbedeutend ist, weil diese Charaktere richtig und tief gedacht und dabey meisterhaft ausgeführt sind. Miß Mäner ist eine jener schwierigen Partien, die eine vorzügliche Darstellerinn gern wählt, weil sie eines glänzenden Triumphes gewiß ist. Dieses Gemisch weiblicher Schwäche, Güte und Anmuth geht durch viele Töne; um es eben so leichtsinnig, leicht erregbar, als tief gefühlvoll aufzufassen, immer das empfindungsreiche edle Weib in den Momenten der englischen Sonderlingsucht durchbliden zu lassen, diese divergirenden Eigenschaften jedesmal zu einem Ganzen pikanter Liebenswürdigkeit zu verbinden, mit einem Wort das widerspruchreichste Räthsel, das weibliche Herz, genügend zu lösen, ist wahrlich keine geringe, aber eine lohnende Kunstaufgabe. Obschon Mad. Grill das Medium nicht fand, jene Gegensätze gehörig zu verschmelzen, obschon die Momente des Leichtsinns von den tragischen Scenen ohne vermittelnden Übergang abgefordert waren, daher jene eigenthümliche Bizarrie fast unerklärbar aufstie: so ist doch nicht zu läugnen, daß das Bestreben der Künstlerinn ein lobenswerthes war. Mad. Grill ist eine gewandte Schauspielerinn, ihr Talent ist liebenswürdig. Gefühl und ein rührender Ausdruck stehen ihr zu Gebote, doch vor einem gewissen weinerlichen Pathos und vor Affectation muß sie sich bewahren. Der Jünger der Kunst wird zum Rebellen an derselben, wenn er mehr oder weniger als Wahrheit und Natur, oder wenn er etwas anderes als Wahrheit und Natur will. Hr. Grohmann's Individualität sagte die Rolle des Grafen Elmwood in „Vormund und Mündel“ gewissermaßen zu; verschlossene Ruhe, ja Kälte und Steifheit sind zum Theile in dieser Rolle nicht am unrichtigen Platze. Ulle. Lehnstitt verrieth sowohl als Matvina, wie in ein paar andern Rollen, nicht unbedeutende Anlagen. Keime eines regen Gefühls, Sinn für Adel und feinen Anstand, natürliche Töne des Herzens manifestirten sich erfreulich. Es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß sich diese zarten Pflanzen bey steter Pflege und in einer Atmosphäre wahrhafter Kunstanschauungen zu schönen Blüthen entfalten werden; denn nur aus ununterbrochenem Fleiß, aus angestrengter Übung, nur aus wahrem Ernste geht Sicherheit und bildungsfähige Herrschaft über den Stoff hervor. Sr. Herrlichkeit dem Lord Lawley sowohl, wie Hr. Rushbrook, dargestellt durch Hr. Kauer, wäre zu rathen, daß sie mit dem Verfasser vertrauter würden, um es weniger mit dem Souffleur seyn zu müssen. Dieser ewige Pact mit dem Unterirdischen hindert den übrigens nicht talentlosen Künstler zu zeigen, was er vermag; dabey ist es für das Auditorium höchst peinvoll, diesen Tantalusdurst nach Worten mit ansehen, und die Räder des Brunnens rauschen hören zu müssen, die dem lebenden Darsteller den Quell der Begeisterung nicht schnell genug heraufreichen können. Durch Hr. Fischer und Mad. Deny wurden Sandford und Miß Woodley sorgfältig gegeben, letztere etwas monoton, doch ersterer mit Wahrheit. Überhaupt ist Hr. Fischer ein denkender, vielseitiger Künstler und sein Spiel oft eben so naturgemäß als effectvoll. Gleicher Fleiß ist an Hr. Posinger im Allgemeinen zu preisen, obgleich er die ohnedies schwache Zeichnung des Margrave gar zu farblos nahm.

Die zweyte Novität ist Ulle. Deny, die ihren ersten Versuch in Kogebue's „Teodore“ wagte. Eine angenehme Erscheinung, die eben so wohlwollend aufgenommen wurde, als sie sich bescheiden gab. Ein hübsches Äußere, ein deutliches Organ sind nicht verwerfliche Naturgaben, und an die Leitung der Mad. Deny, ihrer Mutter einer gebildeten und erfahrenen Künstlerinn, knüpft sich die nicht ungegründete Hoffnung auf dereinstige erfolgreiche Fortschritte.

Die dritte Novität endlich sollten „die Drillinge“ nach Bonin seyn, doch da man nach Raupach, auch auf der Bühne die Todten ruhen lassen soll, so wollen wir ein lieber ein paar Worte über „Krone und Schaffott oder der Schlaftrunk“ sprechen; welcher Schlaftrunk uns in fünf Aufzügen und einem Vorspiele oder, was kürzer wäre, in sechs Aufzügen servirt wurde, von E. Fermann nach Alexander Dumas's „Katharina Howard“ frey in Versen bearbeitet und, wie der Theaterzettel behauptete, ein historisches Drama ist. Warum der Zettel zu dem angekündigten Namen „der Schlaftrunk“ den angemessenen Titel „Krone und Schaffott“ hinzufügte, ist eine Frage, die eine zweite Frage beantwortet, warum dieß Trauerspiel ein Drama heißt. Wollte ich den Ödipus spielen, so würde ich behaupten, dieß sey dem haut goût der Gallerie und den Gallerien der übrigen Stockwerke zu lieb geschehen, denn ein Drama-Schaffott d. h. ein Schaffott ohne trauriges Ende ist ein amusantes, ein lockendes Schaffott. Doch Trauerspiel oder Drama, genug, der Schlaftrunk wiegte das Auditorium nicht in seine erste Hälfte, was in jeziger Zeit immer etwas ist; vielmehr war die Wirkung von belebender, ja aufschmelzender Art; denn es ist dieß traurige Drama, dieser Schlaftrunk, eine Quintessenz von Effectstücken. Jeder Auftritt enthält einen unerwarteten Auftritt, und Scene für Scene wird der Zuschauer in rascher Reihenfolge mit Überraschung übergoßen. Man muß gestehen, daß bis zum Ende des vierten Actes durch fortwährende Steigerung das Interesse rege erhalten, die Aufmerksamkeit und Neugierde gefesselt wurde. Es geschehen Dinge, von denen sich kein Philosoph etwas träumen ließ, ja ich sah einen Recensenten, der unter den Schlägen der Überraschung, ich möchte sagen, mitten unter Effectpuffen ganz verblüfft da stand, und ohne die Sache genau zu untersuchen, sich von seiner sauren Miene zu einer geründeten benfälligen hinreissen ließ. In Wahrheit, wenn nach dem vierten Acte die Sünderinn Katharina Howard mit gewöhnlicher Justiz abgethan würde, dieß Stück wäre eines der besten, unter jenen modernen Revenfieberdramen, worin mit Beyhülfe crueller Ingredienzien auf Erschütterung des patienten Publicums hingearbeitet wird. Doch, nachdem einmal der Zuschauer das unglückliche Ende Katharinens voraussieht, wird ihm der fünfte und sechste Act zu lange, und diese Folterbänke, auf denen Katharinens Seele ausgeerntet wird, sind ihm denn doch ein allzu martervoller Anblick. Der Beyfall und die Theilnahme, welche sich vor befriedigter Neugierde kund gaben, sank, und hörte nach dem vierten Acte allmählig auf. Aber als wollte das Meer von Effect noch einen Effect gebären, geschah das Unerwartetste und Ungeheuerste zu Ende. Desinit in piscem mulier formosa superne. Diese Schlußgrausamkeit schien selbst für die armdicken Gemüther der obersten Auscultanten zu stark, doch, hoffe ich, wird bey einer zweiten Production diese Schwäche verschwunden seyn. Daß übrigens all dieser Effect auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, ja selbst des Verstandes erzielt wurde, versteht sich von selbst, denn „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein Dichtergemüth.“ Eben so billig wird es Jedermann finden, daß dieß Trauerspiel keine wahrhaft tragische Situation bietet, sich nirgends zum Pathetischen erhebt, und die Sprache zwar hie und da mit Reimen geschmückt ist, aber ohne Kraft und Erhabenheit erklingt, und endlich daß dieß historische Drama so gut wie nichts von der Historie weiß. — Mad. Grill, zu deren Vortheil es gegeben wurde, leistete in der undankbaren Rolle der Katharina Howard das Möglichste. Mit richtigem Sinne milderte sie das Empörende dieses Charakters und war beflissen mit Hervorhebung der wenigen Lichtpunkte unsere Theilnahme zu erregen. Die Scene der Todesangst nach genossenem Schlaftrunke, so wie des Erwachens in der Gruft wurde wirkungsvoll gegeben, mit einem Worte, die treffliche Künstlerinn ließ dießmal alle ihre Kräfte im schönsten Lichte spielen und erntete den ungetheilten Beyfall des bis zum Bersten vollen Hauses. Auch Hr. Grohmann (Hersog Durham) leistete Rühmliches. Bey der gewohnten Besonnenheit wurde dießmal nicht das belebende Feuer, nicht die Energie des Ausdrucks vermist, dabey trat auch nirgends der Strom der Begeisterung aus den Ufern. Endlich verdient auch das überdachte Spiel des Hrn. Posinger (Heinrich der Achte) gerechte Anerkennung.

L i t e r a t u r.

„Lengblüthen“ von Emmy von Arbter. Grätz 1835. Damian und Sorge. 131 S.
Wir haben vor nicht gar langer Zeit Gelegenheit gehabt, unsere Meinung über die Schriftstellerey der Damen auszusprechen und ersparen uns demnach eine Wiederholung der dort geäußerten Ansicht. Es dürfte dieß mit der vorliegenden Sammlung um so

mehr an seinem Plage seyn, da sie unverkennbar die ersten Versuche einer jugendlichen Dichterin enthält, welche mit sich selbst und mit ihren Kunstprincipien noch nicht völlig im Reinen zu seyn scheint. Daß es der Verfasserin nicht an Anlage fehle, ist nicht zu verkennen; doch gibt sie sich all zu leicht dem nächsten besten Eindrücke hin und hält jegliche Idee fest, die ihr anfliegt, ohne eben sonderlich scrupulös zu seyn, ob sich dieselbe auch zu einem wohlgerundeten Ganzen mit einer bestimmten Grundtendenz fügen werde. Die Gedichte des Fräuleins von Arbter sind uns vorgekommen, wie der Höhenrauch, unbestimmt, schwankend, sich jedem Luftzuge schmiegend und von dem man nicht weiß, ob er sich zu schönem oder üblem Wetter gestalten werde. Unsere Dichterin gaukelt leicht durch eine Welt von Idealen, Ahnungen, Wünschen hin; fast allenthalben trägt ihr Gesang den Accord der Liebe, der eigentlichen Bestimmung des schönen Geschlechtes, an sich, und ein, derselben verwandtes Sehnen gibt den Grundton ihrer Schilderungen ab; wenn sie nun ihre Lieder solcher Gattung etwas mehr sotto voce sänge, möchte es kaum nachtheilig seyn. Im Ganzen zeigt Fräulein von Arbter viel Gewandtheit der Sprache und leichte Auffassung; und wenn ihre Gedichte auch eben dem Leser das Herz nicht warm machen, so werden sie ihm doch jedenfalls Achtung für ihre Bildung einflößen. Ein Paar derselben, z. B. „Gleiches Streben“, „13—17.“ „Dichter und Reimter“ nebst einigen anderen sind indessen von der Art, um einige Hoffnung für das künftige Wirken des Fräuleins übrig zu lassen. Die „Lenzblüthen“ wurden der Ehre gewürdigt Sr. Majestät dem Könige von Bayern gewidmet zu werden. — Druck und Papier von J. A. Kienreich sind entsprechend. — pp. —

„Ausweis über die in der königl. Freystadt Pesth vom Frauenverein begründeten wohlthätigen Anstalten, deren Einrichtung und Bestand vom März 1817 an bis zu Ende September 1833.“ Wien. Strauß. 1834.

Unter obigem Titel erschien die Darstellung der gesammten Wirksamkeit im Verlaufe von mehr als sieben Jahren, durch welche ein Verein edel denkender Frauen für das Wohl ihrer leidenden Mitbrüder eine Reihe der schönsten und gemeinnützigsten Anstalten in's Leben rief, deren Segnungen nachhältig für die späten Enkel wirken werden. Man lernt aus diesem Buche die Verfassung des Vereins und die von demselben begründeten Institute kennen, deren nicht weniger als zwölf aufgeführt werden, die an Zweckmäßigkeit der Einrichtung und Umsicht der ganzen Organisation wenig zu wünschen übrig lassen. Außerdem enthält diese recht gut abgefaßte Schrift auch eine tabellarische Nachweisung sämmtlicher Einnahmen und Ausgaben des Fonds, das Verzeichniß, sämmtlicher wirkenden Mitglieder und eine Specification der einzelnen Beiträge in den letzten Jahren; das Ganze stellt sich als eine Gehahrungs- und Gestionsübersicht dar, mit welcher der Verein, gegenüber dem Publicum, über sein Streben Rechnung legt, und zeigt auf sprechende Weise, zu welcher lohnenden Resultaten ein ernster Wille für das Gute führen müsse. Für Freunde leichter Unterhaltungscultur ist das Buch keine Waare, aber den edlen Menschenfreund wird es im hohen Grade interessiren und ihm neuerdings als Beleg dienen, daß denn doch immer die Frauen die schönsten Blumen in das Leben zu pflanzen wissen. — pp. —

Modell IV.

Kleid von Kosacrepp mit Blumen geziert und mit einem Unterkleid von weißem Atlas, nach einem Originale von Hrn. Thom. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 429.

Das Atlas-Baret mit Federn und Gazeband, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 24. Jänner 1835.

11

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die letzte Stunde um Mitternacht.

(F o r s e h u n g.)

Es würde vergebens seyn, den Schmerz des bejammernswürdigen Vaters über die gräßliche Entdeckung, die ihm bevorstand, schildern zu wollen; eben so wenig läßt sich die stumme Verzweiflung Elisabeth's beschreiben, die, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen, lautlos vor sich hinstarrte, ohne weder ihrem tief gebeugten Vater noch der trostlosen Anna auf alle ihre Fragen auch nur eine Sylbe zu erwiedern. Keine Bitte vermochte sie zu rühren, keine Thräne die eiserne Rinde zu lösen, die ihr Herz umschlossen zu haben schien; nur die schmerzlich gerungenen Hände, die sie von Zeit zu Zeit zum Himmel erhob, als wollte sie Hülfe von Oben ersiehn, verriethen, daß in ihrem Körper noch Leben wohne, in allem Übrigen aber glich sie einer schönen, bereits erstarrten Leiche.

Mit Entsetzen vernahmen die Hausgenossen des Herrn van der Werft, was vorgegangen war; es schien ihnen unmöglich in der edeln, frommen Jungfrau, in der hochverehrten Tochter ihres Principals, eine Verbrecherin verabscheuen zu sollen, und dennoch konnten sie den fast unwiderleglichen Beweisen, die sie verdammten, nicht widersprechen. Die tiefste Trauer, die grauhafteste Stille herrschte in dem sonst so geräuschvollen, froh bewegten Hause; keiner vermochte die gewohnten Geschäfte zu verrichten, keiner, seine Gedanken von dem unglücklichen Gegenstande seiner Theilnahme abzuziehen, der ihm in einem seltsamen Widerspruch der Empfindungen bald als ein gefallener Engel, bald als eine Märtyrinn erschien. Der alte Handelsherr selbst schlich einem Schatten gleich umher, bald die sprachlose Tochter um einen Laut des Trostes, um ein Wort der Erklärung bittend, bald mit kramphast gefalteten Händen in seinem Zimmer auf und nieder schreitend; so fand ihn die Nacht, so fanden ihn auch die folgenden Tage, bis der von Seiten des Gerichtes gesendete Arzt erklärte, daß Elisabeth's körperlicher Zustand nunmehr die fernere Untersuchung des muthmaßlichen Verbrechens verstatte, und daß man daher kein Bedenken tragen dürfe, die hiezu nothwendigen Schritte einzu-

leiten. — Unmittelbar nach diesem Berichte begaben sich, aus Schonung für den allgemein geachteten Handelsherrn, die Richter nach dessen Wohnung, um die einer so schweren Schuld Verdächtige pflichtgemäß zu verhören und zum Geständniß des allem Anschein nach begangenen Verbrechens zu bringen.

Die Jungfrau empfing sie mit mehr Fassung, als man erwartet hatte; ruhig, gleichsam abgeschlossen mit dem Leben, stand sie ihnen gegenüber und bekannte fast unbefragt, ihrem Vater in jener unseligen Nacht die Comptoirschlüssel entwendet, und den Raub vollbracht zu haben. Mit derselben Gelassenheit brachte sie auch das stark beschädigte Tuch, das sie verrathen hatte, herbey, erzählte, ohne die mindeste Verwirrung zu zeigen, daß sie, im Begriff schnell hinauszugehn, an einem Nagel des Thüreschlusses damit hängen geblieben sey, dieß jedoch in der Eile, mit welcher sie sich zu entfernen strebte, nicht genau bemerkt und daher das abgerissene Stück nicht eher vermist habe, bis es zu spät gewesen wäre, sich den Besitz desselben wieder zu verschaffen.

Herr v a n d e r W e r f t hörte das Bekenntniß seiner Tochter mit starrem Entsetzen an, er glaubte zu träumen, konnte das Unbegreifliche nicht fassen, und sah bald E l i s a b e t h, bald die bestürzten Richter, die selbst kaum ihr Staunen zu verbergen vermochten, mit hohlen, fast verlöschenden Augen an. Letztere fuhren hierauf fort die Jungfrau zu fragen: was sie erstens zu dem Verbrechen, ihren eigenen Vater zu berauben, verleitet? und zweytens, wo sie die entwendeten Summen verborgen habe?

Von nun aber hatte E l i s a b e t h, trotz aller Bemühungen, keine weitere Antwort mehr als einen schmerzlichen Blick zum Himmel; wie sehr man auch ferner in sie drang, welche List man auch anwandte, sie zu einem offenen Geständnisse zu bewegen, es blieb alles umsonst. Unter diesen Umständen sahen sich die Richter genöthigt, sie vor der Hand zu gefänglicher Haft zu verdammen, der sie sich auch willig zu unterwerfen schien, und wirklich wurde sie noch am Abend desselben Tages in den Kerker gebracht, woselbst sie, wie man hoffte, ihr Schweigen zu brechen und das hartnäckig verweigerte Bekenntniß zu leisten gezwungen werden sollte.

Die Leiden des unglücklichen v a n d e r W e r f t überstiegen jede Beschreibung; er mußte sein einziges, geliebtes Kind, das er auch noch jetzt nicht von seinem Herzen loszureißen vermochte, als Verbrecherin behandelt, der öffentlichen Schande preisgegeben sehen, mußte an seiner Ehre gekränkt, um sein ganzes irdisches Glück betrogen, einem Leben voll Schmach entgegensehen, ohne das unerhörte, unbegreifliche Vergehen seiner Tochter fassen, ohne sich eine Ursache denken zu können, welche sie, die er stets mit den reichsten Gaben überschüttet hatte, dazu bewegen konnte. Schmerz und Verzweiflung warfen ihn endlich auf das Krankenlager; allein die Qualen des Körpers waren ihm willkommen, denn sie betäubten mindestens auf Augenblicke die weit schrecklicheren Martern seiner Seele. Ganz Amsterdam nahm Theil an dieser Begebenheit, die allerdings geeignet war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; manche bedauerten, viele höhnten den unglücklichen Handelsherrn, tausenderley abenteuerliche Gerüchte verbreiteten sich über die Ursache des Raubes. Jeder wollte die wahre ergründet haben, jeder bemühte sich dem Geheimnisse auf die Spur zu kommen, und dennoch konnten selbst die von allen Seiten bestürzten Richter nichts entdecken, da E l i s a b e t h standhaft zu schweigen fortfuhr und jeden Versuch sie zum Geständnisse zu bringen vereitelte.

Auf seiner erst kürzlich erkauften reichen Pflanzung in Jamaika wandelte Herr Philipp van der Spülgen finstern Antlitzes an der Seite seines einzigen Sohnes Heinrich einher, sein Auge ruhte nicht mit Wohlgefallen auf den üppig blühenden Fluren, der bezaubernde Anblick der Natur, die herrlichen Erzeugnisse dieses wunderreichen Welttheils schienen ihn nicht zu rühren — gleichgültig sah er das rege Leben um sich her, kalt eilte er an den arbeitenden Sklaven vorüber, die sich vor dem neuen Herrn in den Staub warfen; erst als er das geschmackvoll erbaute Wohnhaus wieder betrat, als er vom hohen Balcon herab einen Theil seiner Besitzungen überfahnte, erst da brach er sein seither beobachtetes Stillschweigen, wandte sich zu seinem Sohne und sprach mit dumpfer Stimme: „Dies ist dein Erbe! bewahre es wohl, ich habe mein ganzes ruheloses Leben dafür geopfert!“

Heinrich, obgleich er den leidenschaftlichen Charakter seines Vaters hatte kennen gelernt, obgleich ihm der öftere Wechsel seiner Launen, die bald ausgelassen fröhliche, bald finster brütende Gemüthsstimmung desselben in späterer Zeit nicht fremd blieb, vermochte sich gleichwohl in diesem Augenblicke den düsteren Ernst, der ihn ergriffen zu haben schien, nicht zu erklären; war doch nun ein lang genährter Wunsch von ihm erfüllt, nannte er doch nun eine der reichsten Besitzungen sein Eigenthum, und gerade jetzt hatte sich der böse Dämon seiner wieder bemächtigt, der leider nur allzu oft feindlich in sein Leben trat, um es ihm grausam zu verbittern. Diese Wahrnehmung beunruhigte den zärtlichen Sohn mehr als jemals; er hätte seine Freude so gerne mit dem Vater getheilt, und wagte es daher endlich, ihn nach der Ursache seiner Verstimmung zu fragen; van der Spülgen aber hieß ihn schweigen, wandte sich unwillig von ihm ab und verschloß sich in sein einsames Zimmer, das er den ganzen noch übrigen Tag nicht mehr verließ.

Heinrich kannte die frühere Geschichte seines Vaters nicht; er hatte nie das Vertrauen desselben besessen, nur so viel war ihm bewußt, daß van der Spülgen als Jüngling in sehr dürftigen Umständen nach Jamaika gekommen war, daß er endlich nach vieler Mühe in einem angesehenen englischen Handelshause daselbst eine Anstellung gefunden und sich später aus Neigung mit einer Creolinn verheirathet habe, deren geringes Vermögen jedoch nicht hinreichend war, ihm ein eigenes Etablissement zu gründen.

Heinrich blieb die einzige Frucht dieser Ehe und wurde, nach dem schon in wenig Jahren erfolgten Tode seiner Mutter, fremden Menschen zur Erziehung anvertraut, da die Geschäfte seines Vaters diesem nicht erlaubten, sich selbst der Aufsicht und dem Unterrichte seines Sohnes, wie er es gewünscht hätte, zu weihen.

Jahre waren vergangen; Heinrich, so wenig Neigung er auch zum Handelsstande zeigte, mußte, da ihm keine andere Wahl blieb, dennoch der Nothwendigkeit gehorchen und durfte sich noch glücklich schätzen, daß man ihn in demselben Hause aufnahm, in welchem sein Vater angestellt war; während dieser Zeit hatte van der Spülgen schon mehrere Male in Geschäften seines Principals die Reise nach Europa gemacht. Heinrich fügte sich nach und nach in sein Loos, er lernte den Gedanken ertragen, sein ganzes Leben fortan kaufmännischen Berechnungen zu weihen; da kehrte sein Vater von der lezt unternommenen Reise zurück, brachte den überraschten Sohn, kurze

Zeit nach seiner Ankunft, auf die früher erwähnte herrliche Pflanzung, die er dem Staunenden als sein Eigenthum bezeichnete, und ihn von nun an allen früheren Pflichten entbindend, sein künftiges Erbe mit treuem Eifer verwalten hieß, da er selbst sich von jedem Geschäfte zurückziehen, und die letzten Jahre seines sturmbewegten Lebens hier in ungestörter Ruhe verträumen wolle.

Heinrich würde sich in dem paradiesischen Aufenthalte, der ihm so unerwartet geworden, unaussprechlich glücklich gefühlt haben, wenn der immer zunehmende Trübsinn seines Vaters ihn nicht beunruhigt hätte; alle Bemühungen, denselben zu erheitern, blieben fruchtlos. Zwar schien er sich seines Zustandes zuweilen mit Gewalt erwehren, eine gewisse Fröhlichkeit erzwingen zu wollen, und in solchen Momenten gab er seinen Slaven ein Fest, das ihre Lust ihn zerstreue; dann aber verließ er es oft wieder eben so rasch, als er es angeordnet hatte, begab sich in die tiefste Einsamkeit und mied selbst den Anblick seines Sohnes, der ihm in dieser Gemüthsstimmung, so sehr er ihn auch liebte, unter keiner Bedingung nahen durfte.

Ein dringendes Geschäft nöthigte den jungen vander Spülgen in jener Zeit zu einer Reise nach der ziemlich weit entlegenen Pflanzung eines ehemaligen Handelsfreundes seines Vaters; von zweyen ihm treu ergebenen Slaven begleitet, trat er dieselbe an und befand sich eines Abends in einem dichten, fast undurchdringlichen Walde, dessen kühlender Schatten den Reisenden jedoch um so willkommener war, je drückender die Hitze des Tages bisher auf ihnen gelastet hatte. Heinrich beschloß hier zu ruhen; er fühlte sich unendlich angezogen von diesem Aufenthalte, der ihm trotz seiner anscheinenden Öde die mannigfachste Zerstreuung bot; das Hüpfen der buntgefiederten Papageyen in den tief herabhängenden Zweigen, das Geschrey der munteren Affen, die bald mit wunderlichen Sprüngen auf den Ästen der Bäume umhergaukelten, bald in ihre Kronen flüchteten, das Rascheln des fernhin streifenden Wildes ergözte und erheiterte ihn; zwar blieben ihm auch die Gefahren nicht unbekannt, die ihm hier drohten, zwar wußte er recht gut, wie leicht sie von einem blutdürstenden Zieger überfallen, oder von einer giftigen Schlange umzischt werden konnten; allein gegen erstere schützte sie ein alsbald angezündetes Feuer, und vor Annäherung der letzteren die Wachsamkeit seiner treuen Slaven, die seinen Schlummer abwechselnd zu hüten bereit waren. Schon hatte Heinrich sich nach eingenommener Mahlzeit auf den üppig schwellenden Rasen gestreckt, es war Nacht geworden, tiefe Stille herrschte rings umher; schon umgaukelten lichte Traumgestalten seine Sinne, um ihn nach und nach hinüberzuziehen in ihr trügerisches Reich. Da schlugen plötzlich Töne an sein Ohr, die wie ein aus ziemlicher Entfernung zu ihm herüberdringender Hüfleruf klangen und schnell jede Spur von Schlaf bey ihm verschleuchten. Heinrich fuhr rasch empor, seine Slaven, die dasselbe vernommen hatten, deuteten nach der Gegend, von woher die Stimme zu kommen schien, und schnell entschlossen, dem Leidenden, wer er auch seyn möge, beizustehn, gebot er ihnen ihm unverzüglich zu folgen.

Es geschah. Nachdem sie eine bedeutende Strecke Weges zurückgelegt hatten, auf dem sie die von Zeit zu Zeit wiederholten Jammertöne leiteten, gelangten sie endlich an einen etwas freyeren Platz und gewahrten zu ihrem größten Erstaunen, beym hellen Lichte der mitgenommenen Feuerbrände, einen jungen Neger, der mit wahrhaft ausgesuchter Grausamkeit an Händen

und Füßen an einen der stärksten Bäume gefesselt, und augenscheinlich bestimmt war, in diesem völlig wehrlosen Zustand eine Beute der wilden Thiere zu werden. Als Heinrich sich mit seinen Begleitern nahte, flehte der Unglückliche, der sie für Feinde halten mochte, mit den rührendsten Worten um einen schnellen Tod. Er wurde nun zwar sogleich seiner Bande entledigt, allein es währte noch mehrere Minuten, bevor der Jüngling sich besinnen und an seine Rettung glauben lernte.

Die Freude des armen Gemißhandelten war nun eben so grenzenlos als früher seine Verzweiflung; von der glühendsten Dankbarkeit durchdrungen, stürzte er zu den Füßen seines Befreyers, bat ihn hinfort sein Slave seyn, ihm angehören zu dürfen, so lange er athme, und gelobte ihm mit treuem Eifer dienen, ja für ihn sterben zu wollen, wenn es sein Wohl begehre. Heinrich blieb nicht ungerührt bey diesen kunstlosen Äußerungen der innigsten Ergebenheit, er verhiess ihm vor der Hand seinen Schutz, ließ ihm etwas zur Stärkung reichen und lehrte, nachdem der junge Neger sich einigermaßen erholt hatte, mit ihm und seinen Leuten nach ihrem früher eingenommenen Lagerplatze zurück.

Der Rest der Nacht verging ihnen ungestört, nach einem kurzen Schlummer erwachte Heinrich mit dem Entschlusse, seine Reise sogleich weiter fortzusetzen. Das erste was er erblickte, als er die Augen aufschlug, war der junge Neger, der unfern von ihm auf den Knien lag und eifrig bemüht schien, jede seiner Bewegungen auf das sorgfältigste zu bewachen. Wohlwollend betrachtete er den Jüngling, den er einem (schrecklichen Tode) entrisen hatte; es war ihm unmöglich ihn für einen Verbrecher zu halten, der diese Strafe verdient hatte; er besann sich, daß er die Geschichte desselben noch gar nicht kannte, und forderte ihn deshalb auf, ihm während des Frühmahls die Ursache jener grausamen Behandlung, so wie seine früheren Lebensverhältnisse mitzutheilen.

Said, so hieß der junge Neger, erschrak sichtbar, als er Heinrich's Gebot vernahm, er faßte sich jedoch bald wieder, warf sich seinem nunmehrigen Herrn zu Füßen und sprach: „Gleich der alles belebenden Sonne! bist du aufgegangen in der Nacht meines elenden Daseyns! dein Wink hat mich von martervollen Banden befreyt — dein Hauch meiner starrendes Herz erwärmt, dein Wort mir Schutz verheissen gegen meine Verfolger — ich bin dir Wahrheit schuldig wie dem großen Geist, der über den Sternen wohnt — dennoch zittere ich, o Herr, dir alles zu entdecken, was meine Brust belastet, was mich tief in den Staub der Erde beugt, und doch auch wieder hoch zu jenem Lichtmeer erhebt, das über uns allen leuchtet. Denn du bist ja nur ein Mensch! dein Auge kann nicht bis in das Innerste meines Herzens dringen, kann nicht lesen, was in seinen Tiefen geschrieben steht, dein Slave aber hat nichts als Worte, dir sein trauriges Schicksal zu verkünden, keine Weise, daß er die Wahrheit spricht, und du mußt ihm glauben, mußt seiner Treue vertrauen, wenn er sich nicht aufs Neue verstoßen, aufs Neue der tiefsten Verzweiflung preisgegeben sehen will.“

(Die Fortsetzung folgt.)

B i l d.

Es stand eine Blum' am Wege,
Die duftete wunderbar,
Hob auf zum Himmel die Auglein
Reck wie der junge Kar.

Die Heerden trieben vorüber,
Sie brachen die Blume nicht;
Die Wetter gossen und wühten,
Sie brachen die Blume nicht.

Da kam ein weißes Händchen
Ganz ohne Blut und Farb,
Mit kleinen tändelnden Fingern —
Und, ach! die Blume starb.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, 1. Jänner 1835.

Der Neujahrstag ist unstreitig einer der festlichsten Momente des ganzen Jahres, nicht allein durch Herkommen und Etikette, sondern, er trägt einen tiefern Sinn, eine größere Wichtigkeit in sich. Mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt des Lebens, Treibens und Wirkens, daher ist auch keiner so sehr als er geeignet, den sinnigen Menschen zu einem forschenden Überblicke des vergangenen Jahres, zu einer Prüfung der Ereignisse desselben, wie seiner eigenen Einwirkung und Theilnahme an ihnen, aufzufordern. In früherer Zeit kamen wir freylich nicht zu der Ruhe und Klarheit der Besinnung, welche eine solche Revue erfordert, da wir schon mehrere Tage voraus mit den wichtigsten Vorbereitungen für den feyerlichen ersten Jänner beschäftigt waren. Da mußte zuvörderst eine complete Liste unserer Freunde und Bekannten aufgesetzt, oder wenigstens revidirt und ergänzt, dann aber in die verschiedenen Classen eingetheilt werden, wohin man simple Karten schicken dürfe, wohin zierliche und kostbare Neujahrswünsche gesandt würden, und wohin man selbst gehen müsse. In Familien, welche streng auf äußern Anstand, auf ihre und fremde Ansprüche halten, wurde ein förmliches Protokoll aufgenommen, wer im vorigen Jahre selbst da gewesen oder nur geschickt habe, und mancher überhöflichen Hausfrau schmedte am Neujahrstage kein Bissen, weil Hr. v. A. und Frau v. B. erst noch eine Karte gesandt hatten, als es schon zu spät war selbe zu erwiedern. Manche Familien nahmen den vorsichtigen Ausweg, gar keine Karten zu senden, sondern selbe nur en réserve aufzuheben, und jedem, der eine brachte, die eigene wieder mitzugeben. Diese erhielten freylich eine dritte Classe in der Courtoisie; aber sie ersparten von Jahr zu Jahr mehr Karten, weil die Familien von der strengen Observanz ihnen deren immer weniger zusandten. War nun das Verzeichniß entworfen, so mußten Bediente, Stubenmädchen, Lohnbediente, oder andere eigens dazu aufgenommene Nothhelfer, zum Theil auch Gesellen, Lehrlingen u. s. w. abgerichtet werden, wohin sie zu gehen hatten, und oft brach in den ersten Tagen des Jahres eine neue Verzeiwung aus, wenn man seine Bekannten und Freunde besuchte, und erfuhr, der Höflichkeitsbothe habe hierhin und dorthin keine Karte gebracht. Wenn nun alle diese Arbeiten in Richtigkeit gebracht waren, und der Neujahrstag brach an, so erfüllte ein bis zur Angsthlichkeit reges Leben die Stadt. Carrossen und Miethwagen aller Art und Gestalt durchjagten die Stadt, denn auch die höhern Stände machten den Verwandten und werthen Freunden die Neujahrsvisiten, während die Lakayen die Karten von Strafe zu Strafe trugen, und die unbemittelten oder ökonomischen Gratulanten in ihren schönsten Festkleidern entweder vor Kälte klapperten, oder durch den dichten Roth in fruchtloser Vorsicht über die Gassen trippelten und hüpfen. Wer nur irgend zahlreiche Bekanntschaften hatte, mußte gleichfalls einen Fiaker holen lassen, um die Kunde bey allen jenen Personen zu machen, welchen nur eine Karte zu schicken, uns unsere äußern Verhältnisse kein Recht geben. Man eilte zuvörderst zu den großen Herren, Gönnern und Vorgesetzten, die natürlich den Hausen der Glückwünschenden weder empfangen wollten noch konnten, und schrieb sich

dort auf die vorliegenden Bogen Papier ein, die — was eigentlich das Wunderbarste an der Sache war — auch sogar gelesen, und mitunter aufmerksam gelesen wurden. Wo aber etwa ein Cavalier, um sich dieser leeren Förmlichkeit zu entziehen, keinen Einschreibbogen hinlegen ließ, mußte man schnell eine seiner Karten hervorziehen und ein „p. l. s. v. en personne,“ oft mit dem Bleystift oder sonstigen erbärmlichen Schreibrequisiten hinzufügen; dann aber rollte man weiter von Hause zu Hause, wo man angenommen wurde, die alltäglichen, alljährlich in gleicher Form wiederholten, Zeit und Geist tödtenden Wünsche für das Wohlergehen der gesammten werthen Familie, wie die nichtsagende Bitte um fernere Erhaltung der Freundschaft, Güte oder Gnade auszukramen, und in verschiedener Schattirung zurück zu empfangen, und war selig, wenn es hieß: „Es ist Niemand zu Hause!“ so daß man die Sache mit einer zurückgelassenen Karte abfertigen konnte. Man kam an Leib und Seele erschöpft nach Hause, und hätte sich der alte Aberglauben, der erste Tag sey entscheidend für das ganze Jahr, und die Beschäftigung desselben pflanze sich für die übrigen 364 fort, bewährt, so würden die meisten Bewohner der Mittelklasse in Prag das ganze Jahr hindurch das Schicksal eines gehezten Wildes erlitten haben. Alles dieses ist nun vorüber, und die Behaglichkeit, womit wir gegenwärtig das neue Jahr beginnen, und in welcher ich diese Parallele zwischen Sonst und Jetzt niederschreibe, verdanken wir unserem verehrten Landeschef, dem Oriburggrafen von Chotek, dem wir noch so vieles andere verdanken, und dessen energischem Wirken es allein möglich war, in dem engen Raume weniger Jahre ein Armeninstitut zu begründen, das die Straßen von den zahllosen Bettlern reinigt, welche sonst von Fremden und Einheimischen als eine wahre Landplage angesehen wurden; mittelst anderer miltbätiger Vereine und der Errichtung von Kinderbewahranstalten die Noth der Dürftigen zu lindern, und für die Moralität der Nachkommen zu sorgen; durch Straßen- und Brückenbau im Lande, wie die Gewerbsausstellungen und Prämienvertheilungen, den böhmischen Gewerbsleiß aufmunternd, den Flor des Landes zu fördern, Künste und Wissenschaften zu beschützen, öde Plätze in anmuthige Spaziergänge zu verwandeln, und in der furchtbaren Cholerazeit wie ein sorgsamer Vater unermüdet für die Vinderung des allgemeinen Elends zu wirken.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

„Alfred.“ Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Wiesbaden bey Ritter. 1834. S. XIII und 244.

Der Held des vorliegenden Epos ist Alfred der Große, Albions berühmter König, und seine wechselnden Schicksale, ehe es ihm gelang, sein Vaterland von dem Joche der Dänen frey zu machen. An der Wahl des Stoffes läßt sich nichts aussetzen, er ist reich, großartig, würdig der epischen Behandlung, und die Verfasserinn scheint den Geist der Dichtung, in welcher sie sich versuchte, recht innig durchdrungen zu haben. Die Handlung ist sehr gut vertheilt, die Spannung durch die eingeflochtenen Epsfoden nicht beirrt, der Gang der Begebenheit rasch, die Personen gut gehalten, und man wird sicher mit Interesse den Helden in den verschiedenen Wechselfällen seines Glückes begleiten. Auch in Bezug auf die Form läßt sich Gutes von dem Werke der Frau von Stolterfoth sagen. Sie hat dasselbe in Stanzas eingekleidet, die sich recht gefällig lesen lassen und wovon mehrere nicht ohne poetischen Schwung erscheinen. Einige sinken wohl bisweilen zur gereimten Prosa herab, und der hie und da vorkommende Gebrauch des Indicativs, wo eigentlich die verbindende Art angewendet werden müßte, zeigt von etwas Unsicherheit im Gebrauche der Sprache; doch damit darf es bey einer Dame nicht so scharf genommen werden; auch findet dergleichen durch das Bedürfniß des Reimes einige Entschuldigung. Im Ubrigen wird, wie schon gesagt, nur ein miltzächtiger Kritiker dem Gedichte die Fähigkeit absprechen, Theilnahme zu erwecken, und wir freuen uns herzlich, die Bekanntschaft der begabten Dichterin gemacht zu haben, deren Name uns bisher fremd war.

Als eine Probe von dem Darstellungsvermögen der Verfasserinn entlehnen wir eine Strophe, die zu den gelungensten des Buches gehört:

Er (Mann) bahnt sich triumphirend einen Pfad,
 Sein Kampf gilt keinem Einzeln, er gilt Allen,
 So steht der Schnitter vor der reifen Saat,
 Wenn leicht im Wind die vollen Ähren wallen,
 Und er weitschwingend mit der Sense naht,
 Daß nieder sie zu hohen Haufen fallen;
 Noch schimmern d'raus die Blumen blau und roth;
 Doch bald — so sind sie farblos, welk und todt.

Besonders gut geschrieben ist die Einleitung. — Die Auflage befriedigt, doch dürfte der Druck etwas correcter seyn. — pp. —

Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. Vierter Band, oder Thierreich, erster Band. Stuttgart, bey Carl Hoffmann. 1833. gr. 8. (IV. und 617 S.)

Es dürfte wohl an der bloßen Anzeige der Erscheinung dieses höchst interessanten und gemeinnützigen Werkes des großen Naturphilosophen genügen, der es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens machte, ein allgemeines, in sich zusammenhängendes, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassendes Natursystem aufzustellen, dessen Begründung und allgemeine Grundzüge er in seinem Lehrbuche der Naturphilosophie niedergelegt, und wovon er die weitere Ausführung in seinem Lehrbuche der Naturgeschichte versucht hat, um alle verehrten Leser unseres Blattes, die für diesen Zweig der Wissenschaft besonderes Interesse in sich fühlen, zu veranlassen, sich mit dem Inhalte desselben genauer bekannt zu machen, und wir würden uns dießfalls auch jedes weiteren Wortgepräuges überheben, wenn nicht die Angabe des Titels „Vierter Band,“ die leicht zu einem Mißverständnisse verleiten könnte, eine kleine Erinnerung nöthig machte. Hiemit verhält es sich nun folgendermaßen. Da der Herr Verfasser, laut der Vorrede, von der Ansicht ausging, daß der Mensch als ein höchst zusammengesetztes Wesen erst durch die Kenntniß der einfachen Thiere und selbst der Pflanzen, Mineralien und Grundstoffe begreiflich wird; so fand er sich diesemnach anfänglich bestimmt, mit den Mineralien zu beginnen. Spätere Betrachtungen brachten ihn aber allmählig zur Überzeugung, daß es trotz jener Ansicht in mehrfacher Beziehung vortheilhafter seyn dürfte, wenn er zuerst mit den Thieren auftreten könnte. Er legte deshalb die in der Bearbeitung begriffene Mineralogie bey Seite, nahm die Zoologie vor, und fing mit der dritten Abtheilung des Werkes an, von den einfachsten Thieren zu den zusammengesetzteren hinaufsteigend. Sodann verspricht er die zweyte Abtheilung, das Gewächreich, auf dieselbe Weise und zuletzt die Mineralien zu liefern. — Dieß der Grund der erwähnten Angabe auf dem Titelblatte. — Übrigens wird die große Wichtigkeit dieses Werkes erst dann recht einleuchtend, wenn man den mehrmals öffentlich ausgesprochenen Zweck desselben erwägt, der darin besteht, „durch eine umfassende, gründliche und zugleich populäre Naturbeschreibung Aufklärung und Volksbildung zu verbreiten, die Mittel des Wohlstandes kennen und anwenden zu lehren, den besonders wegen Unkunde in dieser Wissenschaft herrschenden Aberglauben zu verdrängen, das Gemüth auf etwas Höheres und Gesetzmäßigeres zu leiten, Beachtung der Gegenstände der Natur, Schonung jener der Kunst, Milde gegen alle fühlende Wesen zu bewirken, und auf diese Art allgemein nützlich zu seyn.“ — Zu diesem Werke gehören noch Abbildungen in gr. Quart, nach den besten Originalen und sorgfältig illuminirt, ohne daß derjenige, der sie gerade nicht zu haben wünschte, sie zu nehmen brauchte. Papier und Druck sind vortreflich und letzterer insbesondere überaus correct. Vorliegender Band, dem noch sechs Bände nachfolgen, ist mit Oken's wohlgetroffenem Porträt geschmückt. Möge die regste Theilnahme aller Naturfreunde zur möglichst umfassenden Realisirung des schönen Zweckes dieses Unternehmens beitragen!

F. v. F.

A u f l ö s u n g

des Sylbenrätthfels in Nr. 10: Handschuh.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 27. Jänner 1835.

12

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die letzte Stunde vor Mitternacht.

(F o r t s e t z u n g.)

Said hatte diese Worte mit einer so heftigen Erschütterung, mit einem so innigen seelenvollen Tone ausgesprochen, seine Haltung war dabey so edel, sein ganzes Wesen so einnehmend, daß Heinrich durchaus keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zu setzen vermochte; seine Zuneigung für den Jüngling vermehrte sich, je länger er ihn beobachtete, er gebot ihm daher, nun alle Begebenheiten seines Lebens furchtlos zu erzählen und Said, durch den freundlich lächelnden Blick seines Herrn ermuthigt, begann:

„Auf einer nicht allzu weit von hier entfernt liegenden Pflanzung ward ich geboren. Der Herr, welchem meine armen Eltern angehörten, mag jedoch leicht einer der grausamsten seyn, die jemals aus dem Lande der Weißen gekommen sind, ihre schwarzen Brüder zu verderben. Ich vermag euch die furchtbaren Mißhandlungen, die barbarische Härte, die ausgesuchten Martern nicht zu schildern, von welchen ich seit meiner frühesten Kindheit Zeuge war, und die ich nur allzu bald mit meinem Unglücksgefährten theilen mußte. Erst wenig Jahre alt, verlor ich meine gute Mutter; sie erlag den unmenschlichen Anstrengungen, den unerhörten Qualen, die man ihr auferlegte; mit ihr sank aber leider auch der einzige Trost, die einzige Freude, das höchste, theuerste Kleinod meines Vaters, in die finstere, alles verschlingende Gruft! Er hatte sie geliebt, wie vielleicht kein Weißer zu lieben vermag; sie war ihm Ersatz für alle die reichen Erdengüter, denen wir auf immer entsagen müssen, für alle die Genüsse, die dem Glücklichen bereitet sind, für alle die Hoffnungen, von denen er einst geträumt hatte; ihr Verlust erfüllte ihn daher im Anfange mit wilder Verzweiflung, er überließ sich lange Zeit dem tiefsten, verzehrendsten Gram, bis sein Schmerz später in eine dumpfe Gefühllosigkeit überging, in der er nur noch einen einzigen Gedanken, den der Rache an dem Peiniger seines heißgeliebten Weibes, festzuhalten vermochte. — Mein Daseyn gewährte ihm keine Freude; er sah in mir nur ein abermaliges Opfer der Tyranney; so sehr ich mich daher auch bemühte, ihn durch meine kindlichen

Liebfosungen zu erheitern, so eifrig ich mich bestrebte, ihm die wenigen Augenblicke der Ruhe, die er nach fast übermenschlicher Tagarbeit genießen durfte, zu verfüßen, so selten gelang mir dieß; in finsternes Hinbrüten versunken, verbrachte er die karge Zeit, die man ihm gönnte, ohne ein Wort zu sprechen, ja fast ohne meiner zu achten; dennoch fühlte ich mich schon damals immer inniger zu dem Unglücklichen hingezogen, dessen Leiden ich ahnte und dessen Kummer einst theilen zu dürfen die stolzeste Hoffnung des heranwachsenden Knaben war.“

„Jahre vergingen, ohne daß sich in unserem traurigen Zustande das Mindeste geändert hätte. Ich war in dieser Zeit zum Jünglinge gereift, war mit derselben schweren Arbeit belastet, mit denselben unmenschlichen Züchtigungen bey dem Kleinsten oft nur scheinbaren Versehen bestraft, wie meine bejammerwürdigen Brüder; allein ich ertrug mein Schicksal ohne Murren, war ich doch im Stande dem geliebten Vater heimlich sein mühevolltes Tagewerk zu erleichtern, durfte ich ihm doch zum mindesten einen Theil der Last abnehmen, die den von Gram und Alter gebeugten, immer schwächer werdenden Greis außerdem wohl sicher zu Boden gedrückt haben würde; neidlos sah ich das Glück derer, die im Vollgenusse der Freyheit, im Besitze der schönsten Erdengüter, ein Leben voll Wonne, voll nie gekannter Seligkeit führen, überzeugt, der große Geist dort oben werde seinen schwarzen Kindern wohl auch einst ein besseres Daseyn bereiten, wenn sie sich nur erst würdig gemacht hätten zu ihm zu kommen in sein wolkenumhülltes Reich.“

„Auf diese Weise floß ein Tropfen nach dem andern hinunter in das unermessliche Meer der Zeit! Die Sonne sah unsern nimmer ermüdenden Fleiß, der Mond belauschte die stillen Thränen des Kummers, die das harte Lager des Slaven benetzten, aber unverändert, wie sie beyde auf- und untergehen, blieb unser Loos in seiner Schmach sich gleich. Da trat mein Vater, in dessen Seele längst ein finsterner Entschluß gebrütet haben mochte, eines Abends mit triumphirender Miene in unsere Hütte, drückte mich stürmisch an seine Brust und rief halblaut: „Wir sind gerächt! der Tyrann, der deine Mutter mordete, hat sein höchstes Kleinod durch mich verloren, und nun sterbe ich gerne — sey es auch den martervollsten Tod!““

„Erschrocken wand ich mich aus seinen Armen und wagte kaum zu fragen, was geschehen sey; statt zu antworten zeigte er mir ein kleines wohl verwahrtes Kästchen, in welchem sich zu meiner Verwunderung nichts als ein Ring befand, dem ich freylich keinen so hohen Werth beizulegen vermochte — mein Vater belehrte mich jedoch, daß dieser Ring ein köstlich Kleinod wäre, an welches das Glück unseres Peinigers gebunden sey, daß sein Verlust daher das größte Übel wäre, was ihm hier auf Erden begegnen könnte. Ob dem nun wirklich so sey, von wem mein Vater dieses Geheimniß erlauscht hatte, und auf welche Weise es dem armen Verblendeten gelang, jenes theure Kleinod in seine Hände zu bringen, habe ich nicht erfahren, er beobachtete hierüber ein unverbrüchliches Stillschweigen; daß ich aber alles aufbot ihn zur Rückgabe desselben zu bewegen, daß ich ihm die schrecklichen Folgen seiner That vor Augen stellte, daß endlich unser gemeinsamer Tyrann, als er den Raub entdeckte, in die fürchterlichste Wuth gerieth, und gleich dem Tiger der Wüste uns alle zu zerfleischen drohte, brauche ich dir, o Herr, wohl nicht erst zu theuern. Genug, mein Zustand war entsetzlich. Angst für das theure Leben

meines Vaters, Furcht vor dem schrecklichen Loos meiner unschuldigen Mitbrüder, die, wenn man den eigentlichen Thäter nicht fand, alle für ihn büßen mußten, folterte mich Tag und Nacht. Vergebens rang ich nach einem Lichtstrahl, der das Dunkel meiner Seele erhelle, umsonst sann ich auf Mittel, die drohende Gefahr von uns abzuwenden, da erkrankte mein Vater; es schien, als habe sein Geist nur so lange die nöthige Spannkraft erhalten, bis seine Rache befriedigt, der lang gehegte Vorsatz ausgeführt war. Von nun an versank er in eine Art von Stumpfsinn, der ihn, von allem was um ihn vorging, nichts bemerken ließ, er konnte sein Lager nicht verlassen, seine Schwäche war so groß, daß selbst unser unmenschlicher Aufseher die Unmöglichkeit ihn zur Arbeit zu zwingen einsah, und ihm die dumpfe Ruhe gönnte, die er auf seinem harten Lager genoß.“

„Unser Gebieter hatte inzwischen schon die schärfste Untersuchung unter seinen Hausclaven angestellt, die schrecklichsten Strafen waren den Armen, die ihre Unschuld fruchtlos betheuerten, angekündigt, wenn sich das Kleinod binnen drey Tagen nicht finde; schon tauchten die goldenen Strahlen der Sonne sich zum dritten Male in des Meeres feuchten Schooß, schon folgten der Scheidenden die dunkleren Schatten der Nacht, und zitternd sahen die Unglücklichen ihrem Wiederaufsteigen entgegen, denn sie brachte ihnen ja vielleicht den martervollsten Tod — da vermochte ich die Qualen meines Jüngeren nicht länger zu ertragen, mein Entschluß stand fest, mir, mir allein ziemte es, die Schuld meines Vaters zu büßen, ich, ich allein müsse das Opfer dafür seyn; von dieser Überzeugung geleitet, eilte ich noch an demselben Abende mit dem mir allzu theuren Kleinod, das mein Vater, durch seine Krankheit gehindert, nicht wie es früher seine Absicht gewesen, vernichten konnte, zu unserm Gebieter, mich selbst als den Räuber desselben anbietend und bereit, jede Strafe ohne Murren zu dulden.“

„Sie sollte schrecklich seyn! sollte alles übertreffen, was die menschliche Grausamkeit bis jetzt erdacht hat, ein gleichgeschaffenes Wesen, einen Mitbruder zu Tode zu martern. Schäumend vor Wuth gab der Barbar bereits den Befehl mich fortzuschleppen, halb entseelt hörte ich kaum mehr die gräßlichen Verwünschungen, die seinen Lippen entflohen; da erwachte in dem Herzen seiner Tochter plötzlich ein milderes Gefühl, sie warf sich ihrem Vater zu Füßen, umfaßte seine Knie und bat um Gnade für mich. Seines Zornes nicht achtend, stellte sie ihm vor, daß ich durch die freywillige Zurückgabe des Ringes einen Theil meiner Schuld getilgt, folglich die grausame Strafe nicht verdient habe, zu der man mich verurtheilen wolle; sie beschwor ihn, den Himmel, der ihm sein Kleinod ja nun aufs Neue wiedergeschenkt habe, nicht durch ein allzu grausames Verfahren zu erzürnen, beneßte seine Hände mit den heißesten Thränen und — war es die Freude über den Wiederbesitz des Ringes, oder hatte das Flehen der Jungfrau sein versteinertes Herz wirklich gerührt — genug, er nahm den früher gethanen Ausspruch zurück; allein unfähig wie er war, das himmlische Gefühl des Erbarmens in seiner Brust zu nähren, unfähig, der grausamen Lust an Thränen und Martern zu entsagen, durfte ich nicht hoffen seiner Rache gänzlich entgangen zu seyn. Mein Urtheil wurde daher bloß dahin gemildert, daß ich hier in diesen, mehrere Stunden von der Pflanzung entlegenen Wald gebracht, mit Händen und Füßen an einen Baum gefesselt werden und in dieser wehrlosen Stellung drey Tage

und drey Nächte lang der Gefahr, von wilden Thieren zerrissen zu werden, preisgegeben seyn sollte! — blieb ich verschont, wollte das Schicksal, daß ich nach dieser Frist noch lebte, dann sollte mir jede weitere Strafe erlassen seyn; würde ich aber eine Beute der Raubthiere, dann wäre dieß, wie er meinte, noch eine allzu gelinde Strafe für ein Verbrechen, das mehr als tausendfach den Tod verdiene.

Der schreckliche Befehl ward vollzogen! kein Bitten, kein Flehen half. Verlassen von allen menschlichen Wesen stand ich bald an jenen Baum geschmiedet und sah von Minute zu Minute dem gräßlichsten Ende entgegen! Jedes Rascheln des Laubes schien mir einen meiner blutgierigen Feinde zu verkündigen; bey jedem Knistern des Gebüsches glaubte ich das Heranrollen der giftigen Schlange zu vernehmen, die meinen Leib umwinden, meine Glieder zerbrechen, mich erwürgen werde; aus jedem Gesträuch glaubte ich die bligenden Augen des wilden Tigers auf mich gerichtet zu sehen, wie er den ihm günstigen Moment listig erlauernd, jezt mit gewaltigem Sprunge auf mich zu stürzen und mich in Stücke zu zerreißen droht; nicht der Wunsch mein elendes Leben zu erhalten, nur das Gefühl der gänzlichen Wehrlosigkeit, des ohnmächtigen Dahingegebenenseyns brachte mich zur Verzweiflung. Schon war meine Sehkraft fast erloschen, schon empfand ich, daß die immerwährende Todesfurcht meine Sinne verwirre, fast bewusstlos brach ich endlich in laute Klagen aus, rief mit tiefen Jammertönen den großen Geist um Hülfe an: da kamst du, o Herr, einer rettenden Gottheit gleich, und mit dir Freyheit, Leben und Schutz für deinen dankbaren, dir ewig treuen Sclaven!¹⁴

Mit diesen Worten endigte S a i d die Erzählung seines Schicksals, indem er abermals zu H e i n r i c h's Füßen sank und die Knie seines edeln Befreyers umfaßte; dieser aber fühlte sich von der kunstlosen Schilderung des jungen Negers, die so ganz das Gepräge der Wahrheit trug, tief gerührt. Leider war ihm die Grausamkeit der Pflanze nur allzu gut bekannt, leider wußte er nur zu wohl, wie oft sie, ihre Gewalt mißbrauchend, die armen Sclaven auf das härteste mißhandelten; er versprach daher dem Jüngling, ihn der Rache seines früheren Gebieters zu entziehen, ihn von nun an bey sich zu behalten, die erlittenen Qualen wo möglich vergessen zu lehren, und ihm fortan ein milder, gütiger Herr zu seyn.

S a i d's Entzücken über diese glückliche Wendung seines Schicksals kannte keine Grenzen; er jauchzte, weinte, lachte, umarmte bald die beyden Sclaven, bald küßte er H e i n r i c h's Hände oder Gewand; endlich, nachdem der Sturm seiner Freude ausgetobt hatte, befahl Letzterer die Reise nun unverzüglich fortzusetzen, da sie noch immer eine große Strecke zurückzulegen hatten und das Ende des Waldes auch heute noch nicht zu erreichen hoffen durften.

Der Tag verging den Reisenden wie die früheren; ziemlich ermüdet legten sie sich am Abend zur Ruhe, während S a i d, der seinen geliebten Herrn keine Minute verließ und eifersüchtig auf jeden kleinen Dienst war, den ihm ein Anderer leistete, zu wachen gelobte. Bald herrschte die tiefste Stille rings umher, ein fester Schlaf hatte sich der kleinen Carawane bemächtigt und selbst S a i d war, wenn auch nur für einige Minuten, dem allmächtigen Bedürfnisse des Schlummers erlegen; da weckte ihn ein leises Geräusch aus dem leich-

ten Taumel, der seine Sinne umfassen hielt; er fuhr auf und gewährte mit Schrecken, daß eine ungeheure Klapperschlange an Heinrich's Leib emporkroch und sich nach seiner linken Seite wandte. So leise als möglich erhob Said sich jetzt von seinem Sitze, weckte eben so vorsichtig seine beyden Gefährten, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich der Schlange, die sich indessen ruhig auf dem Schläfer zusammengerollt hatte, nähern und dadurch ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollten; er selbst ergriff einen langen Stock und schlich sich damit von hinten dem Orte zu, wo Heinrich, die drohende Gefahr nicht ahnend, in tiefem Schlummer lag.

Sobald die Schlange der beyden Sklaven ansichtig ward, wandte sie augenblicklich den Kopf, streckte die gespaltene Zunge weit aus dem furchtbaren Rachen, und schüttelte zornig ihre Klappern, als wolle sie damit ihren Feinden das nahende Verderben verkünden; zitternd standen die treuen Diener, mit bangem Entsetzen das Schicksal ihres Herrn erwartend, sie sahen keine Möglichkeit die Schlange zu tödten, ohne auch ihn zu verletzen, fürchteten bey der kleinsten Bewegung, daß sie zuerst ihr bereits erkornes Opfer erwürgen, und sich dann auf sie wälzen werde; Said aber, der inzwischen seine Stellung eingenommen hatte, streckte das eine Ende seines langen Stockes nach der Schlange, faßte sie fest ins Auge, und indem er demselben eine heftige Schwenkung gab, gelang es ihm, das Ungeheuer eine ziemliche Strecke weit von dem Schläfer hinwegzuschleudern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Am Grabe meiner Mutter.

Wachset Blumen, wachset immer
Auf dem Grabeshügel zu,
Macht die Decke leicht und duftig,
Laßt die Stelle kühl und luftig,
Störet nicht der Todten Ruh'.

Wachset Blumen, wachset immer,
Webt ein heit'res, schmuckes Kleid,
Und in freundlichen Gestalten
Mögt ihr lieblich euch entfalten
Auf gebroch'nem Herzeleid.

Wachset Blumen, wachset immer,
Saug't die stumme Thräne ein,
Daß sie bis zur Wurzel dringe,
Meiner lieben Mutter bringe
Grüße noch im Leichenschrein.

Paul Friederich Wallther.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, 1. Jänner 1835.

(S. 1 u. f.)

Doch nun von dieser Abschweifung wieder auf den Neujahrstag zu kommen: Auch hier hat der Graf Choctek mit Einem Schlage nicht allein das alte läßige Ceremoniel

aufgehoben, sondern dasselbe in einen Act der Wohlthätigkeit verwandelt, indem er, selbst mit einem glänzenden Beispiele vorangehend, sich alle Glückwünschungsbesuche verbat, und hier — wie früher in Innsbruck — die sogenannten Entschuldigungskarten einführte, deren Lösung von allen Neujahrsgratulationen befreit, und deren äußerst billiger Preis Niemand von der Benützung derselben ausschließt, ohne die Wohlhabenden und Reichen zu verhindern, durch größere Spenden ein erfreuliches Opfer auf den Altar der Wohlthätigkeit niederzulegen. — Die Einnahme der Entschuldigungskarten ist dem Privatverein zur Unterstützung verschämter Hausarmen zugewiesen, welcher seine Wirksamkeit für die Linderung menschlichen Elendes, durch Vertheilung warmer Decken, durch Holz- und Geldgeschenke an verarmte Bürger, Wittven und Waisen, und zur Winterbekleidung armer Kinder, welche sonst durch den Mangel derselben von dem Schulunterrichte ausgeschlossen würden, bewährt. Mit den Segnungen der Dürftigen, die am Neujahrstage in frommen Gebethen sich erheben, vereinigt sich der Dank der früher so geplagten Gratulanten, wie der ganzen dienenden Classe, welche nun auch dem ersten Tage des Jahres freudiger entgegensteht, zumal, da sie nicht gleichfalls zur Abnahme der Entschuldigungskarten verhalten wird, folglich der vollen Neujahrswünsche ihrer Gönner nicht verlustig geht. Nur die Kupferstecher und Kupferdrucker, die Verkäufer von Neujahrs- und Visitenkarten und die — Fiaker beklagen vielleicht ein Ereigniß, welches die ganze übrige Bevölkerung als ein höchst freudiges betrachtet.

Mit dem Jänner und seinem Begleiter, dem Carneval, beginnt auch das eigentlich städtische Leben in Prag. Die Jagden werden immer seltener, die Familien des hohen Adels sind gleichsam in die Winterquartiere eingerückt, ihre Assembléen, Thé-dansants, und andere Abendunterhaltungen beginnen, welche dieselben sind, wie in andern großen Städten, wie denn überhaupt das Leben der Großen in den verschiedensten Ländern Europa's bey weitem weniger Abweichungen hat, als jenes des Mittelstandes oder gar die Gewohnheiten und Lustbarkeiten des Volkes. Ein Salon in Paris und London wird von jenem deutscher großer Städte nicht so verschieden seyn, als z. B. schon ein Volkssaal in Prag und Wien, den Hauptstädten zweyer Provinzen desselben Staates, und in nationeller und klimatischer Hinsicht so wenig von einander abweichend. Auch die Prager höhern bürgerlichen Stände haben ihre gesellschaftlichen Vereine und Coterien, die sich jedoch meist in kleinere Gruppen theilen, und das Militär theilt sich, nach Familien- und andern Verhältnissen, zwischen die adeligen und bürgerlichen Gesellschaftskreise, da die Zahl der verheiratheten Officiere nicht so groß ist, um, wie in kleineren Städten, einen eigenen Cirkel zu bilden.

Unter dem Handelsstande und den reichern Privatpersonen, findet man hier nicht leicht ein Haus, in dem man täglich Gesellschaft empfängt, sondern jede größere Versammlung wird im voraus bestimmt, und die Gäste förmlich dazu eingeladen, während außerdem der Abend gewöhnlich nur die Verwandten des Hauses oder die vertrautesten Freunde zu einem traulichen Gespräche oder einer Spielparthie vereinigt. Gespielt wird jetzt mehr als ehmal, und es gibt eine große Anzahl von Herren, noch mehr aber Frauen, welche wohl begreifen können, daß man, wie *Mucius Scaevola*, für das Vaterland die Hand in die glühenden Kohlen halten, doch nicht, wie man einen Abend — und zumal einen Winterabend — ohne Spielparthie hinbringen könne. Das verbreitetste und beliebteste der Gesellschaftsspiele ist das stille Whist, das freylich bey manchen Spieltischen etwas laut wird, mit seinem Stiefbruder Boston, von der raffiniertesten Parthie an, bey welcher selbst der brittische Gentleman noch Zinesen lernt, bis zu der simplen Hausparthie, bey der das englische Spiel ungefähr im Geiste des uralten verschollenen Zwick behandelt wird, und welches uns *Castelli* so meisterhaft und musterhaft gezeichnet hat. In manchen Spielgesellschaften, denen selbst das Whist nicht mehr genügt, macht man ein kleines Hombre, während andere sich mit einem Tarok-Lapp begnügen. Das alte Tarok-Pagat ist fast aus allen Kreisen verbannt. Ist die Versammlung größer, so theilen sich die Gäste in zwey Parthien, wovon die eine die Spieltische bevölkert, und sich ausschließend mit den kleinen bunten Bilderchen beschäftigt, einige alte Herren auch wohl eine Schachparthie machen, oder kannelgießern. Die jungen Leute, mitunter auch einige ältere Unvermählte beyderley Geschlechts, die sich und andere gerne überreden möchten, sie seyen noch jung, bilden ihren eigenen Kreis, spielen sogenannte kleine Spiele, lassen Charaden und Sprüchwörter errathen, die mimisch dargestellt werden, oder es wird musicirt und nach den Tönen des Pianoforte getanzt, wo oft eine Schöne, die sich sehr gern mit im Wirbel des Walzers oder der

Walzer-Galoppe drehen würde, weil sie das Unglück hat, am besten zu spielen, oder die beliebtesten Strauß'schen Walzer zu kennen, das Orchester vorstellen muß, und vor Unlust am Ende aus dem Tacte kommt. Das Pfänderspiel ist so sehr aus der Mode gekommen, daß die jungen Herren und Damen daselbe kaum mehr kennen, und auch die literarischen und declamatorischen Abendunterhaltungen sind auf wenige Familien beschränkt geblieben, und auch bey diesen wieder in Vergessenheit gerathen. In manchen Privathäusern sind gewisse Abende in der Woche zur Quartettmusik oder Vocalconcerten bestimmt, auf welche wie bey den meisten erwähnten Unterhaltungen ein freundliches Mahl folgt.

Die außerordentliche Theaterlust, welche auf die völlige Entbehrung desselben in manchen Familien während des Cholera winters (1831 auf 1832) folgte, und sich seitdem fortdauernd erhalten hat, setzt übrigens diesen gesellschaftlichen Unterhaltungen gewisse Grenzen. Die Familien des hohen Adels und viele reiche Kaufleute und Particuliers haben ihre abonnierten Logen, andere Familien sind auf den Sperrsitzen abonniert, geringer ist das Abonnement auf dem Parterre, da die öftern Wiederholungen der Stücke nach Wiener Art hier noch nicht beliebt sind; man behält sich daher die Wahl vor, und das im heurigen Sommer vergrößerte Haus ist nur in der Oper und im Schauspielhaus dann gefüllt, wenn die Direction etwas versprechendes Neues, oder etwas bewährtes Altes in guter Besetzung gibt. Die Logen sind jedoch — eben weil sie abonniert sind — auch bey der unglücklichsten Wahl der Vorstellungen und bey einer Besetzung gefüllt, von der es scheint, als müsse man noch dazu gezahlt werden, um den Abend auf so erbärmliche Weise hinzubringen. Eine Bemerkung, die ich gemacht, und durchaus nicht erfreulich nennen kann, ist der Umstand, daß man von Jahr zu Jahr mehr Kinder in den Logen sieht; ganz ohne Rücksicht auf die Tendenz und den Inhalt des Stückes, das eben aufgeführt wird, führt man sowohl die Jugend, welche eben im Begriff steht, sich geistig und physisch zu entwickeln, als selbst die Kleinen hinein, und wenn es auch bey diesen weniger Gefahr hat, die Leidenschaften früher als nöthig hervorzurufen, und ihre Phantasie zu heftig aufzuregen, so legt der allzu frühe und häufige Theaterbesuch doch auf jeden Fall in die jugendlichen Gemüther den Grund zur Zerstreuung, zur Vergnügungssucht, die sich ohnedies in jedem Menschen nur zu leicht entwickelt, und die Kinder von ihren Lehrgegenständen abzieht. Vorsichtiger ist im diesem Falle der Adel, dessen Jugend seltener und meist nur zu Ballets und Pantominen ins Schauspielhaus geführt wird, welche gleich bunten Puppenspielen an ihrem Sinn vorübergehen, und nicht den Keim zu Intriguen aller Art in ihre jugendlichen Seelen pflanzen.

Regelmäßige Musikunterhaltungen für das größere Publicum gibt es in Prag nicht, etwa jene des Conservatoriums ausgenommen, welches jährlich eine musicalische Akademie im Advent und zwey in der Fastenzeit gibt; ferner die Quartetten von Streichinstrumenten des Professors Piris, gleichfalls drey im Advent und drey in der Fasten, zwischen dem Carneval und Ostern.

Außerdem führt uns nur der Zufall manchmal einen Tonkünstler zu, der sein Talent vor einem Publicum entfalten will, das von alter Zeit her noch den Ruf großer Musikliebe besitzt; leider sind wir in den letzten Jahrzehenden so sehr mit Musik übersättigt worden, daß nur große Künstler mit Zuversicht auf reiche Einnahme bauen können; minder berühmte aber oft schon zu dem Auswege eines Privatconcertes in einem kleineren Salon mit beschränktem Orchester ihre Zuflucht nehmen mußten. Ein anderes ist es mit den Concerten für wohlthätige Zwecke, die, so oft sie auch wiederkehren, doch stets reichlich unterstützt werden, wenn sie gleich mitunter in künstlerischer Hinsicht sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Unter den öffentlichen Orten, welche nur Männer besuchen, um sich zu unterhalten, zu essen oder Zeitungen zu lesen, hat der vor wenigen Jahren begründete kaufmännische Verein nächst dem Theater, vielen andern den Rang abgelassen, und seine Mitglieder nehmen fortwährend zu. Die Kaffeehäuser werden dagegen viel weniger als in frühern Zeiten besucht.

Lurus und Eleganz, sowohl in der Toilette — zumal bey dem schönen Geschlechte — als in Zimmerdecorationen, Meubles und Equipagen hat in den letzten Jahrzehenden so zugenommen, daß manche königliche Residenz Deutschlands weit hinter Prag zurückbleibt, und wenn die Moden sonst Monate brauchten, um von Wien und Paris hieher zu gelangen, so haben sich in den letztern Zeiten Mittler gefunden, welche sie uns so schnell zuführen, daß hier, wie anderwärts, eine Mode die andere drängt und treibt und beynahе ersetzt.

Die zahlreichen Gastmahle, bey welchen unter den schweren Schüsseln die Tische sich bogen, sind ziemlich verschwunden, aber ein ausgewählter sinniger Tafellurus ist an ihre Stelle getreten, und mit den feinen Weinen sind auch die mannigfaltigen Affietten und Entremets, das geschmackvolle Pariser Zuckerwerk zu uns eingewandert, bey deren Erscheinung unsere Großväter und Großmütter die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen haben würden.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Concert der H. H. Franz Schubert und F. A. Kummer,

Mitglieder der königl. sächsischen Hofcapelle.

Die beyden Künstler, von denen in der Überschrift die Rede ist, genießen im Auslande eines sehr vortheilhaften, sehr ausgebreiteten Rufes; auch die Wiener Zeitschrift hat in den Berichten aus der Fremde ihre Namen mit großer Auszeichnung zu nennen Gelegenheit gehabt. Ihr Auftreten in Wien war daher eine zweyfach erfreuliche Erscheinung; für unser Publicum, indem es ihm die persönliche Bekanntschaft von zwey wackern Künstlern verschaffte, für diese, indem es durch den entschiedensten Erfolg das Urtheil des Auslandes bestätigte. Hr. Franz Schubert, welcher an diesem Abende eine Fantasie über Thema's aus der Oper: „der Zwenkampf“ vortrug, ist ein Violinspieler, welcher in Beziehung auf Reinheit, Sicherheit und Correctheit in Ton und Ausführung ohne Zweifel in die Reihe der bedeutenderen Virtuosen gehört; sein Spiel ist brillant, wie es der Geschmack der Zeit und die Ausbildung des Instrumentes verlangen, aber es ist nicht überladen, nicht kokettirend mit bloßen Schwierigkeiten und Kunststücken; seine Bravour schreitet nie über die Grenzen des Möglichen, aber darum auch nie über die Grenzen des Schönen hinaus, und das, glauben wir, ist das Kennzeichen des ächten Künstlers, wie es seine Aufgabe ist. Selbst der Zuhörer findet in dem sicheren, ungestörten Wohlgefallen an dem Schönen und Vollendeten einen besseren, mehr künstlerischen Genuß, als in der bloßen Verwunderung über das Unerhörte, kaum Mögliche, von dem er jeden Augenblick befürchten muß, daß es mißlingen werde, und das, wenn es mißlingt, seiner Verwunderung und seinem Genuße zugleich ein Ende macht. — Noch ausgezeichnete, noch vollendete auf seinem Instrumente, dem Violoncello, ist uns Hr. Kummer erschienen, und wir begreifen nun die fast enthusiastische Wärme, mit welcher die Dresdner Musikfreunde von diesem ihren ausgezeichneten Landsmanne reden. Sein Ton ist von bewunderungswürdiger Fülle, Kraft und Gleichheit, ist sein Spiel, sein Vortrag dabey von einer Gediegenheit, Ruhe und Zartheit, daß wir Hrn. Kummer wohl nicht mit Unrecht zu den ersten Meistern unserer Zeit rechnen dürfen. Die Wiener sind durch Erfahrung im Fache der Instrumentalmusik eine sehr gewichtige Autorität, namentlich in Beziehung auf das Violoncello hörten und hören sie wohl das Beste, was auf diesem Instrumente geleistet worden ist; um so verlässlicher, entscheidender und ehrenvoller muß also der Erfolg genannt werden, den das meisterhafte Spiel des Hrn. Kummer an dem heutigen Abend davon trug. Auch die Composition, ein Adagio und Rondo von eigener Erfindung, bewährten den Virtuosen als einen geistreichen und gediegenen Musiker, von dem wir hoffen, daß die Welt noch recht viel Schönes und Treffliches hören werde, und dem wir überall die ungetheilteste, die wärmste Anerkennung verbürgen können.

(Mit Nr. 4 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 29. Jänner 1835.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbes u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die letzte Stunde um Mitternacht.

(F o r t s e t z u n g.)

Unter dem lauten Freudengeschrey der Seinigen erwachte Heinrich zu einem Leben, das er der Treue und dem Muthes Said's verdankte; dieser war später auch so glücklich die Schlange zu tödten, und so hatte denn das anfangs verderbendrohende Ereigniß ein für alle Theile beseligendes Ende genommen, besonders aber für den wonnetrunkenen Said, der den Dienst, den er seinem Retter erweisen konnte, sich nicht würde haben ablaufen lassen, und wenn auch alle Schätze Indiens der Preis dafür gewesen wären.

Von nun an gelangte Heinrich mit seinen Begleitern ohne irgend ein weiteres Abenteuer an das Ziel seiner Reise und kehrte nach vollendeten Geschäften eben so wieder in die heimatliche Pflanzung zurück. Said war ihm während dieser Zeit immer theurer, immer unentbehrlicher geworden; des Jünglings natürlicher Verstand, der ihn vor vielen seinesgleichen auszeichnete, seine Treue, seine grenzenlose Ergebenheit für den fast abgöttisch verehrten Herrn, erwarben ihm das Wohlwollen desselben in einem so hohen Grade, daß er den edelmüthigen Entschluß faßte, den einzigen Kummer, der jetzt das Herz des zärtlichen Sohnes noch belastete, zu heben, indem er durch einen Dritten Said's Vater loskaufen lassen wollte, was auch füglich, ohne die Gefahr verrathen zu werden, geschehen konnte, da die Pflanzung, auf welcher sich der alte Slave befand, erstens in zu weiter Entfernung von Heinrich's Besizung lag, und zweytens Niemand daselbst an dem Tode des Jünglings, der ohne Heinrich's Dazwischenkunft auch erfolgt seyn würde; zu zweifeln vermochte.

Herr van der Spülgen empfing den Sohn bey seiner Ankunft zwar mit inniger Freude, dennoch bemerkte Heinrich nur allzu bald, daß der Trübsinn seines Vaters sich während seiner Abwesenheit eher vermehrt als vermindert habe; er lebte wo möglich noch einsamer, zurückgezogener als vorher, für ihn schien die Erde keine Reize mehr zu besitzen, ja was das Schlimmste war, er schien sogar nur mit Mühe ein Daseyn zu ertragen, das ihm allem Vermuthen nach zur schwer drückenden Last geworden seyn mochte. Heinrich's Schmerz über diesen Zustand seines Vaters war unaussprechlich.

Vergebens forschte er nach der Ursache desselben; umsonst sann er auf Mittel ihn zu heben; so viel ward ihm nach reiflichem Erwägen zu seinem nicht geringen Kummer klar, daß mehr als eine traurige Erinnerung, mehr als der Rückblick auf ein vergangenes Leiden, daß irgend eine geheime Schuld das Herz des Greises schwer belasten müsse, denn nur so allein ließ sich sein ganzes Thun und Lassen erklären; aber welche es sey? und ob nichts vermögend wäre dieselbe zu sühnen, das blieb ihm ein Räthsel, dessen Lösung er einzig und allein von der Zeit und dem Schicksal erwarten mußte.

Mehrere Tage nach H e i n r i c h's Rückkehr waren bereits verflossen, als Herr v a n d e r S p ü l g e n sich eines Abends, etwas heiterer wie gewöhnlich, mit ihm in der offenen Halle seines eben so reizend als geschmackvoll erbauten Wohnhauses befand, um der freyen Aussicht in den herrlichen, mit allen Gewächsen Indiens prangenden Garten, aus welchem tausenderley Wohlgerüche aufstiegen, und der erquickenden Kühle, die sich nun zu verbreiten begann, zu genießen.

Der glückliche S a i d, welcher seine Gebieter mit Erfrischungen zu bedienen bemüht war, hatte sie so eben verlassen. H e i n r i c h, um den geliebten Vater zu zerstreuen, ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, ihm die Geschichte des jungen Negers zu erzählen, was er bis zu diesem Augenblicke unterlassen hatte, da er gerne eine günstige Stimmung des Greises erwarten wollte, um auch ihn seinem Schützling geneigt zu machen. Er begann daher jetzt ihm die Art und Weise, wie er ihn in jenem Walde gefunden, zu schildern, malte ihm den jammervollen Zustand des Unglücklichen mit den lebhaftesten Farben, beschrieb seine Qualen, seine Todesangst; als er aber auch die Ursache dieser Leiden, die großmüthige Selbstopferung für Vater und Mitbrüder erwähnte, die ihn dem grausamsten Tode schuldlos preisgab, da schrie Herr v a n d e r S p ü l g e n, der bis jetzt mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, plötzlich laut auf, bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen, und wankte nach einigen Minuten tiefen Stillschweigens in sein Gemach, das er sogleich fest hinter sich verschloß.

H e i n r i c h's Bestürzung über diesen ihm unbegreiflichen Erfolg seiner Erzählung war so groß, daß er sich in den ersten Augenblicken nicht zu fassen vermochte; wie konnte S a i d's Geschichte eine so erschütternde Wirkung in seinem Vater hervorbringen? was den sonst eben nicht zu weich fühlenden Greis auf eine Weise bewegen, die sich durch keinen denkbaren Grund erklären ließ? Er strengte sich vergebens an, dieß neue Räthsel zu lösen, und verließ endlich, wiewohl mit schwerem Herzen, die Halle, um sein Lager zu suchen.

Allein noch in derselben Nacht wurde H e i n r i c h mit der Nachricht erweckt, daß sein Vater bedeutend krank geworden sey und ihn dringend zu sprechen wünsche; kaum bekleidet eilte er sogleich an das Bett des Leidenden, der ihn zwar mit allen Zeichen großer Schwäche, aber bey völligem Bewußtseyn empfing. Auf einen Wink von ihm entfernten sich Alle, außer H e i n r i c h, aus dem Gemache, der mit tödtlicher Angst nach seinem Befinden forschte und ihn die Hülfe eines Arztes anzunehmen beschwor. V a n d e r S p ü l g e n aber lächelte schmerzlich, schüttelte verneinend sein Haupt, gebot ihm alsdann sich zu beruhigen, an seinem Lager Platz zu nehmen, und seine ganze Aufmerksamkeit hinfort dem zuzuwenden, was er ihm jetzt mit Anstrengung seiner letzten Kräfte mittheilen werde. H e i n r i c h, von banger Ahnung ergriffen, gehorchte und sein Vater begann:

„Leider bin ich gezwungen, mein Sohn, indem ich meine die bis jetzt noch unbekannte Geschichte erzähle, auch der jugendlichen Verirrungen zu gedenken, die mich zu so mancher tadelnswürdigen Handlung verleiteten, welche vielleicht der Grund alles später erfolgenden Unheils waren und, wie ich leider erst jetzt am Ziele meiner Laufbahn erkenne, die Schuld desjenigen bedeutend vermindern, der allerdings feindlich in mein Leben trat, um es seiner schönsten Freuden zu berauben. Die Erinnerung an meine Vergangenheit war mir stets allzu schmerzlich, als daß ich die halbverwischten Bilder wieder hervorrufen, die kaum verharschten Wunden wieder aufreißen konnte; hierin lag die Ursache, warum ich dir nicht früher vertraute; möge der Himmel dich vor ähnlichen Erfahrungen bewahren, möge er dein Herz rein erhalten vor dem zerstörenden Gifte der Rachsucht, dann wirst du mindestens mit ruhigerem Gewissen von hinnen scheiden, als dein unglücklicher Vater, der in der endlichen Befriedigung seines lange genährten, einzigen und höchsten Wunsches auch zugleich seine härteste Strafe fand.“

Der Greis schwieg einige Augenblicke, sichtlich erschöpft. Heinrich bat ihn dringend sich zu schonen, er aber winkte ihm abwehrend mit der Hand, sammelte alle seine Kräfte und fuhr fort:

„Noch nicht volle fünfzehn Jahre alt, verlor ich meinen Vater, Herrn Peter van der Spülgen, einen der reichsten und angesehensten Kaufherrs in ganz Amsterdam. Sowohl die ausgebreitete Handlung des Verstorbenen, als mein schon früh sich entwickelnder, zu den heftigsten Leidenschaften geneigter Charakter, bedurften eines treuen und verständigen Führers, meine Mutter reichte daher nach dem Trauerjahre einem freylich noch sehr jungen, jedoch bereits geprüften und mit den ausgezeichnetsten Kenntnissen begabten Manne ihre Hand, der sich schon seit mehreren Jahren als erster Commis in der Handlung befand, und sich stets der besonderen Gunst seines ehemaligen Principals erfreuen durfte.“

„Van der Werft, so hieß mein nunmehriger Stiefvater, gab sich im Anfange in der That die größte Mühe, nicht nur meine Zuneigung zu erwerben, sondern auch mich zu einem tüchtigen Kaufmanne auszubilden, allein wenn ihm das Letztere so ziemlich gelang, blieben alle seine Bestrebungen, die erstere zu gewinnen, durchaus fruchtlos. Ich hatte längst einen geheimen, unüberwindlichen Widerwillen gegen den Mann, den ich trotz meiner Jugend nur allzu gut durchschaute. Ehrgeiz und Habsucht waren die Hauptzüge seines Charakters, die er jedoch schlaugenug zu verbergen wußte; ein instinctartiges Gefühl sagte mir, daß ich ihm eigentlich ein Dorn im Auge, daß seine Freundlichkeit gegen mich nur Verstellung sey und daß seine Absicht einzig dahin gehe, mich nach und nach aus dem Herzen meiner leider nur allzu sehr für ihn eingenommenen Mutter zu verdrängen.“

„Daß ich mich nicht geirrt hatte, sollte die Folge lehren, obgleich ich damals durch Nachgiebigkeit und Geduld gar manches anders gestaltet, mindestens das Äußerste vermieden haben würde. Statt dessen mehrte sich mein Unmuth gegen van der Werft mit jedem Tage; die erheuchelte Zärtlichkeit, mit der er mir jeden kleinen Fehler in Gegenwart meiner Mutter vorwarf, die mich gerade am härtesten anklagenden Entschuldigungen, welche er nach einem solchen Auftritt hervorbrachte, waren mir unerträglich. Um mich zu zerstreuen, schloß ich mich an einen Kreis von jungen Leuten an, deren Umgang mir zwar gewährte was ich suchte, aber leider auch ganz geeignet war.

mich zu Ausschweifungen zu verleiten und mein ohnehin nur allzu reizbares Gemüth mit Vorstellungen zu erfüllen, die mich bald gänzlich von jeder Annäherung an meinen Stiefvater zurückhielten, und nach und nach sogar mit dem glühendsten Haß gegen ihn erfüllten.“

„So schwanden mehrere Jahre; ich hatte bereits das achtzehnte erreicht und bemerkte mit heimlicher Freude, daß die zweyte Ehe meiner Mutter kinderlos blieb; allein meine Verschwendung während dieser Zeit war so groß gewesen, daß ich mich von der ungeheuren Schuldenlast, die auf mir haftete, nicht mehr zu retten wußte. War man auch dem einzigen Sohne des reichen Herrn v a n d e r S p ü l g e n lange Zeit mit der zuvorkommendsten Freundschaft begegnet, hatte man ihm auch die bedeutendsten Summen früher beynahe aufgedrungen, so erwachte doch nun nachgerade die Besorgniß für deren Wiederbezahlung in meinen Gläubigern, und als man nun vollends von einem Testament meiner Mutter hörte, das ihrem Gatten nicht nur ansehnliche Capitalien sicherte, sondern ihn auch nach ihrem Tode zum Vormund und Verwalter meines ganzen väterlichen Vermögens ernannte, da brach der Sturm mit einem Male über mich los, alle meine Gläubiger meldeten sich mit ihren Forderungen, mein seitheriger Lebenswandel ward entdeckt und ich der härtesten Ahndung desjenigen unterworfen, dem diese Gelegenheit, den verhassten Stieffohn zu demüthigen, hoch willkommen war.“

„Ich übergehe die kurze Zeit, welche dieser Katastrophe folgte. V a n d e r W e r f t's Strenge hatte meinen Haß gegen ihn vermehrt; Menschen, die ich damals Freunde nannte, bestärkten mich in dem unseligen Entschluß, nicht nur die gewohnte Lebensweise unbekümmert fortzusetzen, sondern auch den Ermahnungen meines Stiefvaters mit trotzigem Übermuth zu begegnen, genug, v a n d e r W e r f t, der natürlicher Weise jetzt aufmerksamer als früher auf mich geworden war, entdeckte die Ausschweifungen bald, denen ich mich auf's Neue überließ, und die ich auch keineswegs zu verbergen strebte; ein schrecklicher Ausbruch entstand, der mir den Heuchler in seiner ganzen Blöße zeigte, bey dem ich mich aber auch, auf's höchste gereizt, so weit vergaß, meiner Mutter Vorwürfe über ihre zweyte Ehe zu machen und ihren Gemahl, meinen Feind, den Räuber meines väterlichen Erbes zu nennen.“

„Dies entschied mein ganzes künftiges Schicksal! aufgereizt von dem ihr nur allzu theuren Gatten, der mich ihr als einen Bösewicht vorgestellt haben mochte, verbannte meine Mutter mich von jenem unseligen Augenblicke an aus ihrem Angesichte, sagte sich los von dem unwürdigen entarteten Sohne und erklärte mit einer früher nie an ihr gekannten Festigkeit, daß nur die demüthigsten Bitten um Vergebung, nur der pünctlichste, unbedingteste Gehorsam in den Willen ihres schwer beleidigten Gatten, mir dereinst Verzeihung erwerben könne, daß sie mich außerdem aber, kraft des ihr zustehenden Rechtes, als einen Ungerathenen enterben werde, da ein solcher jeden Anspruch auf den väterlichen Nachlaß verwirkt habe. Dieser Ausspruch, der mich entweder zum Sklaven des Mannes machte, den ich tödtlich haßte, oder mich meines Vermögens beraubte, empörte mein Gemüth in einem so hohen Grade, daß ich, außer mir vor Schmerz, meine Heimat zu verlassen, und in einem fremden Welttheile das Glück, welches man mir hier geraubt hatte, zu suchen beschloß.“

„Es geschah. Mit heißen Thränen schied ich von dem Grabe meines geliebten, zu früh verstorbenen Vaters, mit heißen Thränen von dem Orte, auf

dem ich einst geachtet und geehrt unter meinen Mitbürgern zu walten hoffte; die geringe Barschaft, welche ich besaß, reichte kaum hin mir einen Platz auf dem ersten besten Schiffe zu dingen, das zur Überfahrt nach Indien bestimmt war, dennoch wollte ich mich lieber dem härtesten Schicksal, als der Willkür meines Stiefvaters unterwerfen.“

„Was ich von jener Zeit an zu leiden hatte, wie lange ich, hier angekommen, mit Armuth und Mangel kämpfen mußte, bis ich erst später in einem reichen englischen Handelshause Arbeit und Unterkommen fand, das, mein Sohn, vermag ich dir nicht zu beschreiben; auch bleibt mir noch zu vieles zu berichten übrig, als daß ich es wagen dürfte, meine erschöpften Kräfte an minder wichtige Dinge zu verschleudern. Fünfzehn Jahre hatte ich bereits hier gelebt, ohne eine befriedigende Kunde aus der Heimat zu erhalten; da verlangte mein Principal, dessen ganzes Vertrauen ich mir durch meine treu geleisteten Dienste erworben hatte, daß ich in dringenden Geschäften nach Europa reisen sollte. Ungern trennte ich mich von meinem geliebten Weibe, ungerne von dir, dem Sohne, den sie mir erst einige Wochen zuvor geboren hatte. Der Gedanke, mein Vaterland wieder zu betreten, that mir weh und wohl, indessen die Pflicht gebot, ich mußte gehorchen und langte nach einer sehr glücklichen Fahrt, früher als ich es geglaubt hatte, an dem Orte meiner Bestimmung an. Die Nachrichten, welche ich mir nach beendigten Geschäften über meine Familie einzuziehen erlaubte, erschütterten und empörten mich auf's Neue. Meine Mutter war gestorben, hatte mich, wie ich hörte, wirklich enterbt, und ihr ganzes Vermögen ihrem zweyten Gatten Herrn v a n d e r W e r f t hinterlassen.“

„Dieser Schlag traf mich unerwartet; so mitleidslos verstoßen, so gänzlich von derjenigen vergessen worden zu seyn, die mich einst geliebt, einst ihren Sohn genannt hatte, war mehr, als ich im ersten Augenblick zu fassen vermochte; — jezt erst ward es mir klar, daß im tiefsten Hintergrunde meiner Seele noch immer eine ferne Hoffnung auf eine dereinstige Versöhnung mit ihr geruht, daß ich den Gedanken nie ganz aufgegeben hatte, mich ihr wieder zu nähern. Ich eilte selbst nach Amsterdam, um mich unter fremdem Namen näher nach allen Umständen zu erkundigen, denn Jahre und Leiden hatten mich so entstellt, daß ich nicht erkannt zu werden befürchten durfte. Wie ward mir aber, als ich bey meiner Ankunft daselbst erfuhr, der reiche v a n d e r W e r f t sey im Begriffe zu einer zweyten Ehe zu schreiten, und man freue sich schon im voraus auf die glänzenden Feste, womit er seine Hochzeit zu feyern gedenke.“

„Was ich empfand, vermag ich nicht zu beschreiben! — Haß, Erbitterung, Wuth und der glühendste Rachedurst wogten in meiner Brust! Bald wollte ich öffentlich vor v a n d e r W e r f t hintreten, sein früheres Verfahren gegen mich aufdecken, ihn laut als den Räuber meiner Habe, als einen Verleumder, der mich dem Herzen der Mutter entfremdet, anklagen — bald ihn unter vier Augen zur Rechenschaft ziehen und den Verräther züchtigen, wie er es verdiente. Endlich siegte jedoch die Vernunft; ich sah ein, daß Beydes unmöglich sey, daß ich durch beyde Versuche nur mir selbst Nachtheil bereiten, ihm aber wenig Schaden zufügen würde.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Irrlicht und der Wanderer.

Ein Flämmchen taucht vom Boden auf,
Und steigt umher in wirrem Lauf;
Es glänzet blank wie Silberlicht,
Die Bahn auf Fels und Baum sich bricht.

Ein Wand'rer kommt des Weges her,
Die Glieder sind vom Wandern schwer;
Er wandelt fort durch dunkle Nacht,
Da ihm das blanke Lichtlein lacht.

Ein Hoffnungsstrahl die Flamme ist,
Die süße Freud' in's Herz ihm gießt.
Das Licht, wähnt er, weist Menschenspur
Im Waldesdunkel der Natur.

Er folgt dem Scheine munter nach,
Doch schaut er nie ein friedlich Dach;
Der Lichtstreif wehet stets voran,
Bald tief hinab, bald hoch hinan.

Da sinkt dem Wand'rer all' sein Muth,
Unheimlich faßt ihn Fiebergluth;
Was treibt den Spuk? ein Geist, Phantom,
Mit ihm hier in des Waldes Doms?

Und sieh, husch! husch! da steht es still,
Das schnelle Irrlicht ist am Ziel;
Es sinken beyde in den Moor.
Sieh vor dem Schein, o Mensch! dich vor.

Rudolph Hirsch.

Correspondenz = Nachrichten.

Venedig, 17. Jänner 1835.

Gestern hatte ich Gelegenheit den Wunderknaben Giuseppe Pugliesi, von dessen Talent als Kopfrechner so viele italienische Journale sprachen, hier bey Hrn. Professor Ritter Campana zu hören.

Dieser Knabe ist aus Palermo gebürtig, und nach Angabe seines Vaters etwas über neun Jahre alt. Er hat auf seiner Reise durch Unteritalien und durch das lombardisch-venetianische Königreich überall, wo er sein Talent zur Schau brachte, das höchste Erstaunen erregt.

Ungeachtet er (nach Angabe seines Vaters) nicht rechnen gelernt hat, löset er doch jede Rechnungsaufgabe ohne Beyhülfe der Feder oder des Crayon in kurzer Zeit.

Damit Sie sich eine Idee von den Leistungen dieses neunjährigen Kopfrechners machen können, schliesse ich Ihnen hier einen Aufsatz bey, über die Aufgaben, welche er gestern in einer Gesellschaft bey dem erwähnten Hrn. Dr. Campana in sehr kurzer Zeit löste.

Noch mehr Erstaunen erregt das Talent dieses Knaben, wenn man sieht, daß derselbe, während er mit der Lösung einer Aufgabe (im Zimmer auf- und abgehend) beschäftigt ist, von Zeit zu Zeit zu dem einen oder dem andern Anwesenden spricht und mit ihnen scherzt.

Am 21. d. M. will Pugliesi in dem hiesigen Theater Apollo seine Rechnungsfähigkeit dem Publicum zeigen. Er hat ein angenehmes Äußere, und zeigt in der Conversation einen seinem Alter weit voreitenden Verstand. Er ist von verschiedenen Kunstinsituten mit Medaillen decorirt worden, welche er an seiner Brust trägt.

20,000 Weibern gibt man Strümpfe zu stricken; jedes Weib liefert alle sieben Tage ein Paar Strümpfe, und verwendet 5 Unzen Strickwolle zu jedem Paar Strümpfe. Wie viel Paar Strümpfe werden diese Weiber in einem gewöhnlichen Jahre, 81 Tagen und 6 Stunden verfertigen, und wie viel Strickwolle werden sie brauchen?

Ein Kaufmann, welcher nach Petersburg reiset und noch 1567 Miglien von dieser Stadt entfernt ist, nimmt sich vor, am ersten Tage seiner Dahinreise 2 Miglien, am zweiten Tage 3 Miglien, am dritten Tage 4 Miglien u. s. w. jeden Tag um 1 Miglie mehr zurückzulegen. In wieviel Tagen wird dieser Reisende die oben erwähnten 1567 Miglien zurücklegen?

Während einer Bataille flieht der vierte Theil der Armee, ein Fünftel wird getödtet und ein Sechstel gefangen genommen. Nach der Bataille hält der Commandant eine Revue und findet nur 2300 Soldaten. Aus wieviel Mannschaft bestand die Armee vor der Bataille?

Ein Reisender ward befragt, wie viel Miglien er in acht Tagen zurückgelegt habe? Er antwortete: Dieß weiß ich nicht, fügte aber bey, daß er die Hälfte des Weges zu Pferde, ein Drittel zu Fuß und 40 Miglien zu Wagen gemacht habe. Es fragt sich, wieviel Miglien dieser Reisende zurückgelegt habe.

Diese Aufgaben löste er bey Hrn. Doctor Campa n a in sehr kurzer Zeit.

Im Theater della Scala zu Mailand löste er nebst andern folgende Aufgabe:

„Eine Börse enthält eine gewisse Anzahl Ducaten, und wenn von diesen Ducaten der vierte Theil weniger 5 Stück weggenommen wird, bilden die weggenommenen Ducaten den achten Theil der Ducaten, welche in der Börse bleiben.“
„Man fragt, wieviel beträgt die Summe, welche in der Börse blieb?“

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 20. Jänner zum ersten Male und zum Benefice der Mad. Arbesser: „Theodor und Leonhard, oder die Bettlerin.“ Original-Schauspiel in drey Aufzügen von Hrn. v. Holtei.

Theodor von Reichsburg ist zum Besitze eines Majorates gekommen, mit dessen Erziehung der Stifter die Absicht verband, von der Möglichkeit, jemals die Erbinnen der Familiengüter zu werden, Frau und Tochter des Sohnes auszuschließen, welcher eine dem Vater unangenehme Verbindung geschlossen hatte. Diese leben nun irgendwo, wie man glaubt, in sehr dürftigen Verhältnissen, und das Majorat ging an Theodor, den nächsten männlichen Verwandten über. Leonhard, ein anderer Agnat, beneidet ihn darum, und entwirft den Plan, sich selbst zum Eigenthum der Güter zu verhelfen. Eine in die Stiftungsurkunde aufgenommene Clausel, welche befiehlt, daß der jeweilige Majoratsherr durch eine nicht standesgemäße Verheirathung das Erbe verlieren und gehalten seyn sollte, es dem zunächst berufenen Gliede der Familie abzutreten, gibt ihm Hoffnung zur Erreichung seiner bösen Absicht, zumal, da der gutmüthige Natursohn Theodor von jener Bedingung wenig Notiz nimmt. Der Forstwart verhaftet am Weihnachtsabend eine Bettlerin und bringt sie nach dem Schlosse, wo Leonhard sie mit unedlen Anträgen verfolgt, Theodor aber wahre Liebe zu ihr faßt und sich endlich, durch Leonhard gereizt, sogar mit ihr trauen läßt. Jener macht nun seinen Anspruch auf das Majorat geltend; allein der Oberverwalter kommt eben zur guten Stunde mit einer officiellen Depesche an, durch welche erwiesen wird, daß die Bettlerin keineswegs von geringem Herkommen, sondern eben jene Enkelinn des Majoratsstifters sey, welche vom Erbe ausgeschlossen werden sollte, so daß also Theodor das an ihr begangene Unrecht, ohne es zu wissen, wieder gut macht, und das Andenken des Stifters löhnt.

Es ist dem begabten Verfasser dieses Stückes abermals widerfahren, schon fast in der ersten Scene die ganze Verwicklung zu verrathen; indessen ist der Stoff gut ausgedacht, und unsers Erachtens einer der gelungensten in sämtlichen Stücken, womit uns Hr. v. Holtei bis nun erfreute; allein er reicht für ein Stück, das den Abend ausfüllen soll, nicht hin, und es mußten daher mancherley Episoden eingeschoben werden, die dem Interesse einigermaßen schaden. Auch in der Zeichnung der Charaktere war

Hr. v. Holtei diesmal minder glücklich und in mehreren zeigt sich Ungleichheit und Schwanken, namentlich tritt dieß an Leonhard hervor, welcher überdieß erst am Ende des zweyten Actes zur Ausführung seines Operationsplans schreitet. Das Erscheinen seines Vertrauten auf der Bühne in einer Verkleidung, die nothwendigerweise zum Verräther werden muß, ist uns als ein Versehen gegen die theatralische Wahrscheinlichkeit erschienen und auch die Rolle des Oberverwalters und manches andere ließ uns ziemlich kalt, während wir sonst gewohnt waren, uns an den Arbeiten des Hrn. v. Holtei recht innig zu erwärmen. Von einem so schönen Talente, wie das des werthen Gastes, läßt sich erwarten, daß es, ungeachtet mancher Gebrechen, dennoch sein Product nicht ohne einzelne Vorzüge in die Welt schicken werde und an solchen fehlt es in der gegenwärtigen Neuigkeit nicht, wenn schon die Haltung des Ganzen kaum viele Gelegenheit dazu bietet. Unseres Erachtens dürfte das Stück, zweckmäßig gekürzt und in Verbindung mit einer der beliebten Kleinigkeiten, wodurch uns die geschätzten Gäste erfreuten, dennoch manchen Abend gern gesehen werden, wie denn auch das Publicum schon die erste Vorstellung sehr freundlich aufnahm. — Die Darstellung durch Hrn. und Frau v. Holtei, die fleißige und verwendbare, nur zu kalte Beneficiantinn, die H. K. i. n. d. e. r. K. o. t. t. e. r. v. o. z. u. g. l. i. c. h. a. b. e. r. v. o. n. S. e. i. t. e. d. e. s. w. a. c. h. e. r. f. o. r. t. s. c. h. r. e. i. t. e. n. d. e. n. D. i. e. r. i. c. h. w. a. r. e. n. t. s. p. r. e. c. h. e. n. d. — in den Nebenrollen blieb indessen Manches zu wünschen übrig. Die neue Schneegegend von N. e. f. e. ist ausgezeichnet.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 24. Jänner zum ersten Male: „Die tapferen Bürger von Wien, oder Kara Mustapha.“ Vaterländisches Schauspiel in 3 Acten.

Wenn wir die Namen Starhemberg, Kottschützky, Kara Mustapha und Carl von Lothringen nennen, so weiß jeder, daß hier von der Belagerung Wiens durch die Türken die Rede ist, und wir können uns die Erzählung des Stoffes ersparen. Wir haben es mit einem Sonntagstück zu thun, bey welchem man zu keinen großen Anforderungen berufen ist, und worin viel verwandelt, declamirt, gefochten, geschossen und geritten wird — es fehlt nicht an verbrauchten Effectstücken; doch ist einiges nicht ohne Geschick gemacht und die Sprache besser, als sie in dergleichen Waare zu seyn pflegt. Die Aufnahme war dem Gehalte der Neuigkeit entsprechend, manches wurde belacht, manches belatscht — dem ersteren Loose fielen diesmal besonders die Reiterkünste und der sonstige Spectakel anheim. Die neuen Decorationen der H. H. J. a. c. h. i. m. o. v. i. c. h. u. n. d. d. e. P. i. a. n. d. i. sind gut, das Arrangement entsprechend. Von den Darstellenden muß Hr. Bosard wegen seines wirklich vorzüglichen Spieles genannt werden.

M o d e b i l d V.

† Oberkleid von Lisa = Atlas mit einer schwarzen Sammt-Tuchpelzeline mit Schwannendunen verbrämt, nach einem Originale von Thom. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher in der Spenglergasse Nr. 426.

Der Atlashut mit Glacé-Band und einer Feder geziert, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 896 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 31. Jänner 1835.

14

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die letzte Stunde vor Mitternacht.

(F o r t s e t z u n g.)

„Zu stolz, um durch einen gütlichen Vergleich von seiner Großmuth zu erlangen, was mir meiner Überzeugung nach mit vollem Recht gebührte, verschmähte ich es mich irgend einem meiner ehemaligen Bekannten zu entdecken und kehrte, da ohnehin die Zeit der Abfahrt gekommen war und ich mich deshalb nicht länger aufhalten durfte, tief verletzt in die neue Heimat zurück, um in den Armen meiner geliebten Gattinn, in dem freudigen Aufjauchzen meines kleinen Sohnes, Trost und Vergessenheit zu finden.“

„Abermals vergingen einige Jahre, während welcher der Tod mir deine Mutter raubte; eine zweyte Reise nach Europa ward nothwendig, und diesmal entschloß ich mich um so williger dazu, je mehr der Verlust meiner heißgeliebten Gattinn mir für jetzt meinen hiesigen Aufenthalt verleidet hatte. Wie das erste Mal gelangte ich glücklich ans Ziel, vollendete wie damals meine Geschäfte zu allseitiger Zufriedenheit, konnte mir es aber auch eben so wenig wie früher versagen, mich nach van der Werft zu erkundigen und die genauesten Nachrichten über seine Verhältnisse einzuziehen. Sie waren glänzend; während ich in demüthiger Abhängigkeit den Befehlen meines Principals gehorchen, um seine Gunst buhlen und mich rastlos bemühen mußte, mir und den Meinigen ein anständiges auskömmliches Brot zu erwerben, schwelgte er in behaglicher Ruhe von den Schätzen, die mir gebührten, und durfte der Tochter, die ihm geworden, schon jetzt die reiche Mitgabe sichern, indessen ich für meinen Sohn keine andere Aussicht als die einer lebenslänglichen, unterwürfigen Dienstbarkeit sah. Dieser Vergleich drückte mich fast zu Boden; ich mußte mich eilig entfernen, wenn mein Gefühl mich nicht überwältigen, wenn eine unbesonnene Handlung mir nicht Stoff zur Reue geben sollte; doch schon während der ganzen Überfahrt beschäftigten mich tausenderley Pläne, wie ich es anzufangen habe, dir wenigstens einen Theil meines Erbes zu verschaffen?“

„Hier angekommen, entdeckte ich endlich, nach so langen Jahren, dem

mir stets wohlwollenden Principal meine Geschichte. Er beklagte mich aufrichtig, schalt, daß ich ihm nicht früher vertraut hatte, auch war sein Benehmen seit jener Mittheilung so gütig und schonend gegen mich, daß ich mich zu gleicher Zeit erhoben und gedemüthigt fühlte. — Wiederum vergingen Jahre; du warst indessen herangewachsen, warst bereits ebenfalls in der Handlung angestellt und brachtest, wie ich wohl wußte, deine Neigung der Nothwendigkeit zum Opfer. Da erklärte mir der Principal eines Tages, daß ich eine dritte Reise nach Europa unternehmen müsse und daß er, ungeachtet meines vorgerückten Alters, gerade mich absichtlich gewählt habe, weil meine Geschäfte mich diesmal in die Nähe meiner Vaterstadt führen würden, und es vielleicht dennoch möglich sey, auf eine kluge Art mindestens so viel von meinem Erbe zu erhalten, als hinreichend wäre, meinem Sohne eine unabhängige Existenz zu gründen.“

„Mit welchen Vorsätzen, Entwürfen und Plänen ich nun zum dritten Male in Amsterdam erschien, vermag ich dir nicht ausführlich zu berichten; genug, der Zufall begünstigte zwar diesmal mein Unternehmen, ich sollte das Ziel meiner heißesten Wünsche erreichen, aber auch den Frieden meiner Seele, die Ruhe meines Gewissens auf immer verlieren.“

„Unter den Genossen meiner jugendlichen Verirrungen befand sich auch ein junger Mensch, der gleichfalls unter dem Drucke eines harten Vormundes seufzend, gegen seine Neigung die Rechte studieren und sich eben damals zu seinem Abgange auf die Universität vorbereiten sollte. Er war mir stets vor allen Andern zugethan, weil er viel Ähnlichkeit in unsern beyderseitigen Schicksalen fand, nahm Theil an meinen häuslichen Verhältnissen und versprach mir, als ich von ihm Abschied nahm, unaufgefordert, sich so viel als möglich nach allem, was daselbst vorgehe, zu erkundigen und mir dereinst Nachricht davon zu geben. Wunderbarer Weise war dieser mein einziger Freund, sowohl bey meiner ersten als zweyten Anwesenheit in Amsterdam, auf weiten Reisen begriffen, deren Ziel ich nicht einmal erfahren konnte. Einen Briefwechsel mit ihm anzufangen, würde ohne Nutzen für mich gewesen seyn, ich mußte mich daher stets mit allgemeinen Gerüchten begnügen, die mir indessen immer hinreichend blieben, mich von dem Stande der Dinge gehörig zu unterrichten.“

„Diesmal wollte das Schicksal, daß ich van der Klugen, so hieß mein Freund, in den achtbarsten Verhältnissen wiederfinden sollte. Ich übergehe den für beyde Theile gleich ergreifenden Moment des Wiedersehens, so wie die darauf folgenden gegenseitigen Mittheilungen des seither Erlebten, und komme zu dem, was hier die Hauptsache ist, nemlich zu der freylich nur unverbürgten Aussage meines Freundes, daß hie und da ein leises, jedoch eben so schnell wieder verstummendes Gerücht verbreitet worden sey, als habe meine Mutter auf ihrem Sterbebette mir eine bedeutende Summe zum Erbe bestimmt und diesen ihren Willen, da sie ihn nicht mehr schriftlich aufsetzen können, in Gegenwart eines Zeugen ausgesprochen, indem sie ihrem Gatten auferlegte, mir die Summe, sobald er meinen Aufenthalt in Erfahrung bringen, oder ich mich einmal melden würde, unverzüglich auszuzahlen.“

„Was ich bey dieser Nachricht empfand, vermag ich nicht in Worten auszudrücken; je glücklicher mich der Gedanke machte, von meiner Mutter doch nicht ganz verstoßen worden zu seyn, je tröstender die Gewißheit für mich

war, daß sie mir vergeben, daß sie meiner noch im Sterben gedacht hatte, je höher stieg mein Haß gegen van der Werft, der mich dem Herzen dieser Mutter zu entfremden wußte; gerne würde ich nun sogleich öffentlich gegen ihn aufgetreten seyn, wenn mein Freund mir nicht das Thörichte eines solchen Unternehmens in allen seinen Folgen bewiesen hätte.“

„Da ich keinen Bürgen für die Wahrheit jenes Gerüchtes besaß — denn van der Klugen konnte trotz aller seiner Bemühungen nie erfahren, wer der Zeuge des letzten Willens meiner Mutter war — da ich mich überdies außer Stande sah die Richter ohne denselben von meinen Ansprüchen zu überzeugen, so beschloßen wir endlich, daß mein Freund als mein Bevollmächtigter bey van der Werft erscheinen, diesen von meinem Daseyn unterrichten, des früher gedachten Gerüchtes erwähnen und auf dem Wege der Güte, den ich um meines Sohnes willen nicht länger verschmähen dürfe, die Herausgabe der bestimmten Summe verlangen sollte.“

„Der Erfolg dieses Schrittes war fast noch schlimmer, als ich ihn erwartet hatte. Van der Werft zeigte sich über meines Freundes Antrag im höchsten Grade befremdet; er läugnete die letzte Bestimmung meiner Mutter mit frecher Stirne ab, bat um schriftliche Beweise, um gültige Zeugen, welche den Willen der Sterbenden gehört hätten und eidlich zu bestätigen vermöchten, sagte sich von jeder Verpflichtung gegen mich los und reichte meinem Freunde zuletzt eine Rolle von hundert Ducaten, die er mir als einen Beweis seiner Großmuth zustellen möge. — Noch hatte ich mich von meiner Empörung über dieses schimpfliche Geschenk nicht erholt, noch glühte der furchtbarste Zorn in meinem Inneren, noch bemühte sich mein Freund vergebens mich zu besänftigen, da, es war schon ziemlich spät am Abend, verlangte ein alter Mann meinen Freund insgeheim zu sprechen, wozu sich dieser auch sogleich bereit zeigte.“

„Als van der Klugen nach der ziemlich lange dauernden Unterredung mit dem Fremden wieder zu mir zurückkehrte, fand ich ihn in ungewöhnlicher Bewegung, er berichtete mir auf meine Frage folgenden merkwürdigen Umstand: jener Alte war, nach dem vor ungefähr zwey Jahren erfolgten Tode seines früheren Herrn, in van der Werft's Dienste gekommen, in denen er sich auch gegenwärtig befand. Der verstorbene Herr soll, wie er sagte, geraume Zeit in ziemlich dürftigen Umständen gelebt haben, da ihm sein Notariat nicht viel eintrug; plötzlich aber war er in den Besitz einer sehr bedeutenden Summe gekommen, ohne daß man errathen konnte auf welche Art. Jakob, so hieß der alte Diener, freute sich über das unerwartete Glück seines Herrn, obgleich dieser von nun an nicht mehr so heiter schien als sonst; plötzlich ward er gefährlich krank und äußerte, fast schon im Sterben begriffen: er nehme eine schwere Schuld mit sich hinüber, denn er habe einen Sohn um sein mütterliches Erbe betrogen helfen, Sündenlohn aber bringe nimmer Glück; hierauf habe er noch einige Male den Namen van der Werft genannt, und sey dann verschieden.“

Der Zufall, welcher den alten Jakob später in meines Pflegevaters Dienste brachte, machte ihn auch heute zum unbemerkten Zeugen von van der Klugen's Unterredung mit seinem nunmehrigen Herrn; unwillkürlich fielen ihm dabey die letzten Worte seines früheren Gebieters ein, er konnte des Gedankens nicht los werden, daß kein Anderer als ich der beraubte Sohn

seyn müsse, glaubte dem Verstorbenen noch im Grabe einen großen Dienst zu leisten, wenn er mindestens seine Neue offenbare, und fühlte sich daher gedrungen, meinem Freunde das Erzählte mitzutheilen. Schließlich gab der Alte demselben noch den treuherzigen, wohlgemeinten Rath, die edle Jungfrau Elisabeth van der Werft von der ganzen Sache in Kenntniß zu setzen, denn diese sey zu gut und edel, als daß sie ihrem Verwandten das Seinige vorenthalten solle, und werde sicher Mittel finden, ihm zu dem ihm gebührenden Erbtheile zu verhelfen.“

„So ärgerlich mein Freund über diese Mittheilung des Alten war, da sie weiter nichts bezweckte, als meines Stiefvaters schändlichen Betrug zu bestätigen, ohne ihn deßhalb gerichtlich belangen zu können, so lebhaft durchzuckte mich plötzlich bey Erwähnung der Tochter ein Gedanke, den ich auch sogleich ohne van der Klugen's Mitwissen auszuführen beschloß, da ich weder seine Bedenlichkeiten hören, noch meinen glühenden Rachedurst durch seine Vorstellungen zügeln lassen wollte.“

„Der Zufall kam meinem Plan auch jetzt wieder und zwar auf die sonderbarste Weise zu Hülfe. Schon den Tag nach jenen Statt gehabten Vorfällen, erhielt mein Freund ein Schreiben, welches ihn einer bedeutenden Erbschaft wegen unverzüglich in eine der entferntesten Provinzen Rußlands rief, er behielt kaum so viel Zeit, seine Geschäfte zu ordnen und Abschied von mir zu nehmen; es that ihm weh sich gerade jetzt von mir trennen zu müssen, allein da er keine Hoffnung für meine Angelegenheit sah und auch meine Abreise bald erfolgen mußte, sagte er mir ein herzliches Lebewohl, das letzte für diese Welt, und eilte dem fernen Lande zu, woselbst ihm ein früher nie geahntes Glück erblühen sollte.“

„Ich war nun allein mit meinen Racheplänen, deren Ausführung ich nicht verzögern durfte, da meine Rückfahrt keinen Aufschub litt. Meinen unermüdeten Nachforschungen gelang es indessen mich von jedem Schritte zu unterrichten, den Elisabeth außerhalb ihres väterlichen Hauses unternahm; so erfuhr ich unter Anderem auch, daß sie jeden Abend bey schon einbrechender Dämmerung eine arme Witwe besuche, die von ihren Wohlthaten lebe, jetzt krank sey und ihrer Erscheinung stets als der eines Engels entgegensehe.“

„Elisabeth verweilte oft länger als eine Stunde bey der Leidenden; diesen Umstand beschloß ich zu benützen, schlich ihr, nachdem ich alles zu meiner schleunigen Abreise vorbereitet hatte, an dem zur Ausführung meines Vorhabens bestimmten Abend nach, verbarg mich in der Nähe der Hütte und trat ihr, als sie dieselbe wieder verließ, mit den Worten entgegen, daß ich sie sogleich sprechen müsse, indem ihres Vaters Ehre davon abhängt, ob sie mir ein aufmerksames Gehör verleihen wolle oder nicht.“

„Erschrocken über diese unerwartete Begegnung schien sie zwar im ersten Augenblicke unschlüssig, was sie thun solle, faßte sich jedoch schnell und bat mich zu reden. Laß mich das nun folgende nur kurz berühren, denn ich schaudere jetzt bey der Erinnerung an die Grausamkeit, mit welcher ich damals gegen die Unglückliche verfahren konnte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Charaden.

Erste Sylbe.

Qualerfüllt von tiefem Kummer,
 Fliehet mich Ruhe, fliehet mich Schlummer,
 Blick' ich kalt auf eine Welt,
 Die kein Hoffnungsstrahl erhellt;
 Und des Auges heisse Thräne,
 Und der Seufzer leise Töne,
 Die entflohn der wunden Brust,
 Die nur Kummers sich bewußt:
 Alles, Alles gibt dir Kunde
 Von des Busens tiefer Wunde,
 Und die erste Sylbe sagt,
 Was in tiefer Seele klagt.

Zweite Sylbe.

Um mit Duldung mein Geschick zu tragen,
 Kämpf' ich mit des Lebens Müh'n und Noth;
 Um zu mildern meine herben Klagen,
 Fleh' ich um das Zweyte oft zu Gott.
 Doch umsonst, nicht kann es mehr besiegen
 Meines Herzens namenloses Leid;
 Ach, mein Zweytes muß wohl stets erliegen,
 Wo das Erste immer sich erneut.

Das Ganze.

Wenn bey der Sterne mattem Scheine,
 Und in des Mondes sanftem Licht,
 Der durch die dunkle Wolke bricht,
 Ich trauernd zieh' durch Wald und Haine;

Dann nahen leif' vergang'ne Bilder,
 Und manches schnell entflohn'ne Glück
 Kehrt meinem innern Sinn zurück,
 Und macht den bittern Schmerz mir milder.

Und mit unnennbar süßem Sehnen
 Erfüllet mich der Welten Pracht,
 Die schöne, reich gestirnte Nacht —
 Sie kühlet schnell die Glut der Thränen.

Wie Engelscharfenklänge hallen,
 So naht das Ganze meiner Brust,
 Und eine schmerzlich süße Lust
 Beruhigt sanft der Seele Qualen.

Rina von 2...ff.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 21. Jänner zum ersten Male: „Die Vorleserin.“ Schauspiel in zwey Aufzügen, nach Bayard von C. W. Koch. Hierauf neu in die Scene gesetzt: „Der Großonkel.“ Lustspiel in zwey Aufzügen, von F. A. v. Kurländer.

Der Inhalt des ersten Stückes besteht ungefähr in folgendem: Der alte Capitän Cobridge, ein Veteran der englischen Marine, der in der Schlacht bey Navarin das Augenlicht verlor, lebt auf seinem Gute in Schottland in menschenscheuer Abgeschiedenheit, die Niemand als sein Neffe und Erbe Elactown theilen darf. Durch einen

Unfall mit dem Wagen geräth der Capitän einst auf das Schloß seiner Gutsnachbarinn der Lady Gerald, durch welche ihm eine junge Person als Vorleserinn und Gesellschafterinn empfohlen wird, die hilflos und verlassen, in der wohlthollenden Lady eine Patroninn fand. Die Unglückliche wird von dem blinden Greise bereitwillig aufgenommen, zugleich aber bey ihrem ersten Eintreten von dem Verwandten der Lady, einem englischen Cavallerieofficier, als eine ehemalige Lady Preston erkannt, welche vor mehreren Jahren zu Lincoln durch eine jugendliche Übereilung von seiner Seite, obwohl sie selbst schuld- und vorwurfsfrey blieb, um ihr Lebensglück gebracht, von der öffentlichen Meinung rücksichtslos verurtheilt, von ihrem heimkehrenden Vater verflucht und verstoßen, und so nach dem Tode ihres im Duell verwundeten Gatten, dem Elend und der Verzweiflung preisgegeben wurde. Eine heftige Aufwallung des Capitäns gegen den jungen Officier bey Nennung seines Regiments und der Garnison Lincoln läßt uns errathen, daß jener unerbittliche Vater eben kein anderer ist, als der alte, finstere, sich kindertlos nennende Capitän. Natürlich gewinnt Carolinens sanftes, liebevolles Wesen die Liebe des blinden Greises, doch noch immer wagt sie es nicht, den Namen der verstoßenen Tochter zu nennen, oder eine Versöhnung einzuleiten. Die Scene auf dem Schlosse der Lady und die dadurch nothwendig gewordene Erklärung zwischen dem Capitän und Sir Arthur beschleunigt endlich die Entwicklung. Caroline in ihrer Eigenschaft als Vorleserinn, legt in einem fingirten Briefe ihrem Vater das Bekenntniß ihrer Leiden und ihrer Unschuld ab; sein Zorn schmilzt, sein Herz öffnet sich der lang entbehrten Vaterliebe, und als die Unglückliche sich zu erkennen gibt, schließt er sie versöhnt in seine Arme. Sir Arthurs feyerliche Bewerbung um ihre Hand gibt der unschuldig Verstoßenen auch die verlorne Stellung in und vor der Welt zurück.

Die Erfindung in dem vorliegenden Stücke ist zwar nicht die glänzendste Seite desselben, indem sie weder in der Anlage noch in der Entwicklung neu oder überraschend genannt werden kann; allein wir haben gelernt, bey einem übrigens guten und tüchtigen Stücke nicht bloß nach seiner Primo- oder Unigenitur zu fragen. In Ermangelung der genannten Eigenschaft besitzt das Stück dagegen mehrere andere, die es der allgemeinen Theilnahme wie der Anerkennung der Kritik würdig machen, nemlich eine tadellose, in mancher Beziehung beherzigenswerthe Tendenz, eine aus dem Ganzen hervorleuchtende rechtliche Gesinnung und ein natürliches, unverkünsteltes, rein menschliches Gefühl. Bey so würdigen Ingredienzien, für deren Hervorbringung wir dem Verfasser, für deren Beybehaltung wir dem Übersetzer recht aufrichtig zu danken haben, lassen sich ein paar kleine Übelstände leicht und gern übersehen, wie z. B. das Unwahrscheinliche in Carolinens ganzem Verhältniße vor dem Zusammentreffen mit ihrem Vater, die Unversöhnlichkeit des letzteren gegen sein einziges Kind, auf den bloßen Schein hin, ohne die Verklagte auch nur gehört zu haben u. s. w. Bey Dingen der Art darf man, zumal bey den neueren französischen Erfindungen, nicht allzu genau auf den Grund gehen, genug wenn das Ganze, wie das hier unlängbar der Fall ist, die Aufmerksamkeit der Zuschauer fesselt, ihre Theilnahme fortwährend steigert und am Ende einen befriedigenden, ja sittlich und künstlerisch wohlthätigen Eindruck zurückläßt. Eben dieses Eindruckes wegen wäre zu wünschen, daß die Scene nach der wahrhaft erschütternden Wiedererkennung und Wiederaufnahme Carolinens ganz wegliebe, oder doch wenigstens sehr gekürzt würde. Die leichtfertigen hohlen Redensarten des Neffen und seines Freundes hören sich nach jener trefflichen, ergreifenden Scene höchst unbecquem und störend an; eine kurze Erklärung Arthur's nebst seiner Verbung, unmittelbar nach jener Haupt- und Entscheidungscene, würde das Stück, meinen wir, wirksamer und würdiger schließen. Die deutsche Übersetzung ist der Sprache nach mit Geschmack und Gewandtheit behandelt, mehrere Stellen zeigen eine gewisse Kräftigkeit und Würde, die dem Bearbeiter alle Ehre machen. Bey dieser Gelegenheit sey uns eine Bemerkung vergönnt, die, wenn sie so wohlmeinend als wir sie geben, aufgenommen wird, zur Beseitigung künftiger Mißgriffe beytragen kann. Wir meinen den in diesem Stücke wie in vielen andern vorkommenden durchaus fehlerhaften Gebrauch der englischen Titel und vor allem der Benennung „Sir.“ Das scheint freylich eine Kleinigkeit, und wir wissen gar wohl, daß ein Stück recht gut und wirksam seyn könne, ohne daß einem Titel sein gebührendes Recht widerfahren ist. Aber eben weil es eine Kleinigkeit, weil es so leicht zu vermeiden ist, sollte es auch vermieden werden, und wenn man einmal die Handlung eines Drama's nach England versetzen, und das Innere des dortigen National- oder Familienlebens schildern will, so ist es auch der Mühe werth, in Kleinigkeiten und Außerslichkeiten so correct als möglich zu seyn. Die Franzosen machen es freylich mit den englischen Namen nicht anders, aber gerade das sollte für deutsche Bearbeiter eine Aufforderung

seyn, es besser zu machen als die Franzosen. Das Wort „Sir“ ist ohne hinzugefügten Namen die Begrüßungsform für Personen nichtadeligen Standes; mit dem Namen bezeichnet es die Würde des niederen Adels, den Titel des Baronets und Ritters. In diesem Falle aber wird, mündlich oder schriftlich, dem Familiennamen immer auch der Taufname des Genannten hinzugefügt; so daß ohne den Vorfah des Taufnamens der Familienname nie mit dem Titel „Sir“ zusammengestellt werden kann. Der Kürze wegen kann man im Laufe des Gespräches, nachdem die bezeichnete Person früher mit ihrem ganzen Namen genannt worden ist, den Familiennamen weglassen, und den Taufnamen allein mit dem Titel „Sir“ verbinden. Gegen beyde Regeln ist aber hier gefehlt, denn auf dem Zettel steht Sir Arthur und Sir Edgar ohne ihre beyderseitigen Familiennamen, und im Gespräche wird öfter Sir Preston ohne seinen Taufnamen genannt; beydes Bezeichnungen, die einem Engländer ganz fremd und unverständlich klingen würden.

Die Aufführung des Stückes, zumal in den Hauptpersonen, war so vortrefflich, daß wir nicht genug des Rühmenden davon zu sagen wissen. Hr. La Roche spielte den Capitän mit so viel Wahrheit, Innigkeit und Tiefe, kurz mit einer solchen Meisterschaft, daß wir diese Rolle seine beste nennen würden, wenn uns nicht noch andere gleich treffliche Leistungen von ihm im Gedächtnisse wären. Höchst ausgezeichnet war Ule. Pecher als Caroline. Der Charakter liegt so ganz in ihrer Sphäre und ihrem Bereich, daß wir uns nicht leicht ein wahreres und zugleich rührenderes Bild desselben vorstellen können. Die Scene, wo sie den erdichteten Brief ihrem blinden Vater vorliest, gehört zu dem Schönsten, was wir je von ihr gesehen haben. Erfreulich, wie immer, war das Erscheinen der Mad. Löwe in der kleinen aber zarten Rolle der Lady Gerald. Hr. Löwe hatte in der nicht sehr bedeutenden Parthie des Sir Arthur wenig Gelegenheit, als das was er ist und vermag, aufzutreten. Die kleineren Rollen des Neffen und des Sir Edgar wurden von den H. Wotho und Weber tadellos dargestellt. — Der Erfolg des Stückes war seinem Werthe und der trefflichen Darstellung entsprechend.

Das zweite Stück ist, wenn wir nicht irren, unter einem andern Titel, unsern Lesern bereits aus früheren Inhaltsangabe entbehren zu können. Der jedenfalls recht wirksame Charakter eines Anglomanen, in der Person des jüngeren von Sontheim, dient dem etwas locker zusammengeführten Ganzen, dem es wohl hin und wieder an Neuheit und Wahrscheinlichkeit gebricht, zum Halt- und Stützpunkt, und bietet mehrere befriedigende Momente dar. Hr. Herzfeld spielte die genannte Rolle mit vieler Gewandtheit und zugleich mit jener Ruhe und Selbstbeherrschung, die wir im Sinne der Aufgabe, ächt nationelles Phlegma nennen können. Sein Englisch-Deutsch besaß, daß er mit der fremden Sprache recht gut umzugehen weiß; nur zuweilen mischt sich ein anderes nicht englisches Idiom hinein, das man hinwegwünschen möchte. Eine äußerst gefällige Erscheinung war Hr. Richter in der Rolle des Baron Walden. Auch die übrigen Mitwirkenden, die H. Wilmeli und Lucas, lösten ihre zwar nicht bedeutenden Aufgaben zur vollkommenen Zufriedenheit. Ule. Wildauer als Emmy befriedigte durch das natürlich Naive ihres Spiels und das Angenehme ihrer Persönlichkeit.

L i t e r a t u r .

„Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg in Niederösterreich.“ Geographisch und historisch beschrieben von A. Friedrich Reil. Wien 1835. 8. Auf Kosten des Verfassers und in Commission bey J. Wolf. Preis auf ord. Pap. 2 fl., auf weißem Druckp. 2 fl. 30 kr., auf Belinp. aber 4 fl. CM.

Beynahe ausschließlich haben ältere und neuere specielle Schriften im Fache der österreichischen Landeskunde die großartige Alpenwelt und ihre nächste Umgebung zum Gegenstande gewählt, und die übrigen Theile des Landes, wenn gleich des reichen Schmuckes der Natur nicht entbehrend, in geschichtlicher und ethnographischer Beziehung aber sogar wichtiger als jene, wurden kaum erwähnt oder sehr ungenügend behandelt.

Reil war im Jahre 1823 der erste, der die alte Bahn verlassen, in seinem: „Wanderer im Waldviertel“ auf die mannigfaltigen Denkwürdigkeiten des Viertels Ober-

mannhartsberg, besonders auf die schönen Ufer des großen Kamp hinwies. Jenes Büchlein (nur zu stark mit matten Gedichten gewässert) fand wegen des glücklich gewählten Gegenstandes und der eben so glücklichen Gabe des Verfassers, interessante Gegenstände der verschiedensten Art aufzufinden und aufzufassen, große und wohlverdiente Theilnahme. Gleiche Gaben verräth er in dem vorliegenden, umfangreicheren, durch Gelegenheit zur Benützung trefflicher Quellen begünstigten und lange vorbereiteten Unternehmen, welches überdies das Glück genoss, Seiner Majestät unserm allergnädigsten Kaiser gewidmet werden zu dürfen. Unter den einzelnen Zügen des Gemäldes sind die Artikel: Gebräuche, Unterhaltungen, die Holzschwemme u. a. m. besonders ausgezeichnet, auch sind höchst ansprechende specialgeschichtliche Daten, und treffliche Winke über vorhandene Alterthümer, Kunstwerke u. s. w. mitgetheilt. Weniger kann der eigentlich topographische Theil genügen, der ganze Orte unbeschrieben und namentlich die Naturschönheiten ungewürdigt läßt, in welcher Beziehung der von dem Verfasser zugesagte Nachtrag zum wahren Bedürfnisse wird. Dieses Mangels ungeachtet läßt sich in dem Ganzen ein erwünschter Beitrag zur Landeskunde, eine brauchbare, rücksichtlich der allgemeinen Artikel selbst als anziehende Lecture dienende Arbeit, und ein neuer Beweis von dem Nutzen ähnlicher Monographien keineswegs verkennen.

Die Schreibart ist größtentheils dem Gegenstande angemessen, und der Verfasser hat sich aller Vermischung von Gedichten enthalten. Bezüglich der Ausstattung fallen die sehr zahlreichen Druckfehler unangenehm auf. — Der Preis des Buches ist billig.
S.

Quartettunterhaltungen des Hrn. L. Janfa.

Es ist heutzutage kein geringes Verdienst, wenn man den Sinn für das Einfache, Gediegene, Classische in der Kunst durch die Vorführung der Meisterwerke dieser Kategorie gegen den Strom der Oberflächlichkeit, der immer mehr um sich greift, aufrecht zu erhalten sucht. Ein solches Verdienst hat sich auch in der gegenwärtigen Concerthaison Hr. L. Janfa, Mitglied der k. k. Hofcapelle, erworben, indem er in sechs Quartettunterhaltungen, wozu das Locale des hiesigen Conservatoriums benützt wurde, bloß Compositionen von anerkanntem classischen Werthe zur Aufführung brachte, nemlich Arbeiten von Mozart, Haydn, Duslow, Spohr, Beethoven — des letzteren Quartett in Cis-moll wurde auf Verlangen wiederholt. Man konnte in diesen musicalischen Unterhaltungen recht eigentlich erkennen, wech' mächtiger Unterschied zwischen der modernen Musik und der älteren bestehe; dort ein Aufwand von Pomp und äußeren Mitteln, hier edle Einfachheit und bescheidene Anwendung der Effecte, die aber dennoch die höchste Wirkung hervorbringt, während jener Flitterkram zwar einen Augenblick blendet, aber keine nachhaltige Wirkung zurückläßt. Wir sind Hrn. Janfa für den ungetrübten Genuß, womit er die Freunde ächter Musik erfreute, recht herzlich verbunden und wünschen nur, daß, wenn er seine schöne Idee auch künftighin fortsetzt, ihm die verdiente Theilnahme und Anerkennung in immer höherem Maße zu Theil werde; diesmal hatte er eben kein sehr zahlreiches, aber ein auserlesenes und dankbares Publicum. Die Aufführung der gewählten Stücke war trefflich, wie es die Namen Janfa (erste Violine), Holz (Viola), Linke (Cello) wohl zur Genüge verbürgen. Bey der zweyten Violine wirkte Hr. Leidhecker mit, ein für uns ganz neuer, allein sehr schätzbarer Künstler, dessen solides, discretcs und sicheres Spiel die beste Meinung von seiner Virtuosität einflößte; besonders war dieß bey den späteren Quartetten der Fall, wo er bereits vollkommen mit sich und seinen Mitspielenden einig geworden zu seyn schien. Wir haben demnach nur das Beste von den Quartettunterhaltungen des Hrn. Janfa zu berichten und ihn zur Beharrlichkeit in seinem Streben aufzufordern; welchem gewiß der Dank aller Verehrer ächter Musik nicht ausbleiben kann.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 3. Februar 1835.

15

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. um K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter bez. 13 fl. 12 kr. halbr. u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

L i e d

nach der Darstellung des „Liederspiels,“ gesungen auf der
Josephstädter Bühne am 1. Jänner 1835.

Die Blumen, die ich gestern erst gewunden,
Sie lebten all' in jüngstvergang'ner Nacht;
Sie sangen: wieder ist ein Jahr verschwunden,
Ein neues steigt herauf, mit neuer Macht.
Ich hör' im Traume deutlich wohl ihr Flüstern,
Sie ließen Wünsche auf zum Himmel zieh'n,
Und still umblüht von lieblichen Geschwistern,
Hiß jeder Blume Wunsch: beglückt sey Wien!

Die Rose sprach: Wien leb' in Freudenfülle!
Reseda rief: nie stieh' sein heit'rer Sinn!
Die Aster meinte: keine Wolk' umhülle
Des Staates Heil, stets wachse sein Gewinn!
So wünschten alle, lauter oder leiser,
Es klang, es sang, es blüht' um mich herum;
Das Weilchen sagt: erhalt', o Gott, den Kaiser!—
Und alle andern Wünsche waren stumm!

Carl von Hoftei.

Die letzte Stunde vor Mitternacht.

(F o r t s e t z u n g.)

„Ohne allen Rückhalt erzählte ich ihr die Geschichte meiner Jugend, schilderte ihr den eigenen Vater als einen Betrieger, der mir das Herz der Mutter entfremdet und mein Erbe geraubt habe, wiederholte ihr endlich den letzten Willen der Sterbenden, den vergeblichen Versuch meines Freundes, ihren Vater zu einem gütlichen Vergleich zu vermögen, und schloß zuletzt mit der Drohung, daß ich öffentlich gegen ihn aufzutreten, seine Ehre brandmarken, ihn der Verachtung seiner Mitbürger preisgeben wolle, wofern ich nicht

die mir von meiner sterbenden Mutter bestimmte Summe ausbezahlt erhalten würde.“

„Das Entsetzen der Unglücklichen vermag ich dir nicht zu beschreiben; sie war außer sich, bat mich beynahе fußfällig um Schonung, gelobte mit den feyerlichsten Schwüren mir einst alles wieder erstatten zu wollen, was ich mein nennen könnte, und verlangte nur für den Augenblick Nachsicht und Geduld, bis es ihr gelungen seyn werde, ihren Vater zur Berichtigung meiner Forderung zu vermögen. Allein statt mich zu rühren, mehrte ihr Schmerz meine Wuth; ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu lassen, stürmte ich nur noch heftiger auf sie ein, denn es war mir bekannt, daß van der Werft gerade jetzt noch weit mehr als jene Summe in seiner Cassе habe, da der Termin fällig war, in welchem er seine Hauptzahlungen leisten mußte; ich blieb daher unerschütterlich bey meinem einmal ausgesprochenen Entschluß und verließ sie endlich mit dem Bedeuten, daß die Ehre ihres Vaters nunmehr gänzlich in ihren Händen liege, daß ich mich um Mitternacht vor ihrer Wohnung einfinden wolle, woselbst sie mir entweder mein Erbe überliefern, oder gewärtig seyn müsse, daß ich ihren Vater schon am nächsten Morgen öffentlich beschimpfen würde; möge er, fügte ich hinzu, mich dann auch immer in ein Gefängniß schleppen lassen, möge er bey meinem Mangel an Beweisen die Richter auch für sich zu gewinnen wissen, sein guter Name sey dennoch auf immer besleckt, denn viele angesehenе Männer lebten noch in Amsterdam, die einst Herrn Peter van der Spülgen gekannt hätten, sich des verstoßenen Sohnes erinnern und sein trauriges Schicksal bedauern würden.“

„Den Erfolg meines grausamen Beginmens erwartend, stand ich wirklich um Mitternacht vor dem Hause des Verhafteten; eine wilde Freude stürmte in meiner Brust, denn ich mußte meine Absicht ja nun auf eine oder die andere Art erreichen! — Kam Elisabeth nicht, so reiste ich zwar ab, allein nicht ohne eine bereit liegende öffentliche Bekanntmachung meiner Geschichte; erschien sie aber mit dem Verlangten, dann hatte ich vollständig gesiegt und meinem Sohne sein ihm gebührendes Erbe errungen.“

„Mit ein Paar geladenen Pistolen bewaffnet, die mich vor jedem unermutheten Angriff schützen sollten, schritt ich in geringer Entfernung von der Wohnung auf und ab. Die tiefste Stille herrschte in der bereits verödeten Straße, nur der Schall meiner eigenen Schritte war hörbar; tausend verworrene Bilder tauchten auf in meinem Innern, die ganze Vergangenheit mit allen ihren Schmerzen lag vor mir, ich sah meinen Vater, meine Mutter, meine Gattinn, sie alle schienen mir zu winken, daß ich eilen solle. Minute an Minute verrann, schon glaubte ich, daß Elisabeth mich verrathen habe, da vernahm ich plötzlich ein leises Rascheln an der Hausthüre, sie ward geöffnet und das unglückliche Opfer meiner Rache wankte mir zitternd entgegen. Nie werde ich ihren Anblick vergessen, — seit jenem unseligen Augenblick verfolgt mich ihr Bild, wohin ich mich auch immer wende; es umschwebt mich während des freudlos durchlebten Tages, und tritt an mein Lager während der schlaflos durchseufzten Nacht. Noch sehe ich das todtenbleiche Antlitz, die wild rollenden Augen, das krampfhaftе Zucken des Mundes, noch höre ich die mit dumpfer Stimme ausgesprochenen Worte: „Hier nehmt Euer Erbe; meines Vaters Ehre ist gerettet, die meinige verloren; reiset mit Gott, Herr, aber bewahret Euren Schatz wohl, denn er ist gestohlenes Gut!“

Wie vom Blitze getroffen stand ich mit der reichen Beute beladen vor ihr, unvermögend auch nur die kleinste Sylbe zu erwiedern; sie aber zog sich jetzt, ohne mich ferner eines Blickes zu würdigen, in das Haus zurück, verschloß die Thüre, und mit einer Empfindung, als wäre mit ihr zugleich auch die Himmelspforte für mich verschlossen worden, stürzte ich nun wie von Furien gejagt unaufhaltsam durch die einsamen Straßen der Stadt, erreichte den Hafen, ließ mich auf mein Schiff bringen, die Anker lichten und kam nicht eher wieder zur Besinnung, als bis das Brausen der mächtigen Wogen mir verkündete, daß ich mich schon weit von jenem mir jetzt schrecklichen Aufenthalte entfernt auf offenem Meere befand.“

„Was ich seit meiner Rückkehr gelitten habe, weißt du, mein Sohn; nicht das Wiedersehen meiner nunmehrigen Heimat, nicht der Besitz dieser reichen Pflanzung, ja nicht einmal deine Zärtlichkeit vermochte den scharfen Stachel in meiner Brust abzustumpfen, den jeder Gedanke an die unglückliche Elisabeth nur immer tiefer gräbt. Was mag aus ihr geworden seyn? lebt sie noch, oder hat meine Grausamkeit ihr den Tod gebracht? Konnte van der Werft den Raub vergeben? oder büßte sie die schwere unfreywillige Schuld?“

„Von diesen Fragen gemartert, den Vorwürfen meines Gewissens an keinem Orte, zu keiner Zeit entfliehend, haben die Kräfte meines Lebens sich längst schon in sich selbst verzehret, ohne daß ich den Muth gefunden hätte, mich einem lebenden Wesen zu entdecken, oder, wenn das auch möglich gewesen wäre, nähere Erkundigungen von dem Schicksal der Unglücklichen einzuziehen. Said's Geschichte, so ähnlich und doch auch so ganz verschieden, rief mir Elisabeth's Bild lebhafter als jemals zurück. Sie wie er wurden Opfer ihrer kindlichen Liebe, sie wie er büßten eine fremde Schuld; daher durfte ich dir nicht länger verhehlen, was mich quält, indem ich dich ansehen habe gut zu machen, was noch gut gemacht zu werden vermag. Wenn dir die letzte Bitte deines Vaters werth ist, mein Sohn, wenn ich nicht trostlos von dieser Erde scheiden soll, dann erfülle, was ich so dringend von dir heische, eile mit dem nächsten Schiffe nach Europa, bringe meinem Stiefvater die aufrichtigen Bekenntnisse eines Sterbenden, er wird sie nicht verwerfen und die Rechtfertigung seiner Tochter mit Freuden erkennen. Das übrige überlasse ich deinem Herzen und der Lage, in welcher du Vater und Tochter bey deiner Ankunft findest!“

Hier schwieg der Greis, indem er tödlich erschöpft auf seine Kissen zurücksaß. Heinrich's Gefühle während der ziemlich langen Erzählung lassen sich nur empfinden, nicht schildern; als Beyde sich von ihrer gewaltsamen Erschütterung erholten, gelobte Letzterer dem Leidenden sein Gebot heilig zu achten und auf das pünctlichste zu erfüllen. Die Hoffnung, daß der geliebte Vater wieder genesen werde, sollte sich jedoch trotz aller angewandten Hülfsmittel nicht verwirklichen; zu verderblich hatte der stete Kampf mit seinem Schicksal, das unaufhörliche Ringen und Streben einander widrstreitender Leidenschaften auf ihn gewirkt, zu verzehrend später die Reue an ihm genagt, als daß er der letzten gewaltigen Aufregung seines ganzen Wesens nicht erliegen mußte; schon nach wenigen, angstvoll durchlebten Tagen, in denen Heinrich umsonst alles aufbot, das stehende ihm so theure Leben zu erhalten, stand er weinend an seines Vaters Sarge.

Beynahe das zweyte Jahr war bereits verfloßen, seit Elisabeth im Kerker schmachtete. Alle Bemühungen sie zu dem Geständnisse der Veranlassung des Raubes, so wie der Angabe, wohin das Geld gekommen sey, zu bringen, waren vergebens; es herrschte demnach für die Richter ein undurchdringliches Dunkel auf dieser Begebenheit, und so gelinde man auch verfuhr, so viele Mühe man sich gab den Urtheilsspruch zu verzögern, so unausbleiblich mußte er endlich dennoch erfolgen, da ihr eigenes Geständniß sie des verübten Raubes schuldig erklärte.

Ihren Vater hatte, wie schon bemerkt, der erste Schrecken auf ein langwieriges Krankenlager geworfen. Die Handlung war dadurch sehr in Unordnung gerathen; nicht nur der Verlust des Geldes, welcher ihn damals seine Zahlungen einzustellen nöthigte, sondern auch noch manche andere, später eintreffende Unglücksfälle, wirkten höchst nachtheilig auf seinen Credit. Nach seiner endlich erfolgten Genesung beschloß er daher das ganze Geschäft, zu dem es ihm bey dem tiefen Kummer, der ihn belastete, ohnedieß jezt an Kraft und Thätigkeit gebrach, aufzugeben, führte seinen Entschluß ohne Zögern aus und sah sich, nachdem alles geordnet war, noch immer im Besitze eines Vermögens, das bedeutend genug gewesen wäre, ihm und den Seinigen ein sorgenloses, genußreiches Leben zu bereiten, hätte Elisabeth's Kerker Glück und Frieden nicht auf ewig in seinem Schooß begraben.

Die beklagenswürdige Elisabeth trug während dieser Zeit ihr hartes Schicksal mit frommer Ergebung, denn sie wußte ja, sie büße ihres Vaters Schuld. Leider war ihr die Abneigung desselben gegen seinen Stieffohn nur allzu genau bekannt; leider wußte sie sogar, daß seine zweyte Gattinn, ihre Mutter, dieselbe nicht nur auf alle Weise genährt, sondern wo möglich erhöht hatte, ja noch mehr, daß sie ihm kurz vor ihrem Tode das Versprechen abgenommen, den Verstoßenen, wenn er jemals wieder erscheinen sollte, weder vor sein Angesicht treten zu lassen, noch ihm ein längst verlornes Recht auf sein Vermögen einzuräumen; es bedurfte daher keiner großen Beweise, um ihr vander Spülgens Ansprüche auf sein Erbe begreiflich zu machen. Tief verletzt durch die Härte ihres Vaters gegen den Unglücklichen, die Rache des Himmels fürchtend, von seinen Drohungen geängstigt, und nur von dem einzigen Bestreben erfüllt, das Unrecht ihres Vaters gut zu machen und die Ehre seines Namens zu retten, beging sie halb bewußtlos eine That, die sie selbst ins Verderben stürzen mußte.

Zu großmüthig, um durch die Entdeckung der Ursache, die sie zu jener Handlung bewogen, das widerrechtliche Verfahren vander Werft's gegen seinen Stieffohn bekannt zu machen und dadurch ihr schweres Opfer vergebens gebracht zu haben, schwieg sie sowohl gegen ihre Richter, als gegen ihn selbst, dessen Gewissen sie überdieß durch ihr Geständniß schwer zu belasten fürchten mußte. Da nun kein Zeuge erschien, der ihre Richter auf eine Vermuthung hätte leiten können — denn vander Spülgens Freund war noch immer entfernt, und jener alte Diener an dem Tage, an welchem der Raub entdeckt wurde, vor Schrecken darüber am Schlagfluß gestorben; da folglich kein Umstand vorhanden war, der ihre Schuld zu verringern, das Urtheil zu mildern vermocht hätte, so sahen sie sich endlich gezwungen daselbe auszusprechen und den Tag zu bestimmen, an welchem es vollzogen werden sollte.

Es war sehr hart. Die Unglückliche wurde nemlich zu einer dreystündigen öffentlichen Ausstellung am Pranger und dann zu zehnjähriger Zwangsarbeit verdammt. Thränen füllten die Augen ihrer Richter, als man ihr den schrecklichen Ausspruch vorlas, die innigste Theilnahme bewegte Aller Herzen, denn ungeachtet ihres eigenen Geständnisses zweifelte doch keiner von ihnen, daß nur ein im Grunde edler Zweck sie zu der That verleitet haben konnte, und jeder der Anwesenden wünschte heimlich, sie möge nimmer aus der tiefen Ohnmacht erwachen, in welcher sie nach angehörtem Urtheil zu Boden gesunken war.

(Der Schluß folgt.)

G e s c h i c h t e.

Rollt sie auf, die Weltgeschichten,
Ehrt, was Barbaren zerstückt!
Ehrt, und überlastet das Sichten
Grübelnden nach „wie? und ob?“

Wißt, ihr steht vor Osiris Tempel:
Glaube führt bey Göttern ein;
Jedes Bild wird euch Exempel,
Sinnbild jeder Name seyn.

Breitet nicht von Pol zu Pole
Ihr Gebild die Muse aus?
Göttlich lehrende Symbole
Streut sie in die Welt hinaus.

Selbst der Wunderklang der Sage
Wiederhall in eurer Brust!
Um das Herrliche die Klage
Wede frischer Thaten Lust!

So, wie ewige Gedichte,
Wie das Wort in der Natur,
Seh dem Menschen die Geschichte
Weihe seiner Thaten nur!

Ernst Freyherr v. Feuchtersleben.

L i t e r a t u r.

„Deutschland und seine Bewohner.“ Von K. Fr. Dollrath Hoffmann. Erster Theil. Stuttgart bey C. Hoffmann. 1834 (in Wien bey C. Gerold).

Dieser erste Theil eines vielversprechenden Werkes behandelt unser gemeinsames Vaterland im Allgemeinen, nemlich dessen Verhältnisse als Staat, Lage, Grenzen, Gebirge, Flüsse, die Witterungsverhältnisse in einzelnen Gegenden und Jahreszeiten, die Naturerzeugnisse der drey Reiche und endlich die Sprache und Literatur dieses Landes, was alles 711 Seiten in gr. 8. einnimmt. Die ersten Züge zu diesem großen Gemälde hat der Verfasser schon im Jahre 1823 bekannt gemacht, und sie erfreuten sich damals einer günstigen Aufnahme. Wir hoffen und wünschen, daß von der nun erfolgten Ausführung jener Idee daselbe gesagt werden könne. Immer erscheint uns das, was davon bereits vor uns liegt, als bedeutsam und ein gespanntes Interesse für das, was folgen soll, erregend. überall leuchtet das redliche Bestreben nach dem Besten in seiner Art hervor. Reichthum der gesammelten Materialien, verständige Sichtung des

großen Vorraths und angemessene Darstellung des Gewählten sind nicht zu verkennen. Zweckmäßig wird man ohne Zweifel den Vorzug halten, den der Verfasser dem Dauern den vor dem Vorübergehenden eingeräumt hat, welches letzte durch Kriege und andere Ereignisse nur zu oft geändert wird; und immerwährenden Schwankungen ausgefetzt bleibt. Die Gebirgs- und Flußzüge sind sehr zweckmäßig aufgestellt und aneinander gereiht, und die Angaben des Flächeninhalts der Länder und Provinzen scheinen da, wo dem Verfasser die Mittel dazu geboten wurden, mit großer Sorgfalt durchgeführt. Das vierte Hauptstück, die Naturerzeugnisse des Minerals, Pflanzen- und Thierreichs, ist wohl zu luxuriös und mit den übrigen Gegenständen nicht im Ebenmaße gehalten. Wenige Leser nur werden in einem Werke dieser Art ein so umständliches, und für den, der es braucht, doch noch lange nicht vollständiges Verzeichniß aller Arten und Gattungen der Krebse, Käfer, Fliegen, Wespen, Würmer u. s. w. erwarten, die in Deutschland gefunden werden sollen. Eine desto willkommener Erscheinung wird dafür den meisten das letzte Capitel: „die Bewohner Deutschlands“ seyn; an welchem der Verfasser mit Liebe gearbeitet hat, obchon es hier an Widersprüchen und andern Ansichten wohl am wenigsten fehlen wird. Die höhern Volksclassen Norddeutschlands, heißt es, haben einen hohen, schlanken, in Süddeutschland einen gedrängten, niedern Wuchs; die Rosenfarbe der Wangen ist den norddeutschen Küstländern besonders eigen; Weintänder haben meistens bleiche Gesichtsfarbe und stärkere Gesichtszüge; die Bayern gehören in ihrem Wuchse zu den kleinsten in Deutschland; die Körperkraft ist in Mecklenburg und den nordischen Seestädten heimisch, während im Gegentheile die Alpenbewohner, die so muskelftark aussehen und so gern ringen und boxen, zu den körperlich Schwächeren zu zählen seyn sollen u. s. w. Treffend und in großen richtigen Zügen scheint das gezeichnet, was der Verfasser über Sprache und Mundart der Deutschen sagt. Die Muster, die er von den verschiedenen Mundarten der einzelnen Provinzen mittheilt, sind meistens sehr zweckmäßig gewählt und geben dem Ganzen eine heitere Färbung. Die Bemerkungen über die eigentliche Schriftsprache der Deutschen, S. 687 u. f. sind oft treffend als Resultate einer durchdachten, vollständigen Sammlung, die hier gleichsam nur im Auszuge gegeben wird. Das Denkmal, welches hier dem Heroen unserer Sprache, Lessing, gesetzt wird, ist jener bekannten Aufschrift auf seinem Grabsteine weit vorzuziehen. Gilt dasselbe auch von Herder? Was dann S. 690 die späteren und heutigen Schriftsteller der sogenannten schönen Literatur betrifft, so findet man keinen catalogue raisonné, wie man wohl erwartet, sondern bloß eine trockene Zusammenstellung von Namen, die an die vorübergehende ähnliche Aufzählung von Spinnen, Fliegen, Mäusen u. dgl. lebhaft erinnert, einzelne rhapsodische Sprüche ausgenommen, die wohl noch mancher Verächtigung entgegensehen. Führt z. B. Göthe in der That das bürgerliche Epos der erste beymuns ein? War die „Louise“ von Voß keiner Erwähnung werth? Sollte unter unsern wenigen hochdramatischen Dichtern Babo ganz vergessen seyn? Nach Engels, eines competenten Richters, Urtheil ist „Otto“ das erste Trauerspiel unserer Sprache. Und wie vieles der Art wäre hier noch zu sagen! Besonders farg kommen die armen Prosaisier weg, an deren Spitze Schelling steht. Besser wird es wieder, wo die Nahrung, Tracht, Wohnung, Charakter und Beschäftigung der Deutschen in den verschiedenen Provinzen zur Sprache kömmt. Das Ganze wird mit dem bekannten Sprüchelchen beschloffen, mit dem der Deutsche alles Einheimische so gern abfertigen soll: „Daß es nicht weit her sey.“ — Auf uns und unsere Leser dieses Werkes soll dieß nicht angewendet werden, die wir alle gern und willig bekennen, daß uns dieses einheimische Product recht viel Genuß und Freude verschafft hat, und deren noch mehr in der Zukunft verspricht. Die nächste Folge, und die wahrscheinlich nicht lange ausbleibende neue Auflage desselben wird zeigen, was man von dieser Schrift sowohl, als auch von unserm Wahrsagergeiste zu halten habe.

„Geographie für Schulen.“ Von Ries. Ludwigsburg bey Naß. 1834.

Dieses sehr zweckmäßig eingerichtete Werkchen hat bereits die vierte Auflage erlebt und ist mit jeder derselben besser geworden. Die gegenwärtige ist beynähe völlig umgearbeitet worden. Die Darstellung der politischen Verhältnisse jedes Landes erscheint von der eigentlichen Geographie derselben getrennt und auch die Topographie ist bey jedem besonders behandelt, wodurch dem Lehrer die nöthige Freiheit der Auswahl und dem Schüler die Übersicht erleichtert worden ist. Neue Aufschlüsse oder tiefere Untersuchungen wird hier Niemand fordern, da der Zweck der Schrift sie ausschließt. Aber Genauigkeit der Angaben, sichtvolle Ordnung, gedrängte, da und dort vielleicht

zu gedrängte Zusammenstellung des Nothwendigsten, und deutlichen Vortrag wird kein Lehrer vermissen. Die sogenannte mathematische und physische Geographie, die dem Ganzen als Einleitung dient, ist mit größerer Sachkenntniß verfaßt, als man dieß selbst in vielen umfassenden Werken über diesen Gegenstand zu finden pflegt, deren Verfasser häufig selbst die wenigen Kenntnisse der Astronomie fehlen, die zu einer solchen propädeutischen Übersicht nothwendig sind und die doch nicht Selbstverläugnung genug besitzen, andere um Hülfe und Rath anzugehen. Ein umständliches Namen- und Sachregister am Ende des Werkes erhöht den Werth, und erleichtert den Gebrauch desselben.

„Kleine Schauspiele zum Nutzen und Vergnügen der Jugend“ von Louise Hölder.
Wien. Verold. 1835. S. 296. 12. Preis: 45kr. CM. oder 12 Groschen sächsisch.

Nicht bald ist uns ein Buch vorgekommen, das wir so aus vollem Herzen jugendlichen Lesern empfehlen könnten, als das eben genannte, und wir machen daher: alle Eltern, Erzieher und Jugendfreunde vorzugsweise darauf aufmerksam. Es ist nicht so leicht, als man wohl denken mag, für Kinder zu schreiben, und nicht alles 'gut genug, um es für die Leser jugendlichen Alters entsprechend zu halten. Kinder sind scharfe Beobachter, und wenn sie in der ihnen vorgelegten Lecture irgend etwas finden, das nicht recht eigentlich aus den Gewohnheiten ihrer Kreise entnommen ist, so werden sie, wenn auch fast nur instinctmäßig, ihr Mißbehagen darüber äußern und das Buch entweder gar nicht, oder nur widerstrebend zu Ende lesen. Dagegen lassen sie sich auch wieder von einer, ihrer Denkungsweise angemessenen, ihrem naiven Wesen abgelauchten Schilderung auf wunderbare Art gewinnen, und vor Allem hat die dramatische Darstellung ihrer kindlichen Natur den außerordentlichsten Einfluß auf sie. Ohne uns in die Erörterung der Gründe für diese Wahrnehmung einzulassen, die, bisher gesagt, auch wohl kaum weit zu suchen seyn möchten, ergreifen wir die uns gebotene Gelegenheit, um dem Kindertheater der Mad. Hölder ein recht herzliches Willkommen zuzurufen. Die Verfasserin muß eine eingetriebene Kinderfreundin seyn und viel und gern mit Kindern verkehrt haben, denn allenthalben blickt die scharfe und dabei zärtliche Hüterin der Jugend hervor, welche eine freudige Genugthuung darin findet, jeden Schritt, jede Bewegung, jede Handlung ihrer kleinen Lieblinge zu bewachen, ja selbst ihre Gedanken zu betauern, und daraus ihre Gesinnungen zu errathen, ihr Benehmen zu leiten, ihre Gebrechen aufzudecken und zu bessern, ihre guten Eigenschaften zu nähren, zu ermuntern — hierin möchte auch wohl das weibliche Auge, vorzüglich der Mutterblick, tiefer dringen, und gerade darum scheint, unsers Erachtens, die Schriftstellerin der Damen hauptsächlich auf diesen zwar beschränkten, aber um so lohnenderen Wirkungskreis angewiesen — es läßt sich in demselben so Vieles und so Wichtiges leisten! Die Verfasserin des in Rede stehenden Büchleins ist offenbar derselben Ansicht, und wir können ihr dieß nur zu um so größerem Lobe anrechnen, da ihre Arbeit von einer vielseitigen Bildung, von gereiftem Verstande zeugt, welche Gaben sich sonst in der Regel größere Ansprüche zu stellen pflegen. Sie bringt uns zwölf dramatische Producte, in einem bis zu dreyn Acten, sämmtlich geeignet, ohne Vorbereitung im Zimmer oder in einem Garten zur Aufführung zu kommen; die meisten von ihnen sind allerdings nur Gespräche von Kindern, bisweilen ganz ohne Verwickelung, höchst kunstlos angelegt und auf imposante Effecte keineswegs berechnet; allein das verschlägt dem Zwecke nicht nur gar nichts, sondern macht die Stücker für die Jugend nur noch zugänglicher, und für Kinder sind ja auch die Regeln des Aristoteles nicht erfunden worden; genug, wenn die Charaktere der jungen Schauspieler, ihre Tugenden und Mängel, ihre Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten naturgetreu gezeichnet werden, wenn aus dem Ganzen eine nützliche Folgerung hervorgeht, die eine faßliche Lebenswahrheit veranschaulicht, und dieß hat die Autorin mit überraschender Trefflichkeit geleistet; ihre Piecen sind gelungene Spiegelbilder, zu denen das Treiben und Weben der Kinder geflossen hat, die, wenn sie auch hie und da ein wenig altklug thun, dennoch immer allerliebste erscheinen. Besonders ansprechend sind „die arbeitsamen Kinder,“ „der Schwarzkünstler,“ „der Geburtstag,“ worin namentlich der drollige Kauz Otto ganz unwiderstehlich ist, und „die Nacht im Walde,“ welche wir zu dem Besten rechnen, was wir noch in diesem Fache gelesen haben. Sehr förderlich für ihre Bestimmung ist diesen Stücken auch der einfache, klare, besonnene Vortrag in einer ungetünfelten, verständlichen, die Fassungskraft der Leser nicht übersteigenden Sprache, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir annehmen, daß auch ältere Personen sich an dieser Lecture vergnügen werden; wer würde auch nicht mit Theilnahme den harmlosen Spielen eines Alters zusehen, in

welchem der ganze künftige Mensch enthalten liegt! — Die Auflage ist des Gerold'schen Verlages würdig; die Correctheit des Druckes fast tadellos.

— pp. —

Magyarische Taschenbücher.

Aurora Hazai Almanach alapítá Kisfaludy Károly. Folytatja Bajza 1835. Pesten ifjabb Kilián György Költőgőin.

Dieser Almanach tritt unter den ungarischen Almanachen der späteste und wirklich etwas verspätet auf. Er gleicht einer Dame, die ihres besonderen Puges wegen zu spät in eine Gesellschaft kömmt. Allerdings ist dieser Almanach auch viel hübscher ausgestattet als die andern; Druck, Papier, Einband sind eben so elegant wie im verflohenen Jahre. Von den sechs Kupfern sind vier recht hübsch, doch kann ich den Tadel nicht verschweigen, daß zwischen den Kupfern und dem Texte kein Zusammenhang besteht. Das Porträt des Grafen Stephan Széchenyi, welches übrigens nicht gelungen ist, läßt sich in einem ungarischen Taschenbuche begreifen, auch wenn von ihm oder über ihn im ganzen Taschenbuche kein Wort vorkömmt, wie dieß hier wirklich der Fall ist. Aber die fünf übrigen Kupfer stehen mit dem Texte in gar keiner Verbindung. Sie behandeln nicht einmal ungarische Gegenstände, wenn man nicht etwa das klagende Mädchen ausnehmen will, weil es ein Nieder an, und einen Schleyer auf hat. Auch können die Kupfer nicht auf Originalität Anspruch machen. Das eine, „Liebesstrauß“ genannt, ist eine Copie eines älteren bekannten Kupfersiches. Nun zum Text. Die Gedichte sind interessante metrische Schreibübungen, ihr innerer Werth erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Unter den prosaischen Auffäßen bietet der Redacteur, Hr. Bajza, eine Biographie Coriolan's. Es ist meines Wissens der erste historische Aufsatz, mit welchem der Verfasser vor das Publicum tritt, obgleich er schon seit dem Bestehen der ungarischen Akademie Mitglied der historischen Abtheilung derselben ist. Ein erster Versuch nimmt immer Rücksicht in Anspruch, daher beschränke ich mich auf den Rath, Hr. Bajza möge, wenn er sich der Geschichte widmen will, strenge Vorstudien lange und ernstlich vornehmen, und bey einem zweyten Versuche keinen weltbekannten Gegenstand wählen. Einzelne weder neue noch erschöpfende Bemerkungen, Citationen aus Livius, Plutarch und Dionys von Halikarnass machen einen Aufsatz noch nicht gut.

Unter den Mitarbeitern sind zwey Namen, die in der ungarischen Literatur geachtet werden; was sie aber in dem Taschenbuche mittheilen, entspricht ihrem Rufe nicht. Die Erzählung: „Auch das gute Herz hat Mißgeschick“, von Andreas Fáy, steht früheren Arbeiten desselben weit nach, und Börösmantys Lustspiel: „die Geheimnisse des Schleyers“ bietet in fünf langen Acten keine einzige neue Situation, wohl aber lauter bekannte Charaktere aus der deutschen Bühne und gleichfalls von ihr entlehnte Situationen. Es ist überhaupt zu bedauern, daß Börösmantys, der für epische Dichtung durch „Jasón's Flucht“ und „Cserhalam“ ausgezeichnetes Talent beurkundet hat, sich dem Drama vorzugsweise zuzuwenden scheint, wozu es ihm durchaus an Talent fehlt. Sein bestes Drama, das von der ungarischen Akademie gekrönte Trauerspiel: „Die Bluthochzeit“ ist kaum mittelmäßig zu nennen. Mangel an gutem Plan, vernünftiger Gliederung des Ganzen, gehaltenen Charakteren und neuen Situationen ersetzen einzelne schöne lyrische Stellen nicht. Im Ganzen steht also der vorliegende Jahrgang dem vorjährigen nach.

Johann Graf Mailáth.

A u f l ö s u n g

der Charade in Nr. 14: Wehmuth.

(Mit Nr. 5 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 5. Februar 1835.

16

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet

Die letzte Stunde vor Mitternacht.

(S c h l u ß.)

Es schlug eifrig die Uhr! langsam verhallten die dumpfen Töne der Glocke, nur noch eine Stunde, dann war es Mitternacht und nach ihr gehörte jede kommende Minute dem schrecklichen Tage an, der Elisabeth einer ewigen, unauslöschlichen Schmach preisgeben sollte. O, wie viel lieber wäre die Unglückliche dem gewissen Tode entgegengegangen, wie freudig hätte sie den willkommenen Retter umarmt, wie dankbar den gesegneten, der ihn ihr dargebracht, selbst in seiner furchtbarsten Gestalt! Einer Leiche ähnlich, ohne Worte, ohne Thränen, ja fast ohne ein deutliches Bewußtseyn ihrer selbst, saß sie halb aufgerichtet auf ihrem Lager, die gefalteten Hände ruhten in ihrem Schooße, das gebeugte Haupt war auf die Brust gesunken, die tiefste Stille herrschte rings umher, — da ward plötzlich ein leises Knistern vor der Thüre ihres Kerkers hörbar, sie öffnete sich und herein trat der Sohn des Gefangenwärters, ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, welcher der Unglücklichen während ihrer Haft bisweilen die Speisen gebracht oder irgend einen andern kleinen Dienst geleistet, sie um ihrer Schönheit, Sanftmuth und Ergebung willen gleich einem höheren Wesen verehren gelernt hatte und gerne sein Leben hingegeben haben würde, wenn es nur in seiner Macht gewesen wäre sie zu retten.

Langsam nahte er der Stelle, wo Elisabeth noch immer fast bewegungslos verweilte, sank vor ihr nieder und drückte den Saum ihres Gewandes an seine Lippen; jetzt endlich wurde sie ihn gewahr, bog sich zu ihm herab und fragte halblaut: „Hast du meinen Wunsch erfüllt, Johannes?“ Dieser nickte bejahend. „So nimm meinen Dank,“ fuhr sie fort, „heute entehrt er dich noch nicht, aber verlaß mich jetzt, die letzte Stunde vor Mitternacht ist noch mein, ich habe noch manches zu vollbringen, und will sie deshalb nützen bis zum letzten Augenblicke.“ Mit dem Ausdruck der wildesten Verzweiflung erhob sich der Jüngling nach diesen Worten, zog ein kleines

Fläschchen aus seinem Busen, stellte es sorgfältig auf den neben Elisabeth's Lager befindlichen Tisch und verließ sie dann eben so leise, als er gekommen war.

Dumpf tönte der Schlag der ersten Viertelstunde durch das lautlose Schweigen der Nacht; zuckend fuhr die Unglückliche zusammen, denn ein schwerer Augenblick war nahe, ihr Vater, den sie bis jetzt zu sehen verweigert hatte, mußte alsogleich erscheinen, um ihr, wie sie es gewünscht, das letzte Lebewohl zu sagen; nur wenige Minuten waren verstrichen, da öffnete sich die Pforte abermals und herein schwankte die blasse verfallene Leichengestalt Herrn Andreas van der Werft's, der beym ersten Anblick seiner beweinenwürdigen Tochter bebend zurückwich, dann aber laut schluchzend in ihre Arme sank.

Elisabeth fastete sich zuerst; sie dankte ihrem Vater mit den rührendsten Worten, daß er sie noch einmal in diesem Leben habe sehen wollen, da ja der morgende Tag das Grab ihrer Ehre und folglich auch ihres moralischen Dafeyns sey, betheuerte ihm hierauf, daß kein unedler Zweck sie zu der That verleitet habe, die sie so schwer büßen müsse, daß sie aber lieber sterben als die eigentliche Veranlassung zu derselben nennen werde, und schloß endlich mit der siehentlichen Bitte, ihr das namenlose Leiden zu vergeben, das sie über ihn gehäuft habe, und das ihn nun niederbeugen werde bis zum Grabe.

Van der Werft vermochte nur wenig zu sprechen; seine Erschütterung war so groß, daß er vergebens nach Worten rang, um die gepresste Brust zu erleichtern, zu ungeheurer Last lag die Last seines Glucks auf ihm, zu entsetzlich gestaltete sich die Zukunft vor seinen Blicken, als daß er nicht in eine Art von dumpfer Betäubung versunken wäre, die ihn der Sprache beraubte und fast nur mechanisch die geliebte Tochter umschlingen ließ. Von neuem erklang jetzt die Glocke im nahen Thurme, zweymal hallten ihre Schläge schauerlich nach. Elisabeth riß sich aus den Armen des zitternden Greises, der sein unglückliches Kind noch immer nicht von sich lassen wollte, sie aber wies ihn sanft zurück. — „Es ist die letzte Stunde vor Mitternacht,“ rief sie beynah tonlos, „nach ihr hat Eure Tochter aufgehört zu leben und eine mit Schande beladene Dirne steht vor Euch, die Ihr stehen müßt, wollt Ihr Euch ihrer Schmach nicht theilhaftig machen.“ Diese schrecklichen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, von Entsetzen ergriffen fuhr der Greis empor, rang die welken Hände wund, wankte halb ohnmächtig nach der Thüre und noch einen schmerzlichen Blick auf die Unglückselige werfend, für deren Rettung er vergebens alles aufgeboten hatte, schloß sie sich hinter ihm wie der Deckel eines Sarges, der uns den Anblick einer theuren geliebten Leiche auf ewig entzieht.

Elisabeth war nun wieder allein, sie konnte nun wieder ungestört des nahen gräßlichen Augenblickes denken, von welchem an der Richterpruch sie ausstieß aus der Gemeinschaft der Menschen, das Band, welches sie bis jetzt an die Welt geknüpft hatte, zerriß, und sie in den Pfuhl der Schande, in den Abgrund der Verworfenen schleuderte. Doch schon nach wenigen Secunden hatte sie so viele Fassung errungen, um einen ihr sehr wichtig scheinenden Brief beenden zu können.

Thränen füllten während des Schreibens ihre Augen, oft mußte sie inne halten, aber als die Glocke des Thurmes nun zum dritten Male schlug, da hatte

ihre bebende Hand auch das letzte schwere Werk vollbracht, die Feder entfiel den zarten Fingern und auf die Knie niedersinkend, schien sie von nun an in einem heißen brünstigen Gebeth Vergessenheit ihrer Leiden zu finden, schien sie sich selbst und all' den Qualen, die ihrer noch hienieden warteten, entrückt zu seyn.

Aber unaufhaltsam rollt die Zeit an uns vorüber, nicht das Jauchzen des Glücklichen, nicht die Angst des Verurtheilten hält sie zurück, ihre allgewaltige Mutter, die Ewigkeit, ruft sie in ihr unermessliches Reich, und gehorsam der ersten Mahnung folgt sie, gleichviel ob Thränen oder Triumphlieder ihren Weg bezeichnen.

Zwölf tiefe lang anhaltende Töne zitterten durch die Luft, es war Mitternacht! Elisabeth erhob sich, schritt nach dem Tisch an ihrem Lager, ergriff das Fläschchen, leerte es hastig und sank dann noch einmal nieder im Gebeth zu dem, von dem allein ihr Kraft und Muth kommen konnte, ihr hartes Schicksal zu ertragen. Noch nicht allzu lange mochte sie auf ihren Knien gelegen haben, da nahten plötzlich hastige Schritte, die Kerkelhüre flog auf, Johannes stürzte herein und schrie mit jauchzender Stimme: „Elisabeth, verzweifelt noch nicht, es ist Euch ein Vertheidiger erschienen, noch jetzt in dieser Stunde hat man Eure Richter zusammenberufen, denn der edle Fremdling, der Euch zu retten kam, will keinen Augenblick verlieren um Euer namenloses Leid zu enden.“

Befremdet, daß die Jungfrau ihm nicht nur nichts erwiderte, sondern auch noch immer mit tief herabgebeugtem Haupte in ihrer bethenden Stellung verharrte, trat der Jüngling näher. „Elisabeth!“ rief er noch einmal, „hört mich und glaubet meinen Worten. Ihr werdet das Entsetzliche nicht erdulden müssen, Ihr werdet frey, Ihr werdet gerechtfertigt seyn. Auf! erhebt Euch, edle Jungfrau, und preiset den Himmel mit mir, der Euch im letzten Augenblicke noch einen Retter sandte.“ — Allein Elisabeth bewegte sich noch immer nicht. Da wurde Johannes von einer entsetzlichen Ahnung ergriffen, er nahte der Knienden, wagte es ihre Schulter zu berühren und schrie laut auf vor Schrecken, als er den Körper jetzt plötzlich sich zur Seite neigen, die gefalteten Hände herabsinken, das reiche schwarze Haar von dem schönen todtenbleichen Antlitz der Jungfrau zurückfallen sah, und indem er sie aufheben wollte, sich nur allzu bald überzeugen mußte, daß er eine Leiche in seinen bebenden Armen halte. —

Es war eine finstere, sternlose Nacht, als der stille Trauerzug sich langsam durch die sonst so geräuschvollen vollbelebten Straßen von Amsterdam bewegte, der die unglückliche, schwer geprüfte Dulderinn Elisabeth vander Werft zu ihrer letzten Ruhestätte trug. Das Licht der brennenden Fackeln beleuchtete die schwarzen Gestalten der Leidtragenden auf schauerliche Weise und spiegelte sich in gar mancher fallenden Thräne; tief gebeugt folgte Heinrich vander Spülgen als der Erste hinter dem Sarge, das Schicksal anklagend, daß es ihn zu spät zur Rettung der edeln Jungfrau erscheinen ließ, die er als ein schuldloses Opfer fremder Vergehen beweinte.

Man hat nie genau erfahren, ob der Inhalt jenes Fläschchens, das Johannes ihr brachte, oder die Verzweiflung über das ihr bevorstehende schreckliche Schicksal sie getödtet habe, denn der Jüngling war noch in jener Nacht

spurlos verschwunden, und Niemand fühlte sich berufen, der so grausam um ihr Leben Betrogenen durch eine genauere Untersuchung das stille Grab inmitten ihrer früher verstorbenen Mitbürger zu rauben.

Der unglückliche v a n d e r W e r f t erkannte in seinem traurigen Schicksale das Strafgericht des Ewigen, er verschrieb sein ganzes noch übriges Vermögen den Armen, und beschloß seine Tage fern von der Welt, in der tiefsten Einsamkeit. H e i n r i c h aber kehrte, von seinem treuen Saïd begleitet, in sein Vaterland zurück, um daselbst durch Menschlichkeit und Milde das harte Loos seiner Sklaven zu erleichtern, den Segen des Wohlthuns um sich zu verbreiten und auf diese Weise des Vaters Schuld im Grabe noch zu sühnen.

O s s i a n.

Griechisch: Schönes war nicht dir bekannt, doch fandst du das Schöne;
 Griechisch: Erhabenes nicht, dennoch erhaben bist du;
 Griechischer Himmel umwallte dich nicht, doch sangst du so lieblich;
 Griechische Grazie nicht, und sie besetzte dich doch!
 Sohn barbarischer Nacht, dich zeugten nicht Gräciens Tage,
 Schenkten die Zunge dir nicht; herrlich ist dennoch dein Lied!
 Dein war, Harde, dein Geist, und dein die bewunderte Harfe.
 Eigener Genius schafft Schönes und Herrliches selbst.

E p a m i n o n d a s.

Ein erhabener Geist erseht, und das Vaterland blühet;
 Ein erhabener Geist sinket, es welket mit ihm.
 Nicht die Kräfte des Volks, nicht Zahl, nicht Schätze erhalten,
 Nur der Führer, der groß alles vereint und besetzt.

J o h. P e t e r U s.

Hätten dich Latiums Musen gesäugt, Mäcenäs ermuntert:
 Böte, bescheiden und stolz, Flaccus die Palme dir nicht?

C h r i s t. F ü r c h t e g. G e l l e r t.

Eheurer Todter, dir sang der Engel im Tode dein Schallsied;
 Freudiger wecket er einst sich zum Gefährten dich auf.

Joh. Rud. Wis, der ältere.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Ende des Jahres 1834.

Keine Jahreszeit gibt dem Berichterstatter in Hamburg weniger Stoff die Feder zu führen, als der Sommer. Unser öffentliches Leben bleibt das nemliche, unser Privatleben geht

den Berichtsfatter nichts an. Die Sperre der Thore, welche mit ihren Tafeln den Sommerfreuden ein tägliches *memento mori* an allen Eingängen zuruft, ist auch noch dieselbe geblieben, und so mußten wir uns bey unsern Ausflügen, wie alljährlich, hübsch nach dieser Norm bequemen — die Kunst, welche hier total einschläft, wenn die Natur erwacht — lieferte ebenfalls wenig Ausbeute, Unglücksfälle, Erdbeben, Mord- und Todgeschichten sind Gottlob nicht passiert, so kam es, daß die freye und Hansestadt Hamburg plötzlich aus Ihrer Zeitschrift verschwand, während sie doch auf dem lieben Erdboden wie vorher ist, florirt und adorirt, speculirt, baut (manchmal geschmackvoll, mehr als manchmal äußerst geschmacklos) und sich des Lebens freut (wenn das *Comptoir* zugeschlossen und die englische Post eingetroffen). Nun ist aber an den Bäumen kein Blättchen mehr, die Schwäne auf der Alster sammeln sich um ihren Futterkasten, Torf- und Steinkohlenhändler nehmen brav Geld ein, da wird denn mit dem Pelze auch die liebe Kunst hervorgefucht, wir besuchen Concerte, wenn durchaus gar nichts anderes sich darbieten will, das Theater, vorzüglich als Schacht, um die Conversationsstufen daraus hervorzubringen, die wir in allerley kleine Münzen für lange und langweilige Thees, Soirees oder Diners, kurz vor dem Schlafengehen endigend, ausprägen und damit die Ehre der Einladung bezahlen, oder aus einer wahren Kunstliebe, aus ungemischtem edlen Enthusiasmus, ungeachtet der unrendlichsten Witterung, trogbietend den Rippen- und resp. andern Stößen, mit Gefahr unserer Kleider, die Reitergesellschaftsbude des Hrn. Baptiste Loisset, eigens für ihn errichtet auf dem großen Neumarkte, innerhalb der sonst so feindseligen Sperre. Da wird kein „Nathan“ aufgeführt, keine „Mina von Barnhelm“ oder sonst ein zum Denken aufforderndes Schauspiel; was unsere Augen sehen, hat weder den Weg zum Verstande noch zum Herzen zu nehmen; es ist just nur für die Augen da, und wir können dort mit so leichter Mühe, aber für schweres Eintrittsgeld nach Gefallen erkunnen. Hr. Baptiste Loisset wurde schon vor seiner Ankunft von gefälligen Zeitungsschreibern als der Gott der Götter unter allen Reitergesellschafts-Directoren gepriesen, erregte demnach eine etwas schwer zu befriedigende Erwartung, vor allen bey mir. Ja, wer *Franconi* in Paris gesehen hat, wem *Astley* in London, selbst *de Bach* in seiner Glanzperiode zu Wien nicht fremd geblieben, der wird die *Loisset'sche* Gesellschaft gut finden, aber nicht mehr als gut. Schon ein Haupterforderniß, das Salz der Speise, der einzige Funken von geistigem Humor — ein guter *Bagliasso* fehlt. Ein *Glieververdrehen à la Rish nig* erfüllt nicht die Bedingungen eines witzig improvisirenden Komikers, der den einschlafenden vom Gassen erschlafenen Verstand aufzufrischen versteht. Körperliche Fertigkeit zu Pferde wird uns fortwährend vorgeführt, laß *Einstreuwürze*. Dieselbe zu Fuß präntiren heißt nichts anders, als erstbas blancs verkaufen und dann zur Abwechslung blancs bas. Dem *Circus* selbst, den Hr. Loisset in mir unbekanntem Deutsch „königlicher *Circus* der Niederlande“ ankündigt, nennen Laien eine große unverzierte Breterbude, die dort aufgeführten Pantominen: „Hanswürstaden.“ Aber einzelne Aufführungen sind des Beyfalls werth. Hr. *Felix*, der sich vor unsern Augen zehnmal verwandelt, Hr. *Adolph*, ein Hamburger *Herkules*, der mit einem kleinen Spiegelbild (einem *Hercules en miniature*) zu Pferde spielt, wie ein *Nichtherkules* mit einer Pfauenfeder, und die Damen *Henri* und *Rénébel*, welche durch Kühnheit und Grazie einnehmen, erregen allerdings unsere Theilnahme, doch haben wir das Meiste eben so gut, wenn nicht besser, gesehen. *Mlle. Renébel* ist ein kleines zierliches Figürchen und entspricht in ihrem Außern keineswegs den *é* in ihrem Namen, die schon mit dem *R* in Widerspruch stehen, sie ist recht deutschblond und man darf behaupten, daß sie germanischen Ursprungs und daß ihr Name, der ehrlich deutsche *Rnebel*, erst mündlich *Rénébelisirt*, dann von der *Eigenthümerin* des Wohlklanges wegen in seiner Franzöfirung für nun und ewige Zeiten angenommen worden ist. Hr. Loisset selbst wird von hiesigen Kennern als einer der besten *Manegereiter* gerühmt, wovon jedoch das Publicum, wenn ich die täglich producirte *Quadrille* ausnehme, selten Gelegenheit findet, sich zu überzeugen. Die Versammlung ist ungemein dankbar für das Gebotene; im Schauspielhause müssen schon Wunderdinge vorkommen, wenn ein solcher donnernder *Applaus* Statt finden soll, als wir dort täglich hören. Ich weiß nicht, ob man es schöner oder schwerer findet, wenn ein kühner Reiter über vier Breter springt — genug, ein Lustspiel muß tüchtige Sprünge machen, ehe es auch nur den vierten Theil des Reiterbudenbeyfalls gewinnt. Die *Besgierde*, in das Innere des breiteren Zauberhauses zu gelangen, ist bey Alt und Jung bis zu einer gewissen Manie gesteigert worden, so daß sie sogar zu einem äußerst drolligen

Vergehen Anlaß gegeben hat, bey dem wirklich zu bedauern ist, daß die Polizey in das allgemeine Gelächter, welches sich darüber erhob, nicht mit einstimmen darf. Ein ehrlicher Bauer aus der Umgegend Hamburgs, dessen schwache Seite öffentliches Spectakelhaber, auch zugleich eine mager gefüllte Börse war, konnte dem Drange nicht widerstehen, Sonntags nach der Stadt zu wandern, um den weltberühmten, in allen unparteyischen und parteyischen Blättern gepriesenen „Battist“ mit eigenen Augen anzustauen. Für das Sümmechen, das er bey sich trägt, kauft er sich lange vor Anfang des Schauspiels eine Einlaßkarte, geht bis zur Öffnung der Casse spazieren, und begibt sich endlich, als es schon ganz dunkel wird, zu dem Plage des gehofften Vergnügens. Es ist schon ganz andern Leuten begegnet, daß sie vor der Thüre stehend nach dem Eingange suchen, wir dürfen uns demnach nicht wundern, daß der harmlose Bauersmann, trotz des großen transparenten Schildes an dem Circus, trotz der hineindrängenden Menge der Neugierigen, zweifelhaft bleibt, ob er mit seiner papiernen Anweisung auch durch die allgemein benützte Öffnung, oder auf ganz besondere Art und Weise in das Heiligthum gelangen müsse. Mit weit geöffnetem Munde glockt er Bude, Transparent und Menschen an, und steht als Bauer am Circus wie der Ochse am Berge. Ein Blick auf das in seiner Hand gehaltene Billet, ein einfältiges Lächeln sprechen seine Verlegenheit aus und er schwankt noch immer über das Mittel, sich Licht in dieser Dunkelheit zu verschaffen, als bereits der halbe Circus gefüllt ist, und eine immer dichter heranwogende Menschenmenge die andere Hälfte baldigst einzunehmen drht. Daß hier periculum in mora sey, wird auch dem am Berg Stehenden klar. Er faßt einen raschen Entschluß und wendet sich an einen Jungen, der mit gleicher Lust, das Reiterpectakel anzusehen, aber mit weit geringerer Hoffnung, denn er hat weder Geld noch Billet, unter den Gaffern steht. „Du,“ spricht der Bauersmann, „wenn man ein Billet hat, wie kommt man denn hinein in die Bude?“ Die Frage ist gerade nicht geeignet, dem pfliffigen Jungen Respect vor den geistigen Fähigkeiten des Anredenden einzusößen, er sieht ihn mit spöttisch verzogenem Munde an, dann sagt er: „Das will ich Ihm gleich sagen, geb Er mir nur sein Billet und dann folge Er mir nach.“ Der Bauer händigt dem gefälligen Wegweiser die Karte ein und dieser macht sich ohne Säumen durch die Menschenmenge am Eingange Bahn, welches dem gewandten Jungen vermöge Appli-cirung der Ellenbogen gar nicht schwer fällt. Der rechtmäßige Eigenthümer des Billets vermag nicht so mit seiner Körperbreite durchzuschlüpfen, wie der spindelbürre Bursche und es kann nicht fehlen, daß der Letzte um einige Schritte früher bey dem Billeteinnehmer ankommt, als sein Nachtreter. Ohne sich weiter um den neugierigen Bauersmann zu bekümmern, gibt der schlaue Passagier seine Karte ab und geht, sich schnell unter dem Gedränge der Zuschauer verlierend, in den Circus hinein, während man den betrogenen Einfaltspinsel, da er kein Anrecht zum Hineinflassen darthun kann, unbarmherzig von Jungen, Billet, Circus, Musik und aller Glanz-Glückseligkeit abschneidet. Später soll aber die Polizey den unberufenen Wegweiser erwischt und ihm ihrerseits den Weg gewiesen haben, welches ja wohl, da er jung ist, nicht so gar hart ausgefallen ist.

In unserm Stadttheater füllt noch immer die Auber'sche Oper: „Gustav oder der Maskenball“ das Haus. Man wird aber auch fürwahr dem letzten Act nicht anmerken können, daß eine Privatunternehmung ihn ausgestattet, so glanzvoll erscheint er. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen, die Directoren an der Spitze, sind gern gesehene Ballgäste, und sogar einige Dilettanten aus der Stadt haben schon im Domino die allertliebste Galoppade mit galoppirt. — Der treffliche Schauspieler Jost ist von seiner Reise nach Wien zurückgekehrt, und ich muß bedauern, daß die Kürze seines dortigen Aufenthaltes sein Erscheinen auf dem Burgtheater verhinderte; dem künstnigsten Publicum Deutschlands würden die scharfen und tiefstudierten Charakterzeichnungen dieses Künstlers ungemeines Vergnügen gewährt haben. Zu großer Freude aller hiesigen Theaterbesucher ist Hr. Director Leb r ü n, von einer schweren Krankheit wiederhergestellt, aufgetreten. Er wurde mit rauschender Theilnahme bewillkommt und spielte auch an jenem Abend seinen van der Hufen in Kozebue's „Armuth und Edelsinn“ mit vorzüglichem Humor und der originellsten Haltung. — Unter den in letzter Zeit aufgeführten Lustspielen erfreute sich ein einactiger Schwank von Töpfer einer besonders günstigen Aufnahme. Die Kleinigkeit heißt: „die weiße Pikefische“ und wird von der hiesigen Kritik gelobt.

Einer unserer geschicktesten Zeichner und Maler, Hr. R i z e r o w, dessen Griffel wir beynähe alle wohlgetroffenen Porträts der bekanntesten Schriftsteller und Künstler

Hamburgs in Steindruck verdanken, macht eine Reise nach Wien, und ich wünsche dem talentvollen und biedern Mann eine recht freundliche Aufnahme dort. Bey dieser Reise nach der geliebten Kaiserstadt hab' ich meinerseits nur das eine auszustellen — daß ich nicht mitreisen kann.

L i t e r a t u r.

„Novellen“ von Adolph Ritter von Eschabuschnigg. Wien 1835. Haas. 2 The. 8. S. 224 und 269.

Die in der vorliegenden Sammlung enthaltenen Erzählungen kannten wir mit Ausnahme von etwa einem Paar, bereits aus Taschenbüchern und periodischen Blättern; indessen läßt eine einzelne abgerissene Novelle, die man, oft auch nicht eben mit der größten Aufmerksamkeit, gelesen hat, über die Befähigung des Schriftstellers selten ein bestimmtes Urtheil zu. Nunmehr liegt in den genannten zwey Bänden gewissermaßen das Ergebniß des ganzen Strebens Eschabuschnigg's in der Novelle vor uns und gestattet einen begründeten Blick auf seinen diesfälligen Beruf.

Es weht im Allgemeinen ein sehr düsterer Geist in diesen Erzählungen, von denen übrigens nach unserer Ansicht, die meisten nur als Skizzen betrachtet werden können, weil sie selten den Charakter des ruhigen Fortschreitens an sich tragen, sondern häufig in einen gänzlichen Stillstand übergehen und darin bloß schildern, beschreiben und wieder erzählen. Nehmen wir z. B. gleich das sehr ansprechende Bild: „Die Hagestolzen,“ unstreitig die gelungenste Arbeit der ganzen Sammlung; so finden wir, daß darin zwey Jugendfreunde nach einer langen Trennung sich im Alter wiedersehen und sich ihr verfehltes Liebes- und Lebensglück gegenseitig mittheilen. Ein so magerer Vorwurf reicht nun für die Novelle keineswegs aus, nachdem diese und alle in das Gebiet der epischen Dichtung gehörenden Leistungen eine fortschreitende, wenn auch nicht eben Schritt für Schritt bemessene Handlung voraussehen, in welcher sich die Schicksale der Personen, ihre Charaktere, Tugenden und Laster entwickeln und worin unser Gemüth auf anziehende Weise in Spannung erhalten und zuletzt diese Interesse auf eine befriedigende Weise gelöst wird. Eben so dürftig ist der Stoff der meisten übrigen Stücke und kaum enthält außer dem „Hochzeitstag“ noch eine andere dieser Novellen etwas mehr als einen Moment, an welchen sodann die Erzählung irgend einer Vergangenheit geknüpft erscheint. Aus diesem Grunde sind auch die auftretenden Personen fast durchaus nur skizzirt und höchstens der Held oder die Heldinn etwas ausgeführter behandelt; doch fehlt es überall an dem behaglichen Gleichmüthe, um sich mit ruhiger Leidenschaftslosigkeit über den gewählten Gegenstand auszubreiten und die eigene individuelle Gemüthsrichtung demselben unterzuordnen. Auch an Originalität gebricht es gänzlich und Hr. v. Eschabuschnigg hat sich von gewissen Mustern zu sehr bewältigen lassen, als daß nicht jede eigenthümliche Färbung wegfallen sollte. Bewährte Meister studieren, ist nothwendig und nützlich; doch darf ein solches Studium keinen so sichtbaren Einfluß üben, daß damit die Freiheit der eigenen Conception schwindet, denn gerade darin liegt oft der meiste Reiz eines schriftstellerischen Productes. So erkennt man in dem schon erwähnten „Hochzeitstag“ die Nachahmung Claires; der „Christabend“ riecht stark nach Hoffmann und so ließen sich noch mehrere andere Ähnlichkeiten nachweisen. Überdies bildet sich durch die vorwaltende dunkle Farbengebung eine unerfreuliche Monotonie, gegen welche die eigene Lustigkeit, auf welche man dort und da stößt, zwar grell, aber nicht wohlthuend abstricht. Dagegen kann man Hrn. v. Eschabuschnigg viel Gemüth nicht absprechen, und vielleicht nur darum, weil diese eine allzugroße Macht über ihn übt, vermag er die Ruhe nicht zu erlangen, die zur Erzählung nothwendig ist; seine Gemüthlichkeit erscheint außerdem auch wirklich poetisch, wie sich das aus vielfältigen kleineren Zügen ergibt, die man fühlt, aber nicht zu beschreiben im Stande ist. Rückfichtlich der Form zeigt sich eine schöne Bildung, die Diction ist bisweilen frisch und blühend, besonders im ersten Theile, der überhaupt die besseren Arbeiten enthält; im zweyten Bande trifft man mehrere Incorrectheiten an, welche nur durch Mangel an Feile zurückgeblieben sind. Für Leser von bescheidenen Ansprüchen dürften Eschabuschnigg's Novellen genügen, manche derselben besonders dem schönen Geschlechte zusagen. Druck und Papier sind nicht übel.

Preis ausschreibung
für eine neue große Symphonie.

Die Unternehmer der Concerts spirituels in Wien, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, reine Kunstzwecke nach Kräften zu fördern, und classische Musik möglichst zu verbreiten, kündigen hiemit an, daß sie dem Componisten der besten neuen noch nirgends gehörten Symphonie für das ganze Orchester, für die Überlassung derselben zu den beyden ersten Aufführungen in der Fastenzeit des Jahres 1836 einen Preis von

fünfzig k. k. Ducaten im Golde

zuerkannt haben.

Sie laden demnach alle Tonsetzer des In- und Auslandes, welche geneigt seyn sollten, sich um diesen Preis zu bewerben, ein, ihre mit einer Devise bezeichneten, deutsch und fehlerfrey copirten Partituren längstens bis Ende October 1835 an die k. k. Hof- und priv. Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. Tobias Haslinger in Wien frankirt einzusenden, welche dem Überbringer einen mit gleicher Bezeichnung versehenen Empfangschein einhändigen wird.

Auf Ersuchen der Unterzeichneten haben sich die H. H. Joseph Eybler, k. k. Hofcapellmeister; Joseph Weigl, k. k. Vice-Hofcapellmeister; Johann Gänzbacher, Domcapellmeister bey St. Stephan; Adalbert Gyrowetz, k. k. Hoftheatercapellmeister; Conradin Kreuzer, Capellmeister des priv. Theaters in der Josephstadt; Ignaz Ritter von Seyfried, Capellmeister; Michael Umlauff, k. k. Hoftheatercapellmeister, zu Schiedsrichtern bey der Zuerkennung des Preises erklärt, und für die bare, auf den 1. May 1836 bestimmte Ausbezahlung des Preises verbürgt sich die obbenannte Musikalienhandlung. — Zu gleicher Zeit wird dem Componisten die Partitur zurückgestellt, und es bleibt ihm das volle Eigenthums- und Verkaufsrecht unbenommen. — Die Namhaftmachung des Tonsetzers, welcher den Preis erhält, wird im Februar 1836 durch die österr. k. k. priv. Wiener Zeitung geschehen. Es versteht sich, daß bey der Einsendung des Musikwertes der Name und Aufenthaltsort des Tonsetzers, mit derselben Devise wie die Symphonie versehen, versiegelt beyliegen müssen. — Die Partituren der übrigen Mitbewerber werden zu gleicher Zeit in der k. k. Hof- und priv. Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. Tobias Haslinger gegen Ablieferung des Empfangscheines wieder zurückgestellt. Wien, am 24. Jänner. 1835.

Die Unternehmer der Concerts spirituels,

Eduard Freyherr v. Lannon.

Ludwig Tietze.

Carl Holz.

M o d e b i l d VI.

Kleid von Blond-Grund mit rosa Gazebändern geziert, nach einem Originale von Hrn. Thomas Petko, bürgerl. Damenkleidermacher in der Spenglergasse Nr. 426.

Der Turban von brochirter Gaze und Sammt, nach einem Originale von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 7. Februar 1835.

17

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für auswärtige aber durch die k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohn. Kupfer für das In- und Ausland versendet.

S u m

Allerhöchsten Geburtstefte Ihrer Maj. der Kaiserinn.

Nimm unsern Wunsch, Du Herrliche, Du Ehre,
Zum schönen Tage hin, der Dich gebar;
Es reißt gedrängt sich heut' um die Altäre
Der treuen Völker lustbewegte Schaar;
Sie bethen heiß, sie jauchzen Dir zur Ehre,
Und jeglich Herz ist Dir ein Weihaltar.
Wie sollte da der scheue Sänger schweigen,
Der ein'ge stumm, im großen Jubelreigen!

Er singt Dein Lob, er preiset Deine Milde,
Er zählt die Werke Deiner frommen Hand;
Es zeigt ihm der Geist im Sichelbilde,
Welch' Großes schon auf Deinen Ruf entstand,
Wie durch der Staaten blühende Gefilde
Dein Walten stets die Bahn des Segens fand;
Da treibt es ihn, die Saiten anzuschlagen,
Dein Lob in lauter Hymne auszusagen!

Doch arm und ist der Sprache Wortgepränge,
Und macht'ger spricht die engelgleiche That;
Drum jubelt auch die dichte Völkermenge,
Wenn Deines Festes heil'ge Stunde naht.
Zum Himmel trägt es seine Dankesklänge
Und steht um Segenshau für Deine Saat. —
Solch ein Gebeth mög' lange noch ertönen,
Als schönstes Angebinde Dich zu krönen!

Der Ball.

Eine Erzählung.

„Also immer über den verwünschten Büchern und Papieren, armer, bleicher Ferdinand!“ rief Herr von Strahlberg aus, indem er rasch und plötzlich in mein Zimmer trat.

„Sie wissen,“ entgegnete ich, indem ich aufstand und ihn freundlich bewillkommte, „daß diese Beschäftigung mir Vergnügen macht und — Nahrung schafft.“

„Vergnügen, Nahrung,“ wiederholte Strahlberg mit einem leisen Spott, „du könntest es, lieber Ferdinand, vergnügter und nahrhafter haben — doch davon soll jetzt nicht die Rede seyn. Ich bin gekommen dir ein Jagdvergnügen vorzuschlagen. Übermorgen fahre ich nach Baden und ganz in der Nähe ist ein Hasenschiefen veranstaltet. Komm mit, reiß dich von dem augenverderbenden Papier los!“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein verehrter, großmüthiger Freund,“ erwiderte ich, „und erkenne gewiß die Mühe an, die Sie sich um mich geben, so wie Ihre freundschaftliche Absicht mir eine Zerstreuung zu verschaffen, aber Sie wissen, wie ich über die Jagd denke; sie ist eine zu große Anstrengung, raubt uns zu viel Zeit. Zuerst die Vorbereitung, dann die ermüdende, erschöpfende Lust oder Arbeit selbst, endlich die Erholung, die Sammlung der zersplitterten, mit vollen Händen weggeworfenen, übermüthig verschwundenen Kräfte. Nein, es ist ein zu großer Zeitverlust, ich gebe mich mit der Jagd nicht ab.“

„Du bist unverbesserlich, Ferdinand, aber ganz laß ich dich nicht los. Mach' jetzt wenigstens eine Spaziersfahrt mit mir. Das Wetter ist vortreflich, die Luft mild. Mein Wagen steht unten und hängt gut in Federn; das ist doch keine zu große Anstrengung, denn ich bringe dich zurück im Wagen bis vor deine Thüre und du schluchst draußen im Freyen ein paar Züge frischer Luft.“

Ich nahm meinen Hut und begleitete den guten, väterlichen Freund, der mich von der Kindheit an geliebt und beschützt hatte, hinab an seinen Wagen. Bevor ich aber mein stilles Zimmer verließ, fiel mein Blick durch das offene Fenster, über die enge Straße, in ein Fenster des gegenüberstehenden Hauses, an dem Marie saß. Die blonden, noch von den Morgennadeln zusammengehaltenen Locken lagen an der heitern, jungfräulichen Stirne; der Blick senkte sich auf die Arbeit, mit der die kleinen, weißen Hände beschäftigt waren. Ihr liebes Bild begleitete mich in's Freye.

Strahlberg's Pferde rannten fast ohne Geheiß und Zügel den bekannten Morgenweg über die Ferdinandsbrücke, die Jägerzeile hinab, in den Prater. Ihr Ungestüm ward erst an der langen Reihe von Wagen unterbrochen, an die sie sich mit dem, welchen sie zogen, anschließen mußten, um in der üblichen, langsamen, durch die Menge der Wagen bedingten Ordnung, die bekannte Bahn zu vollenden. Ich saß links, wie Strahlberg es gutmüthig angeordnet hatte, und meine Blicke irrten über das bunte Schauspiel der Fahrenden, Reitenden, Spazierenden, über die Pferde, den Schimmer der Equipagen, der Livreen, den Schmuck der Frauen, den lieblichen

Glanz so manchen blühenden Gesichts; Strahlberg nannte mir hin und wieder einen Namen, pries ein Gespann, die Gestalt eines Wagens oder zeigte auf einen Reiter, dessen Pferd und Geschicklichkeit ihm gefiel. Da kam uns ein eleganter Wagen entgegen, in welchem zwey Frauenzimmer saßen, Mutter und Tochter, wie es mir schien; die jüngere war einfach gekleidet, aber die Schönheit ihrer Gesichtszüge, die Anmuth der Gestalt machte sie bemerkbar. Strahlberg grüßte. „Wer ist die Dame?“ fragte ich.

„Frau von Gernheim,“ erwiderte Strahlberg, „mit ihrer Tochter, der schönen Clara. Gerade recht, daß ich an sie denke und sie selbst mich an sich erinnern. Heute Abend ist Ball bey ihnen. Einen Hasen mit mir zu schießen hast du abgeschlagen, begleite mich nun auf den Ball. Ich werde dich Frau von Gernheim vorstellen.“

„Ich bin nicht gern auf Bällen.“

„Sey doch nicht wunderbar, diese Anstrengung ist doch wahrlich nicht zu groß; du brauchst ja nicht einmal zu tanzen. Die meisten jungen Männer gehen jetzt auf die Bälle wie die Türken; sie lassen andere für sich tanzen und sehen zu. Aber das Schauspiel ist nicht übel! Eine Menge hübscher Kinder, in ihrem besten Schmuck, mit ihren festlichsten Mienen. Nun, komm mit.“

Ich gestehe, Clara hatte bereits so weit Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich nur schwach wehrte und es außerordentlich gern hörte, als Strahlberg dabey blieb, mich um acht Uhr Abends auf den Ball zur Frau von Gernheim abzuholen. In dem Gespräche darüber hatten wir nochmals den halben Umlreis vollendet und begegneten wieder dem Wagen der Mutter und ihrer schönen Tochter. Es schien mir, als ob Clara's dunkles Auge nun schon auf mir verweilt hätte.

Strahlberg führte mich, seinem Versprechen treu, bis zu meiner Hausthüre, und rief, als ich ausgestiegen war, mir nach: „Also es bleibt dabey, ich bin wieder hier um acht Uhr.“ Ich war mit Mariens Wille, wenn auch nicht eigentlich im Herzen, so doch im Gedächtnisse aus dem Hause getreten und nun trat ich mit dem der glänzenden Clara in dasselbe zurück. Zwar warf ich, als ich oben in meinem Zimmer stand, noch einen Blick aus dem Fenster hinüber auf das ihrige, und sah sie, jetzt mit aufgewickelten Locken, am Nähtisch sitzen; aber ihr häusliches, arbeitseliges Gesichtchen erschien mir matt und farblos neben der schimmernden Anmuth Clara's im offenen, geschmückten Wagen, in der Umgebung des Reichthums und des heitern, glanzvollen Lebens. Sogar meine Bücher und Hefte schauten mich etwas trüb und langweilig an und ich erinnerte mich, wie zu rechter Zeit, daß es ja Essenszeit sey. Ich wählte für heute unter meinen gewöhnlichen Speisehäusern dasjenige, welches ich für das beste hielt, suchte mir die leckersten Speisen aus und forderte den theuersten Wein. Ich blieb lange bey Tisch, vervollständigte und erneuerte hierauf durch Einkäufe verschiedenes Zubehör zu meinem Ballanzuge und kleidete mich darauf langsam aber frühzeitig an, damit Strahlberg nicht auf mich warte.

Es schlug acht Uhr, als ich mit meinem Anzuge vollständig fertig war, aber Strahlberg kam nicht gleich. Es verging eine gute Viertelstunde, die ich in einer peinlichen Erwartung zubachte, ehe ich den Wagen rasseln und an der Thüre halten hörte. Ich stieg sogleich hinab, ohne erst einen Bedienten und mit ihm die Bestätigung abzuwarten, daß es wirklich Strahl-

berg sey. Zum Glück war er da. Wir fuhren und fanden den Ball bey der Frau von Gernheim bereits begonnen.

In den geschmückten Gemächern erschien das gewöhnliche Schauspiel eines Balles. Mehr Langeweile als Freude, mehr mißgeschaffene Gesichter als schöne, mehr Alter als Jugend; indessen lebte der Ball, die Musik rauschte, die dunkel gekleideten Männer schoben sich durch einander, und hin und wieder tauchte zwischen ihnen eine jungfräuliche Blüthe empor, die aller Blicke auf sich zog. Wir konnten nicht gleich bis zur Frau vom Hause durchdringen, ich ward fogar auf Augenblicke von meinem Begleiter getrennt, aber ich suchte nur Clara, und sah sie mit einem jungen Manne, dem Anstande nach einem Officier, tanzen. Eine schmerzliche Empfindung, wie Eifersucht, ergriff mein Herz.

Jetzt kam Strahlberg zu mir zurück, führte mich zur Frau von Gernheim, und stellte mich vor; ich machte eine fast stumme Verbeugung, die Worte, die ich sagte, waren nur ein Geräusch der Stimme, ohne deutlichen Klang und Sinn, wie es bey solchen Gelegenheiten üblich ist. Aber Frau von Gernheim empfing mich sehr zuvorkommend. „Sie tanzen gewiß,“ sagte sie mit der freundlichsten Stimme.

„Ich tanze schlecht,“ erwiderte ich in der ersten Verlegenheit, aber der Wahrheit gemäß.

„Das schadet nicht; hier kommt meine Tochter vom Tanz zurück; sie tanzt gern Galoppade, thun Sie ihr den Gefallen, sie zu ihrem Lieblingstänze zu führen.“

Frau von Gernheim stand auf, sie brachte Clara's dunkelbraunes Haar in Ordnung, und ein kurzes Wort rauschte zum Kleinen, wohlgeformten Ohr der Tochter. Es schien mein Name gewesen zu seyn. Clara's kleine Hand lag in der meinigen, und wir stellten uns in die Reihen der Galoppirenden. Sie war in ihrem Ballanzuge entzückend; Glanz des Schmuckes vereinte sich mit dem natürlichen Glanze der Jugend und Schönheit. Über die glatte Fläche des Tanzsaals eilte ihr kleiner Fuß mit wunderbarem Geschick, sie schwebte leicht wie der Duft der Blumen, der sie umfloß, eine sanfte Wärme war ihr süßer Athem, aber er zündete wie glutvolle Flamme.

Ich hat mit meinem schlechten Tanzen Nachsicht zu haben; in der That machte ich so steife Sprünge wie ein Ross, das jahrelang an der Deichsel gezogen, und fürchtete dabey, plötzlich ausglitschend, der halben Tanzcolonne zertrümmernd unter die Füße zu fahren. Aber sie gab mir Zuversicht. „Nicht doch,“ sprach sie, „Sie tanzen, man kann nicht besser. Ich liebe die sichern Tänzer, mit Ihnen bin ich ruhig, indeß ich mit andern Tänzern mich oft fürchte.“ Was ich während des Tanzes und der Pausen sagte, ward freundlich angehört und beantwortet, und als ich meine Tänzerinn zu ihrem Sessel zurückführte, bat mich die Mutter mich neben ihr niederzusetzen. So befand ich mich zwischen ihr und der Tochter.

„Sie haben meiner Clara und mir,“ sagte die Mutter, „durch Ihre Gefälligkeit die größte Freude gemacht. Sie glauben nicht, was ich oft aussehe, wenn ich Clara den gefährlichen Tanz mit einem unvorsichtigen oder unsichern Tänzer tanzen sehe. Er ist so lebhaft und die Musik so rasch, daß man sich dabey nur auf einen guten Tänzer verlassen kann.“

Indem sie so sprach, traten zwey Bediente mit Erfrischungen vor mich;

es ward mir Thee angeboten, und als ich den ausschlug, brachten sie Eis, und als ich dieß nicht wollte, Mandelmilch, Zuckerwerk, und als ich auch das ablehnte, kalten Braten und Punsch und wiederum Thee und Eis und Confect, und Frau von Gernheim wollte sich nicht zufrieden geben, bis ich etwas ausgesucht und angenommen, Fleisch, Mandelmilch, Eis und Braten genossen hatte.

„Aber Sie werden doch wieder tanzen?“ fragte Frau von Gernheim.

„Ja,“ sagte Clara, „der Herr Baron tanzt mit mir eine Quadrille und den Cotillon.“

„Ich sehe mit Vergnügen,“ begann die Mutter, „daß Sie ein Freund vom Tanzen sind, da werden Sie es nicht abschlagen uns bey einem Kleinen, ländlichen Balle beyzustehn, den wir in der nächsten Woche zu veranstalten gedenken. Ich besitze in Hiezing ein wohleingerichtetes Haus, das wir im Sommer bewohnen, dorthin werde ich einige Freundinnen meiner Clara einladen; zwar ist die Jahreszeit noch rauh, aber die sonnenhellen, warmen Tage sind nicht mehr selten. Es ist so angenehm am Tage, im Scheine der Sonne, dem Frühlinge entgegenzutanzten. Schlagen Sie es mir nicht ab, uns in Hiezing zu besuchen; ich werde Sie den Tag, an dem wir hinausfahren, wissen lassen.“

Ich verneigte mich die Einladung annehmend und wandte mich zu Clara, die eben einen Tänzer abgewiesen hatte. „Ich bin eigentlich noch nicht müde,“ sagte sie, „will aber meine Kräfte für die Quadrille und den Cotillon — und,“ setzte sie lächelnd hinzu, „für den Ball in Hiezing sparen.“

Ich saß zwischen Mutter und Tochter in wirklichem Entzücken, und wenn der Ausdruck nicht allzu abgenüßt wäre, so würde ich sagen, ich schwamm in Wonne. Ich muß doch wirklich, dachte ich bey mir selbst, liebenswürdiger seyn, als ich glaubte, aber das kommt von der Bescheidenheit und dem Stübensitzen, daß man sich selbst nicht recht kennt. Wer in die Welt sich hinauswagt, erfährt erst seinen wahren Werth, den ja andere, nicht er selbst, bestimmen. Ich bin dem alten Strahlberg in der That Dank schuldig. Hier muß ich noch einschalten, daß, obgleich Mutter und Tochter mich immerfort Baron nannten, der ich es doch nicht war, mir solches nicht besonders auffiel, denn da ein älterer Zweig der Familie, zu der ich gehöre, wirklich freyherrlich ist, so begegnete mir es oft jene Benennung zu erhalten, gegen die, gleich bey dem ersten Gespräche Einwendungen vorzubringen, mir oft unangemessen, ja sogar gezwungen und allzu ängstlich erschien. An dem Ballabende, wo andere Empfindungen mich bewegten, dachte ich vollends nicht daran.

Das Gespräch mit Frau von Gernheim und zu Zeiten allein mit Clara nahm immer mehr die erfreulichste Wendung; die Tochter lachte, erzählte, nannte mir ihre Freundinnen, sprach von ihren kleinen Liebhabereyen, gab nach, wenn ich widersprach, und hatte die heiterste Laune; die Mutter hörte zu, legte von Zeit zu Zeit vertraulich ihre Hand auf meinen Arm und sprach wieder von dem Ball, von Hiezing und den überraschenden Aussichten über St. Weit ins Gebirge, die ich gewiß nicht alle kenne, und auf die sie mich mit großem Vergnügen aufmerksam zu machen gedenke. Ich hielt mich an dem Abend für überaus unterhaltend, denn Clara schien über mein Gespräch das Tanzen mit andern Tänzern ganz zu vergessen.

(Der Schluß folgt.)

Dem Bruder in Waffen.

Nach dem Russischen des Fedorof.

Dein Reiterhelm, dein mächtig Kriegerschwert,
Dein blanker Kürass, kampfbereit,
Die haben schmerzlich meine Ruh' gestört
Im Stillen schon seit langer Zeit.

Wohl zög' ich gern' in rüst'ger Brüder Schaar
Auf munterm Ross' dem Feind entgegen,
Mit Spott verachtend männlich die Gefahr,
Zu Feindes Schrecken in den Kugelregen.

Die Ehre lieb' ich und verehr' das Recht,
Und hier' die Brust zu Vaterlandes Wehre —
Doch trüb' erscheint nach blutigem Gefecht
Die Wahlfatt mir und — hart das Bett der Ehre.

Die Trägheit fesselt mich, die süße Ruh!
Ein stiller Bögling ruhiger Gedanken
Horch' ich dem Fall der eignen Verse zu
In meines Friedens engen Schranken.

Das Schicksal gab als meinen Antheil mir,
Wohl spöttisch grausam gegen Träge,
Die Leier, unbekannt mit Kranzeszier,
Der Hirtenflöte gleich im Sturzehege.

Der Traum von Krieg wird nimmermehr bezwingen
Ein friedliches Gefühl; — es mag drum seyn.
Mög' dir die Zeit im Siege Lorbeer bringen —
Ich schließ schon längst auf Rosen ein.

S. S.

L i t e r a t u r.

„Erik, König von Schweden.“ Ein historisches Gemälde von J. Satori (Neumann).
2 Bände. Danzig 1833, bey Fr. Sam. Gerhard. S. 219 und 224.

Ein Buch für Leihbibliotheken und minder strengrichtende Leser, mit einem reichen und dankbaren Stoffe, der unserem Publicum, wenigstens zum Theile, aus dem Schauspiel der Frau v. Weiffenthurm: „Johann von Finnland“ bekannt seyn dürfte. Von historischer Darstellung der Zeitverhältnisse und der auftretenden Personen, von Studium der Nationalität und der Eigentümlichkeiten in Sitten und Characteristik kann wohl an eine Dame keine rigorose Anforderung gemacht werden; der Ton, in welchem sich der Roman der Frau J. Satori bewegt, paßt auch weit besser zu einer Familiengeschichte als in eine historische Darstellung. Wenn man jedoch einmal sich an diese Form gewöhnt und in das Buch so zu sagen hineingelesen hat, vergißt man allmählig auf den historischen Hintergrund und dann wird man auch mit Interesse die Schicksale

der handelnden Individuen begleiten, von denen unsere Dichterin ein ganzes Heer auftreten und viele wieder klanglos verschwinden läßt. Inzwischen, wie bereits erwähnt wurde, findet eine Gattung von Lesern sicher Behagen an dem obgenannten Roman, und diese werden denn auch über die mancherley Verstöche gegen die Sprache willig hinausgehen. Recht drollig ist die Zueignung, in welcher die Verfasserin, beytm Erscheinen des 35. und 36. Bandes ihrer Schriften, anticipando versichert, daß sie bis zu einem gewissen Zeitpuncte mit dem fünfzigsten fertig zu werden hoffe. — Die Auflage genügt. — pp. —

„Die Fürstin Wowowschin und ihre Söhne, oder die Verbannten nach Sibirien.“ Dichtung und Wahrheit!! von J. Satori. 3 Bände. Danzig bey Gerhard 1833.

Wir wissen eigentlich nicht, in welche Kategorie von schriftstellerischen Productionen das vorliegende Buch sich durch den Titel: Dichtung und Wahrheit reihe, vermuthen indes, daß es ein Roman sey, und als solcher gehört er zu den besten der vielschreibenden Verfasserin. Die pomphafte Überschrift ist zwar nur eine Lockspeise, denn die Fürstin Wowowschin erscheint keineswegs als Hauptperson der Erzählung; allein „Antonie“ oder ein anderer einfacher, das Kindbeym rechten Namen nennender Titel wäre nicht so imponant erschienen, und den Willen zu imponiren muß man den schriftstellernden Damen schon zu Gute halten. Die Erfindung der Begebenheit, wenn auch nicht neu, interessirt doch durch die geschickte Bearbeitung des Materials; und die wechselnden Schicksale der Pastorstochter, welche von einer Gouvernante die Braut des reichen Fürsten Wowowschin werden soll, dann als Diebin und Mörderin eingezogen nach Sibirien geschickt, dort zum Schnitzen hölzerner Bilder gezwungen, dann aber vom Gouverneur zur Gattin erkoren wird, hiedurch als Gräfin wieder zu Ehren kömmt und zuletzt, nachdem ihre Unschuld offenbar geworden, den Fürstenstand und unermessliche Reichthümer erhält, dürfte für gläubige Leser eine gar anziehende Lecture seyn. Wäre Frau Satori in der Darstellung nicht gar breit und verschwenderisch mit Gaben, die sie auf die Schooskinder ihrer Phantasie häuft, und erhöhe sich die Reflexion nur einigermaßen über das Gewöhnliche, so könnte man ihren Roman allgemein anempfehlen, doch ultra posse nemo tenetur. Übrigens sind die Charaktere recht gut gezeichnet, vorzüglich tritt die Fürstin mit beynabe energischer Färbung auf, was wir der Verfasserin als den schönsten Beweis von Talent anrechnen. Dergleichen Familiengeschichten mögen ihr in jedem Falle besser zusagen, als die historische Novelle, der überhaupt Damen nur selten gewachsen zu seyn scheinen. — Druck, Correctur und Papier des Wertes sind zu loben. — pp. —

Finnische Runen.“ Finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1834. S. 165.

Eine Sammlung ächter Original-Volkspoesien ist jederzeit eine willkommene Gabe, und wer sich mit dem Auffinden und Verbreiten derselben bemüht, hat sicher auf den Dank aller derjenigen zu rechnen, die wissen, daß in dem Charakter der volkstümlichen Gesänge sich meistens auch der Geist des Volkes, seine Denkweise, Gesittung, seine Geschichte und Religion, oder doch seine religiöse Fabellehre abspiegelt. Obgleich daher das vorliegende Büchlein nur der Wiederabdruck eines bereits 1819 in Upsala erschienenen ist, so wird es doch darum nicht minder willkommen seyn, zumal da jene Auflage nicht in den Buchhandel kam, und Hr. G. H. v. Schröter hat sich kein geringes Verdienst durch die neue Herausgabe dieses literarischen Nachlasses seines Bruders erworben. Es sind unsers Wissens die ersten finnischen Runen (Gesänge); die zur Kenntniß unsers Publicums gelangen und die in der Vorrede enthaltene Darstellung über das Wesen, die Eigenthümlichkeiten und über die Prosodie der finnischen Dichtkunst dient als treffliche Einleitung zu diesen Nationalgesängen, deren Sinn und Bedeutung durch die am Schlusse beigefügten Erläuterungen klar gemacht wird. Im Allgemeinen sind sie einfach, ungelünstelt, beynabe roh, voll mythischer Beziehungen und auf einen sehr beschränkten Kreis von Vorstellungen begründet, weil die Natur des Landes, dem sie angehören, selbst eine dürftige ist; allein es weht viel poetische Tiefe und Gemüthslichkeit durch dieselben und die Phantasie bewegt sich in reichen Gestaltungen; wir können daher nicht anders, als das in Rede stehende Büchlein, als einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Poesie im Norden, recht herzlich anempfehlen und bedauern, daß der talentvolle Forscher seine Arbeit nicht selbst vollenden konnte. — Die Auflage ist für den Werth des Wertes zu mittelmäßig.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 3. Februar zum ersten Male: „Der Kerker von Edinburgh.“ Romantische Oper in 3 Aufzügen nach W. Scott von Scribe und Planard, Musik von Caraffa.

Das Buch ist dem herrlichen Roman: „Das Herz von Midlothian“ entnommen, möglichst verworren und unverständlich, doch nicht ohne Gelegenheit zur Darstellung musicalischer Affecte zu bieten — der ungenannte Übersetzer hat mit seiner Bearbeitung eben kein Meisterwerk geliefert. Was die Composition anbelangt, so erscheint dieselbe als das Product eines tüchtigen Meisters, wacker gearbeitet, hie und da characteristisch, schön instrumentirt, nicht arm an gefälligen Motiven und in einigen Parthien dankbar und effectvoll; mehrere Nummern, wie gleich im ersten Acte ein Duett der Sara und Jeanie, sämtliche Gesangstücke der ersteren, das Strophenlied Tom's; im zweyten Acte das komische Duett und Terzett, das imposante Finale mit dem ergreifenden Schlummerliede, die meisten Stücke des dritten Actes, zeugen von Kenntniß der dramatischen Wirksamkeit und der contrapunctischen Vortheile; doch, irren wir nicht, so fehlt der eigentliche Götterfunke Genie, welcher aus den heterogenen Elementen ein ergreifendes, in sich abgeschlossenes Kunstwerk zu bilden, und durch seinen eigenthümlichen Zauber hinzureißen vermag. Caraffa suchte diesen Mangel durch allerley blendenden Flitter im Accompanement, durch eine besondere Instrumentirung u. dgl. zu ersetzen, welche in der That bisweilen einen Anstrich von Originalität besitz; allein damit ist jenes Gebrechen nur bemäntelt, ohne daß ein genügender Ersatz dafür geboten würde, und die Musik dieser neuen Oper dürfte daher, so werthvoll sie sich mehrertheils darstellt, wenigstens keinen Anspruch auf Auszeichnung zu machen haben, besonders da der Componist mit der Benützung fremden Eigenthums nicht sehr gewissenhaft war. Insofern man aber in der Kunst auch einer sonst schätzbaren Leistung, von der Originalität abstrahirend, die verdiente Geltung angedeihen läßt, kann die jüngste Novität der Josephstädter Oper als eine in vielen Rücksichten interessante und ansprechende Erscheinung empfohlen werden, deren Aufnahme günstig war und noch beifälliger gewesen seyn möchte, hätte die Lösung dieser Aufgabe nicht das Vermögen der meisten Mitwirkenden überwogen. Die erste Aufführung fand zum Benefice der gefeyerten Gastsängerinn Mad. Kraus:Wranißky Statt, deren klangvolle markige Stimme, musicalische Sicherheit und classischer Vortrag die Glanzpunkte der Vorstellung waren; jede Nummer der Künstlerinn war ein neuer Triumph. Es ist kaum möglich, mit schönerer Intonation, lebendigerem Rhythmus, geschmackvollerer Coloratur und ergreifenderer Wärme zu singen, als wir es von Mad. Kraus:Wranißky hörten, deren Leistung für sich hinreicht, um dieser neuen Oper die Theilnahme des Publicums zu sichern. Übrigens lag in dem Spiele der Künstlerinn so viel Wahrheit und Studium, daß die Wirkung unverkennbar befördert werden mußte. Nächst ihr erfreute sich Hr. Illner (Tom) der beyfälligsten Anerkennung, und die Art, wie er seine humoristische Rolle in Gesang und Spiel durchführte, bewies neuerdings, daß die Direction an ihm ein sehr brauchbares Opernindividuum gewonnen habe. Mit den andern ziemlich undankbaren Parten, waren die H. H. Dobrowsky, Koch und Baum, die Ulles, Nordheim und Neu betheilt; sie leisteten ihr Möglichstes, was, namentlich von Seite der Ulles, Nordheim, eben nicht viel war. Hr. Dobrowsky wird gut thun, seine Aussprache besser zu überwachen, denn wir hörten jedesmal „Schmärz“, „Arz“, letzteres sollte „Herz“ lauten; allein Hr. Dobrowsky dispensirt sich vom h. Chöre und Orchester thaten ihre Schuldigkeit, die Schlussdecoration Neefe's enthusiastisirte; die ganze Ausstattung machte der thätigen Direction Ehre.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 10. Februar 1835.

18

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl., 12 kr. halbes u. 24 fl., 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Dem allverehrten Landesvater

zur diesjährigen Feyer seines Geburtsfestes.

Drey Blümchen weih'n wir Dir, morgenschön;

Sie schmücken die Pfade des Lebens.

Doch Thälern entsprossen sie nicht und Höhn;

Dort suchst Du sie ewig vergebens.

Sie blüh'n, verschwifert durch heiligen Bund,

In unserer Herzen tiefinnerstem Grund.

Die Weisheit schreitet im Sternengewand

Voran Dir auf schimmernden Bahnen;

Ihr folgend lenkst Du mit kräftiger Hand

Die Zügel des Reiches der Ahnen.

D'rum bringet der Deinen beglückte Schaar

Dir freudig das Blümchen „Verehrung“ dar.

Wohl dräut den Völkern von nah und fern

Manch düst'rer Wolken Gewimmel;

Doch freundlich glänzet des Friedens Stern

An Ost'reichs heiterem Himmel.

Es ist Dein Werk, und mit Rührung beut

Dir Jeder das Blümchen der „Dankbarkeit.“

Und der schönste Juwel, der die Krone Dir schmückt,

Ist der Deinen kindlich Vertrauen.

Denn wen hat je noch die Hoffnung berückt

In Noth Dich als Vater zu schauen?

D'rum schmiege sich ewig mit Himmelslust

Das Blümchen „Liebe“ Dir an die Brust.

Das sind die drey Blümchen, morgenschön,

Der Schmuck auf den Pfaden des Lebens.

Zwar Thälern entsprossen sie nicht und Höhn;

Dort suchst Du sie ewig vergebens.

Doch werden sie stets Dir im Jugendgrün

Aus unseren Herzen entgegenblüh'n.

C. Fr. Furlani v. Felsenburg.

D e r B a l l.

(S c h l u ß.)

Mitten in diesem Erfolge meiner Liebenswürdigkeit, zwischen die süßesten Hoffnungen erwachender Liebe, die von unvermutheter Erwiederung einer strahlenden Schönheit sanft erwärmt wurden, trat ein störender Ballgast auf mich ein. Es war Vom b st, einer meiner literarischen, mir übrigens sehr werthen Freunde. Er war nicht modisch gekleidet, hatte die verzweifelte Miene eines Stubensitzers, einsamen Spaziergängers und Kaffehausbesuchers, der sich in der feinern Welt langweilt; der Himmel weiß, durch welchen Zufall er in diese Gesellschaft gerathen war. „Gott zum Gruß, Freysingen, was machst du hier?“ sprach er und streckte mir die Hand mit dem abgenutzten Handschuh entgegen.

Ich erwiderte ihm ein paar freundliche Worte und wandte mich zur Frau von Ger n heim, der ich eben etwas erzählte, das sie sehr anzuziehen schien. Aber ihre Miene war plötzlich ganz verändert und aus den Zügen des Gesichts, die eben Freundlichkeit, Vertraulichkeit, Mütterlichkeit gelächelt hatten, starrte Befremdung und Entfremdung. Der unglückselige Vom b st, der sich in der Nähe der Damen nicht wohl befand, wandte sich zu mir mit den Worten: „Hör', Freysingen, ich wollte dir ein paar Worte über deine Novelle sagen, aber ich sehe du bist zerstreut; also ein andermal davon.“ Er ging und gleich hinter ihm stand Frau von Ger n heim auf und ich bemerkte, daß sie einem jungen Manne, demselben, mit dem Clara bey meinem Eintritte getanzt hatte, einen Auftrag gab, der an Vom b st gerichtet schien. Der Bothe ging, und Frau von Ger n heim blieb stehen, als erwartete sie seine Rückkunft und Antwort.

Ich wandte mich nun zu Clara, aber auch hier, welche Veränderung!

Sie saß in sichtbar peinlicher Verlegenheit, spielte mit ihren Handschuhen, hatte den Blick zu Boden gesenkt und erhob ihn nur zu Zeiten verstohlen zur Mutter, als erwartete sie von ihr irgend eine wichtige Entscheidung und nothwendige Bestimmung. Zurück von der Mutter kamen auch allerley Handzeichen und Augenwinke, als eben so viele stumme Anweisungen des Verhaltens. Ich saß, wie eben erst in Wonne, so jetzt auf Kohlen, indes der junge Mann den erhaltenen Auftrag ausführte und eilig wiederkehrte. Er schien eine peinliche Vermuthung der Frau von Ger n heim leise zu bestätigen; ihre Züge behielten gegen mich den Ausdruck der Kälte, ja sie erstarrten noch mehr. Sie kehrte indes zu ihrem Sitze zurück, setzte sich aber so nieder, daß sie mir fast den Rücken zuwandte, und fing mit ihrer Nachbarinn rechts ein Gespräch an. Vergebens bemühte ich mich an demselben Theil zu nehmen, meine Reden wurden überhört oder blieben unberücksichtigt.

Zu bestürzt war ich, um mich sogleich in diesen neuen Zustand zu finden, und so behielt ich meinen Platz. Da wandte sich plötzlich Frau von Ger n heim zu mir und sagte, meinen Namen mit besonderm Nachdruck aussprechend, wahrscheinlich damit Clara ihn desto besser vernehme: „Ach bester Herr von Freysingen, ich sehe die Frau von Wallheim auf mich zu-

Kommen, seyn Sie so gut, ihr für einen Augenblick den Platz neben mir zu überlassen. Ich habe die würdige Dame um etwas Nothwendiges zu ersuchen.“

Da in demselben Augenblicke die Musik der Quadrille begann, und die Paare sich zu diesem Tanze stellten, drehte ich mich zu Clara, um sie in den Kreis zu führen. „Ach, werther Herr von Freisingen,“ sagte sie, „nehmen Sie es mir nicht übel, so eben erinnere ich mich, daß ich diesen Tanz meinem Vetter dem Rittmeister zugesagt habe, noch ehe Sie gekommen waren. Sehen Sie, da wartet er auf mich.“ Mit diesen Worten hüpfte sie fort zum Vetter, dem mehrmals beschriebenen jungen Manne, und ging mit ihm zum Tanz.

„Gütiger Himmel!“ dachte ich bey mir selbst, „erhalte mir meinen Verstand oder besser, öffne ihn mir, damit ich das alles verstehe und begreife!“ So viel sah ich indeß ein, daß mein Name, den Bombst wiederholt genannt hatte, den ersten mir widerwärtigen Eindruck auf die gütige Mutter und die schöne Tochter hervorgebracht. „Besteht denn etwa,“ grübelte ich weiter, „eine Erbfeindschaft zwischen den Familien von Gernheim und von Freisingen, wie zwischen den Montagues und den Capulets in Shakespeares Trauerspiel? Aber dann,“ setzte ich still seufzend hinzu, „ist Clara keine Julie und ich lange nicht der glückliche dieses Hinderniß überwindende Romeo!“

Im Tanzsaale ward es mir bey diesen Betrachtungen zu eng; ich beschloß Strahlberg aufzusuchen, um bey ihm Rath und Trost zu erwerben. Ihn fand ich in einem Nebenzimmer, wie er eben nach geendigter Whistparthie vom Kartentisch aufstand. Er hatte gewonnen und war in der besten Laune. „Es ist Schade,“ begann ich, „daß Sie, mein immer gütiger und um mich besorgter Freund, mir nicht einen Wink über die Mißhelligkeit gegeben haben, die zwischen den Familien Gernheim und Freisingen, ich meine hier die freyherrliche Linie, Statt findet. Vermuthlich ist es ein kostspieliger, langwieriger Rechtsstreit über einen bedeutenden Gegenstand, der hiezu die Veranlassung gegeben?“

Strahlberg sah mich mit großen Augen an. „Ich verstehe dich nicht, lieber Ferdinand,“ sprach er. „Was für eine Mißhelligkeit und welchen Rechtsstreit meinst du denn?“

Ich erzählte, erklärte und bedauerte zuletzt, daß mein Name, von Bombst ausgesprochen, eine so unselige Wirkung hervorgebracht hatte. „Vermuthlich,“ schloß ich, „war derselbe, als Sie mich vorstellten, nicht recht verstanden worden.“ Strahlberg fing jetzt unmäßig an zu lachen, und es dauerte selbst eine Weile, bis er zusammenhängend sprechen konnte: „Mein guter Junge,“ sagte er endlich, „aus einem kleinen, unschuldigen Scherze ist da eine ganze, köstliche Geschichte geworden, die du zu einer Novelle verarbeiten kannst. Wisse denn, daß vor zwey Tagen der junge Baron von Freisleben, Nefte des ***schen Gesandten, angekommen ist. Er ist hier noch gänzlich unbekannt, aber man weiß von ihm, daß er eben volljährig geworden und in den Genuß der väterlichen Güter getreten ist, deren Einkünfte an hunderttausend Gulden zwanziger betragen. Stell' dir nun vor, was das für ein Freyer ist! Ich hatte der Frau von Gernheim heute Morgen

gesagt, daß ich Freisleben auf ihren Ball mitbringen würde. Der zerstreute junge Mann, um den man sich überall reißt, ist mir indeß nicht zu Gesicht gekommen. Als ich an seiner Statt dich aufführte, fiel es mir plötzlich ein, dich Baron Freisleben zu nennen. Es ist nur ein Scherz, dachte ich, und nachher lachen wir darüber. Ich sage, ich hätte mich versprochen. Freisleben und Freisingen ist ja beynahe derselbe Name.“

Ich stand ihm gegenüber schweigend; Betretung, Schmerz, etwas Menschenhaß regten sich in mir.

„Nun, nun, ohne Groll, lieber Ferdinand,“ sprach er, und streckte mir die Hand entgegen, „von einem Jugendfreund deines Vaters, der dich oft als kleines Bübel auf den Händen getragen und dich noch von Herzen lieb hat, kannst du einen, vielleicht unbedachten, aber doch nicht übel gemeinten Scherz vertragen.“

„Ach, nicht gegen Sie, mein gütiger, väterlicher Freund,“ seufzte ich, „lodert schmerzlich mein verletztes Gefühl auf. Ihnen bin ich eher Dankbarkeit schuldig für eine unvermuthet erworbene, aber immer nützliche Lebenserfahrung. Es ist vielmehr die Welt, es sind die Menschen, die jämmerliche Macht vergänglicher Verhältnisse, wenig werther Vorzüge ...“

„Halt, halt, nur keine Misanthropie — die schickt sich nicht und hilft zu nichts. Der ungeheure Gegenstand, über den du die Klage anfängst, läßt sich so kurz vor Tagesanbruch und vor dem Zubettgehn nicht mehr gehörig und gründlich abhandeln. Wir leben doch, wie sie auch seyn mag, noch immer in der besten Welt. Nun, guter Junge, suche deinen Hut und laß uns nach Hause fahren.“

„Nach Hause?“ fragte ich, „Fräulein Clara hat mir noch den Cotillon zugesagt und ich weiß nicht, ob ich schon ...“

„Wortrefflich, lieber Ferdinand, so ist's recht,“ rief Strahlberg, „ich sehe, daß Groll und Feindschaft in deinem dichterischen Herzen nicht tiefe Wurzel schlagen. Nimm die Welt, wie sie genommen seyn will, und du greiffst meist nach glatten, weichen Stellen und schneidest dich selten. Nur immer so — das ist die rechte Weise. Keine Wuth, keine Verzweiflung, wo Mitleid, Achselzucken und Lachen ausreicht. Aber den Cotillon laß nur im Stich, der ward ja auch dem von Freisleben und nicht dem von Freisingen versprochen!“

Er zog mich fort und brachte mich in versöhnter Stimmung nach Hause. Als ich in mein vom Monde erhelltes Zimmer trat, fiel mein Blick zuerst auf Maria's Fenster. Dort waren die Vorhänge herabgezogen, aber mein geistiges Auge drang hindurch und leuchtend sah ich Mariens sanftes Bild, ruhend auf dem Lager der Unschuld, fern von dem betäubenden Wirbel der Welt, in welchem in demselben Augenblicke Clara noch umhergaukelte.

Die Tage vergingen, wurden zu Wochen, aber die Einladung zum ländlichen Ball in Hieking lief bey mir nicht ein. Frau von Gerneheim hat sich überhaupt nie das Vergnügen gegönnt, mich auf überraschende Ausflüchte von Hieking über St. Weit ins Gebirge aufmerksam zu machen, indessen entfremdeten wir uns, nach der einmal gemachten Bekanntschaft, nicht gänzlich. Ich ward zu mehreren ihrer Thee's und Unterhaltungen gezogen, und spielte dabey eine Rolle ungefähr wie Bombs, nur daß ich mich von ihm durch

einen modischen Frack und eine besser gefaltete Halsbinde unterschied. Es fehlte übrigens von Seiten der Hausfrau nicht an einer gewissen huldreichen Freundlichkeit, und als ein Jahr nach dem verhängnißvollen Valle die schöne Clara sich mit dem reichen, bejahrten General von B*** vermählte, ward ich von der Mutter aufgefordert, zu der Feyerlichkeit ein paar Stangen zu dichten, die, auf rosenrothes Papier zierlich geschrieben, von Clara eine Zeit lang in ihrem reich gebundenen und mit kostbaren Gemmen verzierten Album verwahrt wurden. Als dieß geschah, saß die liebevolle blonde Marie schon seit zwey Monaten als meine Gattinn mit ihrem Nähkästchen an meinem Fenster.

R. von S. l. . t.

Die Preisvertheilungen in Frankreich.

Wir sind nun in der Zeit der Schulfeste und Schulferien. In dem kleinen Dörfchen in den Pyrenäen und in den glänzenden Instituten von Chailot, in den Primarschulen und in den Waisenhäusern gibt es für die Jugend Kränze und Preise, Lob und Freude. Auch in den großen königlichen Collegien von Paris und Versailles hat nach dem Universitätsgebrauche die große, öffentliche Preisvertheilung Statt gefunden.

Um eilf Uhr waren die Säle der Sorbonne mit einer glänzenden, zahlreichen Gesellschaft angefüllt. Die Tribunen waren voll eleganter, wie zu einer Opernvorstellung geschmückter Damen. Der Mittelraum des Saales füllte sich bald mit dem Personale sämtlicher königlichen Collegien und Facultäten, die feyerlich ihren Einzug hielten, vorangeschritten von ihren Thürstehern mit goldnen oder silbernen Kolben, auf deren Spitze der gallische Hahn krächte!

Sodann erschien der königliche Universitätsrath, getreu dem Sprichworte: „Die Pünctlichkeit ist die Höflichkeit der Könige,“ und nahm auf zwey scharlachsammtnen, goldverzierten Canapes Platz. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes Guizot erschien in einer glänzenden Ministeruniform und nahm den Lehnstuhl ein.

Man bemerkte den berühmten Cousin, jedoch ohne den Hermelinmantel, welchen seine Collegen trugen.

Die Königin und die Prinzessinnen wohnten in einer besondern Loge der Sitzung bey, die jungen Prinzen nahmen unter den Jünglingen auf den Schulbänken Platz.

Der Präsident der Deputirtenkammer, Dupin, nahm dem jetzigen Minister Guizot gegenüber Platz, was einige Leute zu belustigen schien. Der Präfect der Seine, Graf Rambuteau, ein großer Kinderfreund, fehlte nicht.

Die eigentliche Feyer begann mit einer lateinischen Rede des Professors Lemaire, worin er die classischen Studien hervorhob und vorzüglich den wohlthätigen Einfluß der lateinischen Sprache auf unsere Schulbildung zu erklären suchte.

„Bey der Wiedergeburt der Wissenschaften,“ sagte er, „war das Lateinische meist ein materielles Wortstudium; später, als das Materielle der lateinischen Sprache begründet und erläutert war, wurde das Studium der römischen Autoren ein Geschmacksstudium, und ist jetzt in unsern Zeiten ein Geschichtstudium geworden, das uns Kunde gibt von den Sitten und Gebräuchen und Verfassungen der Vorzeit.“ — Dieser in gutem Latein, aber ziemlich mittel-

mäßig aufgefaßte Vortrag' wurde auch von denen bedeutend applaudirt, die wahrscheinlich kein Wort Latein verstanden.

Nach dem Professor Lemaire nahm der Minister Guizot das Wort und empfahl den jungen Leuten ein ernstes Studium der classischen Autoren, strenge Moralität und Religion. Die Rede war gehaltvoll, die Form untadelhaft, der Vortrag des großen Redners werth, aber das waren keine Worte, die ein jugendliches Herz bewegen und erheben an einem solchen Tage, dem schönsten in der Schulzeit, wo der Lorbeerkranz das junge Haupt erwartet, und wo ringsum Mütter und Väter, Schwestern und Angehörige auf den Namen horchen, den der Preisvertheiler hervorrufen wird aus dem jugendlichen Schwarm.

Die Preisvertheilung beginnt! — Es ist eine gar liebliche Feyer, die Mütter weinen Thränen himmlischer Rührung und inniger Liebe, wenn das Kind dahintritt und der Kranz auf das junge Haupt gedrückt wird, und die Trompeten schmettern und die Pauken wirbeln, und die Jugend Beyfall jauchzt und der Knabe verklärt dasteht, voll Selbstgefühl, und edle Gedanken in seinem Herzen wogen. Sein erster Blick sucht die Mutter, er sinkt in ihre Arme, und wird umschlungen von Mutterliebe und Muttersegen, und es schlagen für einige Augenblicke zwey glückliche Herzen in der Schöpfung.

Ein Knabe ist aber unter allen Siegern in dem Wettringen geistiger Fähigkeiten bey diesem Feste vorangegangen; der Zögling des Rollin'schen Collegiums, denn er empfing 5 Preise und 1 Accessit. Einen ähnlichen Triumph haben die Annalen der Preisvertheilung noch niemals verkündet. Glückselig preise ich die Mutter eines solchen Knaben, und möge die Zukunft alle die goldnen Hoffnungen ins Leben treten lassen, die ein solcher Jugendfleiß verspricht.

Auch die beyden jungen Prinzen, der Herzog von Aumale und der Kleine Herzog von Montpensier, haben, ersterer einen Preis, letzterer ein Accessit erhalten. Aber nicht allein in den französischen Schulen, sondern auch in der ägyptischen Schule haben sich die Kinder des Orients nicht minder trefflich bewährt als unsere europäische Jugend. Unter allen Knaben aber der seit einigen Jahren bestehenden ägyptischen Schule zeichnet sich vorzüglich Ahmed Tahil durch seine mathematischen Kenntnisse aus. Der junge 17jährige Araber ist im Dorfe Benha el Abol in Niederegypten geboren und für das Ingenieurcorps der Marine des Vicekönigs bestimmt. In Gemeinschaft mehrerer anderer junger Araber hat er als Stadtschüler an dem Lehrkursus der berühmten polytechnischen Schule Theil genommen, und bey der Bewerbung der polytechnischen Schüler sein Examen öffentlich abgelegt. Er antwortete mit großer Fertigkeit in französischer Sprache auf alle Fragen, welche ihm über Arithmetik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Gleichungen aller Grade u. s. w. von seinem Examinator, dem Baron Raynaud, vorgelegt wurden, vorzüglich bewandert zeigte er sich in der algebraischen Analysis. Professor Sturm war sein mathematischer Lehrer. Ahmed verspricht also einen guten Ingenieur für sein Vaterland. Drey seiner Cameraden haben gleichfalls ihre Studien in der polytechnischen Schule vollendet und kehren jetzt nach Egypten zurück, um bey den großen Canalbauten, die der Vicekönig in Ausführung bringen will, nützlich mitwirken zu können. Drey wackere junge Egyptier werden sich zum Aufnahme-Examen in der polytechnischen Schule melden, zehn Orientalen beschäftigen sich mit mathematischen, zwölf mit medicinischen Studien und sämmtlich mit vielem Erfolge.

Orient und Decident reichen sich also freundschaftlich die Hände; die Wissenschaften vereinen was die Meere getrennt, denn Jedermann will in unsern Tagen Zeugniß ablegen von seinen Fähigkeiten und sich hervorthun durch geistige Thätigkeit.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 24. Jänner zum ersten Male: „Der Wahnsinnige auf der Insel San Domingo.“ Oper in zwey Acten, von Ferretti, nach Cervantes. Musik von Donizetti.

Die italienischen Operndichter machen mit ihren Texten wenig Umstände, das ist eine bekannte, hundertmal besprochene aber eben so oft vergeblich besprochene Thatsache. Im Grunde genommen liegt auch wenig daran, ob sie es sich in dieser Hinsicht leicht oder schwer machen, zgenug, wenn sie ihren musicalisch-dramatischen Zweck in der weitesten Bedeutung des Wortes erreichen, und so zwar, daß der Zuschauer über den Eindruck des Ganzen vergißt, mit dem Dichter wie mit dem Componisten einzeln abzurechnen. Die heutige Oper nimmt diesen Ausgleichungs- oder vielmehr Abfindungsprozeß ganz besonders in Anspruch, zumal da wir doch nothwendig voraussehen müssen, daß der Dichter nicht ohne eine ausdrückliche, specificirte Bestellung von Seiten des Componisten sich mit diesem Texte befaßt haben würde. Von einer Handlung oder gar einer Verwicklung kann hier wohl nicht die Rede seyn, denn das Ganze reducirt sich auf eine einzige Scene, das Zusammentreffen einer treulosen Frau mit ihrem Gatten, einem armen Wahnsinnigen, der uns selbst erzählt, daß er über die Untreue seines Weibes verrückt geworden, der aber durch ihre Reue erweicht, von seinem Wahnsinne geheilt und natürlich am Ende mit ihr versöhnt wird. Die Schilderung dieses Seelenzustandes nun (auf den es, wie aus dem Ganzen hervorgeht, zunächst abgesehen war) mag allerdings in dem Bereiche musicalischer Mittel liegen; die Erfahrung hat es bewiesen, und mehrere, vielleicht die schönsten Stellen der heutigen Oper haben es bestätigt. Allein diese musicalische und dramatische Verwendbarkeit des Wahnsinns kann doch immer nur für einzelne Momente oder Scenen gelten, welche dadurch, nach vorangegangener Steigerung, zur höchsten Wirksamkeit gelangen mögen; als permanenter Gemüthszustand aber durch eine ganze dramatische Handlung und, wie hier, durch zwey ziemlich lange Acte, beynabe ohne Unterbrechung oder Abwechslung fortgesetzt, muß er eine Monotonie herbeiführen, die künstlerisch eben so ermüdend wird, als sie psychologisch unerfreulich, ja peinigend war. Natürlich gibt es bey einem so ganz dürftigen Stoffe, wie der vorliegende, kein anderes Mittel, diese trostlose Einförmigkeit zu verbessern, als die Einmischung allerley fremder oder gar spasshafter Allotria; allein das Mittel bleibt, obwohl es das einzige ist, immer ein gefährliches, und wenn nun obendrein der komische Beyfaß so unglücklich ausfällt, wie das doch von dem spasshaften Sklaven Kaidama nicht anders gesagt werden kann, so ist das Mittel offenbar noch schlimmer als die Krankheit selbst. Schlechte Späße nehmen sich gesprochen schon übel genug aus, gesungen aber und nun gar mit den Ergießungen des bittersten Herzeleids, des größten menschlichen Elends zusammengepaart, klingen sie beynabe wie ein verhöhnendes Echo und zerstören die Wirkung des Ernstes sammt der Theilnahme des Zuhörers. Abgesehen indessen von dieser Bemerkung, welche die Oper im Ganzen, sowohl von Seiten des Textes als der Musik betrifft, finden sich in dieser Composition einzelne Stellen, welche von großer, man möchte fast sagen, tragischer Tiefe des Tonsehers zeugen. Diese Eigenschaft besitzt Donizetti überhaupt, wäre er nur überall wo er wahr ist, auch eben so schön, und umgekehrt, da wo er schön ist, auch eben so wahr, so würde er sicherlich nicht bloß als ein glücklicher und begabter Nachtreter Rossini's gelten. So aber opfert er die Wahrheit der Empfindung nicht selten einer klingelnden musicalischen Phrase auf, während er auf der andern Seite sich in eine halsbrechende Leidenschaftlichkeit verstreigt, bey der man höchstens den Muth des Sängers, aber nicht mehr die Schönheit der musicalischen Schöpfung bewundern kann. Zu den vorzüglichsten Stellen der Oper gehört im ersten Acte das sehr hübsche Lied, mit welchem der wahnsinnige Cardenio aus den Felsen hervortritt, dann das Duett zwischen ihm und Kaidama, welches, bloß musicalisch genommen, ohne Rücksicht auf die oben bemerkte höchst störende Mischung des Lappischen mit dem Tragischen, viel Verdienstliches enthält. Hierauf zeichnet sich besonders die Erzählung Cardenio's von seinem Unglück im Duett mit Bartolomeo aus; dieser Stelle schließt sich ein Quartett und gleich darauf ein Sertett an, welches unstreitig das wirksamste und kunstvollste Musikstück der ganzen Oper genannt werden kann. Das darauf folgende Finale ist kräftig, charakteristisch, obwohl lärmend, beynabe betäubend. Der zweyte Act, der wohl überhaupt der

schwächere seyn mag, bietet außer dem Duett Cardenio's mit Eleonora, einem eben so tief als geistreich gedachten Musikstücke, weniger Erhebliches dar. Die Arien Eleonora's und Fernando's in beyden Acten, sind überaus schwierige, sogar brillante, aber nicht dramatisch wirksame Concertstücke, bey denen die Menschenstimme nur als Instrument, nicht als Organ der Empfindung behandelt ist. — Was die Neuheit und Originalität der vorliegenden Musik betrifft, so drängen sich dem Zuhörer allerley Betrachtungen auf, welche, genauer verfolgt, zu Resultaten ganz eigener Art führen würden. Der Anklang an andere neu-italienische Compositionen, namentlich an Bellini'sche und vor allen an die „Norma“ des genannten Meisters, ist so unverkennbar, daß selbst ein wenig geübtes Ohr von Erinnerungen aller Art heimgesucht werden muß; und dennoch geht aus zuverlässigen italienischen Theaterberichten hervor, daß Donizetti's „Furioso“ vor der Bellini'schen „Norma“ geschrieben und zwar für Rom geschrieben wurde, welche letztere Angabe noch durch die Abwesenheit der Frauenchöre bestätigt wird. Ob nun diese Übereinstimmen in mehr als einer Stelle ein bloßes zufälliges Zusammentreffen derselben musicalischen Ideenfolge, oder was es mit dem hier oder dort verübten Plagiate für eine Bewandniß habe, muß die Zeit und eine strengere Untersuchung, als wir hier im Stande sind anzustellen, darthun. — In Betreff der Darstellung wird aus dem Vorangefickten sich ergeben, daß die Wirkung des Ganzen in der Rolle der Hauptperson concentrirt, und gleichsam von ihr, abhängig gemacht ist, wie denn auch die Berichte aus Italien das Schicksal dieser Oper der mehr oder minder glücklichen Ausführung dieser Hauptpartie bemessen. Für unsern Wild war diese Parthie eine, wie man sagt, gefundene, denn wir wissen kaum eine zweyte, in welcher er alle seine Mittel mit so glänzendem Erfolge anwenden könnte. Ursprünglich für den Bariton geschrieben, bewegt sie sich, nach einigen wenigen, für Wild's Organ nothwendigen Modificationen, durchaus in der Tonregion, in welcher dieser Sänger noch immer so unübertrefflich ist. Die tiefgefühlte Einfachheit seines Vortrags, das Enthalten von allen Falsch- und Kunstschönheiten, das wahrhaft großartige Spiel machen Hrn. Wild's Darstellung als Cardenio zu einer der schönsten Leistungen, die wohl gegenwärtig auf der deutschen Opernbühne gefunden werden. Das Duett im ersten Acte, wo Cardenio die Geschichte seines Unglücks erzählt, dann die Scene im zweyten Acte, wo der Wahnsinnige sich erst blind, dann im Arme seines Weibes wieder geheilt wähnt, sind unvergleichliche und unvergessliche Momente. Unser Publicum erkannte das Treffliche der Leistung, wie sie es verdiente. Von den übrigen Parthien ist schon oben die Rede gewesen. Mad. Ernst sang die ihr zugetheilten Musikstücke mit ihrer gewohnten Bravour, konnte aber aus der Rolle selbst nicht mehr machen, als eben darin liegt. Eben so auch Hr. Binder, der sich als tüchtiger und fester Sänger zu oft bewährt hat, als daß er für die undankbare Schwierigkeit seiner Aufgabe verantwortlich gemacht werden dürfte. Hr. Forti suchte die durchaus verunglückte Rolle des Sklaven Kaidama, so viel in seinen Kräften stand, zu beleben, konnte aber gegen die Unmöglichkeit wenig ausrichten. Eine angenehme Erscheinung, auch musicalisch verdienstlich war Mlle. Chnes als Marcella; genügend Hr. Seipelt als Bartolomeo. Orchester und Chöre behaupteten sich in ihrer alten würdigen Stellung. Die Ausstattung des Ganzen an Decorationen und Beywerken verdient Anerkennung.

(Mit Nr. 6 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 12. Februar 1835.

19

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Perle.

(Zur Feiher des 12. Februar 1835.)

FrancisCVs AVgVstVs fIDeLis AVstrlae fVLgens Margarita.

Oesterreich hat eine Perle,
Einzig so an Werth, als Glanz;
Diese köstlichste der Perlen
Ist der Vatername Franz! —
Sendet alle Taucher nieder
In der Weltgeschichte Meer,
Und sie bringen keine zweyte
Von so mildem Feuer her!

Mit den Fäden des Gefühles
Schmiegte, warm und inniglich,
Bied'rer Völker Lieb' und Treue
Um die heil'ge Perle sich;
Hielt sie täglich enger, fester,
Unauflöslicher umspannt,
Eine sich're Muschel bildend,
Um das theure Segenspfand.

Mag das Meer, ein heit'rer Spiegel,
Unbewegt und friedlich steh'n;
Oder, rings umkreuzt von Vliken,
Wild in hohen Wogen geh'n:
Treu bewahrt von dieser Muschel,
Die kein Sturm zertrümmern kann,
Wird die Perle sanft sich wiegen
Auf der Zeiten Ocean.

Manch' Jahrhundert wird verrauschen,
Mancher helle Stern verglüh'n,
Manches Schwert in Staub zersplittern,
Mancher Siegeskranz verblüh'n;

Zur Vergangenheit sich flüchten
Wird die ärm're Zukunft dann,
Und bey ihr ein Kleinod suchen,
Das den Glauben stützen kann.

Und den Tauchern wird man sagen:
„Taucht in der Geschichte Meer,
„Bringt uns endlich einmal wieder
„Ein erfreulich Kleinod her!“
Und die Taucher werden tauchen
In der Zeit krySTALLnen Schooß,
Und sie lösen eine Muschel,
Von besond'rer Größe, los.

Und die Muschel wird sich öffnen,
Und in ihrem festen Kranz
Wird sich eine Perle zeigen,
Einzig so an Werth, als Glanz;
Und die Sage von der Perle
Wird da geh'n laudauf, landab,
Und die Zeit gesegnet werden,
Die der Welt solch Kleinod gab. —

Darum glänze, theure Perle,
Glänze, Friedensstälisman!
Wiege dich, von Lieb' umschlossen,
Friedlich durch den Ocean!
Strahl' am Busen eines Volkes
Ohne Falsch und ohne Hehl,
Noch durch lange, frohe Zeiten,
Als sein köstlichstes Juwel!
Prof. Joh. Gabr. Seidl.

Wanderungen durch Stalien.

(Von Anton Langerhans.)

Eine Conversation in Rom.

*O Rome! My Country! city of the soul!
The orphans of the heart must turn to thee.*

Ich war den ganzen Tag über herumgewandert auf dem Grabe der Niobe der Reiche; als ich spät am Abende nach Hause kam, ward mir, mit andern Briefen und Karten, auch eine Einladung zu der Soirée der Frau von St... überreicht. Frau von St... machte zur Zeit meiner Anwesenheit zu Rom eines, wenn auch nicht der glänzendsten, doch gewiß der interessantesten Häuser der Stadt; ein Mal jede Woche versammelte sie alles um sich, was jene an berühmten, gelehrten, oder überhaupt merkwürdigen Männern oder Frauen gerade aufzuweisen hatte, man konnte immer mit Zuversicht darauf rechnen, Leute, die kennen zu lernen gar sehr der Mühe sich verlohnte, bey ihr anzutreffen. Dieß wohl beherzigend, eilte ich mit meiner Toilette so viel ich konnte, dessen ungeachtet gehörte ich zu den letzten, die ankamen. Ich fand die Gesellschaft gruppenweise im Saale vertheilt; einige standen in der Mitte des-

selben gerade unter dem Kronleuchter, um einen Tisch, auf welchem Journale, Zeitungen und neue Erscheinungen aus dem Gebiete der Literatur lagen; mehrere der Herren machten den Damen die Cour; andere bewegten sich, still für sich beobachtend, oder ihre Beobachtungen leise Anderen mittheilend, langsam durch den Saal.

Ein Bekannter, den ich unter der Menge ersah, diente mir als Cicero-*ne*, er machte mich auf die aufmerksam, welche mir fremd waren. Da gab es Leute aus allen Weltgegenden, Männer erlauchter Geistes, deren bloße Namen mich zu jeder andern Zeit mit freudiger Begeisterung erfüllt haben würden; aber in dem Augenblicke, wo mir das Glück zu Theil ward, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, war mein Herz unfähig ihnen alle die Huldigung zu zollen, auf welche ihre Verdienste ihnen so große Ansprüche gaben. Wehmuth, Trauer erfüllten es, ich fühlte etwas dem Mitleiden, ja dem Bedauern sehr ähnliches gegen die, welche zu bewundern ich von jeher so geneigt gewesen war. Diese undankbare Stimmung überraschte mich, sie that mir weh; lange forschte ich vergebens nach deren Ursache, ich fand sie endlich in der Beschäftigung, der ich den Tag gewidmet hatte; wenn wir von der Morgenröthe bis zur Abenddämmerung unter den Trümmern des alten Roms herumgewandelt sind, deren jede ein Gedächtnißmal einer hohen Vergangenheit, irgend eines ruhmgekrönten Todten ist, so sind wir am Abende schlecht geeignet zur Würdigung moderner Größe.

Drey oder vier Virtuosen näherten sich dem Fortepiano, um einige neue Musikstücke aufzuführen. Durch die Bewegung, die das im Saale veranlaßte, ward ich an die Thüre eines Nebengemachs gedrängt; es war ein kleines, elegant möblirtes, nur von einer einzigen Lampe erhelltes Zimmer. Als ich mich genauer darin umfah, gewahrte ich, daß es die Berühmtesten und Besten, die Elite der Gesellschaft enthielt, die sich in der vom großen Saale am weitesten entfernten Ecke des Zimmerchens um ein Sofa gereiht hatte, auf welchem ein Herr und eine Dame saßen.

Die Dame mochte ungefähr vier und zwanzig Jahre alt seyn, und hatte das den Italienerinnen um diese Lebensperiode gewöhnlich eigene Ansehen der Reife. Die blendende Weiße des Nackens und der Schultern ward durch ein schwarzes Creppkleid noch auffallender gemacht, ihr Gesicht war von bräunlicher Farbe, ohne den leisesten Anflug von Roth, wodurch ein Paar frische, schön geschnittene Lippen einen eigenthümlichen, nicht zu beschreibenden Reiz erhielten. Das dunkle, glänzende, nur von einem dünnen schwarzen Schleyer bedeckte Haar, fiel gescheitelt in nach hinten immer länger werdenden Locken über Stirn und Schultern. Ihr Gesicht war mehr ergreifend als schön, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand, der es je gesehen, im Stande seyn wird es wieder zu vergessen. Die Nase war römisch, das große, schwarze Auge mehr geistreich als feurig, allem Fantastischen, allem was der Mensch Großes und Ungewöhnliches zu denken vermag, schien die freye, edle Stirne zur Heimat angewiesen zu seyn. Hals und Ohren schmückten Perlen von aus-*erlesener* Schönheit und Größe; die Finger der weißen, zarten, aber fast etwas zu großen Hand bedeckten Ringe.

Der Herr, der neben dieser Dame saß, hatte nicht ganz die gewöhnliche Männerlänge, er war sehr regelmäßig und sehr delicat gebaut; obgleich sicherlich über sechzig Jahre alt, bedeckten doch noch dichte, schwarzgraue Locken

ihm Schläfe und Scheitel. Die Stirne war hoch, die Nase trat kühn hervor, das milde, innige Auge überredete mit philosophischer Klarheit, aus jedem Zuge des überaus einnehmenden Gesichts sprach verständige Güte, der zuverlässigste Bürge der höchsten Geistes- und Herzensbildung. Die Dame war Signora B...i, die berühmte Improvisatrice, der Herr, der Bildhauer Canova.

Ich war begierig den Mann kennen zu lernen, der in unsern Tagen einer der schönsten Künste wieder zu ihrer antiken Würde verholphen hat, und drängte mich dem Sofa so nahe als möglich. Die Musik im Saale hatte aufgehört; mehrere der Gäste, unter denen auch einige junge Damen waren, kamen in das Nebenzimmer, um dem Gespräche in Canova's Nähe zuzuhören. Von den Neuangekommenen wurden einige dem gefeyerten Künstler vorgestellt; die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der er sie empfing, sprach unmittelbar zum Herzen; man sah es ihr an, daß sie nicht, wie ein Fest- und Prunkgewand, bloß an Gesellschaftstagen angelegt war, sondern, innig verwebt mit seinem ganzen Wesen, einen Theil seines Selbst ausmachte.

Das Gespräch, welches diese Vorstellungen unterbrochen hatten, schien für die, welche daran Theil genommen, von großem Interesse gewesen zu seyn, denn die Dame auf dem Sofa ward von einigen um sie herumstehenden Herren dringend ersucht, es doch wieder aufzunehmen. Sie ließ sich nicht lange bitten.

„Meines Landsmanns Gedicht,“ sagte sie, „gleich der Erzählung eines Reisenden, der da Bericht erstattet von dem, was er mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, nicht weil er sich hingekissen fühlt von der Schönheit seines Stoffes, nicht in der Absicht, sein Talent als Erzähler glänzen zu lassen, sondern lediglich, weil ihm daran liegt, daß der Leser von dem, was er erfahren, eben so genau unterrichtet werde, als er es selbst ist. Wer, der je die Divina Comedia las, war während des Lesens nicht völlig überzeugt, daß Dante das Flehen der gepeinigten Geister um den zweyten Tod selbst gehört, daß er die düstern Schriftzüge über der Pforte zu den Räumen, in denen die Hoffnung nicht weilt, mit eigenen Augen gelesen, daß er sein Antlitz verborgen vor dem Schreckenshaupte der Medusa, daß er gestohlen vor den Haken Barbariccia's und Diaghinazzo's, daß seine Hand die zottigen Seiten Lucifers berührt, daß seine Füße den Berg der Sühne erklimmt, daß seine eigene Stirne die Berührung des entzündenden Engels gefühlt habe?“

„Der lebendigste Pinsel, der treueste Meißel,“ erwiderte auf diese lange Frage ein Herr aus der Gesellschaft, „ist nicht im Stande mit größerer Wahrheit zu schildern, als Dante's Dichtung es thut; sie ist malerisch im höchsten Grade, dafür geht ihr eine andere, dem, eine andere Welt und ihre Bewohner beschreibenden Gedichte nicht minder unerläßliche Eigenschaft ab, sie ist nicht mysteriös; sie erregt Schauer, aber es sind irdische Schauer, die, obwohl sie dem Grabe entstiegen, nichts an sich tragen vom Jenseits; alles, wodurch sie hervorgerufen werden, ist der Erde verwandt. Die Ruinen des Abgrundes zwischen dem sechsten und siebenten Kreise der Hölle, gleichen den Felsstrümmern, die bey Trient in die Gtsch fielen, in dem Katarakte des Pflgeton erkennt man den Wassersturz von Acqua Cheta bey dem Kloster des heiligen Benedict; und so wie der Ort geschildert wird, wo die Ketzer in bren-

nenden Gräbern festgehalten werden, mag zu Dante's Zeiten wohl der große Kirchhof von Arles ausgehoben haben.“

„Der Maßstab, mit dem Dante gemessen,“ nahm ein anderer Herr das Wort, „ward nicht mit ihm begraben; er ist für uns alle noch bey der Hand. Der Dichter vergleicht das Haupt des Riesengespenstes Nimrod's mit der Kugel auf der Kuppel der Peterkirche, drey lange Deutsche vermochten nicht ihm von der Mitte bis zum Haupthaare zu reichen. In der letzten Abtheilung des Malbolge ist ein Heulen und Jammern, wie es zu hören seyn würde, wenn alle Kranke, die sich vom Monat July bis zum September in den toscanischen Sümpfen und den Hospitälern Sardinien's befinden, in einem einzigen Krankenverschlage eingesperrt wären, und es entsteigt ihm ein Gestank, wie verfaulte Glieder ihn erzeugen.“

„Anders behandelt,“ fiel hier ein Herr ein, den ich seiner Aussprache nach für einen Engländer hielt, „anders behandelt Milton, dessen „Paradise Lost“ das einzige Gedicht moderner Zeit ist, das mit der Divina Comedia verglichen werden kann, seinen Gegenstand. Er gibt die Länge und Breite der Dinge, die er beschreibt, nicht auf den Zoll an, läßt uns nicht schmecken und riechen, wie sie schmecken und rochen, gibt sie uns nicht in die Hand, damit wir ihre Glätte oder Rauheit erproben. — Er spricht zu uns in geheimnißvollen Bildern, wie sie der Seele dessen, dem wohl ein Blick in das Land der Geister, aber kein langer Aufenthalt darin, keine Reise durch dasselbe gestattet wurde, entsteigen müßten. Nur selten berührt er gerade die Seite, von der er will, daß sie anschlage; gewöhnlich greift er eine andere, ihr verwandte, deren Schwingungen die Töne der Nachbarseite wecken. Viele der ergreifendsten Stellen seines Gedichts enthalten, genau betrachtet, nichts als Namen, von denen die meisten nicht einmal besonders wohlklingend oder dichterisch sind. — Dennoch wirken sie auf das Gemüth des Lesers wie Zauberformeln, alle Grabstätten des Gedächtnisses erschließen sich ihnen; ihrer geheimnißvollen Macht gehorchen alle der Erinnerung Gestorbene. Bey dem einen wird uns zu Muthe, wie wir fühlen würden, wenn wir als Männer die Stätte wieder sähen, wo wir als Kinder gespielt, oder wenn fern, fern vom Vaterlande ein Lied der Heimat unser Ohr begrüßte; ein anderer weckt alle classischen Erinnerungen der Schulzeit: er vergegenwärtigt uns die Schulstube, den duntebefleckten, durch Ohren verunstalteten Virgil, er stellt uns den ernstern Rector so deutlich vor die Augen, daß wir dessen Schuhe knarren zu hören glauben; er zaubert uns die Freuden der Ferienzeit, den Besuch im väterlichen Hause, den Gruß der Schwestern aufs Neue vor die Seele; einem dritten erheben die Turnierschranken sich: wir sehen die mit Tapeten und Teppichen behangenen Balcone sich füllen mit schönen Frauen; sie winken mit Schärpen und Tüchern, die Trompeten schmettern, die Ritter, geschmückt mit den Farben ihrer Damen, reiten ein auf prächtigen Rossen. — Nie greift Milton, wenn er beschreibt, durch allzu große Genauigkeit der Phantasie des Lesers vor; in seinem Lazar house hören wir nicht schreyen, gibts nichts zu riechen. Er bedient sich furchtbarer, erhabener Bilder, die noch furchtbarer werden durch den mystischen Schleyer, den er über sie wirft, der Tod eilt von Siechenlager zu Siechenlager, nicht um Glende von ihrem Glende zu befreyn; er kömmt um sie zu höhnen durch seinen Anblick, er hat sich die Verzweiflung als Begleiterinn zugesellt, er raffelt mit seinen Pfei-

len, verweigert aber sie abjudrücken, allem Flehen, allem Jammern zum Troste.“

„Ich bin ein Weib,“ versetzte die Dame, „und zu schwach mit Ihnen um die Palme zu kämpfen, die Sie meinem Landsmanne zu entziehen, und dem Ihrigen zuzuwenden entschlossen scheinen. Doch denke ich, daß, wenn Sie nur das Vergleichen einstellen wollen, Sie gewiß zugestehen werden, daß *Dante's* Werk des großen Rufs, dessen es seit Jahrhunderten genießt, vollkommen würdig ist. Was kann rührender seyn, als des Dichters Zusammen treffen mit *Beatrice!*“

„Nichts — auf Erden,“ erwiderte der Engländer. „*Beatrice* ist ein zartes, holdes Weib, das dem Manne, von dem geliebt zu werden ihm wohlthut, seine Vergehungen mit aller Strenge eines Liebenden, verzeihenden Herzens vorwirft. Die Stelle ist voll des tiefsten Gefühls, bringt aber in des Lesers Herzen nur irdische Regungen hervor, weckt keine Ahnungen von unserer einstigen Heimat über dem Grabe. Es kostet uns einige Überwindung *Dante* auf sein Wort zu glauben, daß seine Todten wirklich todt sind; sie erregen weder Grauen noch Ehrfurcht; wir fühlen, daß, wären wir gerade recht hungrig oder durstig, ihre Gegenwart uns schwerlich abhalten würde, es uns tüchtig schmecken zu lassen.“

„Mir hat es immer geschienen,“ erwiderte die Dame, „daß *Dante*, indem er die Schauspieler seines großen Drama in Lagen darstellt, in die wir alle leicht uns zu versetzen vermögen, gerade das Mittel gefunden, unser Mitgefühl zu erregen, und daß, hätte er sie in das Halbdunkel des Geheimnisses, das Sie zu verlangen scheinen, gehüllt, es ihm schwerlich gelungen seyn würde, uns so tief, so allgewaltig zu erschüttern, wie er es jetzt thut.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Jänner 1835.

Endlich hat die Vernunft wieder einen kleinen Sieg erfochten. Die einflussreichsten Männer haben sich vereinigt, die Neujahrsgratulationen abzustellen und dafür den Armen eine Spende zuzuwenden. Ob es wohl Leute gibt, welche diese Veränderung beklagen? Gewiß! Gab es doch deren genug, die sich über das Wegschneiden der Böpfe und Haarbeutel nicht zufrieden geben konnten, und dergleichen Pöpselmänner finden sich in allen Nuancen und Farben. Bey dem einen wird es *Madame* nicht recht seyn, wenn sie am 1. Jänner ihre Teppiche und Vasen nicht recht vielen Besuchern zu zeigen Gelegenheit hat, bey dem andern mangelt nun der Eherometer der Huldigung von Minderreichen, eine Huldigung, die seinen Hochmuth nährte. Ja wir sind auch so weit mit der Zeit fortgeschritten, daß wir anfangen, das Geld im Kasten nicht mehr als eine Respectsperson zu betrachten, sondern den Reichen nach dem Gebrauche dieses Geldes zu beurtheilen. Gottlob, da fällt denn das Urtheil über so Manchen in Hamburg günstig aus. Nicht selten lesen wir in den Zeitungen, daß man sich fernere Gaben für irgend einen Zweck verbittet, da die eingekommene Summe mehr als genügend der Noth abhilft. Das rauhe Haus in Horn, ein Asyl für sittlich verwahrloste Kinder, ist ein redender Zeuge dieses schönen Wohlthätigkeits sinnes. Täglich empfangen die armen Kleinen Geschenke von unbekannter Hand; ihr Gärtchen ist bepflanzt mit Obstbäumen und Sträuchern, die alle auf solchem Wege eingewandert sind; neulich kam eine geschmückte Kuh mit dem Zubehör von Eimern und Trögen ins rauhe Haus und die Büchse enthielt nach zwey Monaten 221 Mart. Wie sollte auch Gottes

Segen nicht auf einer Anstalt ruhen, die dem Unheil vorbeugt, welche Zuchthausstrafe für Jugendvergehen beynabe immer hervorbringt, welche nicht rächt sondern bessert. Daß wirklich gebesserte Menschen aus solchem Vereine hervorgehen, unterliegt keinem Zweifel; daß ein Jüngling gebessert aus einem Zuchthause kam, ist eine Thatsache, welche höchstens als Ausnahme gelten kann.

In unserer Gegend spricht man von einem Vorfall, der den Glauben bestärkt, daß Handlungen nach Maßgabe ihres moralischen Werthes Ursachen bestimmter Wirkungen sind, daß also die Nemesis, oft freylich unbemerkt, unter den Sterblichen wandelt. Ein junger Mann verlobte sich mit einem Mädchen, mehr der zu erwartenden ziemlich bedeutenden Mitgabe wegen, als aus Neigung. Die Hochzeit wurde beschleunigt, und die junge Frau, in dem Wahne geliebt zu seyn, überließ sich ganz der Glückseligkeit der sogenannten Flitterwochen. Auch ließ es der Erwählte weder an zärtlichen Tändeleien noch Aufmerksamkeiten aller Art fehlen, so daß die Frau wohl Ursache zu haben schien, ihr Loos zu preisen. Leider währte aber die sonnenbestrahlte Häuslichkeit des Paares nicht länger, als das kleine Capital der Aussteuer; mit dieser Summe verrann der Traum einer endlosen Dauer von Liebesglück schnell und schrecklich. Ein ganz entgegengesetztes Betragen trat ein von Seiten des Mannes; Gleichgültigkeit, Laune, Krittelen verflümmerten der sanften Gattinn das Leben und sie war sich nur zu klar bewußt, daß der Geliebte seine Freuden außerhalb des Hauses suche und ihr nichts mitbringe als die Unbehaglichkeit der Übersättigung. Kein Mittel blieb unversucht, den Irrenden zurückzuführen, kein Vorwurf reizte den Zorn des Leichtsinrigen, Geduld und Nachgiebigkeit, diese schönen weiblichen Tugenden, wurden allein der unversenkten Undantbarkeit entgegengesetzt. Was ein fühlendes Herz gerade tief zu rühren vermocht hätte, macht den ganz verschiedenen Eindruck auf ein verwildertes. Die Straflofigkeit, welche seinen Schwelgereyen nachfolgte, ermuthigte den gewissenlosen Mann zu immer zahlreicheren Vergnügungen, und bald trieb er die Frechheit so weit, seine Untreue der Gattinn nicht mehr zu verbergen, ja, endlich eine leichtfertige Person ohne irgend eine Beschönigung zu sich in die Wohnung zu nehmen. Welch ein ehrendes Weib könnte diesen Schimpf ertragen! Empört floh die Unglückliche das Haus der Schande und der Kränkung, sich an einen bejahrten Onkel mit heißen Thränenströmen wendend, der auch sogleich die nöthigen Schritte zur Trennung einer Ehe zu thun beschloß, die keine Hoffnung auf Zufriedenheit mehr gewährte. Da das schamlose Betragen des Mannes vor dem Gerichte mehrseitig bezeugt wurde, fiel der Spruch bey der Scheidung natürlich gegen ihn aus und nöthigte ihn, der Mißhandelten ein Jahresgeld auszusetzen. Dieß wurde aber nicht lange bezahlt, und das Weib, zu stolz zu fordern oder sich zu beklagen, hatte mit Entbehrung und schwerer Sorge für ihre Erhaltung zu kämpfen. Das kleine Töchterchen, ihr einziges Kind, tröstete sie einigermaßen über das erlittene Unrecht, vermehrte aber auch die Bedrängniß der Mutter, indem es beynabe die ganze Zeit derselben in Beschlag nahm und sie hinderte, mit der Nadel kümmerlich ihren Unterhalt zu verdienen. Ihr ganzes kleines Vermögen hatte der ruchlose Gatte vergeudet, alle ihre noch lebenden bekannnten Anverwandten waren zu arm ihr zu helfen, dazu kam noch, daß der alte Onkel durchaus unbemittelt starb — so war denn ihr Blick in die Zukunft verzweiflungsvoll. Von ihrem geschiedenen Manne hatte sie erfahren, daß er, nachdem sein Geschäft durch Liederlichkeit zerrüttet war, sich dem Trunke ergeben, und daß sie demnach auch von diesem, wenn sie in der äußersten Noth ihn zu seiner Pflicht anhalten ließ, wenig oder nichts erwarten konnte. Die Verschwendung, welche nur gar zu gern aus dem Unglücke junger hübscher Frauen Vortheil zieht, nahte auch dieser Gequälten; aber die Würde des besseren Weibes bewahrte sie vor den Schlingen der Nichtwürdigen — sie blieb rein und — elend. Traurigen Tagen folgten traurigere Nächte, und der Winter nahte mit seinem Grimm, seinen theuer gewordenen Lebensbedürfnissen, seinen unabweisbaren Forderungen von Heizung und Licht. Die Arme mit dem Kinde war somit dem äußersten Jammer dahingegeben. Aber es ist eine Hand über den Wolken, die Gute wohl sinken läßt, doch nicht untergehen. Gottes Engel knüpfen die Begebenheiten zusammen und wenn Tausende von Meilen sie scheiden; was wir in einem Roman als unwahrscheinlich und herbengezogen belächeln, gestaltet sich oft viel wunderbarer vor uns in der Wirklichkeit. Ein Matrose muß vor langen Jahren durch einen Schiffbruch nach Westindien verschlagen werden, damit er dort von Stufe zu Stufe zu der eines wohlhabenden Pflanzers emporsteige, er muß ohne Erben die Augen schließen, sich vor dem Tode seiner europäischen Verwandten erinnern; von diesen Verwandten muß nur Eine am Leben seyn, und diese Eine ist eine trostlose Mutter mit ihrem Töchterchen — die arme von ihrem Manne auf das

grausamste verrathene, so fürchterlich geprüfte Frau. Von dem Vermögen war freylich ein schöner Theil in den Abgrund der Gerichts- und Advocaturkosten versunken, aber das, was ihr baar ausbezahlt wurde, noch mehr als hinreichend, ihr Leben und eine anständige Erziehung ihres lieben Kindes zu sichern. Eine freundliche Wohnung nahm die Gerettete auf, sie widmete sich nun fortan ihrer Tochter, fand Lohn und Freude in den lächelnden Zügen des kleinen Engels, wenn gleich diese Züge eine kurze aber unwiderstehliche Wehmuth nicht selten hervorrufen wollten. — Eines Tages sieht sie in Behaglichkeit am Fenster, das Kind schläft, da erregt das Klingeln der Haubtürglocke und ein gleich darauf entstandener Wortwechsel ihre Aufmerksamkeit. Sie hört, daß ein zudringlicher Bettler sich von dem Dienstbothen nicht abweisen lassen will und sieht in demselben Augenblicke zwey Armenwächter, die immerwährend die Straßen durchpatrouilliren, auf das Haus zueilen mit der Begierde eines Jägers, dessen Vorstehhund einen Hasen signalisirt hat. Das Lamentiren einer männlichen Stimme sagte ihr, daß der ungebetene Gast bereits ergriffen, und die Ehrentitel: „unverbesserlicher Herumtreiber, Truntenbold,“ daß dieser nur zu gut bekannt und gesucht worden sey. Das weibliche Mitleid, selten sich mit Abwägung des „verdient und unverdient“ befassend, läßt die Horchende nicht auf ihrem Sitze ruhig verharren, mit dem Ausdruck des Bedauerns öffnet sie hastig die Saalthur, die nach der Hausthur führt und — entsezt starrt sie auf die Gruppe, die sich ihren Blicken darbietet. Zwey handfeste Polizeydiener halten am Kragen einen zerlumpten halbbetrunknen Kerl, und die Schauernde erkennt in diesem den ehemaligen Gegenstand ihrer Liebe, den Vater ihres Kindes. Mit beyden Händen ihr Gesicht bedeckend, tritt sie in ihr Zimmer zurück, während der Bettler nach dem Orte seiner Bestimmung, dem Spinnhaus, abgeführt wird. Empörung, Abscheu machen in dem Herzen des erschütterten Weibes bald sanfteren Gefühlen Platz. Der Rohe hat beispiellos an ihr gefrevelt, versunken in den tiefsten Schlamm der Gemeinheit, in selbstverschuldetes Elend, ist er der Theilnahme wenig werth, aber, wie er auch sey — er bleibt des schlummernden Wesens Vater und als solcher fordert er die jetzt begüterte Mutter zum Erbarmen auf. Sie besinnt sich nicht lange, ihre Scham besiegend, wendet sie sich an die Behörde, und erbietet sich, jährlich eine bedeutende Summe zur Erleichterung des Schicksals des Verlorenen beizutragen, welche im Vergleich mit der heilsamen Strenge der Aufsicht vielleicht noch hoffen läßt, den Entwürgelten für die bürgerliche Gesellschaft zurückzugewinnen. Von einer Veröhnung zwischen ihr und ihm kann nie die Rede seyn; aber wenn der tief Gefallene sich jetzt wieder erhebt, wenn seine geöffneten Augen mit Unwillen auf der Vergangenheit ruhen, er den Vorsatz faßt, dem Lasterleben zu entsagen und kräftigen Willen äußert, diesen Vorsatz auszuführen, wem verdankt er die Möglichkeit dieß zu vollbringen? Dem Weibe, dem er auf das frechste mitgespielt, dessen Eigenthum er verprasst, dem er den Stachel der Verhöhnung bis in das tiefste Seyn eingedrückt — fürwahr ein schöner Beitrag zur Charakteristik des Geschlechtes, das weit eher das starke als das schwächere genannt zu werden verdient!

(Der Schluß folgt.)

Mod e b i l d VII.

Balkanzüge und Schärpen von tulle-illusion mit ganz schmalen Gazebändchen und Blumen geziert, sämmtlich nach Originalien des Hrn. J. G. Beer, bürgert. Damenkleidermachers, Dorotheergasse, Nr. 1108.

Die Coiffure nach einem von Hrn. Thom. Beipelt, bürgerl. Damenfriseur (am Graben, im Trattnerhofe, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) verfertigten Originale gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 14. Februar 1835.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. und N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter des 13 fl. 12 kr. halbs. u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wanderungen durch Italien.

(F o r t s e t z u n g.)

„Obgleich,“ entgegnete hierauf der Engländer, „weder Milton, noch Dante zu den in unsern Tagen so häufigen Bettlern um Ruhm gehören, die, um ihrer Leser Theilnahme zu erkaufen, in ihren Schriften alle Wunden und alle Gebrechen der eigenen Herzen und Gemüther in deren widerlichster Blöße zur Schau stellen, so spricht sich doch in der Dichtung des einen wie des andern der individuelle Charakter des Dichters aus. Wer kann Dante's Bildniß betrachten, seine bis zur Rauheit edlen Züge, die wolkenumlagerte, gerunzelte Stirn, die von Sorgen gefurchten Wangen, den stieren Blick des Harm und Weh' verkündenden Auges, die in bitterer Menschenverachtung aufgeworfenen Lippen, ohne sogleich überzeugt zu seyn, daß er das Bildniß eines Mannes vor sich sehe, dessen zu stolzes und zu gefühlvolles Herz glücklich zu seyn ihm nicht erlaubte. Als einen solchen Mann verkündet das ganze Gedicht den Verfasser, es gleicht einer Frucht jenes Bodens, von dem die Naturforscher versichern, daß seine Bitterkeit in jedem seiner Erzeugnisse, selbst in dem Honige, den die Bienen aus seinen Blumen saugen, zu verspüren sey. Die Leidenschaften der Menschen, das Antlitz der Natur, die Blüthen des Paradieses, die Herrlichkeit um den Thron des Ewigen, sind mit den düstern Farben eines Gemüths geschildert, das weder Liebe noch Ruhm, weder Glaube noch Hoffnung zu erheitern vermochten. Zu tief durchdrungen vom Leid der Wirklichkeit, um sich dem Zauber der Phantasie unbedingt hingeben zu können, schilderte Dante am liebsten, was er selbst gesehen und erlebt, und hüllte, wenn er dichtete, selbst die Schöpfungen seiner Einbildungskraft in den Trauerschleier der Wahrheit.“

„Milton erhielt seine geistige Erziehung in der nemlichen Schule des Unglücks, die so sehr dazu beytrug Dante mit dem Leben, ja mit den Hoffnungen, deren Ziel jenseits des Lebens liegt, zu entzweyen; Milton war gleich Dante Staatsmann, und gleich Dante unglücklich in seinen Plänen

zum Ruhme und zum Wohle seines Vaterlandes. Er liebte, und seine Liebe trug ihm so bittere Früchte, wie Dante die seinige getragen. Milton hatte das Unglück das Licht seiner Augen, seine Gesundheit, das Wohl seines Hauses und seiner politischen Glaubensbrüder Gedeihen zu überleben. Von den großen Männern, die ihn ausgezeichnet und geehrt hatten beym Eintritt in das Leben, sah er, als des Lebens Abend sich nahte, viele den Übeln, die sie bedroht, durch den Tod entrisen, andere hatten ihren unbefiegbaren Haß gegen Druck und Tyranny in fremde Länder geflüchtet, einige schmachteten in Kerlern, und das Blut anderer war unterm Henkerbeile gestossen. Jene gehässige Acte, die man, wahrscheinlich um sich, über die Unglücklichen, die sie ins Elend stieß, lustig zu machen, die Acte der Straferlassung und des Vergessens nannte, brandmarkte den armen, alten, vereinsamten Dichter, und gab seinen Namen dem Hasse und Gespötte eines liederlichen Hofes, eines wankelmüthigen Volkes preis. Seine keusche Muse mußte verstummen vor der Stimme von Menschen, die des Pöbels wie der Großen Lieblinge geworden waren, weil sie ihre Federn einem Jeden verkauften, der sich ihrer zu gemeinen Zwecken bedienen wollte, und Talent genug besaßen, die Gedanken eines Kupplers in Bänkelsängersprache zu kleiden. Mehr, und gerechtere Ursachen zu Lebenshaß und Bitterkeit gegen die Menschen, hatte wohl Dante kaum; aber Milton's starkes Gemüth war immer siegreich im Kampfe mit dem Mißgeschicke; seine majestätische Geduld zu erschöpfen vermochten nicht Mangel, nicht Blindheit, nicht die Schmerzen der Sicht, nicht die Vernachlässigung seiner Zeitgenossen, nicht die Schmach, die ihm zum Lohne seiner Dienste ward. Mit demselben erhabenen Gleichmüthe, mit welchem er, in der Blüthe des männlichen Alters, in der Fülle der Gesundheit, glühend von patriotischem Eifer, am Vorabende großer Ereignisse den Schauplatz des politischen Lebens betreten, zog er sich, als das Alter ihn ereilt und das Glück von ihm gewichen, verarmt, blind und durch Ungnade geächtet, in eine elende Wohnung zurück, um verlassen und vergessen zu sterben.“

„Diesem starken Geiste,“ nahm der Herr, der früher gesprochen hatte, wieder das Wort, „dieser Herrschaft über seine innere, diesem rüstigen Kämpfen mit der äußern Welt ist es zuzuschreiben, daß Milton, obgleich er das „verlorne Paradies“ in einer Periode des Lebens schrieb, in welcher die durch Liebe oder Schönheit der Seele eingepprägten Bilder, selbst unter den glücklichsten äußern Verhältnissen, zu verglühn beginnen, dennoch im Stande war sein Gedicht mit allem zu schmücken, was die physische oder moralische Welt Reizendes und Liebliches aufzuweisen hat. Weder Theokrit noch Ariost erfaßte das Sinnenleben mit so kräftiger Genußfähigkeit wie Milton; keiner von ihnen verstand wie er Freuden zu saugen aus den Strahlen der Sonne, aus dem Saft der Sommerfrüchte, dem Dufte der Blumen, der Kühle beschatteter Quellen, aus dem Gesange der Nachtigallen; selten ward einem Sterblichen das Wesen der Liebe so klar wie Milton. Wie er sie versteht, umfaßt sie alles, was des Orients Harem an Sinnenrausch, was das Mittelalter an zarter Frauenverehrung, was das Familienleben unserer Tage an Sitteneinheit, Aufopferung und herzlicher Hingebung aufzuweisen haben.“

Ein paar junge Engländerinnen von Canova's Bekanntschaft unterbra-

chen hier das Gespräch, das sie zu langweilen schien, durch einen Bericht über das, was sie den Tag über gesehen; Antiken, Frühstückspartien, Besuche bey Celebritäten, Malaria, Gemälde, der Vatican, die Theater, Staatsbesuche bey Gesandten, Mittagessen, die bis Mitternacht gedauert, machten aus ihrem Gespräche das allerwunderlichste Ragout, das sich denken läßt. Da ich nicht Lust hatte mir eine Indigestion abzuholen, so zog ich mich mit meinem Bekannten in ein Eckchen zurück, um den Augenblick des allgemeinen Aufbruchs in traulichem Geplauder abzuwarten.

Unser Gespräch fiel auf Canova. „Er scheint sich seiner Größe so wenig bewußt,“ sagte mein Gefährte, „oder sie so natürlich zu finden, daß er in seinem Betragen unbefangener und naiver ist, als ein junges Fräulein in einer Kostschule, das eben aufhört Nasen und Ohren zu zeichnen, und Köpfe zusammenzusetzen anfängt. Das wahre Genie weiß seine Zeit besser anzuwenden, als sie mit Selbstbeschauen im Spiegel der Eitelkeit zu verplittern. Canova's Auge ist zu fest gerichtet auf Europa, seine Seele zu voll des Vorgefühls unvergänglichen Ruhmes, als daß der Weihrauch, der ihm in niedlichen Boudoirs, oder von Männern, die das Feld der Kunst zum Tummelplatze kleinlicher Leidenschaften machen, gestreut wird, großen Werth für ihn haben könnte; Gewinnsucht, Neid, alles was die Kunst dem Gewerbe verwandt macht, ist ihm fremd. Allen Kunstverwandten und Laien kommt er mit gleicher Freundlichkeit entgegen, und Keiner, dem es erlaubt ist sich ihm vertraulich zu nahen, wird ihn wieder verlassen, ohne sich besser zu fühlen, ohne daß die hohen Zwecke, zu welchen wir das Daseyn erhielten, ihm klarer geworden. Ich für meinen Theil besuche Canova in derselben Absicht, in welcher ich den Vatican oder die Peterskirche besuche, um mich mit edeln Gedanken zu erfüllen, und im Glauben an das Gute zu befestigen.“

Diese mit vielem Feuer ausgesprochene Lobrede regte den längst von mir gehegten Wunsch, den Gegenstand derselben näher kennen zu lernen, noch heftiger an. Ich bat meinen Bekannten mich dem gefeyerten Künstler vorzustellen; meine Bitte fand augenblicklich Gewährung. Wir näherten uns dem Sofa, auf dem Canova noch immer saß; er stand sogleich auf, als er uns auf sich zukommen sah, um meinen Freund zu begrüßen; schon nach einigen Minuten fühlte ich mich so heimisch und behaglich in seiner Nähe, wie ich mich kaum in der meiner ältesten und liebsten Freunde hätte fühlen können. Canova theilte nicht die Ansicht so vieler berühmter Männer, die da meinen, alle Ansprüche, welche an sie zu machen die Gesellschaft berechtigt ist, durch das bloße Zeigen ihres Antlitzes, durch ihr bloßes Erscheinen befriedigen zu können. Wenn Canova unter Menschen erschien, brachte er nur den Menschen mit; seiner Berühmtheit schien er nie zu gedenken, und von der Kunst ließ er nur den veredelnden Einfluß wahrnehmen, den sie auf sein Herz und seine Sitten geübt.

Ganz der Gewohnheit seiner Landsleute entgegen, begleitete Canova seine Rede nicht durch heftiges Geberdenspiel; er gab den Zuhörern von dem was er zu sagen gedachte, nicht im Voraus eine Abschrift in den Zügen seines Gesichts. Seine Stimme, obgleich eigentlich nicht wohl lautend, überredete fast noch schneller als der Inhalt seiner Worte, deren jedes gefeilt und anmuthsvoll, gleich einem begeisternden Hauche, zum Herzen drang. Einige

Augenblicke lang hatte das Gespräch, das Canova sogleich mit mir anknüpfte, die allergewöhnlichsten Dinge zum Gegenstande; er wußte ihm jedoch gar bald eine anziehende Richtung zu geben. Er sprach von seinen Reisen, von den Fortschritten, die seine Kunst in Frankreich, in England, in Deutschland und Italien gemacht. Als er der englischen Schule erwähnte, gedachte er Flaxman's mit großem Lobe und aufrichtiger Achtung, er nahm keinen Anstand ihn für den ersten Bildhauer Englands zu erklären.

Gegen eilf Uhr machte die Gesellschaft Anstalt zum Aufbruche; ehe Canova schied, bat ich ihn um die Erlaubniß ihn am nächsten Morgen besuchen zu dürfen. Canova's studio lag im vicolo delle colonne, in nur geringer Entfernung vom Corso. Keine beredte Inschrift, nicht der Name des Künstlers, der die beredteste gewesen seyn würde, verriethen dem Fremdlinge die Werkstätte eines Bildhauers; ein Haufen zerbrochener Säulen vor der Thüre, einige eingemauerte Antiken über derselben, waren alles was sie vermuthen ließ.

Canova's Neffe, der mich empfing, sagte mir, sein Oheim sey im obern Stockwerke mit Vollendung eines Modells beschäftigt, und trug sich mir als Führer durch eine Reihe Zimmer an, an deren Wänden Abgüsse von den vorzüglichsten Werken Canova's, ohne besondere Rücksicht auf Zeitfolge, aufgestellt waren.

Das erste Zimmer, das wir betraten, enthielt die Gruppe „Theseus und der Minotaur,“ die ursprünglich von der Republik Venedig bestellt ward, und mit der eine Anspielung auf eine ihrer classischen Eroberungen, auf die Eroberung der Insel Creta, gemeint war. Bey den Alten diente der Gegenstand Malern und Bildhauern oft als Vorwurf. Ein Gemälde in Pompeji, das von Sachverständigen für eine Copie eines in der Kunstgeschichte einer noch viel früheren Periode, als die ist, der das Gemälde selbst angehört, berühmten Werkes gehalten wird, zeigt den Helden als Sieger, mitten unter den befreiten Jungfrauen, die ihm mit allen Zeichen des Dankes und der Bewunderung umringen. Diese Anordnung hat Canova, so weit es die Grenzen seiner Kunst erlaubten, beybehalten. Der Held ist auf dem Ungeheuer sitzend dargestellt, und auf eine Weise, die denen, die mit den Gemmen der Alten vertraut sind, nicht neu erscheinen kann. David hat die Attitüde in seinem Leonidas benützt, und den Diebstahl ehrlich eingestanden. Der Leichnam des genau nach der Sage der Alten gebildeten Ungeheuers hängt an beyden Seiten des Fußgestelles herab. Dieses Erzeugniß erhält seinen größten Werth durch die gediegene classische Ausführung der mechanischen Arbeit.

„Die Tänzerinnen“ gehören zu Canova's glänzenden Verirrungen; er ist mit dem Stoffe, den gleichfalls ein Gemälde in Pompeji lieferte, umgegangen, als habe er ihn zu einem Musterbilde für Ballettänzerinnen benutzen wollen. Die pretiösen Stellungen, der aufgehobene Zeigefinger unter dem Kinne, die Gewänder, kurz und knapp, als hätte eine gewissenlose Modeschändlerin der Hauptstadt der Moden sie zugeschnitten, scheinen keinen andern Zweck zu haben, als Milchbärte in Entzücken zu versetzen; Canova hat es sich angelegen seyn lassen, das, was schon von den Alten mit Übertreibung dargestellt worden war, mit noch größerer Übertreibung wiederzugeben.

Besser gelungen, und mehr im keuschen Style der Antike gehalten, ist

die den Tänzerinnen nahe verwandte Statue der „Terpsichore.“ Sie war ursprünglich das Porträt einer römischen Prinzessin, die der Künstler, indem er das nach dem Leben gebildete Haupt gegen ein ideales vertauschte, in eine Terpsichore verwandelte. Das mag wohl die Ursache seyn, warum die durch die Gestalt ausgedrückte Thätigkeit mehr in den Fesseln der Antike liegt. Un allem was ihnen für schön ausgegeben ward, verlangten die Alten Anstand und Mäßigung; Übertreibung haßten sie, in der Freude wie im Schmerz. Die Attitüde der ungeachtet ihrer üppigen Formen doch fast zu zierlichen Figur verräth mehr träumerisches Sinnen, mehr Ruhe nach dem Tanze, als Vorbereitung dazu.

„Die aus dem Bade steigende Venus“ war bestimmt die medicäische zu ersetzen, als letztere sich nach Paris verirrt hatte. Ihr Gesicht ist zu reich an der Überanmuth des Correggio; dabey ist sie zu jung, zu mädchenhaft schüchtern, zu zart; nicht sugosa; es ist nicht die Venus der Alten,

„Per cui le Grazie apparvero,
E'l riso al mondo nacque.“

Die Acerra zu ihren Füßen, und das, ich möchte fast sagen, mit einiger Ziererey an die Brust gedrückte Soderum, geben zu verstehen, daß sie argwöhnt belauscht zu werden. Die Kunstverständigen sind sehr getheilt in ihren Meinungen über diese Arbeit; einige wollen nichts darin sehen, als ein hübsches Mädchen, das sich badet, und erschrickt, weil es fürchtet überrascht zu werden; andere erblicken in Stellung und Ausdruck eine antike Venus und eine moderne Musidora in einem und demselben Bilde dargestellt. Die Gewänder, mit welchen fein Werk zu bekleiden der Künstler für gut befunden, sind als eine der herrschenden Sitte dargebrachte Huldigung zu betrachten. Doch scheint es, als habe das Volk diese zarte Aufmerksamkeit nicht recht zu würdigen verstanden, denn als die antike, nackte Venus sich wieder einstellte, mußte die bekleidete, moderne ihr Platz machen.

Venus hat Canova's Meißel vier Mal zum Vorwurfe gedient. Eine dieser Arbeiten kaufte Lord Landsdown von einem römischen Prinzen für 1200 L.; sie gehört zu den frühern, und darum gelungensten Leistungen des Künstlers. Der Wunsch sich selbst zu übertreffen, das Streben das Beste zu verbessern, hat sich schon Manchen als eine gefährliche Klippe bewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ihre Augen.

Vergleich' ihr Augenpaar
Nicht mit der Sonne klar;
Nicht mit des Mondes Licht,
Und mit den Sternen nicht!

Es sind ja alle nur mit ihrem Glanz
Im Himmelsdom als Leuchten aufgehangen,
Drum muß ihr Aug' sie alle auch umfassen:
Den Mond, die Sonne und der Sterne Prangen;
Denn ihr im Auge — ruht der Himmel ganz!

L. F. Lunau.

Hamburg, im Jänner 1835.

(S k l u f.)

Das Concurrenz im Handel zu Feindseligkeit leicht führen kann, ist bekannt; schwerlich aber wird jemals ein solcher Fall die Aufmerksamkeit des Publicums beschäftigt haben, wie der vor uns liegende. Der Handelsartikel ist — Würste, die Concurrenzen Vater und Sohn. In den wöchentlichen Nachrichten nemlich hatte sich vor längerer Zeit ein Hr. Beyer den Leuten von Geschmack mit delicaten ausländischen Würsten empfohlen. Dieser Anzeige folgte bald darauf folgende Warnung: „Es habe sich, was ja oft in unserer Zeit der Täuschung geschehe, ein Fremder herausgenommen, unter einem accreditirten Namen seine Waare an Mann bringen zu wollen. Dieser Fremde nenne sich, wie der ächte Würstlieferant, Beyer, treibe seine Dreistigkeit so weit, in der Nähe des letzteren zu wohnen, dieser halte es demnach für Gewissenssache, das Publicum auf die Gleichheit des Namens, aber die Ungleichheit der Würste aufmerksam zu machen und zu bitten, nicht etwa eine Pseudo-Beyer'sche Wurst statt der feineren zu kaufen und dadurch den Fremden in seinem Betriebe zu unterstützen.“ — Durch diese viele Entrüstung verrathende Veröffentlichung ward gewiß das Herz eines jeden Würstliebhabers getroffen und den Holenden genau die Adresse des einzig wahrhaftigen Beyer wiederholentlich eingeschärft. Heute jedoch gewinnt die Sache eine ganz veränderte Gestalt. Wir lesen in den wöchentlichen Nachrichten folgende Replik des angeblichen Pseudo. Die Wirkung schlau berechnend, führt er uns mit den ersten Worten gleich medias in res: „Nicht ein dem Hrn. Beyer sen. Fremder, sondern — der Sohn desselben ist es, der seit zwey Jahren seine zahlreichen Abnehmer mit trefflichen Würsten versorgte, er bittet also um Fortdauer des Vertrauens u. s. w.“ Dann hat Hr. Beyer junior freylich ein Recht, Beyer zu heißen, auch zu wohnen wo und zu handeln mit was ihm beliebt — aber gegen den Vater auftreten, mit denselben Würsten — und der Vater gegen den Sohn, ihn öffentlich einen Fremden nennend — wo seyd ihr, Melodramatiker? Ist das nicht ein Stoff zu einer Tragikomödie, dem „Lear“ weitläufig verwandt und sich zu diesem verhaltend, wie eine Wurst zu einem Königreiche!

Die Aufführung von Bellini's Oper: „Romeo und Julie“ im Stadttheater setzte Hände, Zungen und Federn in Bewegung. Die Hände gehörten denjenigen an, welche über hinreißende Melodien Charakter und Handlung vergessen, und in der That kann man die Melodien dieser Oper Rossinisch, d. h. unwiderstehlich nennen; die Zungen und Federn solchen, die auch der Musik mehr Ernst wünschen, Haltung, Tiefe, harmonische Gediegenheit. Ja, ihr guten Zungen und Federn, in unseren Zeiten hat bey Opern die Oberstimme die Oberstimme, und wenn diese gesungen wird wie hier von einer Walker, so lastet nur geschwinde das musicalische Sentblyen fahren, es wird von dem rieselnden Tonstrom ohne hin mit fortgerissen, wie euer Ohr und Herz. — Ungemeine Wirkung erregte am 12. Jänner Töpfer's neues Lustspiel: „die Einfalt vom Lande,“ in vier Aufzügen; das Publicum verlangte mit einem Sturme von Applaus am Schlusse den Verfasser und sämtliche Darsteller. Aber war das auch eine Lustspielvorstellung! Erzählt mir was Ihr wollt von Schröder's, Iffland's und Brodman's Zeiten — gerundet, ineinandergreifender wurde kein Stück gegeben. Ull. Bantuch in der Hauptrolle, die H. Schmidt und Lebrün, zwey Meister in der Komik, alles wetteiferte an diesem Abende um den Kranz. Leben und Humor sprudelte auf der Bühne, und findet das Statt, so wird auch das liebe Publicum lebendig, südlisch, wienerisch! Schreibt nur Lustspiele, aber gebt sie auch trefflich — Sinn dafür, der Geschmack daran sind noch nicht todt. Alles Operngeltingel wird doch unter uns Deutschen zu keiner Todtenglocke für das Drama werden — unser Verstand will auch sein Theil und unsere Lachlust dergleichen. — v. —

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 6. Februar zum zweyten Male: „Kupferschmied, Koch und Käppchenmacher, oder die Goldspinnerinn vom Krapfenwäldchen.“ Zauperposse mit Gesang in 2 Aufzügen, mit Musik von Rott e.

Drey liederliche Subjecte vagiren in der Welt herum, machen Schanden und aller-

ten seine Streiche, küssen dann eine Art Fee, die im Krapsenwäldchen haust, und erhalten zur Belohnung Zaubergaben, die sie sich gegenseitig stehlen und dadurch deren Kräfte vernichten. Anstatt aber in verdientes Glend zu gerathen und durch dasselbe vielleicht gebessert zu werden, hilft ihnen die dankbare Fee noch einmal und endlich auch zum dritten Male aus der Klemme, und jeder von ihnen bekommt, wahrscheinlich für seine Beharrlichkeit in der nichtswürdigsten Besinnung, eine Frau und großes Vermögen. Dies ist à peu près der Grundstoff des neuesten Stückes im k. k. priv. Theater an der Wien, dessen Titel wir ein wenig modificirten, da unsere Feder sich weigerte, ihn in seiner ganzen Gemeinheit zur Schau zu tragen. — Ein mühseliges Stück Arbeit, welchem man es abmerkt, mit wie viel Anstrengung der arme Verfasser alle Bademeccums und Anekdotensammlungen durchsuchte, um einige Späße für seinen Lumpentram zu erborgen. Auch die classische Bibliothek der Geister, Schauer, und Ritterromane wurde fleißig ausgebeutet, um die Rolle Herminens damit aufzufügen, und man kann demnach dem anonymen Dichter (!) wenigstens nicht absprechen, daß er sich eine mühsame Aufgabe gestellt habe. Damit ist aber auch das ganze Verdienst der Piece ausgesprochen, welche zu den jämmerlichsten gehört, die uns noch jemals vorgekommen. Dabei ist so gar nicht von einer Tendenz, von einem vernünftigen Hintergrunde die Rede; Schulden, Diatriben gegen das schöne Geschlecht, liederliche Schwänke, Hinanswerfen u. dgl. sind die mots pour rire, und am Ende bleibt in dem Zuschauer kein anderes Gefühl zurück, als das Bedauern über die verlorne Zeit. Nicht einmal die Komiker sind in der Novität auf eine entsprechende Weise bedacht, ihre Rollen bieten auch nicht die mindeste Gelegenheit, sich auf ergötzliche Weise bemerkbar zu machen. Scene um Scene haspelt sich planlos ab und das Fallen des Vorhangs am Schlusse wird ein wahres Signal zur Erlösung. Rücksichtlich der Darstellung haben wir zu bemerken, daß die H. Scholz, Nestroy und Werle das liederliche Kleeblatt spielten. Die neue Schlussdecoration von Hrn. Jachimowich genügt; drolig kam es uns vor, die Goldspinnerin vom Krapsenwäldchen aus einer Höhle erscheinen zu sehen, welche von einem Gletscher überragt war. Von der Aufnahme des Stückes am ersten Abende können wir nichts sagen, da wir verhindert waren ihr beizuwohnen; bey der zweenen Aufführung war indessen das Theater — leer und der Beyfall tief unter Null.

Über Autographensammlungen.

Von einem Reisenden.

Unlängst hieß es in einem französischen Blatte, daß bey einer Versteigerung zu Paris ein Brief von Lafontaine auf 400, ein anderer nur 30 Zeilen enthaltender von Montaigne auf 700 Franken gegangen sey. — Eben so stand vor einigen Monaten in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung eine Notiz über die Sammlung von Autographen eines Hrn. Ant. Vandini, Capellmeisters in Modena, welche unter andern einen Luther und Ariosto enthalten soll. Dies veranlaßt mich zu einigen allgemeinen Andeutungen über diesen Gegenstand.

In Frankreich, Italien und England herrscht eine sehr eifrige Liebhaberey, Autographen zu sammeln; es gibt daselbst viele Cabinete der Art. Gewöhnlich sammelt man ohne Unterschied, genug, wenn es nur ein berühmter Name ist, und auf diese Art bringt man freylich eine große Menge zusammen. Ich würde es dagegen vorziehen, mich auf gewisse Classen zu beschränken, z. B. bloß auf Regenten oder Helden, bloß auf Gelehrte oder Künstler ic. Da kann man es doch zu einer Art Rundung und Vollständigkeit bringen, und seinen Schatz klarer und leichter überschauen und genießen.

Auf meinen Reisen hatte ich Gelegenheit mehrere dergleichen Collectionen kennen zu lernen; so z. B. ist Hr. Suberniath von Konner in Venedig im Besitze einer sehr bedeutenden Sammlung, meistens Italiener und Franzosen, darunter viele von Rang. Eugen von Savoyen, Petrarca, Alfieri, ic. Voltaire, Diderot, Malbranche ic. Hr. v. Konner setzt auf tabellenartigen Bogen biographische Notizen bey und sammelt die Porträts dazu, was seinem Unternehmen doppelten Werth verleiht.

In Deutschland sollen unter andern Hr. Custos Roth in München, Hr. Weesfenmeyer in Ulm, Hr. D. A. Schulz in Leipzig, Hr. Bibliothekar Falkenstein in Dresden ansehnliche Autographensammlungen besitzen.

In Wien muß man vor allem die Sammlung der k. k. Hofbibliothek anführen. Sie ward erst vor einigen Jahren von dem Präfecten Hrn. Mor. Grafen v. Dietrichstein angelegt, der sich durch seine schöne Idee ein wesentliches Verdienst um diese Bibliothek erworben hat. Dieß Autographencabinet, welches Hr. Hofrath von Mosel in seiner Geschichte der Wiener Hofbibliothek erst unlängst namhaft gemacht hat, überleuchtet nun allerdings die meisten Privarcabinete, und wird sich dereinst ohne Zweifel wahrhaft kaiserlich consolidiren; ich weiß jedoch nicht, ob es schon hat geordnet werden können. Dasselbe umfaßt, versteht sich, alle Classen und bey der regen Unterstützung von Seite der Behörden, deren Archive benutzt wurden, läßt sich das glänzendste Gedeihen mit Zuversicht erwarten.—Noch fand ich in dieser Residenz Privat-Autographencollectionen bey zwey Buchhändlern; die eine bey dem Bruder des Hrn. Heubner. Sie ist gemischt und beläuft sich auf einigte tausend Stücke, darunter viele vorzügliche, als Wallenstein, Piccolomini, Schiller, Lessing u. s. w. Doch hatte ich nicht Gelegenheit sie zu sehen, wohl aber die zugänglichere des Antiquars Hrn. Fr. Gräffer. Dieser hat wirklich schöne Sachen, z. B. die deutschen ästhetischen Classiker seit Lessing fast alle, daher, nebst diesem selbst auch Blumauer, Bürger, Engel J. J., Fesler, Gellert, Gleim, Göthe, Jean Paul, Jffland, Klopstock, Koberue, Matthiffon, Dehtenschläger, Ramler, Schiller, beyde Schlegel, Stollberg, Tieck, Voss, Werner, Wieland. Von ältern merkwürdigen Individuen finden sich da: Abraham a St. Clara, Afemani, Balzac (1632), Boerhave, Deninaj, Eugen Prinz, Facciolati, Fleury, Forcellini, Gesnerus J. M., Leibniz, Raffei, Mazarini, Mauptuis, Montfaucon, Muratori, Olearius, Pessina a Ezechorod, Rudolph II., Taubmann, Thomasius. Von den neuern mächtigen Namen dieser Sammlung sind anzuführen: Adelung, Alfieri, Algarotti, Archenholz, Baufe, Blumenbach, Bondi, Bonnet, Chodowicki, Cuvier, Dalberg, Eichel, Frank beyde Genz, Gottsched, Haller, Haydn Jos., Heeren, Herder, Herschel, beyde Humboldt, beyde Jacquin, Lalande, Ligne, Longhi, Manzoni, Metastasio, Meszofanti, Millin, Monti, Morghen, Mozart, Müller Joh., Niebuhr, Pallas, Rossini, Rousseau, Sestini, Sonnenfels, Spallanzani, Staël, Swieten, Tissot, Tiraboschi, Voltaire. Besonders wichtig sind in dieser Sammlung Theod. Beza (vielleicht ein Unicum) und Metanchon, Bugenhagen, Erasmus v. Rotterdam, Sigm. Herberstein, Balbin, Mart. Dyik, Linné, ganz vorzüglich aber ein sechs Quartseiten starker noch ungedruckter Brief Luthers vom 9. July 1530, den man wohl ein Juwel nennen kann, hauptsächlich in einer Privatsammlung. Im Ganzen besteht dieselbe aus ungefähr tausend Stücken. Hr. Gräffer sammelt nur Gelehrte und Künstler und zwar bloß berühmte, obshon es auch an sonst famösen nicht fehlt.

Die Liebhaberey für Autographe hat übrigens einen sehr guten und haltbaren Grund. In der Handschrift liegt nemlich eine Art Physiognomik, und nicht selten spiegelt sich in dem Charakter der Schrift der Charakter des Schreibers ab. Ferner erscheint sie gleichsam als Reliquie einer gefeyerten Person und enthält oft Texte, die so manches entschleiern, was sonst dunkel geblieben wäre. In jedem Falle ist es gewiß etwas ganz Eigenes, Ergreifendes um die eigenhändige Schrift merkwürdiger Menschen, und häufig dürfte das Sprüchlein dabey am Platze seyn: „ex ungue leonem.“

— III.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 17. Februar 1835.

21

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Weyold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohn. Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wanderungen durch Italien.

(F o r t s e t z u n g.)

Eines der Zimmer enthielt fast nur Porträts nach dem Leben. Die „Mutter Napoleon's“ ist eine Agrippina im Charakter unserer Zeit; mit Hülfe einiger Reflexion, ist es nicht schwer in dem Bilde etwas vom Geiste der Römerin und der Kaiserin wahrzunehmen. Die Ähnlichkeit setzt in Erstaunen. Die Gewänder sind reicher und freyer, aber minder kunstreich geworfen als an der Antike.

Die Statue der Prinzessin Esterhazy ist vielleicht das reizendste Porträt, das der Meißel je hervorbrachte. Sie hält ein Täfelchen und einen Griffel in der Hand, und ist dargestellt, als wäre sie im Begriffe zu schreiben. Es gibt, wenn ich nicht irre, unter den Werken der Alten eine Nymphe in ähnlicher Stellung. Indessen thut die Erinnerung an sie der in Rede stehenden Arbeit keinen Eintrag; letztere ist so voll Leben und Wahrheit, daß man Antiken und Mythologie darüber vergißt. Die völlig ungezwungene Haltung verräth Ruhe; der Kopf ist edel, fürstlich; das Antlitz verkündet das Bewußtseyn geistiger und moralischer Hoheit. Das Auge scheint auf einem außer dem Gesichtskreise des Betrachters gelegenen Gegenstande zu ruhen, und der Geist, in Lust und Freude beschäftigt, einen Gedanken der Weisheit festzuhalten, bis es der Hand gelungen ihn auf ihrer Schreibtafel der Ewigkeit aufzubewahren.

In demselben Zimmer befand sich auch die Bildsäule Washington's. Sie bezeugt vielleicht mehr als irgend eines von Canova's Werken, mit wie viel Seele und Gemüth er an die Ausführung eines Vorwurfs ging, der seine Theilnahme erweckt hatte. Washington war kein Held, kein Redner, kein Schriftsteller, kein Genie — er war weit mehr: einer jener wahrhaft großen Männer, die nur um des Vaterlandes willen groß zu seyn wünschen, und die, wenn ihnen das Höchste gelungen, wonach zu streben Patriotismus vermag, die Befreyung des Vaterlandes, Kraft zu noch Höherem in sich ver-

spüren — Kraft der Versuchung zu widersprechen, der jungen Freyheit Schlingen zu legen, und sich zurückzuziehen. Washington rettete Amerika nicht, er zeigte ihm nur an, wie es sich selbst zu retten vermöchte. Die Überzeugung, er sey ausersehen vom Schicksale zu einer der wichtigsten Stützen der nord-amerikanischen Freyheit, wirkte in ihm mit aller Wunderkraft der Begeisterung; aus ihr schöpfte sein Geist alle die großen und ungewöhnlichen Eigenschaften, durch die es ihm so oft gelang, die Ereignisse der Welt seinem Zwecke dienstbar, und der Menschen Willen zum Sclaven des eigenen zu machen. Das Seelenleben eines solchen Mannes dem körperlichen Auge in Marmor zu versinnlichen, war eine schwere, für einen Italiener fast unlösliche Aufgabe; Canova hat sich ihrer völlig würdig bewiesen. Seine Arbeit athmet die Begeisterung, durch die Amerika frey ward, und spricht weit deutlicher als Alfieri's Worte, sie hat dem Geisten und Besten in der geistigen Natur einen Namen und einen Wohnort angewiesen.

Das Porträt der Prinzessin Borghese gehört unstreitig zu Canova's gelungensten Arbeiten. Die reizendsten Formen der in fast liegender Stellung dargestellten Gestalt scheinen den Künstler selbst bezaubert zu haben, denn er gab in späterer Zeit seiner Schöpfung einen Apfel in die Hand, und nannte sie „Venus Victrix.“ Dennoch rühmte er sich, seines Modells nur ein einziges Mal bedurft zu haben; wenn die Bilder des Schönen sich seiner Phantasie einmal eingepägt hatten, vermöchte nichts sie daraus zu verwischen.

In „Herkules und Lichas“ hat Canova einen kühnen Abstecker von seinem gewöhnlichen Pfade gemacht, die Idee ist kräftig aufgefaßt, und auch die Ausführung verräth Kraft; dennoch vermiffen wir Manches an dem Werke, was wir wahrscheinlich nicht vermiffen würden, hätte Michael Angelo sich der Ausführung unterzogen. — Die Anatomen sagen vom Herkules, er habe mehr das Ansehen eines Erzeugnisses klügelnder Berechnung, des Werkes eines kecken Mechanikers, der sich vorgenommen einen Halbgott zu schaffen, und am Ende einen riesigen Automaten zu Stande brachte, als eines Geschöpfes, das die Natur zum Lieblinge sich erkoren, das sie mit der höchsten geistigen und körperlichen Kraft ausgerüstet, und dessen Untergange sie sich gleichwohl nicht widerseht.

In demselben Zimmer befand sich noch die Statue des „Perseus.“ Er ist, das schlangenumflochtene Haupt der Medusa in all' seiner furchtbaren Schönheit in der Linken, in der Rechten die Harfe haltend dargestellt. Die asiatische Weichlichkeit, in welcher die Gestalt aufgewachsen zu seyn scheint, und ihre fast Trägheit verrathende Haltung, geben deutlich zu erkennen, wie sehr ein kräftiger Styl Canova's angeborner Milde widerspreche. Perseus ist ein zierlicher Apollo, aber der feurige Geist, der selbst in der Ruhe des Gottes sichtbar ist, wie Wetterleuchten hinter zerrissenen Wolken, zeigt sich im Halbgott zu schmachsender Indolenz abgekühlt.

Besser gelungen ist „Paris.“ Canova hat ihn jung genommen; er lehnt an einem Baumstamme, über den seine Tunica nachlässig hingeworfen hängt; er hält den Apfel leicht und sinnend in der rechten Hand, sein Stab liegt neben ihm. Die Stellung verräth Kraft und Anmuth im gefälligen Vereine; liebend und bewundernd scheint sein Auge an den Bildern der Schönheit, die ihm vorschweben, zu hängen.

„Venus und Adonis,“ und „Venus und Mars,“ versinnlichen eine und dieselbe Idee verschiedenartig aufgefaßt und in die Wirklichkeit übertragen. Am beredtesten ist die darin enthaltene Aufgabe in der ersten der beyden Gruppen gelöst; sie ist die frischeste und gereifteste. Des Adonis Haupt ist wunderschön; der Kopf des Antinous scheint dem Künstler bey dessen Bildung vorgeschwebt zu seyn; jener Zug der Schwermuth, der uns an der Antike so reizend dünkt, steht in wunderbar harmonischem Einklange mit dem Ausdrucke in der Venus Antlitz. Der Kopf der letztern verräth deutlich, daß Canova, als er ihn schuf, nur den Eingebungen des Gefühls folgte, und legt das überführendste Zeugniß ab für den scharfen Forscherblick, den er in die Tiefen der Menschennatur sandte; er beweist, daß er ihr innerstes Wesen richtiger auffaßte, als die Alten selbst. Sie verstanden es nicht die Reize des Geistschönen durch die Formen äußerer Anmuth leuchten zu lassen; verleiht ja einmal einer seinem Werke eine Sprache, so verkündet sie höchstens sinnliches Begehren. Canova's Venus athmet Ernst, Hingebung, zartes, liebendes Verlangen und Erhebung. Über den Sinn der Fabel sind die Ausleger nicht einverstanden. Einige behaupten, das ganze Wesen der Göttinn spreche die Bitte zu bleiben aus, und des Helden Haltung verrathe Zweifel und Zögern. Andere sind der Meinung, der umschlingende Arm, der ermahnende Zeigefinger unter dem Kinne, deute auf Warnung vor Gefahr. Die Gewänder sind, in den bey Antiken gewöhnlichen Verschlingungen, um die Knie geworfen.

Die Gruppe „Mars und Venus,“ die auch, „Krieg und Friede“ genannt wird, ist als mythologischer Vorwurf nicht gut, und als allegorischer noch schlechter behandelt. Neues zu schaffen war, im Allgemeinen, Canova's Sache nicht, am allersehtensten gelang es ihm, zwey ihrem Charakter nach ganz verschiedene Geschöpfe aus einer und derselben Idee hervorgehen zu lassen. „Venus und Mars“ erinnern an frühere Arbeiten des Künstlers, und wenn sich Canova sich selbst zum Vorbilde nahm, blieb er gewöhnlich hinter dem Originale zurück. Überdieß war die Gruppe ein Werk der Eile, das sein Daseyn einer Bestellung verdankte.

Zu der „liegenden Nymphe“ scheint eine Gemme, die sich in der Gallerie zu Florenz befindet, die Veranlassung gegeben zu haben; sie erinnert an die „Venus Victrip.“ — Hat sich Canova, wie es denn ausgemacht scheint, hier wirklich einen Diebstahl zu Schulden kommen lassen, so ist das Vergehen durch den edeln Gebrauch, den er von seinem Raube gemacht, mehr als hundertfältig gesühnt! Die Nymphe gehört zu des Künstlers gelungensten Werken; nur wenige sind so reichlich ausgestattet mit dessen innigstem Geiste und Wesen, nur sehr wenige haben gleicher Vollendung in der Ausführung sich zu rühmen. Es ist nicht möglich, das Träumen der Liebe, jener Liebe, die weder Sprache, noch Zitherton, noch Lautenklänge zu schildern vermögen, reizender zu versinnlichen; das Auge schweift umher auf den schönen Formen, wie auf einem Meere des Entzückens.

Unter den Arbeiten, die Canova der Verherrlichung der Todten widmete, ist das Denkmahl Nelson's vielleicht das am wenigsten gelungene; sowohl Anlage als Ausführung machen es, ungeachtet seines Umfanges, zu einer gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinung.

Desjo schöner ist dafür das Monument des Papstes *Rezzonico*, ein schöneres gibt es vielleicht in ganz Rom nicht, das des Papstes *Julius II.* in *San Pietro in Vincolo* etwa ausgenommen. Die Gestalt des Papstes ist ein Wunder moderner Bildhauerkunst, und vielleicht das gelungenste Porträt, das je durch den Meißel hervorgebracht wurde. Die Figur des Papstes verliert durch die kniende Stellung, welche die Blende, für die das Denkmahl bestimmt war, nothwendig machte, durchaus nichts von jener Würde und Erhabenheit, ohne die wir uns das Oberhaupt der Kirche nicht denken mögen. Selbst die Hinfälligkeit des Alters ist so schön ausgedrückt, daß sie Ehrfurcht gebietet. Die Gewänder sind im reinsten Style gehalten. Nicht ganz dasselbe Lob verdienen einige andere an dem Monumente angebrachte Figuren. Die Religion ist eine rüstige, etwas linksche Frauengestalt, mit einer Strahlenglorie um das Haupt. Der übrigens meisterhaft gearbeitete Genius hat ein recht menschlichlebensfattes Aussehen; die ewige Trauer, zu der er verdammt ist, scheint ihn gewaltig zu langweilen. Wunderschön dagegen sind die Löwen. Es hat Kritiker gegeben, welche der Meinung gewesen, *Rezzonico* habe nie etwas mit Löwen zu schaffen gehabt, und eine aus Traumgesichten und wilden Thieren zusammengesetzte Allegorie sey nicht im besten Geschmacke. Wer nicht Lust hat ihnen beyzusplichten, mag ihnen zur Antwort geben, daß Löwen das Große und Erhabene in der menschlichen Natur am Grabe eines Papstes eben so gut verbildlichen als am Grabmahle eines Helden. Dem sey nun wie ihm wolle, die Löwen sind, wie gesagt, herrlich; ihres Gleichen unter den Werken der Alten zu finden, würde Mühe kosten. Ganz besonders gelungen ist der schlafende, jedes seiner Glieder scheint in Schlummer erstreckt; bedeckte man den ganzen Körper, und ließe nur eine Tazge frey, so würde an ihr allein zu erkennen seyn, daß der Löwe schläft. Aber durch diesen Ausdruck der vollkommensten Ruhe verliert die Figur durchaus nichts von der dem Könige der Thiere eigenen Würde und Majestät. Allenthalben ist die Stärke des Löwen sichtbar, und unwillkürlich gedenkt man der Worte der Schrift: „Wer wird ihn aufwecken!“

Ganganelli's Monument gehört zu *Canova's* frühern Arbeiten; die Anlage verräth Schwäche und Sentimentalität, die Ausführung Befangenheit; man sieht es ihm an, daß der Künstler noch nicht zum völligen Bewußtseyn seines Vermögens gelangt war, und noch nach Ausdruck haschte. Die Allegorie ist idyllisch und hübsch, aber nicht auf *Ganganelli* passend. Die sitzende Stellung, in der er, den Segen ertheilend, dargestellt ist, raubt seiner Gestalt alle Würde, und die Milde oder Unschuld mit ihrem nagenden Lämmlein, die der Künstler ihr beygesetzt, sind keine Sinnbilder des kräftigen Geistes, der einst den Mann belebte, den im Tode zu ehren das Denkmahl bestimmt ist.

In dem Monumente *Pius VI.* hat *Canova* abermals sich selbst wiederholt. Die Gestalt des Papstes ist wie die *Rezzonico's*, knieend dargestellt, es gebietet ihr aber der Ausdruck herzogewinnender Salbung, die wir an der letztern bewundern.

(Der Schluß folgt.)

An Fräulein v. L.

zu ihrem Wiegenfeste.

Amor wollte Rosen pflücken,
(Schönen Rosen ist er hold)
Und er sah im Abendgold'
Eine, lieblich zum Entzücken.

Da geschah es, daß der Lese,
Vom Verlangen zu erbitzt,
Sich die Händchen wund geritzt
An den Dornen jener Rose.

Laut vor Schmerz wehklagend eilet
Er zur schönen Mutter hin,
Die mit liebevollem Sinn
Ihn erst tröstet, dann ihn heilet.

Doch die Blumen, die erkornen,
Stets zu missen sträubt er sich;
„Mutter,“ rief er, „höre mich:
Schaff' mir Rosen ohne Dornen.“

„Wohl,“ sprach Venus, „lieber Knabe,
Auf! erheit're dein Gesicht!
Floren such' ich; raste nicht,
Bis ich sie gefunden habe.“

Sie wird meine Bitte ehren:
Manchen Strauß und manche Kron'
Dank' ich ihrer Liebe schon;
Sie wird mir auch dieß gewähren.“

Sprach's, bestieg den Muschelwagen
Und entglitt in schneller Flucht.
Doch nicht fand sie, die sie suchte;
All umsonst ihr Späh'n und Fragen.

Endlich sah in ihrem Wege
Sie auf eines Berges Höh'n
Die ersehnte Schwester seh'n,
Emsig in der Blumen Pflege.

Dort, wo auf des Berges Rücken —
Darum liebte Venus ihn —
Paris ihr den Preis verlieh'n,
Sollt' auch dieser Wunsch ihr glücken.

Flora hört der Schwester Stehen
Freundlich lächelnd an und spricht:
„Solche Rose hab' ich nicht,
Doch für dich soll sie ersehen.“

Kaum erscholl der Göttinn: „Werde!“
Als, gehorchend ihrer Macht,
In Aurorens Farbenpracht
Schnell die Blum' entspriest der Erde.

Flora gab der neugebornen
Nun den Namen nach dem Ort,
Wo sie sproß. So heißt hinfort
I da „Rose ohne Dornen.“

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, 20. Jänner 1835.

Ob schon wir bereits zwei Wochen Carneval haben, und nicht allein die untern bürgerlichen Volksklassen in den Sonntagsbällen der populären *Teryschore* lustige Opfer brachten, sondern auch schon mancher Hausball abgehalten wurde, und eine militärische Tanzreunion eine große Zahl tanzlustiger Herren und zarter Mädchenblüthen versammelte, scheint es doch, die vorgestrige Redoute (im Schauspielhause) habe dem Fasching erst die Thore geöffnet, indem sie zugleich eine Carnevalslust wieder in das gesellige Leben Praags einführtet, die seit beynabe einem Jahrzehend für uns verschwunden war, und wenn man die zahlreichen Opfer berechnet, welche Hr. *Stöger* brachte, um unserer Stadt diese Unterhaltung in einer Art und Weise wieder zu verschaffen, daß alle gebildeten Classen ohne Anstand an derselben theilnehmen können, so muß man ihm zugestehen, daß er sich hier ein noch größeres Verdienst um das Vergnügen des Publicums erworben hat, als durch die Leistungen seiner Bühne. Insbesondere da die Unternehmung — die großen Vorauslagen abgerechnet — bey dem Umstande, daß er ihretwegen am *Sonntage* weder deutsches noch böhmisches Schauspiel geben darf, selbst im günstigsten Falle und bey dem zahlreichsten Besuche keine großen pecuniären Vortheile gewähren kann, und wenn — was wohl nicht zu beforgen ist — das Publicum die Redouten nicht lebhaft unterstützen sollte, ihn in offenkundigen Schaden bringen müßte.

Das Schauspielhaus war für die Redoute — die Bühne bis ins Unendliche — umgewandelt, und der Fußboden des Parterres bis zum Orchester dergestalt gehoben worden, daß dieses, vom gewöhnlichen Haupteingange an, eine horizontale Fläche bildete. Über den Raum des Orchesters führen einige mit einem Geländer versehene Stufen auf das in einen zweiten Saal verwandelte und mit großen Spiegeln in breiten Goldrahmen geschmückte Theater. Eine Balustrade, die sich über die ganze Breite des Theaters bis an die Stufen erstreckt, bildet einen Ruhepunkt, um den untern Saal gemächlich überschauen zu können. Im Hintergrunde erhebt sich eine auf Säulen ruhende Tribüne, worauf sich das Orchester befindet, und die untere Halle desselben bietet dem Conditor den Raum für sein Büffet dar; ein zweytes befindet sich in dem Foyer des Theaters im Logengange ersten Ranges der obristburggräflichen Loge gegenüber. Die Sperrstige, welche aus dem Parterre weggeschafft werden mußten, waren theils an beiden Seiten der Säle und die übrigen in den Logengängen aufgestellt. Ein eigens für die Carnevalszeit erbauter Verbindungsgang, durch dessen äußere Form Liebhaber der Ähnlichkeit an den Ponte Rialto in Venedig erinnert werden, führt über die Straße aus dem Logengange des zweiten Ranges in das Gasthaus zur Weintraube, dessen erster Stock den Sonntagsabenden für die Redoutengäste reservirt ist. Auf drei Reihen Bronze-Lustres von schöner Zeichnung und Gestalt brennen Wachskerzen und bilden eine sehr elegante Beleuchtung, die besonders aus der Mittelloge zweiten Ranges betrachtet, einen wahrhaft imposanten Eindruck macht. Doch ist man seit Jahren an die blendendere Lampenbeleuchtung gewöhnt, und manche verlangten daher noch mehr Licht und Glanz. Dem Vernehmen nach wird Hr. Stöcker für die nächste Redoute auch diesem Wunsche entsprechen und nebst den beyden Astrallampen noch Wandleuchter an allen Logen anbringen.

Die Eröffnung der Redoute war, wie gewöhnlich, auf die neunte Stunde festgesetzt, und um 10 Uhr hatte sich bereits eine ansehnliche Zahl von Gästen eingefunden, und die zum Zusehen bestimmte dritte und vierte Gallerie, war mit Neugierigen bey nahe überfüllt, während die eigens gemieteten Logen erst nach und nach ihre Bewohner erhielten; aber als die Mitternachtsstunde herannahte, hatte sich eine Zahl von 200 Personen im Schauspielhause versammelt. Da das schöne Geschlecht doch stets als die Blüthe des Menschengeschlechts anerkannt wird, und besonders allen Abendunterhaltungen erst Glanz und Interesse verleiht, so war es allerdings keine erfreuliche Erscheinung, daß die Männerzahl jener der Damen, zumal im Anfange, so weit überlegen war, was vielleicht auch die weiblichen Redoutengäste in den Logen zum Theil abschreckte, sich in Masse herabzubeben. Sie erschienen nur einzeln und sparsam, und zogen sich meist bald wieder in ihr Isol zurück, das ihnen den bequemen Überblick des Ganzen gewährte. Nach und nach hatte sich auch der ganze hohe Adel in den Logen eingefunden, und unser verehrter Obristburggraf von Chotel hatte kaum die seinige betreten, als er schon in den Saal herabkam. Ein Gleiches thaten die Damen und Herren vom Adel, die in bunter Reihe durch die Säle promenirten, und wenn, wie nicht zu zweifeln, ein so freundliches Beyspiel der Gesellschaftlichkeit zahlreiche Nachahmer oder eigentlich Nachahmerinnen findet, so steht zu hoffen, daß die zweite Redoute ein Gemälde darstellen wird, in welchem die blendendweißen und bunten Damengewänder die hellen Lichter zwischen den Schatten der schwarzen, braunen, blauen und grünen Fracks und — leider muß ich es sagen — auch sogar Gehr- und Ueberöcke bilden werden, welche sich in bedeutender Zahl einfanden, ohne daß die Herren bedacht hätten, eine Redoute sey, wenn gleich kein Bal paré, doch immer eine Unterhaltung, bey der man, wie bey einem Diner oder einer Spielgesellschaft, stets im Frack erscheinen sollte. Da jedoch der elegantere Theil der männlichen Versammlung hierin auch ein gutes Beyspiel gegeben, so wollen wir auch hier das Beste hoffen.

Eine andere Klage, daß nemlich die muntere Laune, der bunte Maskenspaß, der sonst in den Prager Redouten herrschte, noch nicht recht Platz greifen wollte, daß die Zahl der Masken zu klein, und die vorhandenen, mit wenigen Ausnahmen zu schweigsam und ernst, ja fast blöde waren, kann freylich nicht so schnell gehoben werden, und wenn man die Dinge unparteyisch betrachtet, so wird man begreifen, daß der entschlafene Redoutenkönig nicht auf einen Ruf aus seinem Scheintode erwachen kann. Daß die muntere Laune, die dazu gehört, um eine Freude daran zu finden, sich in bunter Vermummung herumzutreiben, und seinen Witz an seinen Freunden und Bekannten zu üben, in der Regel zuerst bey der Jugend zu suchen ist, wird mir Jedermann

zugeben. Nun gehörte es aber zum guten Ton, die Redoute nicht zu besuchen *), sondern, wer ja einmal in eine solche kam, fand keine Maske, wenigstens keine gebildeten und geistreichen Personen en masque, und die Eltern gewährten ihren Kindern jedes Tanzvergnügen lieber, als den Besuch der Redoute, wo durchaus keine gute Gesellschaft abzusehen war, daher ist der Nachwuchs unserer eleganten Welt aus den gebildeten Ständen ganz ohne Redoute aufgewachsen, und die Personen, welche sich des fröhlichen und bunten Maskentreibens der vergangenen Jahrzehende noch erinnern, sind meist über das Alter hinaus, wo man an dergleichen Unterhaltungen werthtätigen Antheil nimmt. Die muntern Travestien des Lebens müssen sich also erst neu gebären aus dem frischen Jugendmuth, dem in einer anständigen Redoute der Raum zur Entfaltung seines Humors geboten wird. Ein erfreulicher Umstand war es auf jeden Fall, keine Ritter, Spanier und Türken **) zu sehen, welche sonst die Mehrzahl der Masken ausmachten, und überhaupt erschienen doch nur wenig Masken, welche dazu geeignet waren, den Muthwillen der jungen Herren zu reizen.

(Der Schluß folgt.)

Pilsen, den 7. Februar 1835.

Die Bewohner der Stadt Pilsen in Böhmen wurden am 6. Februar d. J. Morgens nach 3 Uhr aus dem Schlafe geweckt durch einen starken Donnerschlag, dem bald darauf ein zweyter mit einem so furchtbaren Krachen folgte, daß Thüren und Fenster zitterten. Der Blitz schlug unter dem Thurmturme der hiesigen Pfarrkirche, welche auf dem Plage in der Mitte der Stadt steht, ein, und zündete.

Das Thermometer stand 0.6 Grad unter Null, und der Barometer auf 26 Zoll 8 Linien. Der Thurm glich einer brennenden Fackel, und zeigte in der finstern Nacht ein furchtbar schönes Schauspiel.

Das Feuer, dem man theils wegen der Höhe des Thurmes, die 50 Klafter beträgt, und theils wegen der finstern Nacht nicht sogleich Einhalt thun konnte, breitete sich immer mehr von oben nach unten aus, und so stand der Thurm, ein Meisterwerk gothischer Baukunst, bald in hellen Flammen. Ströme von Funken goß er auf die Stadt herab, und drohte sie in einem Flammenmeere zu begraben. Man konnte nichts thun, jede Hilfe war vergebens, man konnte ihn nur mit Wehmuth betrachten, und mußte ihn den Flammen als Beute lassen.

Aus des Thurmes Krone in vollen Flammen stand, erhob sich ein schwacher Nordwest und trieb die Funken den entferntern Häusern zu, auf denen schon Hände zu deren Abwehrung bereit waren. Mit diesem günstigen Winde war auch das Tageslicht eingebrochen, und dieses brachte den Bestürzten Muth und neues Leben.

Vom Thurme waren mehrere brennende Balken auf das Dach der Kirche gefallen, und hatten schon an einigen Stellen gezündet. Das Feuer hatte beynahe seine Krone verzehrt, und suchte allmählig neue Nahrung in dessen Innern. Da die Spritzen das hohe Kirchendach nicht erreichen konnten, so hatten einige Beherzte mit seltenem Muth und höchster Lebensgefahr dasselbe schnell erklommen, die brennenden Balken herabgeworfen, und so die Kirche, aus der schon die heiligen Gefäße und andere Geräthe in Sicherheit gebracht waren, und auch die Stadt gerettet. Nun zeigte auch ihr Beherrscher, der Thurm, daß er sie und die Stadtschützen, seinem Meister Ehre machen, und das Vertrauen auf seine Festigkeit rechtfertigen müsse.

Die verheerenden Flammen, die auf eine furchtbare Weise in seinen Eingeweiden gewüthet, 5 große Glocken und ein treffliches Uhrwerk geschmolzen hatten, wurden von seinen mächtigen Riesenmäulern eingeschlossen, erstickt, und fanden dort, wo sie Tod und Verderben drohten, ihr Grab.

So war die Stadt Pilsen durch menschliche Kraft und Entschlossenheit und durch

*) Schon früher haben sich die Damen und Herren der höheren Stände von den Vermummungen zurückgezogen, welche in alter Zeit den schönsten Reiz des Carnevals ausmachten.

**) Vor einigen Jahren wurde einmal ein Türke von einigen jungen Leuten mit Fragen über sein Vaterland so sehr in die Enge getrieben, daß er endlich die Larve abnahm, und ängstlich in böhmischer Sprache ausrief: „Ich bitte unterthänigst, ich bin ja kein Türke, ich bin nur ein Schlosser!“

den festen Bau jenes Thurmes, der zuerst selbst Verderben drohte, erhalten, und um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr außer Gefahr, denn die Gefahr, wie unlängst ihre sonst so freundliche und liebe Schwester Wiener Neustadt, die ebenfalls alle Zeiten getreue *) zu theilen, und ein Schutthaufen zu werden.

Beim Löschen dieses Brandes zeichnete sich besonders das k. k. Militär vom 35. löblichen Infanterieregiment Baron Fleisch er unter der Leitung ihres würdigen Brigadiers des k. k. Generalmajors Hrn. Grafen v. Karst ein ans. Auch die übrigen betreffenden Behörden wirkten von dem hochgeachteten Kreischef, dem k. k. Gubernialrathe Johann von Bum l zweckmäßig geleitet, thätig mit. Dieser, so wie der gedachte Hr. General, verließ, ungeachtet des kalten rauhen Wetters, die Brandstätte nicht früher, bis alle Gefahr vorüber war.

Ungeachtet nur der Kirchturm bis auf seine Mauern niedergebrannt ist, so beträgt doch der Schaden, da die Kirche an vielen Theilen auch beschädigt ist, Glocken und Uhr vernichtet sind, beläufig 50,000 fl. C. M. Jener Turm gehörte unter die vorzüglicheren Meisterwerke gothischer Baukunst, und konnte mit vollem Rechte unter die ersten Zierden von Böhmen gezählt werden.

F. Feldenhauer.

Nachtrag. Vielleicht dürfte es den Lesern der Wiener Zeitschrift nicht unwillkommen seyn, einige historische Andeutungen über dieß dahingefallene Kunstwerk der Baukunst gleichzeitig zu erhalten, welche Referent aus Pilsens Annalen ausgehoben. Unbezweifelt steht Alt-Pilsen schon seit dem Ende des 8., und Neu-Pilsen seit dem Ende des 10. Jahrhunderts. Bis gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts mag ein kleinerer Gottesstempel die Stelle des jetzigen eingenommen haben. So viel ist gewiß, daß der deutsche Kreuzritterorden auf seinem Zuge nach dem heidnischen Preußen durch Böhmen in unserm Vaterlande geistliche Colonien seines Ordens zurückließ, und namentlich in Prag bey St. Benedict, in Chomotau, Horzig, Lititz, Rzepin, Königgrätz, Neuhaus und auch in unserm Pilsen Commendaturen stiftete. Es wurde zwar besagter Orden schon im Jahre 1420 aus Böhmen vertrieben, doch in Pilsen erhielt sich seine geistliche Communität bis zu dem Jahre 1546. Die jetzige schöne gotische Pilsener Pfarrkirche sammt den damaligen zwey großen Kirchtürmen wurde eigentlich von diesem deutschen Ritterorden mit Beyhülfe einiger frommen Legate, insbesondere von dem Vermächtnisse des Pilsener Bürgers Waczkowich, und dem zum Bau gewidmeten Lochotiner Steinbruch der Witwe Przebör erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts in ihrer jetzigen Pracht und Großartigkeit aufgebaut. Inmitten des 96 Klafter langen und 68 Klafter breiten Marktplazes aufgeführt, ist selbe 32 Klafter lang, 14 Klafter breit, und das Gewölbe des Schiffes erhebt sich 11 Klafter über den Boden. Der südliche Thurm im Jahre 1525 vom Blitzstrahl entzündet, und von innen ausgebrannt, theilte das Feuer dem Dachwerk der Kirche mit, wodurch es verzehrt, jedoch die Kirche wieder hergestellt wurde. Der ausgebrannte Thurm wurde aber nie wieder restaurirt, sondern er wurde eingerissen, und das Gestein abgetragen. Der nördliche Thurm blieb bis auf unsere Zeiten, obwohl zu wiederholten Malen vom Blitzstrahl versucht, theilte in den Jahren 1601 den 10. May, und 1684 den 22. April, wo beydesmal nur der Giebel bis an die Gallerie abbrannte, das Innere gerettet wurde. Vor etwa 55 Jahren wurde er abermals vom Blitze getroffen, doch nicht angezündet, aber 9 Personen, die eben im Gewitterläuten begriffen waren, verloren dabey das Leben. Diesmal mußte er trotz des darauf befindlichen Blitzableiters der Gewalt des Elements zum Opfer werden. Das unterste Gewölbe des Thurmes, worauf, jetzt das ungeheure Gewicht aller 5 Glocken, aller Schutt, Eisenwerk und Feuerbrände ruhen, ist 5 $\frac{1}{2}$ Klafter über dem Boden erhoben, und hat 3 Klafter Breite und eben so viel Länge.

Die schwerste Glocke am Gewicht, vom Jahre 1446, hält 80 Zentner, die andere vom Jahre 1479 hält 60 Zentner, die folgende vom Jahre 1520, 50 Zentner, und so verhältnißmäßig abwärts. Die zweyte Glocke führt die Inschrift:

En ego campana, nunquam pronuntio vana,
Ignem vel festum, bellum vel lunus honestum.

Sedlaczeff.

*) Wiener Neustadt und Pilsen führen auf ihren Fahnen die Auszeichnung: Civitas semper fidelis.

(Mit Nr. 7 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 19. Februar 1835.

22

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Answärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wanderungen durch Italien.

(S c h l u ß.)

Das Monument der Stuarte hat, außer dem schlafenden Genius am Eingange, nichts was C a n o v a's würdig wäre. Aber dieser Genius allein würde dem Künstler, hätte er auch sonst gar nichts geliefert, einen ehrenvollen Platz unter den besten seiner Genossen anweisen. Der halb pyramidenförmige Thurm mit seinem hervorragenden Gesimse, ist ohne Sinn und Bedeutung; die in halberhabener Arbeit darauf angebrachten Seitenbilder nehmen sich aus, als wären sie zum Verkaufe da ausgestellt.

Das Mausoleum der Prinzessin S t a. C r o c e gehört zu C a n o v a's originellsten und gelungensten Arbeiten. Eine zahlreiche Gruppe von Gestalten, von jedem Alter und verschiedenem Geschlechte, drängt sich dem Eingange der zur Aufbewahrung des Aschenkruges bestimmten Pyramide zu: es ist eine Scene, wie man sie sonst nur in Basrelief dargestellt zu sehen gewohnt ist, meisterhaft bis ins kleinste Detail, mit C a n o v a's ganzer Kunst ausgeführt. Nicht leicht wohl hat je noch ein Künstler Jugend und Alter auf rührendere Weise neben einander gestellt. Ganz vorzüglich gelungen ist die Gestalt des Vaters, gebeugt unter der Last, die ganz hinwegzunehmen selbst die fromme Liebe einer Tochter nicht vermag; sie bezeugt den Dichtergeist des Meisters kräftiger als irgend eines seiner andern Werke. Von allen Arbeiten C a n o v a's erinnert keine weniger an die Antike als das Grabmahl der Prinzessin S t a. C r o c e, und auf keine haben die Neuern mehr Ursache stolz zu seyn.

Eines der Zimmer enthielt allegorische Porträts und ideale Köpfe, größtentheils sehr werthvolle Leistungen. Nur in der Büste der Helena, die C a n o v a für Lord C a s t l e r e a g h fertigte, findet der Leser H o m e r's die Worte des Dichters in Marmor übersetzt. Niemand, der dieses Bild gesehen, wird sich je wundern, daß ein einziges Weib so viel Unheil über die

Welt zu bringen vermochte; jeder Reiz, der die Leidenschaften des Mannes zu wecken, und seine Vernunft zum Schweigen zu bringen vermag, ist diesem marmornen Anstis eigen, jeder Zug desselben fordert auf zu der Bewunderung, der Lust zu machen die Helden der Ilias in lauten Jubel ausbrechen. Fast alle weiblichen Porträts Canova's gleichen mehr oder weniger der Büste der „Selena;“ seine „Magdalena“ allein macht eine Ausnahme. Mit einem Tacte, der ihm zur höchsten Ehre gereicht, hat Canova hier seiner dem Schönen so nahe verwandten Natur Gewalt angethan, und es sich versagt sein Geschöpf mit den Reizen zu schmücken, die mit verschwenderischer Hand über jede seiner Leistungen auszugießen er gewohnt war. Magdalena ist ganz im reinen Geiste des Evangeliums gedacht. Busübungen und Gewissensnagen haben jede Spur menschlicher Leidenschaft aus ihrem Antlitze vertilgt; kein Zug der Heiligen erinnert an die Zuhlerin.

„Die Abnahme vom Kreuze“ und „Endymion“ waren Canova's letzte Arbeiten. Das Modell zu dem erstern, der Kirche seines Geburtsdorfes zum Geschenke bestimmten Werke, vollendete er nur wenige Monden vor seinem Tode; „Endymion“ blieb unvollendet. Bey der Abnahme vom Kreuze hat Canova es nicht verschmäht einen Blick auf Michael Angelo zu werfen; er ist nichts desto weniger er selbst geblieben. Das Werk verräth deutlich, wie wohl Canova den erhabenen Ernst, die Strenge und anatomische Richtigkeit seines großen Kunstgenossen zu würdigen verstand; dabey ist es reich an Schönheiten, denen Michael Angelo selbst seine Bewunderung nicht verweigert haben würde. Eine Liebe wie kein irdisch Weib, selbst eine Mutter nicht, sie zu fühlen vermag, leuchtet hervor aus dem Wesen der Gebärerinn des Himmlischen und ihrer Begleiterinn. Christus ist vielleicht kein der Natur so treu nachgeformter Leichnam, wie er aus Michael Angelo's Händen hervorgegangen seyn würde; den zu liefern lag nicht in Canova's Natur, er gab im sterbenden Gott das Bild des schönsten Menschensohnes.

Ich hatte beynahе drey Stunden in Canova's Hause zugebracht, und fast alles gesehen, was es von den Werken des großen Künstlers enthielt, als mein Begleiter auf eine Stiege deutete, die aus dem Zimmer, in welchem wir uns gerade befanden, in das obere Stockwerk führte. Canova kam eben die Stiege herab, von der Arbeit, der er den Morgen gewidmet hatte. Er trug eine graue Jacke, in den Händen hielt er die Werkzeuge seiner Kunst. Im Vorübergehen warf er einen Blick auf ein paar Statuen, an denen eben gearbeitet wurde, und nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, einige freundliche Worte zu den Arbeitern gesprochen, kam er auf die Gruppe zu, die sein Neffe, ich, und einige andere Gäste bildeten. Nachdem er uns auf das herzlichste begrüßt hatte, führte er uns in sein Boudoir, das mit den in Kupfer gestochenen Abbildungen seiner Werke, mit einigen dieser Werke selbst, und mit den vorzüglichsten seiner Gemälde geschmückt war. Die Gemälde verriethen einen sich im Vizarren gefallenden Genius; was Plan und Anlage betrifft, scheint Canova sich Parmegiano zum Vorbilde gewählt, in einigen Fällen ihn sogar überboten zu haben; sein Colorit erinnert an die venetianische Schule, im Ganzen sehen seine Gemälde steif und hart aus, wie durch den Pinsel nachgeahmte Basreliefs. Gleichwohl verrieth der Künstler

für diese Erzeugnisse eine Vorliebe, wie Väter sie nicht selten für die am schlechtesten gerathenen ihrer Kinder an den Tag legen. Er erklärte uns den Inhalt derselben mit solcher Wohlgefälligkeit, mit solchem innigen Behagen, daß man gar bald gewahr ward, er halte sie für Meisterwerke, und hege keinen Zweifel, daß sie auch von Andern dafür gehalten würden. Seine Vorliebe für die Erzeugnisse seines Pinsels war so groß, daß er ernstlich daran dachte, die von ihm erbaute Kirche mit Gemälden von seiner Hand zu schmücken. Seine Freunde nannten das nicht mit Unrecht seine schwache Seite. Er konnte es gleichgültig mit anhören, wenn die Welt sich außer Athem sprach zum Lobe seiner „Venus,“ seiner „Hebe,“ wer sich entzückt stellte vom „Tode des Adonis,“ der hatte den Weg zu seinem Herzen gefunden. Dieser unschuldige Stolz auf eingebildefte Talente war von jeher fast allen großen Menschen eigen; Michael Angelo hörte es gern, wenn man seine Verse lobte, und David bildete sich auf die paar Sonaten, die er componirt, mehr ein, als auf die besten Leistungen seines Pinsels. Dergleichen Niemand verletzende Schwächen sind das Mittel, durch welches die Gemeinschaft der durch ihr Genie Vereinzelten mit dem großen Haufen unterhalten wird: gewöhnliche Menschen verzeihen Großen ihre Größe weit williger, wenn sie etwas an ihnen bemerken, was sie berechtigt sie für ihres Gleichen zu halten.

Es schlug die Stunde, wo Canova zu Tische zu gehen pflegte — zwey Uhr — und die Gesellschaft trennte sich.

Nach diesem ersten Besuche sah ich Canova oft, denn ich versäumte keine Gelegenheit mit ihm zusammenzukommen, um mir Nachrichten über sein Leben und seine Verhältnisse zu verschaffen.

Canova's erster Eintritt in die Welt hatte viel Ähnlichkeit mit Raphael's und Michael Angelo's erstem Auslauf auf der Bahn der Kunst; die Begeisterung wirkte ihre Wunder in ihm in einem Alter, in welchem die meisten jungen Leute kaum zu einem deutlichen Bewußtseyn ihres Könnens und Willens gelangen, kaum zu denken beginnen. Manchen Kampf hatte er zu bestehen mit Hindernissen, manchen mit dem eigenen Genius; die erstern entfernten Gönner aus seinem Pfade, im Streite mit den letztern stand ihm die Freundschaft bey. Das Oberhaupt der edeln Familie Falieri schickte den armen Steinhauersohn aus seinem Geburtsdorfe nach Venedig, um ihn dort studieren zu lassen, und öffnete ihm dort die Thore des eigenen Pallastes; die Stadt Venedig setzte dem fleißigen Knaben einen Jahrgehalt aus; in Rom führte Juliana, der venetianische Gesandte, den zum Jünglinge Gereiften bey Beschützern von Künstlern und Kritikern ein; Lord Sadowr schätzte und würdigte sein Verdienst, lange zuvor ehe andere Große eine Ahnung davon hatten: Gavin Hamilton's, des Malers, Freundschaft erwärmte und kräftigte sein Herz. Von dem Augenblicke an, wo er die Gruppe des „Theseus und Minotaur“ vollendet hatte, — sie ward den Großen Roms zum ersten Male im Sommer des Jahres 1782, bey Gelegenheit eines von Juliana eigens dazu veranstalteten Festes bey Fackelschein gezeigt, — glich sein Gang durch's Leben einem fortwährenden Triumphzuge; Ehrenbezeugungen und Reichthümer strömten ihm von allen Seiten zu. Der Papst ernannte ihn zum Marchese d'Ischia, Napoleon machte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Das schnelle Gelangen zu Reichthümern erregte jedoch nicht den Wunsch in ihm,

Geld zu Gelde zu häufen, und seine Bescheidenheit nahm zu in demselben Verhältnisse, in welchem seine Berühmtheit sich weiter verbreitete, er nannte sich nie anders als Antonio Canova. Die Einkünfte seines Marktats trat er noch an demselben Tage, an welchem sie ihm zufließen, der Akademie von S. Luca zur Unterstützung und Aufmunterung junger Künstler ab. Kam ihm ein talentvoller Bildhauer vor, der des Beystandes bedurfte, so ließ er ihn einen Gegenstand nach eigenem Gutdünken sich wählen, und trug die Kosten der Ausführung. Von diesem edelmüthigen Streben zur Förderung seiner Kunst zeigt die Reihenfolge kolossaler Marmorbüsten großer Männer Italiens, die jetzt stolze Nebenbuhler der Werke des Alterthums, das Capitol zieren. In Canova's eigener Büste, im Vatican, sind die Eigenschaften der Seele, die einst das Original belebte, mit gewissenhafter Treue wiedergegeben. Das nach oben gerichtete Auge, die geöffneten Lippen, auf denen ein heiliger Gedanke zu schweben scheint, die erhabene Ruhe, die gleich dem Lichte einer andern Welt aus jedem Zuge des edeln Antlitzes strahlt, sind dem Leben mit gewissenhafter Hand nachgebildet; sie verrathen den Mann, den seine Kunst geläutert von den Schwächen und Mängeln, die das Erbtheil derer sind, deren Blick sich nie über die Grenze ihres irdischen Daseyns erhebt.

Canova's Todestag war für Rom ein Tag allgemeiner Klage und Trauer. Der Glanz seines Ruhmes hatte sich über die gesammte Bevölkerung verbreitet, und unter der gesammten Bevölkerung erregte die Nachricht von seinem Hinscheiden einen Schrecken, wie mit dem Laufe der Gestirne unkundige Wilde bey einer Sonnenfinsterniß ihn fühlen, seine Landsleute verzweifeln am Wiederaufsteigen eines so leuchtenden Sternes am Himmel italienischer Kunst.

Eine seinem Andenken gewidmete Medaille ward auf Veranlassung seiner Freunde noch bey seinen Lebzeiten geschlagen. Die eine Seite zeigt das Haupt des Künstlers, mit der einfachen Umschrift: Antonio Canova; auf der andern Seite sind die von dem Symbole der Unsterblichkeit, der Schlange, eingeschlossenen Worte: Al Secolo Decimo Nono zu lesen; über derselben ist der Hut des Merkur, unter ihnen der Helm der Minerva angebracht.

A n E l m o n d e .

Saarhausen, 23. August 1834.

Geräuschlos ward und ohne Prunk empfangen
Das jüngste Kind, von Liebe zugeführt.
Nicht Kränze sind am Eingang aufgehangen
Kein farbig Band der Blumen Kelch umschnürt;
Doch wird die alte Burg in Jugend prangen,
So wie Elmonde's Fuß sie hat berührt;
Die Anmuth steht, die Sitte ihr zur Seite,
Und Liebeszauber gibt ihr das Geleite.

Entbehren auch der äußern Zier die Mauern,
Es schmückt sie mehr der eig'ne inn're Werth.
Unwankbar fest und kräftig auszudauern,
Was Tapfern ziemt, ihr summer Anblick lehrt;

Sie haben Schutz den Edlen wie den Bauern,
 Ja Fürsten selbst im Zeitendrang gewährt.
 Was fest und treu sich immerdar erwiesen,
 Wird hohen Schmuck, wird Achtung stets genießen.

Nach zeigt die Burg auf früher Ahnen Schilde
 Die Tugenden der alten Häuslichkeit,
 Die Sitteneinfalt, hehre Frauenmilde,
 Ach! Ritterthum und schöne Weiblichkeit.
 Verklärt entstrahlt aus ferner Zeiten Bilde,
 Ein Sternenkranz, den Edelsten geweiht;
 Viel Frauen sind's, die gold'ne Kronen tragen,
 Der stillen Thaten Lohn aus frühern Tagen.

Mit Andacht grüßet man die Bethcapelle,
 Die frommer Sinn dem Greisenalter baut;
 Der Linden Dom gleich an des Gartens Schwelle.
 Das Laubgewölz, das in die Ferne schaut,
 Der stille Hain, die kleine Wiesenquelle,
 Die das Gebüsch mit kühlem Raß behaut,
 Der sel'ne Schmuck in dieses Gau's Bezirken,
 Er zeuget laut von edler Frauen Wirken.

Tritt nun herein zu väterlichen Hallen,
 Von Mutterhand mit Sorgfalt neu verschönt.
 Wie sich der Gast nach langem Irrewallen,
 An eine neue Heimat gern gewöhnt,
 So mögen sie als Heimat dir gefallen,
 Aus der ein froh Willkommen dir ertönt.
 Beglückter Sohn, dein Loos ist schön entschieden,
 In dieser Burg gibt Liebe dir den Frieden.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, 22. Jänner 1835.

(S c h l u ß.)

Die Gesellschaft dieses ersten Redoutenabends, selbst jene der Logen abgerechnet, die größtentheils aus solchen Personen bestand, welche sonst die Maskenbälle gar nicht mehr zu besuchen pflegten, war gewählter, als man sie seit Jahren eine gesehen hatte, und daher mag es auch kommen, daß in den ersten Stunden gar kein Versuch zum Tanzen gemacht wurde, der freylich bey der großen Menschenmenge wahrscheinlich verunglückt wäre, sondern alles, ob das Orchester Tanzmusik zum Besten gab oder Pausen machte, gleichgültig längs der Logen und der Seitenwände des obern Saales lustwandelte. Erst zwischen eins und zwey, als sich schon viele Gäste verloren hatten, bildete sich hie und da ein Kranz von Zuschauern, in dessen Mitte sich die Tanzlustigsten im muntern Walzerkreise drehten und noch später wurde auch eine Galoppe getanzt.

Während sich aber die Gäste im Innern der geschmackvoll decorirten Säle unterhielten, trieb sich eine zahlreiche Menschenmasse, bis um 11 Uhr vor dem Theater umher, und begnügte sich damit, die beleuchteten Fenster des Foyers und die aus den Rutschen steigenden Damen und Herren zu betrachten.

Da uns die Redoute einmal in das Schauspielhaus geführt hat, so will ich Ihnen doch eine flüchtige Übersicht der Leistungen des Theaterjahres 1834 geben, die ich Ihnen bisher noch schuldig geblieben bin. Die ersten vier Monate jenes Jahres und die

letzten der Directionsführung der H. Polawsky, Rainz und Stepanek, waren sehr reich an Novitäten, da damals jede Woche wenigstens ein Benefice brachte, und auch die Direction in diesen Monaten noch manches Neue lieferte. Wir sahen also vom Jänner bis April, nebst einigen ältern, neu in die Scene gesetzten Stücken: 10 Lustspiele, von welchen „die doppelt Verheiratheten“ und „Ewig“ das meiste Glück machten. Auch die Gastrollen der Mad. Brede brachten uns ein neues Lustspiel von Frau v. Weisenthurn: „der erste Schritt,“ das eine sehr freundliche Aufnahme fand. Raupach's „Fürst über Alle“ mißfiel. — 1 Schauspiel: „Robert der Teufel“ von Raupach, welches im vollen Sinne des Wortes Furore und Hr. Stöckel zu einem Liebling des Publicums machte. Es wurde schnell nach einander viermal bey stets vollem Hause und wachsender Theilnahme wiederholt. — 1 Trauerspiel: „Maria, oder die Pest in Leon“ mit einer Aufführung wieder vom Repertoire verschwunden. — 3 Opern: „Jessonda“ (zum ersten Male), „Fidelio“ und „Anna Bolena“ von Donizetti. Die erste genoss eines so enthusiastischen Beyfalls, wie keine seit der „Stimmen von Portici,“ was die zweyte betrifft, so waren die darstellenden Kräfte in keinem Gleichgewicht mit den Forderungen, die Beethoven an die Sänger des „Fidelio“ machte, und in der dritten fand man nur einen schwachen Nestor, ein mattes Spiegelbild von Rossini. — Endlich 3 Possen: „Die feinerne Braut,“ „Nagerl und Handschuh“ und „der Trischstratsch,“ die insgesammt kein Glück machten. — Am 30. April schloß die alte Direction, um das alte Sprichwort: „Ende gut, Alles gut“ zu bewahren, mit der „Jessonda,“ und am 1. May eröffnete Hr. Stöger die Bühne mit einem Lustspiel von Frau v. Weisenthurn: „Die Geprüften,“ in welchem er ein Paar seiner neuen Mitglieder dem Publicum vorführte; die andern zeigten sich in eigens gewählten Debütrollen, und angenehm überraschte er durch die neuen Opernsänger, welche den „Barbier von Sevilla“ ganz ohne Beyhülfe des alten Personals darstellten. In den letzten 9 Monaten des Jahres 1834 sahen wir an dramatischen Neuigkeiten: 6 Lustspiele, wovon vorzüglich Bauernfeld's „Bekanntnisse“ außerordentliches Glück machten, und bey jeder Wiederholung gleich gern gesehen werden. — 7 Schauspiele, von welchen ein Birch-Pfeifer'sches Spectakelstück: „Gaugraf Philipp der Wilde und Hinko der Freytnecht,“ beynabe am besten gefiel. „Corona von Saluzzo“ konnte trotz des herrlichen dritten Actes und der vortreflichen Darstellung der Titelrolle durch Dlle. Herbst nicht recht durchdringen. Die Gastrollen des k. k. Hofchauspielers Hr. Löwe brachten uns zwey Trauerspiele: „Kerker und Krone“ von Jedlich und „Alboin“ von Pannasch, doch auch diese sprachen nicht sehr an, und es scheint, daß das Uebergewicht, welches die Oper in der letztern Zeit erhielt, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums zu sehr von dem recitirenden Schauspiel abgeleitet hat. — Von Opern wurden zwar nur zwey neue gegeben: „Das Nachtlager von Granada“ von Conradin Kreuzer, und „Pompeji's Untergang“ von Pacini; dagegen aber ist das ganze frühere Opernrepertoire restaurirt und 17 alte Opern anders besetzt und neu in die Scene gesetzt worden, von welchen „Zampa“ vierzehn-, „die Stumme von Portici“ zwölf-, „Don Juan“ eilf-, „die Unbekannte,“ der „Barbier von Sevilla“ und „der Freyschütz“ sieben- und „die Montecchi und Capuletti“ sechsmal, meist bey vollen, theils überfüllten Häusern wiederholt wurden. Alle andern wurden gleichfalls mehrmals aufgeführt, nur „das Concert am Hofe“ von Huber verschwand nach einer einzigen Production wieder von der Scene. — Die Possen sind sparsam vorgekommen, doch machten „der Lumpocivagabundus“ redivivus und „die Zauberrüthchen,“ mit neuen Decorationen und Maschinen ausgestattet, volle Häuser. Das erste wurde acht- das zweyte neunmal wiederholt. — 1 Liederspiel: „Nataplan der kleine Tambour“ erhielt sich nur kurze Zeit auf dem Repertoire. Das von Hr. Stöger mitgebrachte Balletpersonale unter der Leitung des gewandten und geschmackvollen Hr. Raab, welches eigentlich vorzüglich zur Staffage der Opernbilder bestimmt ist, hat außer einigen Pas de deux zur Ausfüllung eines Theaterabends auch schon ein paar größere, selbstständige Vorstellungen gegeben, nemlich ein Ballet: „die ungarische Hochzeit,“ das keine große Sensation machte, und eine Pantomime: „Policinell's Entstehung,“ worin Hr. Raab als Policinell Bewundernswürdiges leistet. — Von Gästen sahen wir außer dem bereits erwähnten Hr. Löwe, noch die Dlle. Schneider, Dieken und Wantuch, dann die H. Kaufsch er und Rolze, davon der letztere engagirt wurde.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 11. Februar bey Beleuchtung des äußern Schaublases zum ersten Male:
 „Die Wiener in Paris, oder der zwölfte Februar.“ Schauspiel in zwey Acten von
 Carl von Holtei.

Ein Stück, über dessen Erfindung und Ausführung wir Hrn. von Holtei aufrichtig unser Compliment machen; es ist unsers Erachtens das sinnigste Gelegenheitsgedicht, das wir seit langem kennen lernten, und worin sich ebensowohl des Verfassers zartes Gefühl als sein poetischer Veruf auf die vortheilhafteste Weise bewähren.

Wermann, ein reicher Bürger von Wien, reist mit seiner Frau nach Paris, weil Beyde über das Schicksal ihres einzigen Sohnes Ferdinand in Sorgen sind, den sie vor längerer Zeit dahin sandten, und welcher sie ohne Nachricht ließ. Kaum daselbst angekommen, erfährt der Vater, daß sein Sohn eine Liebchaft mit Madelon, der Tochter eines gewissen Bonjour, angeknüpft habe, der das Geschäft eines sogenannten Commissionärs treibt, d. h. jede Art von honettem Erwerb ergreift, um Frau und Kind zu ernähren, übrigens aber ein blutarmer Teufel ist. In der Meinung, Bonjour speculire auf Ferdinand, weil er dessen Wohlhabenheit in Erfahrung gebracht, tritt er in die bescheidene Wohnung der Familie, und es kömmt daselbst zu einer heftigen Scene, die indessen durch Vermittlung des Grafen Werth, eines anwesenden Freundes Wermann's, dahin beygelegt wird, daß Bonjour seine frühere Geschichte erzählt. Es findet sich nun, daß er von gutem Herkommen und unverschuldet verarmt sey, daß er als Militär in Wien viel Gutes empfing und daselbst seine Frau eheligte, die eine Verwandte von Wermann's Gattinn ist. Am 12. Februar hatte er vor 21 Jahren seine Frau heimgeführt, am nemlichen Tage wird nun auch seine Tochter glücklich, denn Wermann setzt sich, wie billig, über den Mangel an Vermögen hinaus und vereinigt die Liebenden. Graf Werth ladet nun die Gesellschaft ein, bey ihm die Feyer des hochwichtigen Tages zu begehen und freudig wird der Vorschlag angenommen, nur Bonjour tritt entsagend zurück, da sein Hartgefühl ihm sagt: er, als Fremder, sey nicht berufen, sich zu einem Feste der Liebe zu drängen, bey welchem ein Dritter, dessen herzliche Theilnahme leicht in Zweifel gezogen werden könnte, nur störend erscheinen müßte. Auf eine sehr ansprechende Art wird dann die Absingung der herz erhebenden Hymne: „Gott erhalte u. s. w.“ herbengeführt und der Vorhang fällt unter den jubelnden Klängen des Liedes.

Es ist um ein Gelegenheitsstück keine leichte Aufgabe, besonders wenn die Beziehungen ungekünstelt gebracht werden, und ohne allegorische Behelfe, einfach zum Herzen redend, sich gleichsam aus der Handlung selbst ergeben sollen. Diese Aufgabe hat Hr. v. Holtei als Meister gelöst, und wenn noch irgend ein Zweifel über seine dichterische Weihe obwalten könnte, die heutige Arbeit würde ihn siegreich beseitigen. Bey der höchsten Kunstlosigkeit der Fabel hat er dennoch keinen Augenblick außer Acht gelassen, der eine naturgemäße in der Situation begründete Verherrlichung des hohen Gegenstandes der Feyer gestattete, und die ergreifende Wärme, womit er, aus Anlaß seiner Schicksale in Wien, von der festlichen Begehung des 12. Februars zu jener Zeit spricht, und zuletzt selbst eine Strophe des schönen Volksliedes absingt, gereicht seinem Geiste und seinem Gemüthe in gleichem Maße zur Ehre; es ist, wie möchten fast sagen: es ist der unwillkürliche Ausbruch der Bewunderung und Verehrung, den die ganze Welt unserem allgeliebten Landesvater zollt, ein Ausdruck, der auch in dem Munde eines Fremden erquickt und wohltut, und dessen Bedeutung wohl nur die schönste Auslegung zuläßt, besonders im Gegenhalte mit der Bescheidenheit, die sich einem Feste nicht aufdrängt, welches durch die Gegenwart keines Ungeweihten profanirt werden soll; der letztere Gedanke ist uns ganz vorzüglich discret und gelungen erschienen, weil er wahr und von dem edelsten Begriffe einer solchen heiligen Nationalangelegenheit eingegeben ist. Aber auch abgesehen von dem speciellen Verdienste dieses Productes des Dichters, hat dasselbe an und für sich einen allgemeinen Kunstwerth, und das ausgezeichnete Charakterbild Bonjour's, mit seiner soldatischen Festigkeit, seiner Bonhommie, seiner guten Laune und ritterlichen Galanterie würde allein dem Stücke eine ehrenvolle Anerkennung sichern, wenn nicht außerdem in den übrigen Figuren eine Sicherheit der Zeichnung, ein reiches geist- und gemüthvolles Leben sich entwickelte, dem die beyfälligste Würdigung nicht entgehen kann; die Picee nimmt den Verstand und das Herz in gleichem Maße in Anspruch; sie rührt und er-

heitert zur selben Zeit und wird sicher noch oft und gern gesehen werden, eben weil ihre Wirkung eine, dem schönsten Seelenleben abgelaufte, den Regungen des Gemüthes unmittelbar entkeimende ist. Die Aufnahme der Neuigkeit war natürlich glänzend und die Darstellung von Seite des Hrn. und der Frau von Holtel vollendet, besonders hat der geachtete Dichter als Bonjour eine wirklich classische Leistung geliefert. Von der Umgebung haben wir vor allem des ergötzlichen Kott zu erwähnen, dessen Rolle vortrefflich angelegt ist, und von ihm ganz meisterlich gegeben wurde. Die Frauen Arbeser und Klein füllten ihre Plätze entsprechend aus, erstere zeigte diesmal recht viel Wärme; sonst waren noch die H. Kandler, Koll und Dietrich beschäftigt. — Vor dem Stücke declamirte Mad. Pann einen Prolog, der von Hrn. v. Frank verfaßt war, auch erschien eine neue, allegorische Vordercourtine von Hrn. Neefe, welcher gerufen wurde.

Concert-Anzeige.

Sonntag den 22. Februar wird Hr. Moys Khamll, Flötenspieler des k. k. Hofburgtheaters und Professor des Conservatoriums, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhalts geben: 1. Ouverture zu dem Drama: „der Müller und sein Kind;“ von Heinrich Proch. 2. Neue Variationen für die Flöte, componirt und vorgetragen vom Concertgeber. 3. „Das Nesselhemd,“ Gedicht von Haslirsch, gesprochen von Ull. Fournier, k. k. Hofschauspielerinn. 4. Tenor-Arie aus der Oper: „Ludovico,“ componirt von Hrn. Capellmeister Kreuzer, gesungen von Hrn. Kreipl, Mitglied des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt. 5. Concertante Variationen für Pianoforte und Violine, über die Barcarole aus „Fra Diavolo,“ von Herz und Lafont, vorgetragen von Frau Friederike Benesch und Hrn. Heinrich Proch, Mitglied der k. k. Hofcapelle. 6. Bass-Arie mit Chor aus der Oper: „der Schwur,“ componirt von Hrn. Capellmeister Kreuzer, gesungen von Hrn. Meltinger, Sänger am k. k. priv. Theater in der Josephstadt. Die obligate Harfenstimme gespielt von Ull. Heilingmaier. 7. Concertino für Flöte und Clarinette mit Orchesterbegleitung, neu componirt von Heinrich Proch, vorgetragen vom Concertgeber und Hrn. A. Friedlowsky, Mitglied des k. k. Hofburgtheaters. — Sperrzettel zu 1 fl. 20 kr. C.M. und Eintrittskarten zu 1 fl. C.M. sind in den Kunsthandlungen der H. Diabelli und Trentsenzky und an der Casse zu haben. — Der Anfang ist um halb Ein Uhr.

Die Concerts spirituels finden am 5., 12., 19. und 26. März 1835 von 4 bis 6 Uhr Nachmittags im landständischen Saale Statt. Zur Aufführung sind classische Musikwerke von Mozart, Beethoven, Cherubini, Haydn u. a. bestimmt; mehrere derselben sind noch im Manuscript. Ausgezeichnete Künstler und Künstlerinnen schmücken die Productionen durch ihre Leistungen. Hr. Capellmeister Ignaz Ritter von Seyfried hat die Oberleitung der Musikstücke. Das Abonnement für einen Sperrzettel kostet 4 fl. C.M., der Eintritt in alle vier Concerte 2 fl. C.M. Man kann sich in der k. k. Hofmusikalienhandlung des Hrn. Tobias Haslinger am Graben Nr. 573 und in allen Kunsthandlungen abonniren.

Modell VIII.

Das Kleid der Dame von rosa Gaze-Tris mit einem Mantillragen, und mit blonden verzert, nach einem Original von Hrn. Thom. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Die Blond-Haube ist mit Federn und Blumen geziert, nach einem Original von M. Langer, Annogasse Nr. 986 im ersten Stock.

Der Herr trägt einen grünen mit vergoldeten Knöpfen besetzten Frack, ein weißes Gilet von faconnirtem Atlas und schwarze Kaschmir-Beinkleider nach Originalen des Hrn. Jos. Gunkl, bürgl. Männerkleidmacher, am Graben Nr. 1144 im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 21. Februar 1835.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Noebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbes u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Geschichte Rustans, Napoleons Leibmamelucken.

Aus dem Französischen mitgetheilt von J. F. Castelli.

I.

Im Oriente ist die Gastfreundschaft eine unveränderliche, unwandelbare, angeerbte Tugend. In diesem Lande ungeheurer Wüsten haben die Menschen vor allem das Bedürfniß Beystand zu leisten und zu erhalten gefühlt; der Reisende ist ein verehrter, der Gast ein heiliger Gegenstand geworden. Die Gastfreundschaft hat, wie alles Andere was auf dem Glauben beruht, ihre Formeln und Symbole, welche unverleglich sind. Das Trinkgeschirr, welches man demjenigen vorsetzt, welcher unter dem Dache eines Mannes im Oriente sich befindet, ist immer das Zeichen des Wohlwollens seines Wirthes, und er darf es mit der Überzeugung der vollkommensten Sicherheit leeren.

Armenien, dieses herrliche und reiche Land, welches sich von den kaukasischen Gebirgen bis an die Ufer des Euphrat hinzieht, ist noch immer von den ersten Inspirationen der biblischen Begebenheiten durchdrungen, man findet dort noch patriarchalische Familienväter wie Jakob, und Joseph's rührende Legende ist noch in jeder Erinnerung.

Jede armenische Familie besitzt ein Trinkgeschirr, dessen Alter, oder größerer Reichthum, dessen Einfachheit, Bescheidenheit oder Neuheit den gerechten Schluß auf den Zustand der Familie machen lassen. Dieses Trinkgeschirr erscheint bey allen großen häuslichen Festen. Die Kinder schlürfen bey ihrer Geburt daraus ihr erstes Getränk, die Verlobten trinken daraus bey ihrer Hochzeit, die Kranken bey ihrer Wiedergenesung, die Fremden am Ende des ersten Mahles, welches sie im Hause verzehren, der Hausvater an allen denkwürdigen Tagen des Jahres. Bald enthält dieses Trinkgeschirr betäubende, bald kühlende Getränke. Bey diesen Trinkgeschirren versprechen sich auch die Liebenden ewige Zärtlichkeit und Treue.

II.

Vor beyläufig sieben und dreyßig Jahren geschah es, daß ein armenischer Jüngling aus einer reichen und geachteten Familie den Verlobungsbecher Nephrali, der schönsten Jungfrau der Gegend, anbot. Beyde gut, jung

und schön, hofften sie in diesem ruhigen und gesegneten Lande lange und glücklich mit einander zu leben. Zahlreiche Heerden, die zärtliche Liebe ihrer Eltern, die Achtung, welche ihre Familien im ganzen Lande genossen, verbürgten ihnen die Erfüllung dieser Hoffnung. Indessen fiel Rustan einmal nach einer sehr langen und anstrengenden Jagd auf das Krankenlager, er litt lange Zeit, und wäre der Krankheit vielleicht erlegen, wenn ihn Nephthali nicht so sorgfältig gepflegt hätte. Er beschloß daher auch das Leben, das sie ihm erhalten, nur ihr zu weihen.

Der Kranke genas zwar langsam, aber vollständig, und die ganze Familie vereinigte sich, um das Genesungsfest zu feyern, und der Familienbecher, den vorerst Rustan geleert hatte, wurde hierauf hundertmal gefüllt und hundertmal auf sein Wohl von Freunden und Bekannten ausgetrunken. Man scherzte und war fröhlich, nur ein einziger Gast saß betrübt und in sich gekehrt dabey. Es war Alib, Rustans Jugendgefährte, sein Spielcamerade, der Sohn des reichsten Mannes der Umgegend; Alib, der stolz auf seine Kraft und auf seine Körperbildung seyn konnte; denn keiner konnte ein wildes Pferd händigen wie er, keiner ging immer so siegreich aus jedem Streite wie er, ihm folgten liebevoll die Blicke der jungen Mädchen, wo er ging, und doch liebte Alib nur Eine, nur allein Nephthali, die Verlobte seines Freundes Rustan.

Ein unheimlicher Strahl schloß unter Alibs buschigen Augenbraunen hervor, als Rustan, indem er den Familienbecher mit einer Hand hoch emporhob, während er mit der andern Nephthali's Leib umschlang und sie auf die Stirne küßend, ausrief: „O meine geliebte Nephthali! bey diesem Becher meiner Vorfahren schwör' ich dir, dein zu seyn, dein allein mein ganzes Leben hindurch. Dieß Gefäß, welches uns heilig ist, sey das Unterpfand unserer gegenseitigen ewigen Liebe und Treue.“ Und hierauf faßte Nephthali den Becher und rief: „Ja! dem will ich angehören, dem allein und keinem Andern für mein ganzes Leben, dem dieser Becher angehört; ich schwöre es laut und feyerlich!“

Was in diesem Augenblicke in Alib's Seele vorging, war nur ihm und seinem bösen Genius bekannt. Er lächelte kalt und bitter, seine Lippen pressten sich zusammen, daß jedes Haar seines Bartes zitterte.

Wenige Tage nachher war die Familie wieder bey einem häuslichen Feste versammelt, vergebens suchte man den Becher, er war entwendet. Nephthali brach in Thränen aus. Rustan verschwand in fürchterlicher Wuth und wendete sich gegen die Gebirge, als wenn er einer Beute nachjagen wollte, welche er dort gewiß zu finden hoffte.

Erst nach einer Woche sah seine Mutter ihren Sohn blaß, abgemattet wieder zurückkehren, sich selbst und dem Räuber fluchend. Er umarmte die weinende Frau nur schnell, sprach kein Wort von Nephthali, warf nur einen thränenschweren Blick nach der Wohnung des Mädchens und entfernte sich wieder.

III.

Egypten hallte von Waffengetöse wieder. Zwey Nationen, Nebenbuhlerinnen des Ruhmes, hatten sich hier wie in einem eingeschlossenen Felde ein Stelldichein gegeben. Zwischen dem Meere und den Pyramiden stritten sich Engländer und Franzosen an den Ufern des Nils um den Besitz des Ganges. In der Wüste kämpfte Mann gegen Mann, um die reichen Besitzungen an der Küste von Coromandel zu erobern und zu vertheidigen, und das friedliche

Egypten, von dem Schlachtengetümmel erschreckt, das für Interessen erschallte, die es nicht kannte, rief Mahomed und seine alten Götter, die arabischen Horden und die Dolche des Fanatismus zu Hülfe. Alles war erschüttert von der Bucht von Abukir bis nach Heliopolis, und ganz Egypten nur ein Schlachtfeld, bald von den Franzosen, bald von den Engländern oder Arabern behauptet; indessen neigte sich der Sieg bald auf die Seite eines Mannes, der berufen schien, an den Küsten von Suez die Gestalt der Reiche augenblicklich umzuwandeln.

Die Egyptier bemerkten bald, daß es sich bey diesem Angriffe um ihre Nationalität handle. Die Sieger marschirten mit Kenntnissen und Civilisation geschmückt gegen Egypten. Sollte dieses Land, einst Lehrerin des Occidents, jetzt Lehren annehmen, die man ihm mit den Waffen in der Hand geben wollte, und Wohlthaten aus den Mündungen der Kanonen empfangen? Es sah in dem Vorrücken der Franzosen nur den Ruin seiner eigenen Individualität, es bebte und erzürnte, und Cairo stieß den ersten Schmerz des Aufruhrs aus, es war wie eine große Feuersbrunst, welche von einem Ende des Landes bis zum andern aufloderte und die französische Armee zu vernichten drohte; aber eben so schnell, als entzündet, war sie auch gelöscht.

Da sah man nun die Oberhäupter ihre Knie vor den Siegern beugen, und um Vergebung und Schutz flehen.

Eines Tages empfing Buonaparte, von seinem Generalstabe umgeben, den Besuch eines Scheiks, welcher in Cairo commandirte. Der Scheik war ein ehrfurchtiger Mann, dessen Leidenschaften mehr als einmal das Heil Egyptens auf das Spiel gesetzt hatten, und der es jetzt versuchen wollte, den Sieger für sich zu gewinnen. Buonaparte hatte eben Champagner bringen lassen, und mit seinen Officieren auf Frankreichs Wohl getrunken, das er nun bald wieder zu sehen hoffte, und bot auch dem Scheik ein Glas, der es, uneingedenk der Vorschriften Mahomeds, annahm und auf einen Zug leerte.

Arabische Pferde wieherten und stampften die Erde im Hofe des Generalquartiers, sie waren mit prächtigen Decken belegt und von dem Scheik zum Geschenke für Buonaparte bestimmt. Dieser betrachtete die herrlichen, muthigen Thiere mit flammenden Blicken, aber was seine Aufmerksamkeit vor allem auf sich zog, war ein Mameluck, der bey ihnen stand. Er war beyläufig 20 Jahre alt, edlen obwohl bräunlichen Gesichtes, seine Haltung anmuthig, sein Auge unternehmend, und eine Art von Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit über sein ganzes Wesen ausgegossen.

„Wem gehört dieser Jüngling?“ fragte Buonaparte den Scheik.

„Er ist ein Diener meines Hauses.“

„Ich wünschte wohl auch einen solchen Diener zu haben!“

„Ich würde mich glücklich schätzen, ihn Euch anzubieten, General!“

„Danke, und du, wolltest du wohl bey mir bleiben?“

Der Mameluck legte seine Hände auf die Brust und neigte seinen Kopf. In seinem ganzen Wesen malten sich Freude und Unterwürfigkeit, und indem er seine Blicke nach oben wandte, schien er dadurch andeuten zu wollen, er sehe es für einen Befehl des Himmels an, sein Schicksal an jenes des großen Feldherrn zu knüpfen.

„Wie nennst du dich?“

„Rustan!“

Ja, er war es, Rustan, der Verlobte Nephthalis, der, entfernt von

seinem Vaterlande und von seinen Verwandten, dem Zorne des Himmels entgehen wollte, welchen er über seinem und seiner Geliebten Haupt durch den Verlust des Bechers schweben zu sehen wähte.

„Du sollst mein Leibmameluck seyn.“

Von diesem Tage gehörte *Rustan Napoleon* an.

IV.

Immer um die Person des Kaisers, sah *Rustan* die Wunder seiner Siege, er sah ihn in einem Glanze, wogegen alle Heldenthaten seines Vaterlandes im Schatten standen. Seine Hingebung und seine Treue waren ohne Grenzen. Aber auch der Kaiser war seinem Mamelucken wohlwollend zugethan, er beschenkte ihn reichlich und umgab auch ihn mit Glanz, er mußte die kostbarsten Waffen, die reichsten Kleider tragen; bey öffentlichen Festen wurde ihm ein Platz neben dem Kaiser angewiesen, und *Rustan* glich einem Trabanten der Sonne.

Allein in der Mitte der Campagnen, welche er alle mit seinem Herrn mitmachte, in der Mitte des Glanzes der Tuilerien dachte *Rustan* immer an sein Vaterland; er sehnte sich nicht darnach, weil er *Napoleon* liebte, und ihn um alle Welt nicht verlassen hätte, aber er träumte von seinen Bergen und Heerden, von seiner Mutter und derjenigen, in deren Armen er das Glück zu finden hoffte, und seine wenigen einsamen Stunden brachte er daher oft in schwermüthigem Nachdenken zu.

Eines Morgens sagte der Kaiser in einer fröhlichen Laune zu ihm, indem er ihn wie gewöhnlich bey dem Ohrläppchen faßte:

„*Rustan!* du wirst deine Landsleute sehen.“

„Wie *Sire?*“ rief der Mameluck erschrocken.

„Nein, nein, sey nur ruhig,“ fügte der Kaiser hinzu, „nicht du sollst zu ihnen gehen, sie kommen zu uns.“

„Ach!“

„Ja, ich werde als Leibwache auch ein Corps Mamelucken haben. Willst du sie commandiren?“

„*Sire!* ich bin immer bereit die Befehle Eurer Majestät zu vollziehen, aber wenn Ihr mir einen Wunsch erlaubt, so ist es der, — meinen gnädigsten Kaiser nie verlassen zu dürfen.“

„Gut, mein Freund, gut, so bleibe bey mir, und sage mir, was kann ich für dich thun!“

„*Sire!* ich habe nichts nothwendig als Euer Antlitz und Euer Wohlwollen.“

„Sage mir, *Rustan*, wie bist du bewohnt?“

„Ich wohne in einem kleinen Gemache im Pavillon de Flore.“

„Hast du dir's türkisch einrichten lassen?“

„Nein, *Sire!*“

„Du bist ein Einfaltspinsel, laß es dir ganz auf türkische Art zubereiten, mein Junge.“

Der Kaiser entfernte sich. *Rustan*, den Wunsch seines Herrn erfüllend, ließ sein Gemach ganz im türkischen Geschmacke, aber dennoch ganz einfach einrichten.

Die Mamelucken kamen in Paris an. Der Anblick dieser orientalischen Krieger brachte allgemeines Staunen hervor.

Ruſtan betrachtete ſie mit Begierde, dieſe Geſichter riefen eine angenehme Erinnerung in ſeiner Seele hervor. Bey dem Empfange blieb ein einzelner Officier allein, getrennt von der Truppe und ſchüchtern hinter derſelben ſtehen, als ob er die wohlwollenden Äußerungen vermeiden wollte. Ruſtan trat zu ihm, rief ihm in der Sprache jenes Landes näher zu kommen, und dann, als er ihn umarmte, erkannte er ihn. Es war Ali b, welcher am Verlobungstage mit ihm aus dem verlornen Becher getrunken hatte. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm.

„Was macht N e p h t a l i?“ fragte er dann.

„Sie iſt todt.“

„Todt?“

Und beyde blieben hierauf einige Augenblicke ſtumm.

„Todt, geſtorben als Jungfrau?“ nahm Ruſtan dann das Wort und heftete einen Blick ſchneidend wie eine ſyriſche Klinge auf Ali b.

„Nein, als Weib.“

„Wen hat ſie geehligt?“

„Mich.“

„Dich?“

Ruſtan ließ Ali b's Hand, welche er gefaßt hatte, fahren, er vergoß keine Thräne, er blickte ihn nur an, ohne daß Born in ſeinem Auge ſprühte, aber ein unbeschreiblicher Ausdruck von Verwunderung und Mitleid lag in dieſem Blicke.

V.

Zwey Wochen waren verfloſſen, ſeitdem das Corps der Mamelucken in den Tuilerien empfangen worden war. Die Organisation deſſelben ging raſch vorwärts. Der Kaiſer hatte ſchon mehrere Male Revue über daſſelbe gehalten, und wollte nun, daß Ruſtan es bey einem feyerlichen Bankette in ſeinem Namen bewirthe. Ruſtan und Ali b wechselten bey dieſem Feſte einige Worte der Freundschaft und der Verzeihung. Indeffen beſchäftigte den Mamelucken des Kaiſers ein geheimer Plan. Er ging oft zu O d i o t, einem geſchickten Goldarbeiter, er brachte ganze Stunden in ſeiner Werkſtätte zu, und eines Tages ſah man ihn geheimnißvoll einen Becher in das Schloß tragen, den er ſorgfältig verbarg. Am andern Morgen erhielt der Lieutenant Ali b eine Einladung zum Frühſtücke bey Ruſtan, dem Mamelucken des Kaiſers, im Pavillon de Flore.

Der Officier erſchien und wurde auf das freundlichſte von ſeinem Landsmanne aufgenommen. Beyde hatten ſich ſo viel zu ſagen, doch das Schwere war der Anfang. Ruſtan ſprach zuerſt von dem Vaterlande und von ſeinen Erinnerungen an daſſelbe, und beyde wünſchten ſich Glück zu der Laufbahn, welche ſie eingeſchlagen. Dann ſtellten ſie zwiſchen ihrem Vaterlande und Frankreich Vergleiche an, ſie erzählten ſich ihre Freuden und Schmerzen und unterhielten ſich über alle Begebenheiten, welche ſich während ihrer Trennung ereignet hatten. Ali b hatte Armenien nach N e p h t a l i's Tode verlaſſen, dieſe war hingewellt ohne je den Grund des Hinſiechens anzugeben. Wie hatte ſie einwilligen können, Ali b's Weib zu werden? Dieß war ein Geheimniß, welches ſich Ruſtan nur durch die gewöhnliche Unbeſtändigkeit zu erklären vermochte. Auch wurde kein Wort von dem verlornen Familienbecher geſprochen. Ruſtan ſchien ſogar dieſen Gegenſtand ſichtlich vermeiden zu wollen.

Die Stunden verfloßen schnell, die beyden Mamelucken wiegten sich, so recht in ihren Erinnerungen. Die Verzierung von Rustan's Gemach trug nicht wenig zur Illusion bey; die Gerichte, welche Rustan auftragen ließ, waren jene des Vaterlandes, auf weichen Kissen hingestreckt in einer Atmosphäre von Wohlgerüchen, wähten sie sich im Schooße ihres geliebten Armeniens.

Plötzlich gab Rustan ein Zeichen, ein Diener in Sclaventracht trat ein, und übergab mit den dort üblichen Förmlichkeiten seinem Herrn einen Becher. Dieser stand auf, berührte ihn mit seinen Lippen und reichte ihn dann seinem Gaste. Alib aber wird blaß, wankt und fällt ohnmächtig zu Boden.

Rustan, der seine Leute entfernt hatte, eilt selbst ihm zu Hülfe. Alib gewinnt seine Besinnung wieder, aber seine Augen blicken starr und seine Reden haben keinen Zusammenhang. Was spricht er? Er redet von der Entwendung eines Bechers, er spricht von einer Frau, welche sich gegen Gewalt verzweifelnd wehrt, aber doch zum Altare geschleppt wird, um dort einen zweyten Schwur auf Kosten des ersten abzulegen. Verbrechen, Gewissensbisse sind Worte, welche er gräßlich heulend ausstößt. Warum will er ein Leben verkürzen? warum fürchtet er die Strafe des Propheten?

„Alib,“ rief Rustan, „geh, ich verzeihe dir, du warst nur das blinde Werkzeug des Schicksals, welches mich an die Seite des großen Feldherrn fetten wollte.“

Alib gewann den Gebrauch seiner Sinne wieder, seine Blicke wandten sich unruhig nach dem Tische, er sah den Becher wieder. Ja, es war derselbe Becher, den er einst entwendete, jener, an welchen der Besitz Nephthalis gekettet war. Wie kam dieser Becher hieher nach Paris, den er selbst in den Euphrat geworfen hatte?

VI.

Mehrere Jahre nach dem Frühstück in den Tuilerien, in dem Vivoual von Leipzig, kam ein Mameluck zu Rustan und bat ihn, einen sterbenden Landsmann zu trösten, der ihn im Namen des Propheten bitten lasse an sein Lager zu kommen. Rustan folgte sogleich dem Mamelucken, und sah Alib, der ihm die Hand entgegenhielt, einen Spruch aus dem Koran murmelnd. Kaum hatte er vergebend diese Hand gedrückt, als sie auch schon kalt in der seinigen lag. Alib starb an den Folgen einer Wunde, welche er nicht verbinden lassen wollte.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 26. Jänner 1835.

Sie wünschen von mir eine Schilderung des geselligen Treibens der eleganten Welt Berlins, und ich bin sehr gern bereit, Sie in diese Zirkel einzuführen. Fahren wir also bey Frau von D. C. B. vor, die heute einen glänzenden Ball gibt, wie dies überhaupt fast jede Familie der höhern Zirkel im Winter wenigstens einmal sich anlegen seyn läßt. Die glänzende Erleuchtung, die nicht mehr in Wachstergen wie sonst besteht, sondern dem hellen strahlenden Licht der Lampen hat weichen müssen, erfüllt Sie schon mit einer angenehmen Erwartung, denn im Lichte muß uns immer wohl seyn. — Jetzt, wela ein lieblicher Blumenkor lockt Sie an, Sie sehen nichts als Gaze oder Crepp, die blaue Farbe dominirt in Blumen wie im Stoff. Die schönen Locken sind fast verschwunden, dagegen zeigt die kleine Stirn den eigenfönnigst gelegten Scheitel, den zuweilen ein goldener Reif umgibt, und am Hinterkopfe nur ein griechischer Knoten schließt, in welchem verrätherische Pfeile hineingesteckt, dem sicheren Verderben drohen, der dem Glanz der unruhigen Augen zu entrinnen wäht. Sie werden sich vielleicht wundern, alles stehend zu finden; allein am Hofe ist es Mode so, und was dort Nothwendigkeit vielleicht erfunden, weil der Andrang der Menge zu groß, also

nicht möglich so viel Stühle könnten gestellt werden, ohne den Raum zu verengen, das ahnen wir streng nach, und sehen pflichtschuldigst, wird man auch todt müde, denn in Berlin herrscht die Mode so unbedingt, daß man sich oft seufzend und verwünschend, dennoch ihr unterwirft. Die junge tanzlustige Welt, zu welcher ich Sie geführt habe, harrt des ersten Strichs der Violinen gern so; es könnte ja der sorgsam gefeifte Rock zerknittert, die übermäßig weiten Ärmel gedrückt werden, und dann die fein geschnürte Taille, wie könnte man die sitzend gehörig bemerken. Die medicaische Venus ist jetzt nicht mehr das Ideal reiner Formen, nur wer breite Hüften, Ärmel wie ein Luftballon hat, nur eine solche Dame kann Anspruch auf eine schöne Gestalt machen. Wären unsere Berlinerinnen seelenlos, es könnte Niemand wundern, da der Schnürsentel so lange unbarmherzig zusammengezogen wird, bis eine Wespentaille da ist, und die arme Psyche also so eingeengt ist, daß sie kein Fleckchen zum Ausströmen findet; sie müssen einen geheimen Zauber besitzen, daß dieses geflügelte Geschöpfchen doch öfters sich hervordrängt. Sind Sie tanzlustig, so eilen Sie nur sich einer Dame zu versichern, denn die Anzahl der Tänzerinnen ist selten groß, und da Sie nicht Militär sind, diese aber in Massen vorhanden, auch ganz vortreflich tanzen, so werden Sie die meisten bereits versagt finden. Haben Sie, trotz Ihres schwarzen Fracks, endlich eine Tänzerin errungen, so machen Sie auf keinen Galopp oder Redova Anspruch, wenn nemlich Ihre Partnerin eine Dame nach der Mode ist; man tanzt dieses nicht mehr am Hofe, und also auch nicht in unsern Zirkeln. Können Sie nun nicht Massurak, so verkehren Sie den Glanzpunct des Balles; was wäre ein solcher Abend ohne Massurak, und meinen Sie, er sey zu wild, zu erheitzend, so versichert Ihnen der reizendste Mund das Gegentheil, oder der künftige junge Eroberer schwört auf Ehre, es ist ein göttlicher Tanz. Winkelmänner gibt es jetzt weniger als sonst, aus dem schon angeführten Grunde der vielen Tänzer, und kömmt nun der Cotillon heran, wird auch die Letzte, die schon lange ge-seufzt, von dem allgemeinen Taumel mit fortgerissen und aus ihrer Ecke ersöft. Nun beginnt dieser Schlusfact, denn gleich nachher folgt das Souper, und mit Erstaunen sehen Sie alles nach Stühlen greifen, denn jeder Herr sitzt nun neben seiner Dame, und nur das eben agierende Paar tummelt sich in der Mitte. „Warum das?“ fragen Sie. „Es ist die Mode so,“ antworte ich. Eigentlich ist dieses Ausruhen recht gut, da dieser Tanz gewöhnlich mehrere Stunden währt. Die Wirthinn schaut oft seufzend hinein, die Parthien sind beendet, alles steht, wartet, h. ft. Draußen wüthet der Koch, es verdirbt das feine Fricassée, die Fasanen und Rebhühner werden zu braun, die geschlagene Sahne schmilzt — alles umsonst, bis endlich die Dame des Hauses sich dem Anordner des Cotillons nähert und flehentlich um das Ende bittet, was denn auch so gleich wirft; er klopf in die Hände, und es ist aus.

Dieselbe Nothwendigkeit sich einer Dame zu versichern, tritt auch jetzt wieder beym Souper ein, wenn Sie nemlich eine junge reizende Nachbarinn haben wollen. Früh müssen Sie dazu thun, wo möglich gleich beym Eintritt in die Gesellschaft. Man engagirt erst die linke Seite, wie natürlich dem Herzen am nächsten, dann kann noch ein anderer die rechte nehmen, und ein dritter das vis-à-vis. Das letztere wurde ich vorziehen, wenn nicht auch wieder die müde getanzten Züge, die matten Augen, mich mit Kummer für die noch vor ein paar Stunden so blühende Gestalt erfüllte. Aber der Champagner, der bey eleganten Bällen nicht fehlen darf, erheitert bald wieder, so mäsig auch eine junge Berlinerinn davon nippt, die erschöpfte Schöne; und wenn sie sich erhebt, empfinden kaum noch die kleinen Füße, daß sie ge-anzt, und viel getanzt hat; sie verläßt um 2 Uhr endlich den Saal, gewiß mit einem Seufzer und dem Wunsch: ach wäre es morgen wieder so!

Sie wollen nun wissen, womit die ältern Herrschaften sich beschäftigen. Gewöhnlich sitzen die Frauen und Angehörigen, die eine Blüthe zu hüten haben, wie weiland der Engel vor dem Paradiese, vor der Eingangthür des Salons, denn selten erlaubt es der Raum in denselben einzudringen; sie sehen also durch die offene Thüre ihre Lieb-linge zuweilen vorbeihüpfen, und freuen sich, wenn im Contredanse die Grazie ihrer Töchter sich zeigt; denn hier ist wirklich Gelegenheit einen hübschen Fuß oder Arm zu zeigen, denn die kurzen Ärmel erlauben es wieder einen runden Arm zu bewundern, besonders da der Handschuh bey weitem nicht bis zum Ellenbogen reicht. Gespielt wird sehr wenig, wenn Sie in den größten Zirkeln zwey bis drey Spieltische sehen, so ist das schon viel. „Aber langweilen sich die alten Herrschaften nicht?“ fragen Sie. „Allerdings! aber warum sollen sich auch diese unterhalten, die heutige Welt ist nur für die Jugend berechnet.“ — Es wird für bestimmt angenommen, daß die Eltern im Anschauen ihrer Kinder, in der Bewunderung, die sie erregen, Stoff genug finden, die langsam dahinschleichenden Stunden eines solchen Abends auszufüllen. — Bey andern

Gelegenheiten versucht man es wohl sich in Witz und Verstandsspielen zu ergehen, aber die jungen Mädchen finden es anmaßend, davon zu viel zu zeigen, und die eleganten Herren wollen ihnen nicht vorgreifen. Lebende Bilder und Charaden sind noch das Einzige, was zuweilen das trommelnde Clavier ablöst; doch wissen die jungen Leute mit einer gewissen List stets auf ihre einzige Lieblingsbeschäftigung zurückzukommen, und unsere Zeit kann ganz kühn die Dansomanie heißen. Musik wird viel weniger und nur in sehr kleinen Zirkeln getrieben, da die Forderungen an Dilettanten sehr gestiegen sind, hingegen an die Oper im Allgemeinen sehr nachgelassen haben. Doch die Bühne würde mich zu weit von der Beantwortung Ihrer Fragen führen: interessirt es Sie, so lasse ich diese für das nächste Mal. Der Carneval wird auf der Bühne wenig Neues bringen, denn gewöhnlich kommen die S p o n t i n i s c h e n Opern heran, die bey vielem Schönen doch nicht das Verdienst des Neuen haben. Die Subscriptionsbälle der königlichen General-Intendantur sind, als Schaufeste betrachtet, wahrhaft imposant, und schön zu nennen.

Da gar kein Schnee fällt, sieht man natürlich auch keine Schlittenfahrten, desto mehr geht und fährt der Hof und die elegante Welt auf der großen Promenade im Thiergarten auf und nieder. Wer wissen will, was von schönen Pelzen, Muffen, Mänteln, Boas, Hüten nur Mode ist, darf nur dorthin gehen, er hat die Auswahl. Die weißen Atlasstücher mit Schwan besetzt, welche die Kaiserinn mit aus Rußland brachte, halten sich vor allem sehr in der Mode.

Berlin hat seit einiger Zeit gesucht, sich Paris in der Menge der Restaurationen zu nähern, täglich entstehen neue, und der Ton der Zeit lockt nur zu häufig die jungen Männer hin. Einer sucht den andern an Geschmack und Pracht zu übertreffen. Hr. Kratzler, ein berühmter Conditior, dessen Gefrorenes auf keiner eleganten Tafel fehlen darf, hat sich unter den Linden ein sehr schönes Haus eingerichtet. Ein Vacon läuft von außen rings umher, wo das Eis verzehrt wird; dabey genießt der Epitour der frischen Luft, schaut die Promenade vor sich, wo ein stets wechselndes, bewegtes Panorama ihn ergötzt. Jetzt freylich verbietet sich der Balcon von selbst, indessen das Innere des Locals ist so elegant eingerichtet, daß es für diese Entbehrung entschädigt. Sie setzen sich gemächlich in ein Sofa; ein Witz, die Gloriette geht in die Höhe, und Sie sind in einem Augenblicke aus der ersten Etage in die vierte versetzt, wo ringsum offene Säulen Ihnen eine weite Aussicht gestatten. Sie sehen, die Feenmärchen werden jetzt Wahrheit. — La belle drehte ihren Ring, und sie befand sich in ihres Vaters Haus, fern von la hôte, so drehen Sie den Ressort und schweben in lustigen Regionen. Damit ich aber nicht auch la hôte werde, und Sie verschuche für die Zukunft, schliesse ich meine Zeilen mit dem Versprechen Ihnen nächstens die Freuden des Carnevals zu berichten.

Große musikalische Akademie

zum Vortheile des Pensions-Institutes für Wittven und Waisen
der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 27. Februar geziemend einzuladen, an welchem Tage eine von Friedrich von Matthisson gedichtete und vom Herrn Engelbert Nigler ganz neu componirte, große Cantate, unter dem Titel: „Das Lob der Tonkunst“ aufgeführt wird. — Das Nähere wird der große Anschlagzettel melden.

Mit einer Musik-Beylage.

„Gute Nacht.“ Lied von Caroline Leonhardt, in Musik gesetzt von Simon Sechter, k. k. Hoforganist.

Ein Duettino, Text von G. Schulze, in Musik gesetzt von August Pott, großherzoglich-Oldenburgischem Hofcapellmeister.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 24. Februar 1835.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl., 12 fr. halbs u. 26 fl. 24 fr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Epilog *).

Sch höre noch das letzte Lebehoch erschallen,
Das eines edeln Königs Gnade gilt,
Da zeigt sich schon zu sehn'rem Gefallen,
Zu lauterem Jubel uns ein höh'res Bild.
Des Kaisers ist's, des Hohen, Ewigwerthen,
Zu dessen Fest der frühe Morgen uns geweckt,
Für dessen Wohl, des Allverehrten,
Sich Millionen Arme bethend ausgestreckt.

Wohl ist's Sein Bild, doch tief're Büge malten,
Ja brannten sich in uns're Herzen ein;
Der Liebe Tugenden, sie überstrahlten
Die Kunst, für die Natur, die schöne, stets zu Klein,
Der Vaterliebe, der mit Ernst Vermählten,
Die ohne Borgunst Alles gleich umfaßt,
Der Himmelsstochter, Gottes Auserwählten,
Die leeren Schimmer, falsches Tändeln haßt.

*) Nachstehender, von dem k. k. Gymnasialpräfecten Hrn. B a u y e r zu Pilsen verfaßte Epilog, wurde am 12. Februar nach der Aufführung des Ziegler'schen „Incognito“ von einem Mitgliede des dortigen Theaters gesprochen. Der Ertrag dieser Vorstellung, welche von dem würdigen Kreishauptmanne des Pilsener Kreises, Hrn. v. B u m l, statt des sonst gewöhnlichen Kaiserballes angeordnet war, wurde, gewiß im Sinne des erhabenen Gefeierten, der dortigen Armenversorgungsanstalt zugewiesen, und so der Geburtstag des Landesvaters wohl auf die würdigste Weise begangen.

Wer spräche nur aus allen Seinen Reichen
 Des Herrn, des Hohen, ganze Würde aus!
 Persönlich ist sie, Keinem zu vergleichen,
 Bezeichnet so alleinzig unser Kaiserhaus.
 So leuchtet sie hinüber selbst zu fremden Landen,
 Es spricht das Urtheil einer ganzen Welt,
 Die, wenn nicht unter solchen Liebesbanden
 Zusammengehalten, — bricht, und aus einander fällt.

Drum steht denn Östreich unter solchem Schilde,
 Um den die Völkerliebe ihre Kränze slicht,
 Im segnenreichsten, üppigsten Gefilde
 So kräftig da, so stolz, zagt um die Feinde nicht,
 Und wie die Wogen stürmen, brausen, toben
 Des Zwiespalts, Dünkels, und des Völkerwahns,
 Das Werk wird endlich seinen Meister loben,
 Der Ausgang ist die Krone seines Plans.

Doch zu bedenklich ist es, ungerufen
 Den Schleyer lüften, den die Zukunft Flug verhüllt,
 Wir knien nieder vor des Höchsten Stufen,
 Der, was uns ewig frommt, gewiß erfüllt.
 Und bleiben wir in unsers Kaisers Willen
 Dem Rechte, dem Gesetze, guter Sitte treu,
 Dann ist Sein Preis im Lauten wie im Stillen
 Für uns und Ihn genügend, immer frisch und neu.

Allein vor solcher schönen, edlen Menge,
 Im ungewöhnlich hellen Kerzenlicht,
 Fühlt sich der Athem in der Brust zu enge,
 Der Mund, wollt' er auch schweigen, nein, er schweigt doch nicht,
 Und wie befreyt, im lauten Ausruf sich erlabend,
 Nennt seines Kaisers Majestät er noch,
 Und an des schönsten Tages schönstem Abend
 Ruft er zum Schluß ein letztes Lebehoch!

Sommerbilder aus München.

Die tiburtischen Träume (ich komme im Augenblicke von den Arkaden des Bazar's) haben für unsere Zeit keinen Werth mehr und der edle Schwan, der in jenen Gainen, die wir weichlautend „Tivoli“ nennen, sein Lied sang, das nach seiner eigenen Weissagung ewig leben wird, darf kaum mehr in die neuen Dichterchöre sich einmischen, da die Silberstimme einer Mimili oder der halblyrische Seufzer aus einem lyrischen Intermezzo zu sehr vortönen.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
 Sie wird immer abgeschmackter;
 Sie sagt von dir, mein liebes Kind,
 Du hättest gar keinen Charakter!

Finden Sie diese Stelle lyrisch, meine Passiphae! — O ja, nickte die Freundin, denn sie kannte den Schlußreim — den Refrain dieser Strophe, die ihr und allen Schönen so schmeichelhaft huldigt. Sehen Sie, dort sitzt ein Philolog in der Laube. Er blättert in den Liedern des tiburtischen Sängers und schickt sich an, in eine poetische Ekstase zu gerathen. Er declamirt eine Ode! Treten Sie näher, ich will sie Ihnen verdeutschen — *Ramm-lerisch* oder *à la Boss*; Sie merken, ich rede in Hexametern, wie seine *Louise*, und wir beginnen die Lenzweihe im *Kleistischen* Schwunge mit dem Sylbenvorschlag, den unsere Prosaisien nicht mehr passiren lassen. Ätherblau, Rosen, Blüthen, Knospen, Wein und Amor! Ein stilles Thal, warmes Saatengrün und der süße Duft, den Favonius haucht aus runden, blühenden Becken. Tiefer Friede im Herzen und ungetrübter Lebensgenuß über dem vulkanischen Krater unserer Zeit! Wie finden Sie dieses Thema? — Ganz geeignet für eine Frühlingspoesie, ja ganz geeignet für die Poesie des ganzen Lebens, auf welches der graue Staub- und Aschenregen endloser Gährung verdüsternd niederfällt,“ erwiederte meine Begleiterin, die sich sehr angelegentlich nach dem Stande und Charakter des tiburtischen Dichters erkundigte. — Nur einige Pulsschläge Geduld, bat ich sie. In Ihrer Seele klingen noch die Reime des modernen Dichters nach, der seinen Schmerz mit der Größe des ungeheuren Heidelberger Fasses voll elegischer Lustigkeit vergleicht, und dieses mit jenem in die Meerestiefe singend versenkt. Ist der Refrain des ersten Internezoliedes in der Tiefe Ihres Herzens, dann beginne ich wie ein Cicero. Hier ist Tivoli! Hinter und neben uns der große englische Park, dergleichen man wenige in Deutschland finden könnte. Ein menschenfreundlicher, sinniger Minister, dem im Schooße der ewig wahren, treuen Natur wohlser seyn mochte, als inner den Tapetenwänden seines Cabinets — ich werde Sie zu dem Monumente begleiten, das unter Bäumen und blühendem Gesträuche in einfacher Anspruchslosigkeit hart am Wege durch den Garten seinem Andenken in schweigendem Dunkel von der Dankbarkeit errichtet ist — dieser edle Mann schuf uns ein Paradies auf die dürre Heide, und breitete es aus, wie jene unabsehbaren Naturparke, die er in Nordamerika als sein Vorbild gewählt hatte. Sehen Sie die Isar, die grüngelockte, die rasche Tochter der Scharnig, die dahin eilt, um bald der Donau, dem großen deutschen Strome, in die Arme zu fallen und sich in den Schooß des Meeres tragen zu lassen? Ein erhöhter Pfad führt unter einem Weidenbaldachin bis zur Bogenhauser Brücke, die einst Pons Vibekingianus hieß, aber mit ihrem Kühngesprenkten Bogen auf den Gegenlagern nicht Stand hielt und nur mehr die Spuren ihres Unterganges weist. Verlieren wir den Philologen nicht aus unsern Augen. Dort sitzt er noch in der Laube mit verschränkten Armen und detonirt mit abgemessener Stimme. Der tiefsinnige Sprachforscher, zu dem die tausendfältigen Stimmen der blühenden Natur nicht sprechen, lieft nach Cadenzzen den tiburtischen Skalden. Hören Sie, er ahmt mit der Junge den Sylbenfall nach. Er tragt nach der Metrik! Jetzt erhebt er sich und

schreitet ganz nach dem Versmaße des tief empfundenen Liedes. Er ist nun in voller rhythmischer Bewegung; sein sylbentrunkenes Auge schießt über das Buch hinaus, eine schöne Münchnerin mit dem silbergestickten Nieselhäubchen schwebt dort im Laubengange daher, das dunkle Auge glüht ihr und ihre Schritte sind melodische Cadenzen, die sie nach „Tivoli“ führen. Lieber notirt er nun die Cadenzen des Mädchens, das ihm wie eine irdische Polyhymnia erscheint, das Buch entsinkt seiner Hand, die notirten Sylbenlängen liegen unter den Blumen, sein Auge wird belebt, die poetischbleiche Wange röthet sich und er sieht ein, daß er Unrecht hatte, die Füße des Liederschwans aus Tibur nur gezählt zu haben, als wenn er je in Tibur nach dem Tact eines Capellmeisters herumgeschritten wäre. Das ist die Macht der Nieselhäubchen, die wie Gold- oder Silberkronen auf den schwarzen oder dunkelbraunen oder blonden Locken der schmucken Mädchen an dem Nasenrande schimmern, und den trockenen Geschäftsmann oder den gelehrten Philister wie schalkhafte, schöne Elfen umgarnen und ihn zur Freude aufrufen. Wir fanden die Überreste des entzückten Gelehrten, eine Ode an Lydia, zergliedert auf der Rasenbank. Ich erklärte sie meiner schönen Begleiterin; sie schwärmte mit mir in den Hainen von Tibur, schwang sich die rauschenden Katarakte mit mir und mit dem Dichter hinan und empfand die ganze heilige Macht der Poesie. Ich rief ihr wieder Tibur und Tivoli ins Gedächtniß, das sie in den Arkaden des Bazars, als Fresco durch die Hand des Künstlers an die Wand gezaubert, so oft bewundert hatte.

Wir sind nun im wirklichen Münchner Tivoli, wohin aus dem englischen Garten schattenreiche Laubhallen führen. Lassen Sie das einsame Dianenbad, umengt von hohen Fichten und Ulmen; hinaus nach Tivoli, ich bitte. Da liegt es im Flurgrunde! Freundlich winkt es, wie eine italienische Villa. Seine Physiognomie ist ganz dieselbe jenes glücklichen Himmels, der sich auch heuer über uns ausspannt, wie ein ewig blaues Gezelt, das kein Wölkchen an seiner reinen Stirne duldet. Ein artiges Palais, ein Buret im Freyen und eine Rotunde der Terpsichore geweiht. „Sie stellen das Moderne und das Antike schneidend neben einander.“ Es muß so seyn. Diese Contraste sind interessant! Das Ein- und das Jetzt sind die Henkel der Zeiturne, in welche die Geschlechter die Gegenwart als Samen schöner Träume, eigentlich die goldene Zukunft, geheimnißvoll wie ein Loos einsetzen und auf die Treffer hoffen. Ich sehe gerne an den ehrwürdigen Trümmern eines Tempels eine unbedeutende Hütte gebaut, auf dem alten Heliopolis ein Arabergezelt, wenn Sie wollen, denn das ist der Humor der ewig kreisenden, schaffenden und zerstörenden Zeit. Wir suchen den Humor der Gegenwart und wollen seine Spuren ausmitteln. Dieser schuf vielleicht diese tempelartige Rotunde und fand ein Behagen an der Ähnlichkeit jener Tempel, in welchen einst die sinnreichen lebensfrohen Hellenen ihre seelenvollen Tänze schlangen.

Nach Tivoli! Silberne und goldene Nieselhäubchen schimmern und funkeln im dunkeln Laubgrün dichtgeschaart, und wogen daher wie ein Lichtstrom, den grüne, flatternde Schleyer durchziehen. Der Strom nahm uns mit, er stutete heran zum Ufer, wo wir Reflexionen hielten über das Leben, über Gegenwart und Zukunft und über die Prosa und Rhythmik der Menschen. Wir bückten uns durch und hinaus zum Pallisadenthor, das nach Tivoli führt, und meine Dame erinnerte mich neuerdings an den Stand und an

den Charakter des Skalden von Tibur. Ich erklärte ihr in der kündigsten Kürze, daß er ein Humorist war, aber kein Amt bekleidete und keinen Titel führte. Sein Stand war die Poesie und sein Charakter der Humor, der sich ihm herrlich rentirte, denn er besaß die Gunst des Cäsar Augustus, dessen Chatouille ihm zu jeder Stunde offen stand, wie sein Herz, in welches er in traulichen Augenblicken schauen durfte.

Die Dame begnügte sich mit diesem kleinen historischen Abrisse. Sie ahnte, was es mit dem Humor eigentlich für eine Bewandniß habe; sie kannte J e a n P a u l, seinen Quintus Fiplein, und sogar den Titan. Aber sie eröffnete mir im Vertrauen, daß er ihr doch nicht ganz klar vor der Seele stünde, wiewohl sie einige Monate in England war, wo er seine Heimat hätte. — Wir finden ihn, erwiderte ich, in Münchens Umgebungen, wir wollen ihn aufsuchen, er kömmt uns unerwartet entgegen, wo nicht in Tivoli, doch sicher im Prater, zu Bogen- oder Neuberghausen oder in Sendling, wo Heldenleichen ruhen! — In Tivoli reihen sich Herren und Damen amphitheatralisch auf Sitzen und Bänken in den buntesten Kleiderphasen. Der West treibt einige Wolken süßathmender Blüthen vom englischen Parke herüber und löst sie in einen Milchregen auf, der auf die grünen Schleyer, auf die goldenen Nieselhäubchen und auf die Florentinerhüte der Damen in Wirbeln herabflattert. Silbergraue Maaßkrüge und blanke Gläser abwechselnd mit Tassen bevölkern bald die langen Tafeln, und die goldfärbige Quelle rauscht aus den Krügen in die Gläser, aber anstatt der funkelnden Perle kränzt milchweißer lebender Schaum den Rand des Gefäßes, das von zarten, rosiggen Lippen weich berührt wird. Blühende Wangen, blaue Augen, braune Locken und ein schimmerndes Nieselhäubchen mit Gold- oder Silberflinserln neben einer schlanken Gestalt voll Liebreiz und Amuth, die Schulter, oder den blendend weißen Nacken vom Schleyer muthwillig umgaukelt, sind ein hinreißendes Tableau, das jeden genialen Maler begeistern muß. Ein Niederländer aus der Blüthezeit der Kunst hätte schon längst Münchner Lebensscenen auf die Leinwand hingehaucht!

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 14. Februar zum ersten Male: „Die Heimberufenen.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Der König von Apulien hat seinen Sohn und Erben Raimond zugleich mit dem Sohne eines seiner Vasallen, des Grafen von Taranto, dem Griechen Sofron zur Erziehung anvertraut, mit dem ausdrücklichen Auftrage, die Kinder fern vom Hofe und der Welt in vollkommener Unkenntniß ihres Standes und ihrer einstigen Bestimmung zu erhalten. Der Grieche hat diesen Befehl auf das pünctlichste erfüllt, ja um ihm, seiner Meinung nach, noch eifriger nachzukommen, hat er die Namen der beyden Kinder verwechselt, welche wir bey dem Beginn der Handlung zu kräftigen Jünglingen aufgewachsen und durch die innigste Brudersiebe verbunden auf dem abgelegenen Waldschlosse ihres Erziehers finden. — Der König ist gestorben, es erscheinen also die Grafen von Tusa und Taranto, um den nunmehrigen Landesfürsten aus seiner Dunkelheit hervorzuziehen und auf den Thron seiner Väter zu führen. Der hochbetagte Grieche ist aber seinem Ende nahe, der Tod läßt ihm kaum noch so viel Zeit, sein gefährliches Wagesstück dem Grafen von Taranto zu entdecken. Dieser, die Wichtigkeit des Gesändnisses berechnend, beschleunigt durch das Wegziehen des Kopfstiftens das Ende des

Greifes und glaubt sich nun den alleinigen Besitzer eines Geheimnisses, durch welches der rechtmäßige König von seinem Erbe verdrängt, und sein eigener Sohn auf den Thron von Apulien gehoben wird. So geschah es denn auch. Raimond wird als König anerkannt und zieht ein in die Hauptstadt des Reiches. Der Prinz folgt ihm als Erbe jenes Grafen an den Hof. Hier treffen sie die Nichte des verstorbenen Königs, die Prinzessin Corona, die einst als Jägerin ihnen in ihrem Walde erschienen und seitdem beyden als das Ideal ihrer jugendlichen Begeisterung vorgeschwebt war. Beyde bewerben sich um sie, Corona aber, eingedenk der Wünsche ihres Oheims und der Interessen des Landes, entscheidet sich für den König, um durch die Verbindung mit ihm dem sich schon regenden Parteyenkampfe zuvorzukommen; die Bewerbungen Alphonsens, der in rasender Leidenschaft für die Prinzessin entbrannt ist, weist sie mild aber entschieden zurück. Da erscheint am Hoflager des Königs Ailah, die Tochter einer Sarazenenclavinn Sofron's, die Jugendgespielin der beyden Jünglinge, die in stiller hoffnungsloser Liebe für Alphons glüht. Sie hat nach Sofron's Tode und dem Abzuge seiner Jüglinge ein unter dem Kopfstissen des Verstorbenen verborgenes, dem forschenden Taranto entgangenes Document gefunden, welches das wichtige Geheimniß der Namen- und Personenverwechslung enthält. Dies dem gekränkten Alphons zu bringen, ist sie mit ihrer Mutter nach der Hauptstadt aufgebrochen. Mit Staunen empfängt Alphons die inhaltsschwere Kunde, aber sein edles Herz verschmäht es sie zu benützen und sein eigenes Recht auf Kosten des Jugendfreundes geltend zu machen. Ihm genügt an dem Besitze der Geliebten, diese will er um ein Königreich erkaufen. Mit allem Feuer der ersten allmächtigen Leidenschaft, aber noch immer sein Geheimniß bewahrend, begehrt er von Raimond, daß er ihm Corona's Hand abtrete; daselbe Opfer aber, nur durch triftigere Gründe berechtigt, da er geliebt von Corona und König des Landes ist, verlangt Raimond von Alphons; gereizte Leidenschaft führt die Jugendfreunde zum Zwiste, ja zum Streit; doch schnell, wie ihr Jorn, ist auch ihre Reue; von gleichem Hochsinne befeelt, bringt jeder das Opfer, das er dem andern bringen kann. Alphons schweigt, und gibt so schweigend seine Krone dem Freunde, Raimond entsagt Corona's Besitz, wenn diese sich für Alphons entscheidet. Indessen ist Ailah's Geheimniß, durch diese selbst, bis zu Corona und dem Grafen Roger, ihrem Vormund, gedrungen; allein die Prinzessin erklärt: dem geliebten, einmal gewählten Raimond, auch wenn er nicht König sey oder bleiben werde, angehören zu wollen. Noch größere Gefahr droht dem unglücklichen Alphons vom Grafen Taranto, der durch einzelne Auserungen Alphonsens, besonders aber durch die Andeutungen der alten Sarazennin belehrt, sein Geheimniß und seine verbrecherische That verrathen sieht. Um seinem eigenen Kopf zu sichern und zugleich seinem eigenen Sohne das erschlichene Scepter zu erhalten, findet er kein anderes Mittel als den rechtmäßigen Erben des Thrones aus dem Wege zu räumen. Zu diesem Ende schleicht er den Abend vor der Krönung in Alphonsens Schlafgemach und setzt ihm zum Nachtrunk einen vergifteten Becher zurecht. Alphons, um alle seine Hoffnungen gebracht, sucht zum letzten Mal sein Lager im Pallaste, denn mit dem morgenden Tage will er sein Vaterland für immer verlassen. Da dringen Ailah und Roger in seine Einsamkeit und wollen ihn bewegen, sein gutes Recht durchzusetzen; er aber, großmüthig seinem Freunde weichend, verbrennt das Document, das jenes Geheimniß enthält. Er ergreift, trotz Ailah's, seines Vagen und Mundschents Warnung, den Becher, und leert ihn, nachdem die treue Gespielin ihm zugetrunken. Das Gift wirkt schnell, Ailah ruft die Bewohner des Schlosses zusammen; Raimond stürzt herbei, an Alphonsens Leichnam erfährt er das fürchterliche Geheimniß des Betruges, den er unwissend selbst hat begehen helfen. Durch seinen eigenen Vater als Hochverräther, als Thronräuber entehrt, gibt er sich selbst den Tod zur Sühne für den verrathenen Jugendfreund, und Corona besteigt den zweifach erledigten Thron.

Wenn wir das vorliegende Stück, ohne Rücksicht auf die einzelnen Vorzüge der Ausführung, lediglich als Ganzes betrachten und würdigen wollen, so kommt es uns vor, als habe der unstreitig geist- und talentvolle Verfasser die Ansicht rechtfertigen wollen: das Schauspiel sey dem Trauerspiele in der Rangordnung der dramatischen Kunstwerke untergeordnet und stehe ihm nach an Werth, an Würde und an Bedeutung. Dieser Ansicht, mit der wir uns freylich nicht einverstanden erklären können, hat er seinen ursprünglich vortrefflichen Stoff zum Opfer gebracht, und so ist es denn gekommen, daß aus einem gleichsam prädestinirten, eben so tadellosen als wirklichen Schauspiel, ein als dramatisches Ganzes durchaus nicht befriedigendes Trauerspiel geworden ist. Wir könnten den Vorwurf, der in diesen Worten liegt und der wahrlich der einzige ist, den wir dem Stücke zu machen haben, mit andern verständli-

chren Worten so ausdrücken: die vier ersten Acte sind gelungen, vortrefflich, dem poetischen wie dem dramatischen Zwecke vollkommen entsprechend, aber der fünfte stimmt nicht mit ihnen zusammen, ja er reißt nieder, was jene so weise, so wohlthätig aufgebaut hatten. Also die Katastrophe ist es, mit der wir uns nicht zu befreundeten wissen, jene blutige, erbarmungslose Zerhauung eines Knotens, der durch den hochsinnigen, entsagenden Edelmut der Betheiligten längst schon auf eine friedliche, wohlthuende Weise gelöst war; sollte die Kunst noch grausamer, noch ungerechter verfahren als das Leben selbst? Ist sie nicht vielmehr die milde, vermittelnde Deuterinn jener Räthsel, deren Ergebnisse wir schauernd und — schweigend betrachten, weil das Leben uns keine Lösung für sie bietet? Die innere Nothwendigkeit — nicht die äußere, die meist nur eine willkürliche Zusammenstellung von Ursachen oder Zufällen ist, — jenes innere, tiefverborgene Uhrwerk des Willens und der Seele, ist die einzige Triebfeder einer wahrhaft tragischen Entwicklung; alles, was außerhalb dieser innern Nothwendigkeit liegt, ist eben nur äußeres Gerath, unwichtig, unwesentlich, jenem innern Gesetze untergeordnet oder dienstbar. Wo aber und wie tritt nun diese innere moralische Nothwendigkeit aus der Katastrophe des heutigen Stückes entgegen? Durch welche Schuld, oder durch welches Verhängniß sind die Håupter der beyden Jünglinge jenem unsichtbaren Richterstuhle verfallen, vor dem keine Sühne, keine Beglaubigung gilt, als der Tod? Beyde sind siegreich aus dem Kampfe der Leidenschaft mit der Entfagung hervorgegangen, beyde bringen willig einander die Opfer, die von ihnen gefordert werden und die sie zu bringen im Stande sind; warum müssen sie den Betrug Sofron's, der vielleicht nicht einmal in böser Absicht geschah, mit dem Leben bezahlen, da jeder von ihnen die Früchte dieses Betruges auf Kosten des andern verschmåht? Warum mußten sie (um im Sinne der Alten zu reden) nur als Opfer, warum nicht als Sieger bekrånzet werden? Die ganze Art, wie Alphonsens Tod herbeigeführt wird, ist dem natürlichen und dramatisch-wahrscheinlichen Gange so ganz entgegengesetzt, daß man beynæhe den Zufall (diesen verdåchtigsten aller tragischen Vermittler) zur Aushåufe herbezwünscht, nur um das unehagliche Gefühl des absolut Unnothwendigen los zu werden. Wer wird, auch bey der höchsten Steigerung des Leidens oder der Leidenschaft, sein Leben freiwillig und wissentlich hingeben, bloß um den factischen Erfahrungssatz zu erhårten, daß es böse Menschen in der Welt gibt, die eines solchen Verbrechens fähig sind? Um ein allmåchtiges Gefühl, eine großartige Idee, eine erhabene Sache zu retten oder zu besiegeln (also im wahren eigentlichen Sinne der Tragödie), wirkt der höhere Mensch wohl gleichgültig das Staubesleben hin; aber für eine Wahrheit dieser Art ist der Preis zu hoch, denn der Lebende hat nicht einmal das Recht, eine so armselige Erkenntniß mit seinem besten Capitale einzukaufen, Daß der Dichter auch in dieser nåchtlich düstern Katastrophe nur seinem innigsten, seinem wahrsten Gefühle gefolgt ist, das bezweifeln wir nicht einen Augenblick, das geht schon aus der wehmüthigen ernsten Fårbung des Ganzen hervor, aber es rechtfertigt darum noch nicht die Wahl dieses Ausganges vor den Augen des Zuschauers, der von jener Nothwendigkeit eben so sinnlich überzeugt seyn will, als der Dichter es geistig war. Die dramatische Dichtkunst ist von allen die am meisten plastische, positive, objective; es ist nicht genug, daß der dramatische Dichter sich mit seiner Meinung und seiner innern Welt abgefunden habe, er soll seine Gebilde auch äußerlich so erkennbar, so glaublich und nothwendig hervortreten lassen, daß sie auch für uns, die wir fremd ihnen gegenüberstehen, den unwiderlegbaren Stempel der Aechtheit und der Wahrheit mitbringen. Der dramatische Dichter ist auf nichts als die Gegenwart angewiesen; drum darf er nicht darauf rechnen, daß der Zuschauer ihm etwas glaube; das Glauben geht die Vergangenheit oder die Zukunft an, die Gegenwart will sehen, unmittelbar erkennen, wissen. — Je entschiedener wir uns nun gegen die Katastrophe, oder, wie schon bemerkt worden, gegen den fünften Act des in Rede stehenden Stückes aussprechen zu müssen glaubten, desto williger erkennen wir dagegen die mannigfachen und großen Schönheiten der übrigen Acte an, ja wir bedenken uns nicht, dieselben für eine vortreffliche, dramatisch wie poetisch gleich gelungene Arbeit zu erklären. Der Verfasser hat dem Publicum seinen Namen vorenthalten, eine Bescheidenheit, die seinem Charakter gewiß zur Ehre gereicht, die aber uns, die wir ein treues Gedächtniß für empfangenes Gute haben, nicht hindern soll, ihm für sein heutiges Stück, wie sein früheres Trauerspiel: „Maria, oder die Pest in Leon,“ im Namen der vaterländischen Kunstwelt recht aufrichtig zu danken. Hier wie dort verläugnet sich an keiner Stelle und in keinem Augenblicke der tiefempfindende, hoch-

herzige, begeisterte Dichter, der, wenn er sich auch in seinem Materiale vergriff, doch immer treu und gehorsam dem Gotte folgte, der ihn rief. Gleich anziehend und erhebend, wie Denkmäler einer reinen, großen Zeit, sind die Charaktere Raimonds und Alphonsens gedacht und gehalten; das Hochherzige der Gesinnung, mit der jeder dem andern, im edlen Wettkampfe der Entfagung, das Höchste und das Theuerste abtritt, hat Momente in diesem Stücke hervorgebracht, denen wir in der heutigen Bühnenliteratur unsers Vaterlandes nicht sehr viele ähnliche an die Seite zu stellen finden. Minder glücklich scheint uns der Charakter der Prinzessin Corona behandelt zu seyn; ihre wahre Gesinnung ist zu schwankend, zu unentschieden zwischen den beyden Bewerbern hingestellt, als daß sie die Theilnahme des Zuschauers und mit ihr die eigentliche dramatische Bedeutung gewinnen könnte; ihre Erklärung am Schlusse zu Gunsten Raimonds klingt mehr wie Starkeiserey, als wie das Resultat einer tiefen, begeisterten Empfindung. Doch geben wir gern zu, daß die durch die ungewöhnliche Ausdehnung des Ganzen nothwendig gewordene Kürzung mehrerer Stellen die Schuld dieses Uebelstandes trage. Das letztere mag auch von dem Gebräue von Taranto gelten, der für die wichtige Rolle, die er in dem Gange der Handlung zu spielen hat, nicht entschieden, nicht abgeschlossen und kräftig genug aufzutreten scheint. Ein erfreuliches Bild uneigennütziger, selbstopfernder Liebe ist Ailah, die treue Begleiterin Alphonsens; daß auch sie in das allgemeine Grab, mit dem das Stück schließt, hinabgezogen wird, ist eine zwar nicht wohlthuende aber natürliche Folge jener unglückseligen Wendung, die das Ganze nun einmal nehmen sollte, die uns aber dennoch nicht beirren soll in der ungetheilten Anerkennung alles des Schönen und Treflichen, durch das wir für das Mißlungene entschädigt worden sind.

Was die Darstellung betrifft, so haben wir zuvörderst der H. Löwe und Fichtner als Raimond und Alphons, mit der verdienten Würdigung ihrer in jeder Beziehung gediegenen Leistungen zu erwähnen. Von Hrn. Löwe wissen wir, was er aus Charakteren solcher Art zu machen im Stande ist, Hr. Fichtner versucht sich seltener in dieser Gattung, bewies sich aber seinem Nebenbuhler ebenbürtig und seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Die Grafen von Tusa und Taranto fanden in den H. Anschütz und Laroche die würdigen, als Charakterzeichner vielfach bewährten Darsteller. Hr. Heurteur als Sofron, so wie die H. Lucas und Weber in den kleineren Rollen des Rembold und Fronto lösten ihre Aufgabe mit Sicherheit und Geschicklichkeit. Unter den weiblichen Rollen erscheinen zwey als bedeutend und interessant. Dem Fournier spielte die der Corona mit Routine und Gewandtheit, und wenn der Charakter der Prinzessin nicht recht hervortreten wollte in eigenthümlichen, bestimmten Zügen, so schreiben wir dies zum Theil der schon oben bemerkten unvollständigen Anlage desselben zu. Einfach, mit ruhiger, doch rührender Entfagung gab Dlle. Pêche die dankbare Rolle der Ailah. Ein gut erfundenes, scharf markirtes Bild stellte Dlle. Zeiner als die sarazenische Magd Dahra hin. — Die Decorationen und Costüms, so wie die Ausstattung des Ganzen, waren, wie immer, der Würde des Hoftheaters entsprechend.

(Mit Nr. 8 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 26. Februar 1835.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 23 fl. 12 kr. halbe u. 24 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Sommerbilder aus München.

(S c h l u ß.)

Der May mit seinen Blüten und Freuden, und der Sommer vom Jahre 1834 mit dem milden Hauche der Lüfte, mit dem wolkenlosen, unermessenen Azurzelt, das sich über Tausende wie über ein kunstentzücktes Amphitheater aufmerkfamer Zuschauer ausspannt; das wohlthätige Grün und der Blumenschmelz rücken alle Gegensätze der verschiedensten Standescategorien an einander. Sehen Sie den Humor nicht? fragte ich meine Begleiterin. Noch immer nicht, erwiderte sie ganz verlegen. In welcher Gestalt, nahm sie die Frage auf, erscheint er? Sieht er bürgerlich oder vornehm aus? Trägt er sich à la Mode? Freundinn, antwortete ich ihr, er ist ein poetischer Wechselbalg, ein Prometheus! Er schließt in alle Moden, in alle Costüme und in alle Farben. Heutzutage verschmäht er sogar den Schnurbart nicht und wechselt selbst die Farben seiner Perrücke. Er ist ein Mann der modernsten Convenienz im hellen, reichen Gewande der Antike, accommodirt sich, wenn gleich ein abgeschiedener Geist früherer Jahrhunderte, einer angebetheten Dame zu Lieb dem Dialekte der Provinz, wo er sie in sein Liebesnetz verstricke, und schmachtet heute in zierlichen Reimen, um morgen die Politik unserer Tage mit der Lauge seines Witzes zu übergießen. — Wir verließen mittlerweile das rauschende Tivoli, wo die Trinker wie Bienenschwärme summend an den Krügen hingen. Kein Fiaker da? — Hier, Ihr Gnaden! — Lustig nach Neubergshausen! — Rasch sprengte einer vor. So seltsam sein Äußeres ist, er muß uns kutschiren. Ein blaßgelbes Weinkleid, eine rothe Jacke, eine grüne Cravate ein weißer Strohhut mit einem blauen Bande und silberner Quaste. Sieht er nicht aus wie ein Anziano von Bologna aus dem dreyzehnten Jahrhundert und paradirt stattlich auf dem Kutschbock? Verschloß er den Mund nicht so fest, man möchte glauben, er wolle eine Kutschbockrede wie *Emrich Norus* halten, denn seine Miene ist geistreich, die Muskeln seines Gesichtes

sind voll Ausdruck und das Auge glüht ihm, als gemahnte es ihn, die Versammlung zu haranguiren.

Schnell treibt er seine Pferde an, die so sink und so feurig sind, wie *Noderich's* des *Gid Babieca* oder wie der *Bucephalus Alexander* des Großen. *Addio Tivoli!* — Schon traben die Rosse auf der langen Holzbrücke. Links hin schimmert die Thurmspitze von *Föhring* über Weiden und Eichen hervor; es ladet gastlich zu einem Besuche ein, während im südlichen Hintergrunde die *Tyroleralpen* trogig zu uns herüberschauen. Eine *Promenade* längs dem *Damme* nach *Föhring*, von der schnell flutenden *Isar* gefühlt, läßt die *Equipage* entbehren. Viele hundert Paare wandeln auf diesem Pfade dahin; die Fächer blitzen zur Brücke heran und weithin gegen Norden bewegt es sich wie eine *Pilgerschaft!* Wir stehen am *Scheidewege*, aber keine *Herkulesssäule*, sondern ein *Wegweiser* bescheidet uns in der *Wahl*.

Das einsiedlerische *Bad Bogenhausen* verlangt auch seinen *Tribut* und wir wollen im Vorüberfahren über dasselbe reflectiren. Junge *Hellenen* reihen sich an einen *Tisch* im *Garten* um den *Landesgenossen*, der vor wenigen Tagen von *Korinth*, von *Argos*, von *Athen*, oder von *Nauplia* kam, und ihnen den *althellenischen Gruß*: „χαίρε“ — *Freude dir!* bringt. *Hoffnung* und *Freude* besflügeln die *Sinen* wie die *Andern*. Sie erinnern sich beym *Anblick* unserer *Gebirge* an den *Hymettus*, an den *Hämus* oder an das *Vorgebirge Sunium* und träumen sich die *Blüthenzeit* der alten, herrlichen *Hellas*. Sie füllen sich die *Gläser* mit dem *altteutonischen Getränk* und fühlen sich *helmisch*, wie bey *Kos'schem Weine*, auf dem *treuen Gebiete*, wo ihr *König* erblühte. Bald mehrt sich die kleine *Hellenengesellschaft* und der *Germane* jeder *Zunge* knüpft *muntere Gespräche* an, die den *Grust* oder die *Schwermuth* von der *Stirne* der *Hellenen* scheuchen und sie *aufmuntern*, auf *deutscher Erde* froh zu seyn. Die *schöne Welt* schließt immer *engere Kreise* um sie, und ein *Blick* aus *blauen Augen* verkündet ihnen, daß *Amor* auch unter dem *Schirmdache* einer *breitästigen, dichtbelaubten deutschen Linde* schwärme.

Vorwärts, gelbe *Blouse!* rief ich unserm *Fiaker*, hinauf die *hohle Gasse* dort! Hier lauert kein *Tell*, wenn auch der *Beg* eine *Hohl-gasse* ist. *Muskanten* und *Gäste* ziehen genug hinan nach dem *Schlosse Neuberghausen*, aber es lauert kein *verborgener Pfeil* auf die *Bergnügenspilger*, wenn es nicht *Amor*, der *listige Strauchschüke*, ist.

Unser *Belgier* kutschirte uns zum *Thore* in den *geräumigen Garten*. Hier ist *Leben* und *Bewegung!* Zur *Rechten* und *Linken* *heitere Gäste* mit *glänzenden Stirnen* in dem *buntesten Gemische* in *festlichem Kleiderpuze*. Wie es *wogt* und *braust*, wie es *siedet* und *zischt*, und wie er *schäumt* aus den *Krügen* der *tobende Gischt!* Hunderte von *blitzenden Riegelhäubchen* glühen im *Schattendunkel* der *Linden* und *Kastanienbäume*, wie *funkelnde Sterne*, und die *Gläser* klingen, und auf allen *Tischen* wird von *rothigen Lippen* *credenz*. In der *tempelartigen Rotunde* drehen sich die *Paare* im *Wirbel*; die *Musik* rauscht uns entgegen und jedes *Instrument* singt *harmonisch* mit seinen *Collegen* die *Lieder* der *Freude*, die leicht *beschwingt* sich im *Kreise* nach dem *Rhythmus* bewegt. „Ein *Strauß'scher Walzer!*“ ruft es durch die *kaum absehbaren Reihen*, und wie *besflügelt* eilet *Paar* um *Paar* zur *Rotunde* und

drängt sich ein in den lustigen Circus, um von den Zaubertönen des Wiener Geigers getragen zu werden. Sehen Sie die leicht besüßelten Sohlen? Nun sind wir im innern Raume des Schlosses, das sich wie über eine Marmorterrasse erhebt. Hier waltet conventionelle Grazie an zierlichen Tischen, aber der Wundermann breitet auch hier, wo reiche Blondes, Brabanter- und Brüsslerispizen, goldene Braceletten und Seidenbänder, mannigfach wie der Irisbogen im Weißhauche schwimmend, das Reich der Zierde entfalten, seine rhythmische Herrschaft aus und wieget die schöne Dame, als läge sie in den Armen des Tänzers. Die trauliche Rede, wie sie der Erguß der heiteren Seele dictirt, wechselt von Tisch zu Tisch und eine Schaar blühender Kinder, die mit sehnsüchtigen Blicken den Eltern in's Auge schauen, schmiegen sich wie zarte Ranken an die Sige. Sentimental, gemüthlich und — zu weich. Unsere Zeit verschmäht solche Nührungen! Was liegt an dem sehnsüchtigen blauen Auge eines blondgelockten Knaben oder Mädchens? Das ist kein Humor! Humor, nur Humor, ich bitte, sonst reizt mich Ihre Gemüthlichkeit zur Malaisance! — Wie die Sonne glüht! Wie ihre Strahlen brennen auf Scheitel und Brust! Drückt der angekündigte Komet die Millionen Miriaden Licht- und Feuermassen der lechzenden Tellus zu und will sie dem Brande preisgeben? — Über uns und unter uns ein rasender Vulkanismus! Aber wir an den „blumigen Gestaden der Isar,“ wie der Dichter der Todtenkränze in einer seiner phantastischen Canzonen sich ausdrückt, haben auf anmuthigen Höhen und Ruinen herrliche Sommerpalläste, in welchen der erquickende Quell reichlich quillt. Dort lagert sich der tief sinnige Gelehrte mit dem Künstler, der Staatsmann mit dem Techniker, der Officier mit dem Bürger, und die Frauen mit ihren Kindern durchflechten die mannigfachen Gruppen und Kreise. Eine Harfuerin, von einem Violinspieler begleitet, führt die Stunden vorüber, und mit den Tönen der Harfe und dem Gesange der Fiedel entfliehen die Mühen des Tages.

Gastlich winken uns auf den östlichen und westlichen Höhen jene Sommerpalais, welche begüterte Bräuer, so angesehen wie jene der europäischen Riesenstadt London, in einem gefälligen Style erbauten. Aus der geheimnißvollen Kellertiefe sprudelt der köstlichste Labequell empor und gleitet kühlend und stärkend durch die vertrocknete Kehle.

Auch uns glüht das Auge wie dem Rheinländer bey seinem köstlichen Weine, und uns sprudelt der Humor so lebhaft im Kopfe und im Herzen wie dem Britten bey seinem Porter. Nannte Jean Paul nicht die Bayern die Engländer des Südens? Das heißt soviel als: auch wir an den Isar sind geborne Humoristen, denn unser ganzes Leben in München athmet Humor, mögen wir bey Tambosi Macaronen in den Hallen des kunstgeschmückten Bazars genießen, oder bey Casar Grandi neapolitanische Leckerbissen naschen. Fröhliche Karawanen ziehen zu Pferd und zu Fuß, in Chaisen und in Chars-à-banc nach der romantischen Renterschwaige und feyern die Gletschen des Frohsinns im Grünen. Der ernste Britte wie der düstere Nordamerikaner mengt sich mit dem heiteren Anwohner der Seine oder der prächtigen Rhone, mit dem beredten Berliner, mit dem gefälligen Sachsen und mit dem lebensfrohen Oesterreicher in diese Wanderzüge, die nach allen Richtungen hinausströmen, und die Freude löscht alle Nationalunterschiede aus. Dieses

gefellige Wandern nach malerischen Thälern und Gegenden, ist ein Hauptcharakterzug der Einwohner Münchens.

Ich forschte mit meiner sinnigen Begleiterin dem Humor nach, wir suchten ihn überall zu haschen, in Großhessellohe im dichten Gehege, am schaurig romantischen Abhange an der Isar, wo die düstere Meditation auf den dunklen Ästen sich schaukelt, aber in den Schooß des Waldes zurückflieht, sobald ein Strauß'scher Walzer das schlummernde Echo weckt und die schöne Städterin im magischen Taumel seiner Cadenzen forttreibt. Überall guckt er hervor, aus dem glühenden Auge der Tänzerin, aus den Wimpern des freudebrunkenen Gastes, der den Ballast aller Sorgen vor dem Eingange in diese Birkenhallen von sich wirft, und über und unter den Gläsern muthwillig gaukelt, bis er sich auf die Schwingen einer Elfe hebt und im Mondenschein den Ritt durch die blauen Höhen macht, um mit reichen Phantasmagorien sich wieder in den Kreis der Wald-Assembléen herunterzustürzen.

Am „chinesischen Thurm,“ der einen grünen Plurteppich zu seinen Füßen ausgebreitet hat, im Schooße des englischen Gartens, träumt er nicht selten an heitern Sommerabenden von Peking, von Nan king, und von Konfu zius, dem großen Philosophen China's, der des Ramnes dreysaches Maaß mit dichterischer Wärme, aber nicht auf Porzellan, malte.

„Ein Walzer, ein Strauß'scher Walzer!“

Sie erblicken mich jetzt am chinesischen Thurme, hineingeduckt in eine duftende Laube und die schöne Welt lagert sich im Grünen vom Echo der dithyrambischen Tänze des bewunderten Walzercomponisten Strauß herbegezockt. Herrliches Farbenspiel zur Rechten und Linken. Ein Isthmus ist diese Stelle, ähnlich dem korinthischen des öffentlichen, freudebewegten Volkslebens, das die Einwohner der königlichen Residenzstadt in das gemeinschaftliche Centrum des Vergnügens zusammendrängt.

A. Norbert Norry.

Zu Schubert's Andenken.

Mittheilung von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

Das am 15. d. M. zur Gedächtnißfeier Franz Schubert's veranstaltete Concert gab uns Veranlassung, die Erinnerung an den herrlichen Tonseher mit Stolz und Wehmuth in uns zu erneuern.

Hr. v. Holtz sprach bey dieser Gelegenheit einen von Franz v. Schöber gedichteten Prolog, der dem Gefühle des Hörers so entsprechend entgegenkommt, und Schubert's eigenthümliches Wesen und Wirken in einer so sachgemäßen und umfassenden Folge darstellt, daß ich meine eigenen Betrachtungen und Gefühle nicht besser zu entfalten weiß, als indem ich sie an die Mittheilung dieses Gedichtes knüpfe.

Mit Freude fühlen wir uns erinnert, daß wir den trefflichen Componisten nicht nur der Geburtsstätte nach, sondern in einem noch eigentlicheren und schönern Sinne den unsern nennen dürfen. Das Gemüth ist wohl dasjenige Element des innern Menschlichen, das, durch reiche Anlage und freundliche Entwicklung, den Österreicher vorzugsweise characterisirt; wie sehr es in Schubert vorwaltete, brauche ich nicht hinzuzufügen; und wo fand sich insbesondere für das musicalische Genie ein geeigneterer Raum zur Ausbildung und Wirksamkeit als unser Vaterland, von jeher gewohnt, die erhabenen Wunder künstlerischen Tiefsinns wie die Lieblichkeiten der Melodie in gleicher Anzahl und Schönheit aus seinem Schooße zu gebären, an seinem Busen zu hegen?

Wie groß aber auch Schubert's Verdienst als Tonseher überhaupt war, das

bleibt gewiß, daß er in der Gattung musicalischer Lyrik allein und schöpferisch dasteht, und daß die Einzigkeit dessen, was er hierin geleistet, eben auf dem innigen Durchdringen der Gedichte beruht, deren Commentar und Apotheose gleichsam sein Tonsatz darstellt. So wenig dieß je einem dazu organisirten und gebildeten Hörer entgangen seyn kann, so mag doch als ein schöner Beleg dazu gelten, daß Mayrhofer (in einem Aufsatz über Schubert, im Archiv 1829) sein eigenes Gedicht „Memnon“ unter solchen Dichtungen aufführt, die durch Schubert's Töne sich erst aufklären.

Und hier darf ich wohl bekennen, daß mir in dem nachstehenden Gedichte die Erwähnung Mayrhofer's unter den Dichtern, die auf Schubert den entschiedensten Einfluß hatten, eine besondere Befriedigung gewährte. Denn, so wie allerdings erst durch die sich überall fortpflanzenden Töne jene trefflichen Dichtungen eine Verbreitung und Fortdauer erlangen, die ihnen so sehr zu wünschen ist, so wird uns dadurch ein Verhältniß zurückgerufen, welches vielleicht einzig^{*)}, mindestens in seinen Früchten als ewig dankenswerth dasteht. Hier sah man einmal im Leben ein reines, liebevolles Zusammenwirken zweyer Künste, die eigentlich ohne einander nicht zu begreifen sind; und wir dürfen wohl sagen, daß wir den Dichter dem Tonsetzer, so wie diesen jenem zu danken haben. Die meisten Gedichte Mayrhofer's hat Schubert in Musik gesetzt, und es sind darunter viele seiner schönsten Compositionen; und wieder, wäre ohne den belebenden Einfluß des Tonsetzers gar manches große und schöne Gefühl des Dichters, welches nun mächtig das unsere ergreift, nie zum Gedichte geworden. Der erwähnte Aufsatz Mayrhofer's gibt hierüber für Jene, die hiezu Belege wünschen, genauere Auskunft.

Bei der Erwähnung der Anerkennung, die unserm Schubert auch im Auslande geworden ist und stets mehr werden muß, fiel mir die erfreuliche Würdigung bey, welche in einem französischen Blatte, bey Gelegenheit der Aufführung des Schubert'schen Liedes: „die junge Nonne“ dem Streben und Leisten unsers Tonkünstlers zu Theil ward, und so können wir nicht umhin, mit dem Verfasser des Prologs die schöne Macht der Tonkunst zu preisen, welche, eine geistige Frühlingssonne, die zwischen Volk und Volk aufgedämmten Sprachschranken freundlich vereinend niederschmilzt.

Und hiemit überlasse ich es dem folgenden Gedichte, die Empfindungen im Leser aufzurufen, die mich beim Niederschreiben dieser wenigen Zeilen erwärmten.

Wem presste Nahrung nicht den Busen enger,
Wes Auge würde wohl nicht thränenfeucht,
Denkt er nur an den seelenvollen Sänger,
Den allzufrüh ein schneller Tod erreicht,
Erreicht in seines Lebens voller Blüthe,
So reich an Geist, noch reicher an Gemüthe!

Es kann ihn Ökreich Holz den seinen nennen
Und Wien ihn preisen, seine Vaterstadt;
Sein Wesen ist vom Lande nicht zu trennen,
Als ächten Sohn erweist ihn die That;
Hier konnt' allein er nord'sche Tiefe einen
Mit Blut und Melodie aus Südens Hainen.

Hier konnt' er so gemüthlich kindlich singen,
So herzlich wahr und doch so wohlkautvoll,
Daß selbst der Leidenschaften Brausen, Ringen,
Ja Wüthen selbst Musik bleibt, jeder Zoll;
Daß in der grollenden Gewalt der Töne,
Im Chaos selbst, das Höchste lebt: das Schöne.

Ja, wenn sein Lied wir — hören nicht — nein, fühlen,
Seh'n wir der grauen Varden ernste Schaar
Süßträumend mit Hesperiens Früchten spielen,
Rosen umbtüh'n den alten Steinaltar,
Und aus dem Eichenforst, dem schauerdunkeln,
Seh'n wir der Grazien holde Augen funkeln.

*) Das Verhältniß zwischen Goethe und Zelter hat wenigstens von Seite des Componisten keine so schönen Blüthen getrieben.

Wohl groß auch in Gestalten freyer Töne,
Schloß er sich größer noch der Dichtkunst an:
Lyrischer Sang, so heißt Schuber's Camöne;
Unübertroffen steht er auf der Bahn,
Und, ohne früh'res Leisten zu verkennen,
Darf man ihn hier der Gattung Schöpfer nennen.

Sein innerstes Verständniß schon entzückte,
Er schuf zum zweyten Male das Gedicht,
Er legte aus, wenn er mit Tönen schmückte,
In's Dunkel mancher Dichtung haucht' er Licht;
Der Dichter durfte wohl sich selig preisen,
Hört' er sein Werk verklärt durch seine Weisen.

Für jede Leyer spannt' er eigne Saiten,
Und jeder Saite gab er eignen Klang;
Goethe's Natur verstand er so zu deuten,
Wie er mit Schiller's prächt'ger Muse sang,
Mayrhofer's Kraft, und Müller's Lieblichkeiten,
In Tönen leben sie für alle Zeiten.

Hat er nicht auch aus Schottlands Heidemooren,
Bey Mond und Nebels fablem Zwittererschein
Die Geister Ossian's euch heraufbeschworen?
Und Heldenfang und Jagdruf schallten drein,
Indes die Föhren, die den Liebsten klagen,
Die Rosen von des Mädchens Wange nagen.

Habt ihr euch niemals mit ihm aufgeschwungen
Im Ganymed? im Kronos? Hat der Schmerz
Der Wanderlieder euch nicht tief durchdrungen?
Boa euch nicht Memnon's Sehnen himmelwärts?
Erfüllt der Ercentönig nicht mit Grauen,
Wenn uns die Sterne Tröstung niederthauen?

Wer nannte einzeln jede hohe Gabe,
Die er in Phöbus Heiligthum geleat?
Noch scheint ein Wunderbaum auf seinem Grabe
Zu prangen, der die Blätter klingend regt;
Die Früchte uns, im Geisterreich empfangen,
Den Staunenden ohn' Ende zuzulangen.

Von diesen Zauberfrüchten eine Spende
Reut man euch, seinen Freunden, heute dar;
Wir legen sie getrost in eure Hände,
Als sein Vermächtniß nehmt sie freundlich wahr;
Ihr werdet ihrer Süße euch erfreuen,
Und Schuber's Manen eine Thräne weihen.

Und dann laßt sie uns freudig weiter reichen,
Wo sich der Sinn für wahre Schönheit regt:
Weit außer dem Bereich der deutschen Eichen
Hat Schuber's Lied der Westen Herz bewegt:
Der Tonkunst schönste Gabe will's uns scheinen:
Die Sprache jedes Volks in sich zu einen.

Fr. von Schöber.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Vorstellungen der spanischen Tänzergesellschaft.

Unter dem vorstehenden Titel haben wir in unserm Hofopertheater eine kleine Reihe von Productionen gesehen, welche, ihrer Neuheit und nationellen Eigenthümlichkeit wegen, die Aufmerksamkeit des tanzliebenden Theiles unseres Publicums in Anspruch nahmen. Die Gesellschaft, welche mit diesen Productionen auftrat, besteht aus vier Individuen, Mad. Dubinon und Ull. Serral, den Hrn. Font und Campruni. Die letzteren machen sich mehr durch das Zierliche und Gewandte, als durch das Imponirende ihrer Gestalten bemerkbar; von den ersteren zeichnet sich Ull. Serral durch angeborene Grazie, Lebendigkeit, Anmuth und Ausdruck, Mad. Dubinon durch Sicherheit und erworbene Kunstfertigkeit aus. Ihre Tänze tragen (vielleicht ein paar Modificationen abgerechnet, welche die Sitte unsers Landes und unsrer Bühnen vorschrieb) den Charakter und die Eigenthümlichkeit des Landes und der Nation, welche sie repräsentiren, unverkennbar an sich, wenn anders die übereinstimmenden Berichte der Reisenden die Wahrheit erzählen, und gewähren schon dadurch, daß sie von dem heutzutage üblichen Genre des Ballettanzes so merklich abweichen, ein nicht geringes Interesse. Die volle Leidenschaftlichkeit des Südens spricht sich in diesen Bewegungen aus, an welchen der ganze Körper der Tanzenden, von dem glühenden Auge bis zur wirbelnden Zehe, in unermüdlicher Thätigkeit Antheil nimmt, und dennoch wird diese scheinbar maas- und fessellose Hefigkeit durch einen außerordentlichen, an vielen Stellen wahrhaft überraschenden Einklang mit dem Rhythmus und dem Tacte der Musik beherrscht. Bey mehreren im Laufe der Vorstellungen ausgeführten Tänzen zeigten die Mitglieder der Gesellschaft außer dieser nationellen und characteristischen Originalität, eine Kunstfertigkeit und Gewandtheit, die auch für den Kenner unsrer Tanzkunst nicht ohne Verdienst seyn mag. Was die einzelnen Gattungen der Tänze betrifft, so entheben wir uns der Mühe das specielle Namensverzeichnis derselben aus den Theaterzetteln abzuschreiben, da dies für alle diejenigen, die mit dem Lande und den provinciellen Nuancen desselben nicht vertraut sind, von sehr geringem Interesse seyn würde. Dem allgemeinen Charakter nach glauben wir diese Tänze in zwey Hauptgattungen theilen zu dürfen, die wir, in Ermanglung eines bezeichnenderen Ausdrucks, ideale und groteske nennen wollen. Die ersteren, im glänzenden, geschmackvollen Costume der jedesmaligen Provinzen ausgeführt, verdienten und erhielten den entschiedensten Beyfall, da sie durch Anmuth, Ausdruck und Geschicklichkeit auf den Namen wirklicher Kunstleistungen Anspruch zu machen hatten. Den letzteren, und namentlich denjenigen, die in dem keineswegs materischen Costume und mit den plumpen Geberden und Manieren des rohesten Landvolkes dargestellt wurden, können wir diesen Anspruch nicht einräumen, und höchstens zugestehen, daß sie als ein, zwar nicht im Sinne des Schönen, aber doch im Sinne des Nationellen interessanter Beitrag zur Kenntniß der Völker und Sitten gelten mögen. Die als letzte angekündigte Vorstellung am 23. Februar fand vor einem sehr zahlreich versammelten Publicum Statt und hatte sich von allen vorhergegangenen des ungetheiltesten Beyfalls zu erfreuen. Vorzüglich gefiel durch die Anmuth und Zierlichkeit der Ausführung wie der Erfindung ein andalusischer Tanz: „La Scorralleras di Sevilla,“ welcher auf einstimmiges Begehren wiederholt wurde. Den Beschluß machte ein englischer Tanz mit acht an den Weinen befestigten Dolschen, ausgeführt von Hrn. Font; ein in England unter dem Namen Hornpipe bekanntes, besonders bey den Matrosen populäres und deßhalb auf der Bühne meistens im Matrosenhabit, auch zuweilen, wie hier, im Jockeycostume ausgeführtes Tanzstück. Die scharfen an den Knöcheln befestigten Stahlspitzen machten den Tanz freylich nicht anders, als er von Natur aus ist, aber sie vermehrten die Schwierigkeit und fügten eine Art von Gefahr hinzu, die nun einmal bey allen Productionen reizt, auch wenn sie nicht so geschickt vermieden wird, als dies durch Hrn. Font unstreitig geschah.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 13. Februar zum ersten Male: „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab.“ Parodirende Posse mit Gesang in drey Aufzügen von Hrn. Nestroy, Musik von Hrn. A. Müller.

Das Original, welches hier hätte parodirt werden sollen, liefert in der That eini-

gen Stoff für eine dergleichen Behandlung, denn ungeachtet aller seiner großen Vorzüge und poetischen Schönheiten, hat es doch unverkennbar manche Seiten, von denen es dem Witz und der Witzley zugänglich ist. Diese Schwächen nun auf eine launige Weise herauszuheben und zum Gegenstande des Scherzes zu machen, wäre Aufgabe der Parodie gewesen und der Stoff wahrlich ein dankbarer. Hr. Nestroy hat sich auf eine bequemere Art mit den Forderungen der Parodie abgefunden; er hat den Gang der Handlung ziemlich genau beibehalten, aus dem weichen, überreizbaren, frankhaft unthätigen Dichter einen Bruder Liederlich, einen gemeinen Polisson, aus dessen Freunde einen dummen Jungen, aus dem Chevalier einen Reisenden à la „Pagenstreiche,“ aus Agnes eine sehr gewöhnliche Kokette gestaltet, läßt im letzten Acte seinen Helden, anstatt zum Wahnsinne, zum vagirenden Harfenisten herabsinken, der, nachdem man ihn an der Abfingung eines Gassenbauers erkannt, die goldene Lehre predigt: Die Mittelmäßigkeit sey in der Kunst am erspriesslichsten (!) et voila tout! — Der erste Act ist ziemlich gut angelegt, wenigstens das Original erscheint in demselben mit Geschick travestirt; allein der zweyte gehört zu den Unbedeutendsten, was Hr. Nestroy bisher geschrieben und der dritte, eine Metamorphose des Nachspiels, erscheint nur um ein geringes besser; unsers Erachtens ist das Ganze verfehlt und weder als Parodie noch als Posse für sich, von einigem Werthe, besonders da der Witz ungemein dürftig gesäet und auch die Couplets fast gänzlich ohne Pointe sind. Das bessere Talent des Verfassers hat sich inzwischen dort und da nicht verläugnen lassen; der schon früher als der gelungenste bezeichnete erste Act enthält mehrere treffende Sarkasmen und in dem Dialoge des Dichters mit Agnes kommen Stellen vor, wie z. B. die Definitionen von Liebe und Ehe, welche man in ihrem Genre als ausgezeichnet gelten lassen kann, wenn schon diese Einzelheiten allzu spärlich auftauchen, um nicht von der Masse des Alltäglichen, Gemeinen, Widrigen ersdrückt zu werden. Hr. Nestroy tritt in dieser Piece gewissermaßen pro domo sua auf und spricht den Wirkungskreis aus, in welchem er sein schriftstellerisches Streben eingezäumt hat; „er will das Publicum lachen machen, und damit Geld erwerben, um selbst lachen zu können.“ Die Anspruchslosigkeit, womit er diese Tendenz offenbart, mag die Kritik immerhin entwaffnen und so wollen wir denn nur wünschen, daß er seinen Witz wenigstens in so verständigen Schranken halten möchte, als dies heute der Fall war. Einer breiteren Erörterung ist sein neuestes Product nicht würdig. Die Aufnahme war — so so — nach dem ersten Acte günstig, nach dem zweyten klanglos, am Schlusse zweifelhaft. Langes Leben möchten wir der Novität kaum prognosticiren. — Die Darstellung durch die Hh. Scholz, Nestroy, Hopp, die Ulles. Dieten, Gondoruffi war befriedigend, letztere hatte ihr lebenswürdiges Original in Ton, Haltung, Tracht, Geberde und Gang recht fleißig studiert, nur eine Kleinigkeit fehlte — die Lebenswürdigkeit. — Das Haus war sehr voll.

Modell IX.

Kleid von Tarlatane mit Gold und Seide gestickt, und mit Atlas gefüttert. Die Schärpe von Gaze, auch mit Gold und Seide gestickt, sämmtlich nach Originalen des Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher, in der Dorotheergasse Nr. 1108.

Das Beret von Crepp und gestreifter Gold-Gaze mit einem Paradiesvogel geziert, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stocke.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 28. Februar 1835.

26

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Tochter von Hiddensee.

Man vergleiche Baggesen's Ballade: „Agnete fra Holmegaard.“

Wie einsam blüht' Agnete
Auf öder Hiddensee!
Du Bräutchen in der Wüste,
Wer nimmt dich hier zur Eh'?
Für dich sind keine Freyer
Auf armer Hiddensee.

Agnete war die Freude
Der Eltern, das ist wahr,
Doch nicht für diese lockt' sich
Ein gelbes Ringelhaar.
Was sich Agnete wünschte,
Das war ihr selbst nicht klar.

Agnete ging wie träumend,
War nie von Herzen froh.
„Was fehlt dir, liebe Tochter?
Du warst ja sonst nicht so.“
„Ach schilt nicht, süße Mutter!
Man sinnt doch so und so.“

Agnete schaut von Zinken
Des Hochlands ab in's Meer.
Was meint die stille Thräne,
Der Seufzer tief und schwer?
Biel unerkanntes Sehnen
Weht zauberhaft vom Meer.

Sie stieg den Pfad der Viehe
Hinnieder an den Strand,
Schaut' in die Flimmerwelle,
Schaut' auf den Glimmerstrand,
Sie wußte nicht, wie nahe
Die Schicksalsstunde stand.

Horch auf! Ein süßes Singen
Umsäuselt sanft ihr Ohr.
Zu ihren Füßen kreiselt
Die Welle hoch empor,
Aus Schaum und Silber hebt sich
Der Meeremann hell hervor.

Sein Haupthaar schien gesponnen
Aus goldner Fäden Glanz,
Er trug um Stirn und Schulter
Den reichsten Perlenkranz;
Vom Haupte bis zur Ferse
Umhüllte ihn Schimmer ganz.

„Wie schön bist du, Agnete!
Du strahlst wie eine Braut.
Nie hab' ich, weil ich lebe,
So hohen Reiz erschaut.
O Königinn der Liebe,
Wo steht dein Thron erbaut?“

Agnete, laß dir sagen,
Du hast mein Herz entwandt.
Ich sah dich oft verstohlen
Am öden Muschelstrand.
Dort unten bin ich König,
Dort ist mein Reich und Land.

Schau hin, es wölbt sich unten
Die Wassermelt wie klar!
Wirst du im heitern Spiegel
Mein stolzes Schloß gewahr?
Wie lebt man dort so selig,
Der Erdenforge bar!

Agnete, kannst du lieben
Den Meermann, ewig jung?
Komm, theile meine Krone,
Des Meerreichs Huldigung.
In deinen holden Armen
Gib mir Vergötterung.“ —

Agnete stand und blickte,
Gefangen war ihr Herz;
Es schmolz in sanftes Lächeln
Jedweder alte Schmerz,
Sie sah nicht mehr die Berge,
Es zog sie wellenwärts.

Er schob zwey Bernsteinschuhe
Zu ihren Füßen hin,
Es trug so nett und glänzend
Sie keine Königin;
„Gar köstlich sind die Schuhe,
Man geht gesund darin.“

Er reicht ihr von Brillanten
Ein breites Flammenband,
Solch' Armband hat getragen
Noch keiner Fürstinn Hand.
„Geliebte, nimm und trag' es
An deiner schönen Hand.“

Er schob ihr an den Finger
Des Goldreifs treuen Schein.
„Sieh da! wir sind vermählet.
Bist du auch fröhlich mein?“
„Ja Meermann, schöner Meermann,
Ich will dein eigen seyn!“

Ich will mit dir hinunter
In's Reich der Wellen gehn,
Ich will nicht mehr am Strande
Hier einsam traurig stehn;
Ist doch vor Gottes Himmel
Die Trauung hier geschehn!“ —

Er schloß ihr zu die Ohren,
Das Auge und den Mund;
Er fuhr mit ihr hinunter
Tief in des Meeres Schlund.
So trug er sie hinunter
Auf den lafurnen Grund.

Sie lebten nun und liebten,
Entrückt aus Müh' und Leid,
Sie schlürften vollen Juges
Der Liebe Seligkeit.
Und oben rollten Monde,
Doch unten stand die Zeit. —

Agnete saß im Schlosse
Des Meermanns froh und sang,
Da horch! was klingt von oben,
War das nicht Glockenklang?
Das war die Kirchenglocke
Zu Kloster, die da klang.

Agnete sprang vom Sessel,
Ihr wuchs das Herz so voll.
„Ach Meermann, schöner Meermann,
Geliebter, hörst du wohl?
War das nicht Glockenläuten,
Was her vom Berge scholl?“

O Meermann, süßer Meermann,
Wie bald ist es geschehn!
Laf mich ein kurzes Weilschen
Nach Kloster bethen gehn.
Wie lange hab' ich Arme
Kein Gotteshaus gesehn!“ —

„Agnete,“ sprach der Meermann,
„Ungern entlaf' ich dich,
Doch, willst du gehn und bethen,
So bethe mit für mich;
Wir haben Einen Vater,
Agnete, du und ich.“ —

Er schloß ihr zu die Ohren,
Das Auge und den Mund,
Er fuhr mit ihr zu Tage,
Wohl aus der Tiefe Schlund.
So trug er sie zu Tage,
Bis auf des Eilands Grund.

„So geh denn hin, mein Leben,
Und bethe, frommes Kind,
Doch, hast du ausgebethet,
So kehre heim geschwind.
Verhaft ist mir die Stunde,
Die ohne dich verrinnt.“ —

Agnete flog die Stiegen
Des Kirchenbergs hinan.
Und draußen stand der Küster,
Der erste, alte Mann,
Sah sich im Abendglänzen
Die frischen Gräber an.

„Agnete,“ rief der Alte,
Nieb Augen und Gesicht,
„Bist du's, die wir vermissen?
Steh still und gib Bericht,
Wo bist du, Kind, gewesen?
Wir sahn dich lange nicht.“ —

„O laßt mich, daß ich eile!
Es frommt nicht, daß Ihr's wißt.
Ich will nur gehn und bethen,
Und habe kurze Frist,
Sehr lang ist zu erzählen,
Was mir begegnet ist.“ —

„Mit nickten!“ zürnt der Alte.
„Steh Rede, gib Bescheid!
Sag' an vor Gottes Auge,
Wo du gesteckt die Zeit;
Wo wohnst du jetzt, wie lebst du?
Ich will Aufrichtigkeit.“ —

„Ach guter Vater Küster,
Was forcht Ihr so genau?
Ich wohn' im Schloß der Wellen,
Und bin des Meermanns Frau,
Ich lebe froh und glücklich;
Nun wißt Ihr es genau.“ —

„Agnete!“ schalt der Küster,
„Wie hör' ich das von dir?
Du hast den Herrn verläugnet,
Des ew'gen Heils Panier,
Du willst zur Hölle fahren
In sündiger Begier.“ —

„Ach nein! von meinem Herzen
Ist solch' ein Frevel fern.
Auch in dem Schooß der Fluten
Erkennt man Gott den Herrn;
Da lebt man wie die Engel,
Und singt und bethet gern.“

Was hab' ich denn begangen,
Ist's Sünde, daß man liebt?
Daß man dem treusten Manne
Ein Herz voll Treue gibt?
Ich habe nichts gesündigt,
Ich habe bloß geliebt.“ —

Der Alte zog die Brauen.
Die Dirne macht' es kraus,
Ihm ging bey der Verstockten
Geduld und Athem aus.
Er hob den Waranfing' er,
Und brach im Zorn heraus:

„Hab ich dich nicht verhört
Die heil'gen zehn Gebot?
Wie lautet denn das vierte?
Was spricht der starke Gott?
Heißt das die Eltern ehren?
Du treibst mir argen Spott!“

Wie stimmt der Alten Jammer
Zu deinen Wangen roth?
Herzmutter liegt zu sterben, —
Ihr Herz bricht in der Noth,
Vor wenig Tagen härmte
Dein Vater sich zu Tod!

Heut' frugen wir die Leiche
Den Kirchensteig entlang;
Hast du denn nicht vernommen
Der Glocke ernsten Klang?
Ich schwör's, daß nie so schaurig
Die Todtenglocke klang.“ —

Agnete stand versteinert,
Ihr kroch das gelbe Haar.
„Barmherz'ger Gott im Himmel!
Ist all' der Schrecken wahr,
Und bin ich denn der Hölle
Verfallen ganz und gar?“

Was hab' ich's mit der Erde,
Die hart ist, schwer verschont?
Nur Ein Gebeth im Tempel,
Wo Gottes Milde wohnt,
Dann eil' ich heim zur Welle,
Wo der Geliebte thront.“ —

Sie schwankte durch die Thüre,
Sie blickte zweifelnd um:
Da drehten alle Bilder
Sich an den Wänden um,
Die Bänder und die Kronen,
Die drehten all' sich um.

Sie bebte zum Altare
Vor Schrecken bleich und stumm:
Da dreht sich das Altarblatt
Vor ihrem Anblick um,
Die Schiffe, die da hingen,
Die drehten all' sich um.

Agnete riß vom Finger
Den Zauberring herab,
Stürzt' auf den Kirchhof, suchte
Das neuste, frische Grab,
Da stieß ein scharfer Stachel
Das müde Herz ihr ab.

Nun ruht sie, wo in Krämpfen
Die Staubbrust nimmer stöhnt,
Wo die verirre Liebe
Kein heil'ger Irrthum höhnt,
Da rastet nun Agnete,
Entsündigt und versöhnt.

Der Meermann? wirst du fragen; — Und wenn auf Klosters Berge
 Als sie zurück nicht kam, Ertönt der Leichensang,
 Als bald die Glocken klangen, Und wenn die Glocken weinen
 Ergriff ihn Weh und Gram, Den herben Todesklang:
 Er trauert noch diese Stunde, Dann weint es aus der Tiefe:
 Daß sie nicht wiederkam. Agnete, ding, ding, dang!

Lappe.

Der Grenadier.

Wahre Anekdote.

Der letzte Feldzug in Rußland hatte viele Unglückliche in Frankreich gemacht, unter denen besonders eine große Anzahl von Veteranen aus den Zeiten der Republik, des Consulates und des Kaiserreiches auffällt, die, in allen Gegenden des Landes zerstreut, häufig weder Brot um sich zu nähren, noch ein Dach zu ihrer Unterkunft besitzen. Daher findet man nicht selten Officiere mit Narben und Ehrenzeichen geschmückt, die im Taglohn arbeiten oder sich zu niedrigen Geschäften verdingen, um ihr Leben zu fristen; einige von ihnen borgen den wundenbedeckten Körper unter einer groben Jacke und stellen sich an öffentlichen Plätzen und Straßenecken auf, um für ein paar Sous als Lastträger zu dienen. Andere, minder stark, erlagen unter der Schwere des Schicksals und verkümmerten im Glende. Die Subalternen und Gemeinen, anstatt Ruhe im Alter zu genießen, vertauschten das Schwert mit dem Pfluge, düngten die Erde mit ihrem Schweiß und fingen am Ziele ihrer Lauf:ahn neuerdings ein Daseyn voll Entbehrungen und Mühsal an.

Doch wohl denen, die ein Eigenthum hatten, die ein Erbe, sey es auch noch so dürftig, antraten, als der Wechsel des Geschickes sie ihrem bisherigen Wirkungskreise entriß; — sie waren beneidenswerth, denn sie hatten wenigstens eine Stätte, auf welche sie ihr Haupt legen konnten, oder ein kleines Besitzthum, das sie in die Wage des Unglücks als Gegengewicht werfen durften, hatten zum mindesten einen Strohalm, an den sie sich im Sturme des Lebens klammern konnten, während Tausende ihrer Brüder ganz hülflos, nackt, verkrüppelt, siech, einem neuen, bitteren Kampfe entgegentreten mußten.

Ein gleiches Loos war auch dem braven Vincent geworden, einem der Grenadiere, die den Ruhm der französischen Waffen bis an die fernsten Grenzen des Welttheils getragen hatten. Er war in einem Alter conscribirt worden, wo er noch kein Gewerbe hatte erlernen können, und jetzt, wo sich die Form der Dinge so ganz anders gestaltet hatte, sah er sich genöthigt, die kleine Pension zu ersehen, auf welche ihm das rothe Bändchen im Knopfloche Anspruch gab. Vergebliche Hoffnung.

Nun blieb ihm nur noch ein Mittel übrig: zu betteln; aber Vincent besaß Ehrgefühl, und eher würde er sein Ordenszeichen in den Lauf seines Gewehres gezwängt und sich dasselbe durch den Kopf gejagt haben. Rathlos sann er hin und her; es fiel ihm endlich bey, daß er zur Noth ein Pferd zu behandeln und einen Wagen zu lenken verstehe, flugs war er entschlossen und aus dem wackeren Grenadier ward ein Fiaker.

Vor nicht gar langer Zeit stand er auf dem Vendôme-Platz in Paris niedergeschlagen und tief sinnig bey seiner Kutsche und dachte schmerzlich, wie so gar verschieden von seinen Aussichten die Zukunft geworden sey. Plötzlich hörte er eine Stimme hinter sich rufen: „He da, Euer Wagen!“ — rasch nahm er die Zügel zur Hand, öffnete den Schlag, hob einen jungen Mann in Oberstenuniform hinein und fuhr mit ihm nach der Vorstadt St. Germain, wo er sich an einem, den Fiakern zugewiesenen Platz aufstellte, um neue Passagiere zu erwarten.

Nachsehend, ob die Wagenpolster in Ordnung seyen, fand Vincent in der Kutsche ein Portefeuille, machte es auf und entdeckte eine Summe von 10,000 Francs in Wechseln, nebst mehreren Briefen, auf den Oberst Balbonne lautend. Alsogleich wendete er um und fuhr gestreckten Laufes nach dem Hause, das die Adresse als Balbonne's Wohnung bezeichnete.

Er ließ sich anmelden, ward vorgelassen und trat mit militärischem Anstande in das Zimmer, indem er die Hand nach Soldatenmanier vor die Stirne drückte. „Mein Herr Oberst,“ begann er, „Sie haben dieses Portefeuille in meinem Wagen vergessen.“

„So ist's,“ entgegnete der Officier lebhaft, „ich gab das Geld bereits verloren, da ich die Nummer deiner Kutsche nicht wußte.“

„Es ist die Löhnung eines ganzen Regimentses darin; sehen Sie nach, ob nichts fehlt.“

„Nichts; aber du bist wohl selbst Soldat gewesen?“

„Zwanzig Jahre, mein Herr Oberst, und ich denke, mit Ehren. Ich war in Moskau und an der Beresina dabey.“

„Dort war ich auch, mein Alter; darum reich mir die Hand, braver Bursche; setze dich zu mir, und da wir Kriegscameraden waren, so laß uns eins von unsern Abenteuern plaudern.“

„Ey, das sind leidige Erinnerungen, mein Herr Oberst, unsere besten Schaaren, welche der grimmige Winter ohnehin bereits sehr gelichtet hatte, fanden unter dem Schnee ihr Grab.“

„Nun ich, mein Alter, wie du mich hier siehst, war auch nahe genug daran; schon lag ich auf dem beizigen Boden, verschmachtend vor Hunger und Kälte; da kam glücklicherweise ein Grenadier von der Garde des Weges, erwärmte mich Halberstarren mit dem Hauche seines Mundes und ließ mir die Hälfte seiner Kleinen Habe zu meiner Rettung! O, ich werde das nie vergessen!“

„Er hat nur seine Pflicht gethan, mein Herr Oberst, wie ich sie in einem ganz ähnlichen Falle that, der mir eben erst wieder beysällt. — Es war ein blutjunger Officier von unserm Generalstabe, an den Ufern des Dniepr. Das Pferd war ihm unter dem Leibe gefallen und er lag dahin im tiefen Schnee zwischen Hunger und Frost vergehend, da theilte ich mit ihm das Wenige, was ich besaß — ein Stück Brot.“

„Ein Stück Brot, ja, so war es, und was weiter?“

„Nun eben nicht viel Großes; ich hatte in meiner Feldflasche noch zwey Schlückchen Branntwein und weil sich denn der nicht theilen ließ, so drückte ich ihm die ganze Bescherung in die Hand.“

„Das thatest du Biedermann? und die Flasche?“

„Ey, es stand mein Name darauf: Vincent.“

„Vincent!“ schrie der Oberst und preßte den alten Grenadier unge-

stüm in seine Arme, „Gott sey Dank, so hab' ich endlich meinen Lebensretter gefunden.“

Fünf Minuten darauf kehrte der Wagen leer in das Haus seines Eigenthümers zurück und der Oberst führte den redlichen Vincent in sein Cabinet, wo er ihm die verwitterte Feldflasche, zwischen Tropfhäen aufgehängt, zeigte. „Als du mir sie gabst, Camerad,“ sagte er, „lag ein Menschenleben in ihrem Grunde, und hier —“ dabei schob er ihm das Portefeuille in die Tasche — „hier bezahle ich dir deinen Branntwein.“

Correspondenz: Nachrichten.

München, im Jänner 1835.

Ich ließ den Monat December des Jahres 1834 klanglos in diesen Blättern untergehen wie einen Tag, der sich ohne Abendröthe hinter die Berge und hinter den Ocean der Ewigkeit hinabsenkt, und schliesse bereits den ersten Monat des jungen Jahres mit einem Fandango, den uns am 30. die Tänzer des königl. Hoftheaters von Madrid mit der Rectification des moralischen Anstandes als letzte Balletrolle zwischen einem Drama und einem germanisch-französischen Ballette zum Abschiede gaben. Während Mina und Zumalacareguy den Waffentanz über den Pyrenäen und auf denselben hatten, während ein blutiger Bürgerkrieg die „Hetmat der Genies,“ wie der große Schiller Spanien nennt, verwüstet, ergöhen uns in München spanische Tänzer mit allen Nationaltänzen der unglücklichen Halbinsel, mit dem Bolero, dem Zapateado, mit la Jota aragonesa, Boleras Rabadas y Cadiz u. s. f. und entrückten uns mit dem weichen Geklapper der Castagnetten und mit der wohlgemessenen, bald gräßlichen bald grandiosen Bewegung des Leibes und dem melodischen Pas der Füße die Schreckensbilder des Krieges. Was kummern uns am Morgen die schwankenden und frabricirten, oft von Börsenspeculanten entstellten Kriegsnachrichten in Kiesenfolio oder in Quartformat, wenn wir am Abend die heitere Lichtseite des Lebens aus Spanien, wenn wir bald den Catalonier, bald den Arragonier und dann wieder den Andalusier in den wandernden Trümmern des Madrider Hoftheaters an uns vorüberschweben sehen? Spanische Tänzer in München! Ist das nicht eine Erscheinung, als wenn sie aus den Wolken herabbläme! Vor einem Jahrhundert hieß sich eine italienische Improvisatrice bey Hofe hören, im Jahre 1835 würde sie vor dem Publicum debütiren. Die erstere lebt keinem Sterblichen in der Königstadt Bayerns mehr im Andenken, aber die spanischen Tänzer überraschten die ganze Münchner Welt, die wahrscheinlich das französische Ballet bey ihrer Beurtheilung so fest hält, daß die guten Spanier keinen stürmischen Beyfall hervorbringen können. Wenn sich Nozier wie ein Mühlstein einige Duzendmal im Wirbel dreht, klatscht man sich die Hände wund; wenn Señora Dubinon, die junge Serral, Hr. Campruni und Hr. Font „Las Manchegas de la Pia“ voll Feuer und Zierlichkeit tanzen, bleiben wir bey der Glut der Spanier, die sich in jeder Bewegung, in jeder Miene, in jedem Blicke und in allen Gesichtsmuskeln wie in jenen des sich leicht und melodisch bewegenden Leibes kunstvoll ausdrückt, ein wenig zu kalt und unterdrücken den Wunsch nicht, einen Walzer von Strauss oder Laner abzuspinnen.

Die Tanz-Gourmands schoben sich am 30. Jänner dichtgeschaart in das Theater, denn sie erfuhren beyläufig, daß der Fandango ein Tanz ist, über den einst Gericht gehalten wurde, daß er aber das Glück hatte, nicht nur von der Instanz freygesprochen zu werden, sondern sogar die volle Unschuldserklärung erlangte.

Der hiesige Landbothe, der Adam der celebrirten Landbothin, schickte heute einen besprechenden Artikel über den Charakter des Fandango voraus. Der Fandango entsprach den Erwartungen nicht, die der Landbothe so hoch gespannt, indem er ihn über alle Tänze der antiken und modernen Welt gehoben hatte. Die Caduca, die Gallegada, wie der Fandango selbst, verschmolzen sich in einander und wir sahen den Spanier wieder voll Anmuth und Glut in seinem lebhaften Geberdenspiele. Die königl. Hoftheater-Intendantz hat übrigens den vollsten Anspruch auf Anerkennung ihrer Aufmerksamkeit, die

sie dem gebildeten Publicum widmet, indem sie die Tänzer aus Madrid gasslich aufnahm und uns den schönsten Theil des Nationallebens eines geistreichen und lebhaften Volkes durch alle üblichen Formen des Nationaltanzes zur Anschauung brachte.

Das königl. Balletcorps führte noch an diesem Fandango-Abende das artige Ballet: „Der Jahrmarkt in Krakau“ auf, und zeichnete sich wie immer durch seine große Kunstfertigkeit aus. Dem Publicum, wenigstens dem größten Theile, ward es wieder behaglicher, seine lieb gewonnenen Tänzer La Roche und Kozier, und die Tänzerinnen Koskoly, Balloghi u. s. w. tanzen zu sehen und freute sich wenigstens des Fremden und Neuen, das nie und nirgends ohne Reiz bleibt.

Unter den vorzüglicheren Erscheinungen der dramatischen Musz gebührt dem „Tasso“ von Kaupach eine Ehrenstelle. Dieses neue Drama des fruchtbaren Tragöden an der Spree wurde schon lange mit Ungeduld erwartet. Am 19. December v. J. wurde endlich diese Neugierde befriedigt. Das Stück wurde ohne Abkürzung gegeben, und spielte daher bey sehr vollem Hause bis 10 Uhr Nachts. Der Verfasser überlud seine Dichtung nicht mit einer großen Zahl von Personen; er führte uns bis auf Ludovico von Este, den Cardinal, den Hospitallaufseher Moski und Marco, den Prior des Klosters St. Onofrio, Göth'e'sche Gestalten, vor, mit denen uns Göth'e's geistvolles Drama ganz vertraut gemacht hatte. Kaupach hatte sich eine schwere Aufgabe gestellt; es war für ihn nothwendig, die Göth'e'schen Organismen eines Antonio, eines Tasso und einer Leonore zu studieren, um wenigstens nicht hinter seinem genialen Vorbilde zurückzubleiben. Kaupach's Originalschöpfung, der Cardinal Ludovico, der Bruder des starrsinnigen Herzogs von Ferrara, der den edlen Dichter für einen Wahnsinnigen erklärte, weil es ihm einmal so beliebt und der mit vielen unsers Jahrhunderts, denen das innere Leben eines reichbegabten Genius, wie ein Mamuth auf dem Zweige eines Apfelbaumes erscheint, die Gemeinheit der beschränkten Beurtheilung höherer Naturen theilte, ist eine äußerst wohlthätige, veröhnende Erscheinung, die der Dichter mit warmer Begeisterung in dem Bruder des unbeugsamen Herzogs darstellt. Diesem leuchtet der Strahl der Poesie in die klare Seele; dieser erfährt und begreift die Welt des Dichters; sein Leben und Schaffen liegt wie eine reine Krystallflut vor ihm; er erklärt sich aus einer höhern Gesetzgebung, nach einem ungewöhnlichen Maßstabe den Conflict der Dichternatur mit der Alltagswelt — mit der Prosa, und erklärt mit einem Zauber hinreißender Suade alle Mißverständnisse, welche den unglücklichen Tasso in ein endloses Verderben stürzten. Kaupach war noch nie so geistreich, so warm und so dichterisch, als in der Entwicklung des Dichtercharakters, die er dem edlen Ludovico in den Mund legt. Dieser Ludovico ist der Repräsentant aller derjenigen, die damals, jetzt, und in spätern Jahrhunderten den Dichter verstehen und seine Stellung in der Gesellschaft begreifen. Leonore, noch rosig und blühend, als wenn ihr, der vom Dichter angebeteten, in Liedern gepriesenen, selbst nach einem bedeutenden Zeitraum das Ungemach der Zeit nicht nahe treten dürfte, weil sie der Gegenstand seiner ewig quellenden Poesie war, tritt uns in dem ganzen Zauber der Anmuth und der zartesten Sympathie mit dem leidenden, tief gekränkten und verkannten Tasso entgegen. Rückt auch der Dichter Zwischenräume mit dem ungebundenen Rechte dichterischer Freiheit zusammen, läßt er auch manches gegen die Wahrheit der Lebensgeschichte des unsterblichen Sängers der Gerusalemme liberata geschehen und ihn durch Leonore's Hand die Vorfrönung und ihre seligen Freuden am Rande des Grabes fühlen; er hat die Rechte des dramatischen Dichters geübt und dieser kann nie vor das Forum des Historikers gerufen werden. Über Kaupach's Leonore giebt sich noch jene Glorie aus, welche Göth'e über sie wie ein heiteres Morgenroth ausspannt. Tasso selbst, der Hauptcharakter des Stückes, obschon tief gebeugt, obschon entzweyt mit dem Menschengeschlechte und mit den Großen der Erde, die es wie einen Fußschämel gebrauchen, leuchtet uns an wie ein Verstärker, der sich bald aufschwingt von dieser trüben Heimat in jene, von welcher er stammte. Tadeln muß man, daß der Verfasser in Gegenwart des Ludovico, der ihm die Freiheit erwirkte und verkündet, seinen Tasso bis an die äußersten Grenzen des Wahnsinns führt, daß er ihn in dieser Situation, die vielmehr vom Wahnsinne heißen sollte, einer Vision so lange nachschwärmen läßt, so daß man befürchten muß, Ludovico selbst, der nie zugab, daß Tasso wahnsinnig und geisteszerrüttet war oder seyn konnte, der Behauptung der Gegner des Dichters bestimmen zu sehen, indem dieser vor seinem Befreyer mit beyden Händen nach der Erscheinung langt, als wollte er sie haſchen wie ein Kind, das einem entflohenen Schmetterling klagend die Arme nachstreckt. Moski, der Spitalaufseher, erklärt Tasso für zerrüttet; Ludovico glaubt es nicht und will als verborgener Zeuge den Unglücklichen beobachten. So lange er mit dem Aufse-

her spricht, sind Gedanken und Worte des eingekerkerten Dichters klar und bestimmt, er ist sich und seiner Situation vollkommen bewußt, seine Reizbarkeit trübt ihm nur vorübergehend die enge Welt, in welcher er gegen alle Rechte der Menschheit wie ein Verbrecher eingeschlossen schmachtet. Vor Ludovico läßt der nun befreyte Tasso deutliche Spuren des Wahnsinns erkennen und dem Zuschauer bangt für das Rettungsglück des gefeyerten Dichters, weil er leider das bestätigt, was ihm zum Vorwurf gemacht wird, was ihm die schmachvollen Fesseln und den entwürdigenden Zwang als Loos ertheilte. Nauyach rechtfertigt vielleicht diesen an Wahnsinn so nahe hinstreifenden Gemüthszustand durch die mächtige Aufregung des Dichters als einen Übergang zur Besonnenheit. Diese Vision und das leidenschaftliche Festhalten an dieselbe sollte wahrscheinlich eine psychologische Brücke seyn, zwischen Klarheit und phantastischem Halbdunkel eines tief verletzten Gemüthes.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

„Malerische Ansichten der merkwürdigsten und schönsten Cathedrafen, Kirchen und Monumente der gothischen Baukunst am Rhein, Main und an der Labn.“ Nach der Natur aufgenommen, und gezeichnet von L. Lange, Architect. Lithographirt von Borum und A. Frankfurt am Main, G. Zügel. Fol. (Gleichfalls mit französischem Titel und Text versehen.) Zweyte Lieferung. (Blatt IX bis XVI.)

Wir haben bereits in Nr. 29 v. J. unserer Blätter auf dieses höchst interessante Unternehmen aufmerksam gemacht, und sehen mit Vergnügen dasselbe in gedeihendem Fortschreiten begriffen. Gleich anziehend und erbebend für den Freund vaterländischer Kunstdenkmale, als bedeutsam zur Würdigung und Vergleichung gothischer Prachtbauwerke, strebt es einem lobenswerthen Ziele zu und aus allem Geleisteten wie aus dem noch zu Erwartenden ergibt sich das erfreuliche Resultat, daß hier ein Kunstwerk nach gutem Plane unternommen worden, und mit bester Kraft und würdigem Fleiße forgesetzt werde. Die acht neuerdings vorliegenden Folioblätter, sämmtlich von L. Lange nach der Natur gezeichnet und von der Lacroix'schen Anstalt in München gedruckt, bieten folgende Ansichten: Nr. 1. Die Nicolaiskirche in Frankfurt am Main, dem dreizehnten Jahrhundert angehörend, mit der berühmten oben herumlaufenden Gallerie, die jedoch aus einer spätern Zeit stammt. Nr. 2. Der durch Bauart und Sculpturen ausgezeichnete Mariendom zu Wehlar aus demselben Jahrhunderte. Nr. 3. Die etwas jüngere Marienkirche zu Oberwesel, einfach im Außern, ein denkwürdiges Monument durch den reichen architektonischen Schmuck ihres Innern. Nr. 4. Die Castorckirche zu Coblenz auf der Landspitze zwischen Rhein und Mosel, merkwürdig durch ihre Grabmäler, ihre historische Bedeutsamkeit und ihr hohes Alter; sie rühret den Haupttheilen nach aus dem elften Jahrhunderte. Nr. 5. Die aus gleicher Zeit stammende Apostelkirche in Cöln, herrlich durch Thürme, Giebel und Thürme, wie überhaupt durch den Reichthum der Bauformen. Nr. 6. Die Martinskirche derselben Stadt, deren Untertheil durch schöne alterthümliche Wohnhäuser verdeckt ist, schön durch ihren breiten Thurm, der sich an der Stelle einer Kuppel erhebt. Nr. 7 und 8. Zwey Bignetten zeigen das Holzpförtchen zu Frankfurt am Main und das Seitenportal am Dome zu Andernach, letzteres durch die schöne Darstellung in dem verschlungenen Laubwerk der Pilasterknäufe besonders anziehend. Die Lithographien sind durchaus gelungen und rein, die Steinzeichnungen rühren diesmal größtentheils von Knauth, eine von Schott und eine von Bergmann her; Nr. 4—7 von dem erstgenannten sind besonders ausgezeichnet. Der Text könnte etwas reichhaltiger seyn.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 3. Mär; 1835.

27

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Tobias der Kleinrämer; Arthur der Großhändler.

Ergählung aus dem Leben von J. K. von Train.

Ich saß im Posthause des freundlichen Städtchens Falkenberg, und ließ mir das Frühstück trefflich munden; die Forellen waren delicat, und der heurige la Côte konnte in seinem üppigen Vaterlande nicht schöner getrunken werden. An dem eichenen altväterlichen Gasttische saßen mehrere Bürger von Falkenberg, schlichte heitere Menschen, die ihr Gläschen mit Wohlbehagen leerten, theils die wichtigsten Tagesneuigkeiten belobten und bekrittelten, theils über die Zeiten und ihre Conjecturen sich aussprachen, größtentheils aber die Gemeindeangelegenheiten bearbeiteten, und so oft Einer Klage führte, daß diese und jene milde Stiftung nicht gehörig verwaltet werde, oder ein Zweyter andere Falkenberg'sche Gebrechen rügte, so waren immer die Wiederholungsworte der Unzufriedenen: „Ach, wenn nur Vater Tobias noch lebte!“ — Ein noch ziemlich junger Mann, einfach aber recht gut gekleidet, von sehr empfehlendem Außern, trat in das Gastzimmer. „Willkommen Herr Cantor Willberg!“ riefen die Anwesenden, und Jeder reichte ihm die Hand zum freundlichen Willkommen, dann das volle Glas, und Cantor Willberg schüttelte die Hände der Reihe nach, that Jedem Bescheid, und hatte für Jeden ein freundliches Wort. Schnell wurde ihm von der geschäftigen Hausfrau ein Stuhl in die Mitte der Gäste gerückt und eine Flasche Wein nebst Butterbrot und Schinken gebracht; als Zugabe erhielt der Herr Better freundlich ernste Verweise, daß er sich so selten mache, und strenge nachdrückliche Mahnung, recht oft nach Falkenberg zu kommen.

Das Gespräch bewegte sich um Willberg's häusliche Verhältnisse. Man sah in dem heiteren Gesichte des Ehrenmannes, wie wohl es ihm that, von der wackern herzigen Ehefrau und den frommen klugen Kindern zu sprechen, und recht seelenvergnügt zu plaudern von seinem reinlichen Hause, von den fruchtoreichen Gärten und den wallenden Saaten und üppigen Fluren. Hatte sich Willberg über einen Zweig seiner Habe recht gemüthlich erschöpft, dann sprach er immer mit dem schönsten Gefühle inniger Rührung: — „und

was ich habe, verdanke ich dem edlen Vater Tobias. Wenn er nur noch lebte!“ — „Dem Unvergeßlichen! Gott verleihe ihm eine fröhliche Urstätte!“ rief ein wohlbeleibter Herr, das volle Glas in den Kreis hineinhaltend, und alle hoben die Gläser, stießen an, und leerten sie in wehmüthiger Erinnerung. Herr Willberg nippte nur an seinem Glase und zwey heiße Thränen, ich hätte sie hinwegküssen mögen, träufelten in das Glas, dann stand er auf und goß den Wein in einen Blumentopf. — Es war eine Libation, die selbst der religiöseste Römer den Manen seines Vaters nicht gefühlvoller hätte darbringen können.

Mein Verlangen nach einer kurzen Lebensgeschichte des so oft und so ehrenvoll erwähnten Vater Tobias ließ sich nicht mehr beschwichtigen, und ich wollte so eben die Gefälligkeit eines der Gäste in Anspruch nehmen, als Willberg aufstand, um, wie er sagte, im goldenen Adler nachzusehen, ob ein Fuhrwerk nach Erlenrode da sey. — Ich erreichte den Forteilenden auf der Hausflur, nannte mich, und trug ihm an, mir in meinem Reisewagen Gesellschaft zu leisten, da mich mein Geschäft ohnehin über Erlenrode führe: „und dabey, Herr Willberg, bin ich so unbescheiden, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Was ich für Sie zu thun im Stande bin, geschieht herzlich gern.“

„Oft und mit hochehrendem Andenken wurde Vater Tobias genannt. Wollten Sie mir auf unserer kurzen Reise Einiges von diesem Manne erzählen, so würden Sie mich sehr verbinden.“

„Sie, Herr Hauptmann, sind es, der mich durch diesen Wunsch verbindet, denn jedes Wort, das ich über den Seligen zu sprechen Gelegenheit habe, gibt meinem Herzen ein frohes Fest. Ja, Sie sollen ihn genau kennen lernen, diesen Mann sonder Gleichen, denn — hier drückte er meine Hand an seine Brust — diesem Herzen war noch Niemand so theuer, als Vater Tobias.“

„Lassen Sie uns noch ein Stündchen im Kreise dieser guten, frohsinnigen Menschen hinbringen, im Falle nicht wichtige Geschäfte Ihren längern Aufenthalt verbieten, dann fahren wir rasch und wohlgemuth Ihrer lieben Heimat zu.“

Willberg's stumme Verbeugung und freundliches Lächeln sagten mir, daß mein Vorschlag ihm angenehm sey, und als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, und Willberg die ihm gewordene Einladung zur Begleitung bekannt machte, da wünschten mir alle Glück zu dem braven Reisegefährten, und ich mußte mich von meinem Seitentischen in den fröhlichen Kreis setzen; bald war es so herzlich, so einverständlich unter uns, als hätte ich mein Leben unter diesen Falkenbergern dahin gelebt. An das festgesetzte Stündchen hingen sich noch ein paar Stunden, und ich wäre beynahe böse geworden, als der Postmeister mir zum fünften Male zuflüsterte, daß schon gar zu lange ange-spannt sey. Das Abschiednehmen wollte zu keinem Ende gelangen, und ich mußte mit Mund und Hand versprechen, sobald ich wieder nach Falkenberg käme, einige Tage zu weilen und bey jedem der Anwesenden auf eine alte Flasche Sorgenbrecher Gast zu seyn. — Der musikalische Postknecht blies ein fröhliches Stückchen, und aus allen Fenstern begrüßt, von Falkenbergs wohl-erzogener Jugend mit jubelndem Wivat begleitet, rollten wir zum bemoosten Thore hinaus.

Noch hatten wir nicht das Weichbild des Städtchens erreicht, als Will-

berg begann: „Sie haben, Herr Hauptmann, den Wunsch geäußert, des seligen Herrn Tobias Bekanntschaft zu machen, ich säume daher auch keinen Augenblick, diesem Wunsche zu entsprechen und Ihnen mit wahrheitreuem Munde von einem Manne zu erzählen, der ewig leben wird in den Herzen der Falkenberger.“

„Vor ungefähr dreyßig Jahren wurde das verschuldete Anwesen einer Kleinrämerswitwe zu Falkenberg der öffentlichen Versteigerung von Amtswegen unterworfen. Wenige Käufer fanden sich und die Angebote der Kauflustigen stiegen nicht zur Hälfte der Schätzung, denn das Häuschen liegt im Schnellergäßchen, dem engsten und unbefuchtesten des Städtchens, war überdies sehr baufällig, und der Waarenabsatz kaum für trocken Brot und Salz genügend. Trostlos saß die Witwe in einem Winkel der Versteigerungsstube, und vergoß heiße Thränen. Die Zeit der Versteigerung nahte sich ihrem Ende, und so manches lieblose Wort roher Gläubiger begrub der armen Witwe Hoffnungen und Ruhe. Jetzt trat ein freundlich ernster, ganz schlicht gekleideter Mann herein, meldete sich bey dem Versteigerungscommissär als Käufer, beurkundete seine Zahlungsfähigkeit durch gerichtliche Zeugnisse und bot auf der Stelle um 400 Thaler mehr, als selbst die Schätzung enthielt.“

„Da ihn ein Nebenstehender belehrte, daß sein Angebot weit über die Schätzung und den Werth schreite, erwiederte er ganz ruhig: „Was ich mehr gebe, fällt, wie ich weiß, der Witwe zu, und diese sehr achtbare Frau, die nicht durch ihre eigene Schuld, sondern durch Zeitverhältnisse sank, soll nicht am Hungertuche nagen“ — Von der Witwe fast angebethet, von dem Beamten mit Erstaunen angeschaut, von Herzlosen als vollkommener Narr, von Gutgesinnten als ein Ehrenmann erklärt, bezahlte Herr Tobias Kühlig das erstandene Anwesen in blankem Golde, ließ Handwerker kommen, und bald war das alte, verfallene Nest zum festen, möglichst gut sich präsentirenden Wohn- und Kaufhäuschen umgestaltet, und von Herrn Tobias mit seiner trefflichen Ehefrau, seinem zweyjährigen Söhnlein, einer betagten Mahme und einem alten grundehrlichen Handlungsdiener bezogen.“

„Sie wissen, Herr Hauptmann, daß in jedem kleinen Orte die Kleinstädterey und mit ihr besonders die Neugierde zu Hause sind; daher können Sie sich leicht vorstellen, daß Alles dem Kramladen des (wie man sich ausdrückte) närrischen Kleinrämers zuströmte. Seit undenklichen Zeiten war das armselige Schnellergäßchen nicht so volkreich wie jetzt, und blieb es auch, so lange Herr Kühlig lebte, denn Alle, die Neugierde oder Bedürfniß hingeführt hatten, kamen immer wieder, und gingen zufrieden aus dem kleinen Kramladen. Wer um zwey Pfennige Schwefel, für einen Kreuzer Schnupftabak, oder zwey Loth Zucker begehrte, der fand jeden Artikel stets von bester Beschaffenheit und wohl abgewogen, wurde dabey eben so zuvorkommend und freundlich bedient, als Jener, der eine Rolle des feinsten Kanasters oder ein Pfund Karawanenthee forderte, denn Herr Kühlig führte die alltäglichsten, wie die kostbarsten Waaren, und alle gut und billig.“

„Jeden Augenblick, den sich Kühlig abmüßigen konnte, brachte er in einem kleinen, an den Laden anstoßenden Stübchen zu. Es ist wahr, daß dieses Stübchen gar nichts Freundliches, nichts Erheiterndes hatte. Schon im Laden selbst war es ziemlich dunkel, da in dem engen Schnellergäßchen die Sonnenstrahlen kaum ein paar Stunden lang in den Kramladen fallen; die-

ses Stübchen erhält seine meiste Helle aus diesem Laden, und nur wenig Licht aus dem hoch umbauten Hinterhöfchen. Auch die Geräthe dieses Ladenstübchens waren nicht die zierlichsten. Ein Tisch von Tannenholz mit einem schwarz angestrichenen Schreibepult, davor des Herrn gepolsterter, mit Leder überzogener, sehr abgenützter Lehnstuhl, und neben ihm eine eiserne, wohl verschlossene Geldcasse; rechts in der Ecke ein winziger, von Essigfäßchen umlagerter Ofen, links ein hoher Wandschrank, der des Ladendiener's Bett verbarg, ein plumper, grün gebeizter Kasten, mit einer hölzernen großmächtigen Wanduhr; — dickleibige Handlungsbücher und allerley Kaufmannsgeräthe machten das kleine, dunkle Ladenstübchen noch beschränkter und unfreundlicher.“

„Aber gerade in diesem dunklen Käfige brachte Herr Kühlig die meisten seiner Stunden zu. Hier war es ihm so wohl, wohler als einem Fürsten im goldgeschmückten Marmorsaale; hier weilte er mit besonderer Anhänglichkeit, und hier wurde mit der guten wirthlichen Ehefrau immer die gemeinschaftliche Berathung der häuslichen Angelegenheiten gepflogen; von hier aus wurden in aller Stille große Geschäfte gemacht, und der Krämer, reicher als mancher Großhändler, hatte sich bey seinen Handlungsfreunden, in den ersten Handelsstädten, eine sehr vortheilhafte Meinung von seinem Geschäfte durch seine pünktlichen und großen Zahlungen erworben.“

„Es kam eines Tages einer der ersten Kaufherren Hamburgs mit Extrapost in Falkenberg an, und stieg im goldenen Adler ab. Er hielt für überflüssig, nach Herrn Kühlig's Wohnung zu fragen, da er aus dessen großen Bestellungen schloß, daß nur das schönste Haus des Städtchens die Wohnung des Großhändlers seyn könne. Aber wie staunte der Fremdling, als er, dem kein Haus in Falkenberg für den geehrten Freund ausgezeichnet genug schien, auf seine Nachfrage in das klasterbreite Schnellerqäßchen und in das winzige Häuschen gewiesen wurde. „Kann ich Herrn Kühlig sprechen, dem meine Aufwartung zu machen ich gekommen bin?“ — fragte der Fremde in großer Verlegenheit. „Der bin ich,“ sagte Herr Kühlig, die weiße Mütze abnehmend und sich verbeugend, führte den staunenden Gast in das Ladenstübchen, setzte ihm seinen Lederstuhl hin, nahm Platz auf der eisernen Casse, und freute sich der Ehre des Besuchs. Er sprach sogleich recht angelegentlich über Geschäfte und andere Dinge, und über die letzte Sendung im Baaren und im Papier, zugleich dankte er für das ihm vom Anfange an gegebene Zutrauen.“

Der überraschte Gast, sobald er, im Dunkel des Ladenstübchens, die Gestalt des Handlungsfreundes und der Gegenstände erkennen konnte, vermochte nicht die Äußerung seines Erstaunens darüber zurückzuhalten. Das gefiel dem schlichten Tobias wohl, und er gab die Geschichte seines allmählichen Aufkommens von dem Augenblicke seiner Ansässigmachung und die guten Gründe an, warum er mit dem wachsenden Segen in seinem Gewerbe keine Veränderung an seiner Lebensweise und an seiner Umgebung vornehme. Da erhob sich der angesehene Kaufmann und sprach: „Herr! auf Ihren Schlafrock und Ihren Lederstuhl vertrauen wir Ihnen unbedingt für Hunderttausende.“ Des freute sich der wackere Tobias noch mehr; der Fremde umarmte ihn und konnte fast nicht wegkommen von dem Alten und aus dem finstern Ladenstübchen. Ungeachtet Herr Tobias etwas stolz wurde auf den vertrauensreichen Schlafrock und Lederstuhl, so blieb er doch der alte Tobias, ja,

wenn an Markttagen der Kunden zu viele wurden, so reichte er wohl selbst Ingwer und Pfeffer mit derselben eifrigen Gefälligkeit ab, als ob er ein geringer Anfänger wäre und erst die Kundschaft sich erwerben wollte. Genau war Herr Kühlig in seinen Ausgaben, sehr genau, aber nur, wo es seine Person und sein Hauswesen betraf, denn dieser Kühlig, der sich der Sünde gefürchtet hätte, seinem Gaumen die geringste Leckerey zu erlauben, oder einmal im Monate sich auf einer Landparthie gütlich zu thun, dieser sparsame Mann gab oft, aber ganz im Geheimen, so daß selbst der Empfänger die wohlthätige Hand nicht kannte, solche Summen hin, deren sich ein großmüthiger Fürst nicht hätte schämen dürfen; solche Summen, durch deren Anzeige in öffentlichen Blättern mit vollem Rechte der rühmlichste Lärm hätte gemacht werden dürfen; aber davon wußte kein öffentliches Blatt etwas, denn der wohlthätige großmüthige Mann schlich auf den leisen Socken der wahrhaft christlichen verschwiegenen Gutthätigkeit einher. — Da zogen Lehrlinge, Handwerksbursche, Studenten, allein oder mit ihren Eltern oder Vormündern, schüchtern und demüthig nach dem kleinen Kramladen, und Herr Tobias führte sie in das dunkle Ladenstübchen und nahm sie so freundlich auf, als ob sie ihm durch ihre Besuche eine rechte Ehre erwiesen, sprach so traulich väterlich und beweglich mit ihnen, daß Alle vor Rührung in heiße Thränen ausbrachen. Und nach einer Weile kamen sie wieder, mit dem seligen Lächeln oder den süßen Thränen einer übergroßen Freude und so zufrieden, als ob sie im Himmelreiche gewesen, aus der kleinen Ladenstube, dieser stillen Zeugniss der regsten Geschäftsführung und des großmüthigsten Sinnes.“

„Nach solch' einer Handlung der Herzensgüte war der fromme Geber noch stiller, heiterer und lieblicher, und sagte höchstens, seiner Rede Bekräftigung nickend: „Ja wohl, Geben ist doch seliger als Nehmen.“

Kamen dann nach einer Reihe von Jahren wieder einige der schuß- und pflegegewürdigten Studenten und Handwerksleute, jene mit den günstigsten, wohlverdienten Prüfungszeugnissen, wohl gar mit dem Zeugniß der Doctorwürde; diese mit den Geschicklichkeit und ehrbaren Wandel beurkundenden Lehrbriefen oder dem Meisterstück und dem Meisterbriefe zurück, dann gab es in dem Ladenstübchen Freundlichkeit und Freude in Fülle; wurde von einem derselben mit einer sittlichen und verständigen Bürgerstochter vollens Hochzeit gehalten, so verließ Vater Tobias sogar sein liebes Ladenstübchen auf einen halben Tag und war im eigenen, sorgfältig geschonten Hochzeitleide Beystand, meistens Hochzeitgast und Wirth zugleich.

(Die Fortsetzung folgt.)

R o s m a r i n.

Was schmückt die Brust der holden Braut?
 Was windet sich im Haar zum Kranze
 Und winkt zum frohen Hochzeitstanz?
 Ist's nicht das dunkelgrüne Kraut
 Rosmarin, Rosmarin?

Was schmieget, wenn das Herz uns bricht,
Mit Lust sich an die dunkle Trube?
Was duftet durch die Todtenruhe?
Ist es das Kraut das dunkle nicht,
Rosmarin, Rosmarin?

Warum, betbränt vom Aug' der Braut,
Schmiegest du dich an die Brust voll Freuden,
Wie an das Herz erkarrt in Leiden,
Ein dunkles, wunderbares Kraut
Rosmarin, Rosmarin?

Ich hab' verstanden dich, o Kraut:
Durch Lieb' wird Leben hier gegeben,
Durch Tod erwacht das geist'ge Leben!
Drum schmückst du zweymal hier die Braut,
Rosmarin, Rosmarin!

Juliana C...t.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Jänner 1835.

(Schluß.)

Wo Ludovico und seine herrliche Schwester Leonore in die Handlung eingreifen, verwandelt sich Tasso's schmaler Lebensraum in ein paradiesisches Tempe. Nur wo der kalte, abgemessene Verstandes- und Convenienzmensch, der glatte und jede Lebensblume des Dichters wie winterlicher Nordhauch tödtende Antonio erscheint, schnürt sich das Herz zusammen und stocken alle Pulse. Antonio ist immer ein kluger Kopf — so faßte ihn auch Göthe auf — so zeichnete er ihn mit geschickter Meisterhand. Solche Menschen wie Antonio sind kalte Eletschnaturen. Die Höhe ihrer Stellung verwandelt sie in Eisklippen und je näher dem Herrscher, desto weniger sind sie einer Begeisterung fähig. Sehr interessant ist der Dialog Antonio's und Ludovico's in der Expositions-scene. Der Menschenkenner, wie er sich im Cabinet bildet, wie er den hohen Flug des Genius beurtheilt, den er nur an der Leine wie seine Unterthanen führen möchte, ist in jedem Zuge trefflich gezeichnet. Nahm Kaupach auch Göthe'sche Modelle, als er seine Charakterbilder meißelte, er behandelte sie doch mit Originalität, und ein Antonio nach der Befehung Tasso's und eine Leonore im Lebensabend des geriefenen Dichters verlangen einen neuen und selbstständigen Schöpfer. Kaupach hat sich als ein reicher Bildner mehr bewährt als in allen seinen bisherigen Leistungen. Mühsam zieht sich der letzte Act, der die Krönung Tasso's vorbereitet und immer näher rückt, bis zu seinem Tode hin. Die Versöhnung mit Antonio macht keine Wirkung mehr; sie dehnt sich zu sehr, und man ist froh, in dem letzten Athemzuge noch einmal die Prinzessin Leonore mit dem Lorbeerkränze zu sehen, mit welchem sie voll Wehmuth das Haupt ihres Freundes krönt, den nur sie vollkommen verstand. Kaupach läßt sich durch seinen „Tasso“ selbst tadeln, indem, er sagt: „Hätte der heilige Vater nicht warten können, bis ich genesen bin, um mich persönlich und nicht in eiligem Auf dem Capitol zu krönen?“

Kaupach nahm seit den „Chawansky's“ keinen so schönen Aufzug als in diesem Trauerspiele. Erst in „Tasso's Tod“ erkennen wir ihn als einen wahren Dichter, denn nur ein Dichtergenius durchschaut die Mysterien einer solchen Natur; nur diesem ist die Weihe verliehen, in ihre Tiefe hinabzusteigen und sich auf jene Sonnenhöhen zu schwingen, wo sie mit dem Ideale verkehrt. Bey der ersten Darstellung war das

Haus gedrängt voll, bey der zwenten beynabe leer! Das ist das Loos solcher Schöpfungen, welche die Welt des menschlichen Geistes ausschließen, bey allem Zauber der Poesie. Man nennt sie schön, vortreflich; man ist ganz entzückt, und geht bey der Wiederholung des Stückes factblütig am Anschlagzettel vorüber, als wollte man sagen: Die künftigen Geschlechter — im Jahre 1934 — werden empfänglicher für die Poesie seyn und mehr Wärme entwickeln, wenn ein großer Dichter vor dem Volke stirbt!

Die Darstellung des Trauerspiels war ausgezeichnet! Hr. Dahn, als Tasso, hatte sich selbst übertroffen. Stürmischer Beyfall wurde ihm während der Vorstellung zu Theil; am Ende wurde er gerufen. Ein junger Schauspieler, der einen Charakter wie jenen Tasso's richtig auffaßt, sich die ganze Individualität desselben in jeder Situation mit solchem Erfolge aneignet, und von der Wärme eines Dichtergemüthes so lebhaft durchdrungen ist, dem gibt jeder Einsichtsvolle das Zeugniß der Vortreflichkeit! Hr. Dahn wird als Tasso immer glänzen und er hat nun einen Höhepunct erreicht, der ihn nur aufmuntern kann, sich noch anderer zu bemächtigen. Mad. Dahn als Leonore war ganz die hochfinnige, zarte Fürstentochter, die ihre innige Theilnahme an Tasso's Loos, an seinen Leiden, an seinem Ruhme und an seiner, während so vieler Jahre umsonst erstrehten und nach langem Kampfe erlangten Freiheit, mit einer Wärme ausdrückt, die sie über alle Frauen ihrer Zeit erhebt. Mad. Dahn findet sich trefflich in die Rolle einer Fürsinn, die hinter der Linie des feyerlichen Anstandes die Wärme der Gesinnung und die Macht süßenährter Liebe wie einen freundlichen Stern durch ihre Handlungsweise durchschimmern läßt. Hr. Dahn und seine Frau erwarben sich in der Darstellung des „Tasso“ die allgemeine Achtung des gebildeten und kunstliebenden Publicums in einem noch höheren Grade. Hr. Carl Mayer, als Ludovico von Este, trug vorzüglich in der Expositionsscene die geistreichen Stellen des Verfassers sehr gut vor und spielte bis zum letzten Athemzuge Tasso's mit Wärme. Raupach gibt dem Schauspieler, der den Cardinal übernimmt, die seltene Gelegenheit, in Ton, Mimik und in Declamation geistreich zu seyn. Hr. Höfken, immer gediegen, nahm den Antonio etwas zu frostig. Der kalte Staatssecretär des Herzogs von Ferrara gertritt freylich jede aufodernde Glut wie eine glimmende Kohle, die ihm gerade in den Weg kommt, und betrachtet den Flug der kühnsten Dichterphantasie wie eine Sternschnuppe, die meteorisch wie eine verpuffende Rakete durch — leere Räume fährt und spurlos verschwindet. In der Versöhnungscene zwischen ihm und Tasso im Kloster S. Onofrio, in welcher es uns vorkam, als wollte der hinwegende Sängervor dem Staatssecretär eine Generalbeicht ablegen, bemerkt man einige Nührung. Den gemessenen Staatsmann, der mit seinem praktischen Kanzley- und Regiererblicke den Dichter mißt, hatte Hr. Höfken sehr im Auge, und gab ihn von dieser Seite mit vieler Gewandtheit. Hr. Xaver Mayer als Mosli, der Aufseher des Spitals zu Ferrara, und Hr. Rake, als Prior zu S. Onofrio wirkten einsichtsvoll mit, das schöne dramatische Gemälde in gefälliger Beleuchtung hervorzuheben. Wann wir die Auführung von „Tasso's Tod“ wieder erleben, ist noch nicht bekannt. Die erste Begeisterung des Publicums, das schon so oft seine rege Theilnahme bey ähnlichen Gelegenheiten zu erkennen gab, ist zwar nach der ersten Darstellung verglüht, allein es kehrt immer wieder gerne zu Gestalten zurück, die wie beseelende Genien die Jahrhunderte lenken.

Zu den dramatischen Neuigkeiten des hiesigen Repertoirs, zwar nicht erster Potenz, gehört das Lustspiel: „Lüge und Wahrheit.“ Eine geübte Feder schrieb es, und ein gesunder Blick ins menschliche Herz spricht sich darin aus. Man flüstert sich vertraulich in die Ohren, daß es eine hohe Person königlichen Ranges aus dem nördlichen Deutschland zum Verfasser habe, der uns erst vor ein paar Tagen mit einem neuen Lustspiele: „Die Braut in der Residenz“ beschenkte. Eine zarte Damenhand zeichnete die Charaktere in beyden Stücken, die ein lebendiger, abgerundeter Dialog, eine geschickte Verwicklung und Führung der Handlung auszeichnen. Es wäre ein frohes Zeichen in unserer Lustspielarmen Zeit, wenn hochgestellte Personen unter den tragisch gestimmten Deutschen, die durchaus kein tüchtiges Lustspiel zu Stande bringen, der deutschen Laune einen günstigen Anstoß gäben, um sie nach einem halben Jahrhunderte wieder zu beleben. Kogebue, der Fürst und erste Magnat der deutschen Lustspielbühne, blüht in einer Metempsychose dann wieder auf.

Am 11. December 1834 trat Ute. Fr. Piris, nachdem sie sich vorher, wie ich Ihnen bereits angedeutet hatte, in einzelnen Parthien vernehmen ließ, in der Oper Bellini's: „Romeo und Julie“ zum ersten Male als Romeo auf. Diese noch sehr junge Sängerin berechtigt nicht bloß zu ausgezeichneten Erwartungen, sondern lei-

ster in der That Ausgezeichnetes. Die Natur begünstigte sie mit einem Reichthum seltener Gaben und ertheilte ihr eine kraftvolle, umfangreiche und tief in das Gemüth eindringende Stimme. Es entwickelte sich bey dieser Oper ein edler Wettstreit zwischen Dlle. van Hasselt und Dlle. Piris. Beyde Sängern — van Hasselt als Julie — boten alle ihre glänzenden Talente auf und entzückten durch ihren meisterhaften Gesang das ungewöhnlich zahlreiche Publicum. Die Shakespear'schen Liebenden — Romeo und Julie — finden wir in der glühenden Composition Bellini's wieder. Seine Töne athmen dieselbe Blut der Liebe und der Leidenschaft, wie die Sprache des großen Britten, und Dlle. Fr. Piris und Dlle. van Hasselt rissen uns mit dem melodischen Ströme ihres Gesanges fort. Diese Oper, die uns leider an eine Schöne, an eine große Meisterinn zugleich erinnert, die wir nicht mehr als Romeo singen hören, wurde in jeder Beziehung vortreflich gegeben. Alle wirkten mit Begeisterung zusammen. Hr. Bayer als Tybald leistete Ausgezeichnetes und stand wie immer auch in dieser Rolle auf der Höhe seines Künstlerufes. Hr. Lenz als Capulet strebte mit glücklichem Erfolge dem Verlobten seiner Tochter Giulietta nach und sang mit Empfindung seine Partie. Man kann diese Production zu den vollendetsten rechnen, denn Sänger und Orchester waren bey der Darstellung classisch. Das Spiel des Mimn, das die ersten und besten Sänger oder Sängern oft vernachlässigen, entsprach in dieser jugendlichgenialen Composition Bellini's der Vortreflichkeit des musicalischen Vortrags. An Hrn. Bayer haben wir den Mimn stets zu ehren; jeder Blick, jede Bewegung ist immer wieder der Reflex der Seele und des Gesanges. Unsere Erwartung aber übertraf es, die junge, kaum noch an die Bühne gewohnte Piris ein so kunstgemäßes, feurigtes Spiel entwickeln zu sehen. Sie stand der geübten Dlle. van Hasselt auch in dieser Beziehung würdig zur Seite. Wir können von der Ausführung dieser Oper sagen:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.“

Dlle. Piris sang auch in den „Kreuzrittern“ mit großem Beyfall als Armand von Orville. Bemerken muß man, daß solche Rollen eine junge Sängern zu sehr in Anspruch nehmen und ihre Stimme wegen des zu lang anhaltenden Gesanges gefährden würden. Dlle. Piris sang am 1. Februar d. J. das letzte Mal als Romeo. Sie reist in das gepriesene Land des Gesanges — nach Italien, und wir begleiten die junge, talentvolle Sängern mit Segenswünschen, um sie zu seiner Zeit auf einer ihrer großen Anlagen würdigen Kunsthöhe zu bewundern. — Die Familie Konst, die seit einigen Wochen hier verweilt, genießt allenthalben die vollste Anerkennung und Verehrung.

„Der Tempel und die Jüdin“, „Janya“ und „Tell“ (als Oper) schließen sich der Bellini'schen Oper noch an. In der ersten dieser Opern, von Marschner componirt, sind die Chöre von hohem Werthe. Es regt sich der Flügel Schlag des Ventus in diesen Tonschöpfungen, und jeder Verehrer Weber's wird zugeben, daß Marschner mit Glück den Flug nach seinem Meister, feurig nachstrebend, verfolgt.

Eine neue Erscheinung — „Die Griechen in Nürnberg“ — von Eduard v. Schenk, möge als ein Stück, nicht ohne Bedeutsamkeit wegen der Beziehungen, in meinem nächsten Referate vor Ihnen sich produciren. Aus Perikles Zeiten stammen diese Griechen nicht!

(Mit Nr. 9 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 5. März 1835.

28

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modestück, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Tobias der Kleinrämer; Arthur der Großhändler.

(F o r t s e t z u n g.)

Auch ich, Herr Hauptmann, gehöre unter die Glücklichen, auf denen seine Milde, auf denen seine Vaterhand ruhte. Eine arme, verlassene Waise, ward ich anfangs ein Gegenstand seines Mitleidens, bald seiner zärtlichen Liebe. Einen vollen Tag könnte ich Ihnen von seiner Güte erzählen, die er meiner ersten Erziehung, meiner Ausbildung und der Gründung meiner gegenwärtigen recht glücklichen Lage weihete. Alles was ich besitze und durch Gottes Segen, Rechtlichkeit und geregelte Wirthschaft für meine Kinder erwerben werde, danke ich nur diesem Manne, danke ich nur der Großmuth, dem Beyspiele, den Lehren des Unvergesslichen.“

Hier schwieg Willberg im schönsten Gefühle der dankbarsten Erinnerung; die Bewegung seiner Lippen und das nasse Auge, himmelwärts blickend, sagten mir, daß er für seinen Wohlthäter bethe. Und in der Rührung Fülle schlug mein Herz. Tief bewegt durch des Wohlthäters reine christliche Milde und durch des Erzählers Herzlichkeit, durchzog mein Gemüth ein Strom der seligsten Empfindungen.

„Nie,“ fuhr der Cantor nach langer Pause fort, „werde ich zwey Auftritte vergessen, die sattfam bestätigen, wie wohlthendend Hr. Kühlig für die gute Sache war, und wie böse er seyn konnte, wenn man sich mit schlimmer befaßte. Eines Morgens saß ich in der hintersten Ecke des Ladenstübchens und schrieb für meinen Pflegevater einige Handlungsbriefe ab, als ein schöner junger Mann in Civiluniform rasch in das Stübchen trat. Des jungen Mannes ganzes Wesen drückte die innigste Bewegung aus. Ehrerbietig trat er zum Greise hin und sprach: „Ich komme, mein Herr! um Ihnen zu danken, zu danken aus der Tiefe des dankbarsten Herzens.“

„Lieber Herr!“ sagte Kühlig, seine weiße Mütze von den weißen Locken nehmend, „ich kenne Sie nicht.“

„Aber Gottlob, ich kenne Sie nun! Sie haben meine alte, sonst verlassene Mutter, die Witwe Hell, Jahrelang und reichlich unterstützt, ohne daß sie

den Namen ihres Wohlthäters erfahren konnte. Gottlob, nun kennen wir Sie, Gott segne Sie dafür in Ihrem Thun und Lassen.“

„So frommes Gefühl schmückt des Sohnes Herz. Die gute Dulderinn soll nie Mangel leiden.“

„Lassen Sie, edelmüthiger Wohlthäter, den Sohn an Ihre Stelle treten. Von nun an bin ich selbst im Stande, die letzten Lebenstage der geliebten Mutter sorgenfrey und heiter zu machen. Und daß ich es kann, danke ich nur wieder Ihnen. Ohne Ihre, mir, dem unbekanntem Jünglinge, durch eine dritte Hand zugekommene Unterstützung, ohne die väterlichen Lehren, die Sie mir von Zeit zu Zeit in namenlosen Briefen so weise und liebevoll gegeben, wäre ich hülflos in der Welt irre gegangen; wenigstens hätte ich meinen Studienlauf nicht so machen können, wie mir's nun mit Gott gelang. Jetzt bin ich Cameralbeamter mit genügendem Brote und gegründeten Aussichten auf das Glück, eine holde tugendhafte Braut bald an den eigenen Herd führen zu können. Mein Streben geht einzig dahin, diese ehrenvolle Stelle nach eigenem Bewußtseyn wahrhaft zu verdienen und Ihres Wohlwollens würdig zu bleiben. Meine innerste Überzeugung nöthigt mich, Ihnen aus vollem Herzen zu sagen: Was ich bin, ist Ihr Werk!“ „Nun danke ich Gott, daß er Sie mich finden ließ.“

„Und ich,“ sagte, von solcher innigen Herzensergießung tief gerührt, Vater *T o b i a s*, mit Thränen im Auge und Seligkeit im Herzen; — „und ich danke Gott, daß er mir diese Freude schenkt; daß er mein Scherflein segnete, das danken Sie ihm, dem Allmächtigen, und Ihrem seligen, durch Herzensadel und Geistesreichthum hoch gestandenen Vater. Im Andenken an diesen Rechtschaffenen und um seinerwillen that ich das Wenige für Sie, den mir damals unbekanntem Jüngling. O gewiß!“ sprach der Greis wie begeistert weiter, „die Saat tugendhafter Eltern geht im Leben der Kinder auf, wenn diese nicht selbst sie ersicken; und der Segen der Väter erbt, wie die heilige Schrift sagt, auf Kinder und Enkel fort, bis ins tausendste Glied, wenn nur diese ihn forterben wollen. Sie haben es gewollt, lieber junger Mann! Seyn Sie mir nun von Herzen willkommen und mein sehr geachteter Gast.“

Mit schwärmerischer Freude und kindlichem Danke nahm der Beamte die Einladung an. Sogleich wurde die liebe Ehefrau und die alte Muhme gerufen, der Gast ihnen preisend vorgestellt, und dann der Gast inn ein Wort ins Ohr geflüstert. Mit freundlicher Geschäftigkeit eilten Ehefrau und Muhme zur wirthlichen Beforgung. Ein stattliches, in diesem frugalen Hause seltenes Mahl wurde bereitet. Frau *H e l l* wurde vom zierlich herausgeputzten Ladendiener zum Mahle abgeholt, und mußte die Ehrenstelle an der überreichlich und splendid besetzten Tafel einnehmen. Bey Tische erschien Herr *K ü h l i g* im Ehrenkleide. Der Assessor mußte gar Vieles erzählen von seinen Studienjahren und von seinen Amtsverrichtungen. Er sprach so gut, so offen, so lebenswürdig und dabey so bescheiden und so ehrerbietig, daß ihm Alle herzlich gewogen wurden. Vater *T o b i a s* war fröhlich wie ein Jüngling und nannte den Gast einmal über das andere seinen lieben Sohn und stieß wiederholt auf dessen Gesundheit an, was dieser beseligt erwiederte. Vom Sechsendsechziger, der sonst nur Kranken und am neuen Jahre dem Hausherrn und seinem alten Freund und Beichtvater gereicht wurde, leerte die fröhliche Gesellschaft zwey Flaschen. Es war ein Fest, Vater *T o b i a s* vergaß für den ganzen Tag

das werthe Ladenstübchen, und erst spät Abends trennte man sich seelenvergnügt. Der junge Freund mußte noch viele Besuche während seines Aufenthaltes versprechen, und er hielt freudig Wort.

Einige Wochen darauf, als ich eben im Ladenstübchen saß und an Rechnungen arbeitete, trat ein Fremder, kostbar gekleidet, die Finger voll glänzender Ringe herein, und begrüßte Herrn Kühlig mit einem Schwarm süßer Schmeichelworte. Herr Kühlig, der vor dem sich tief Beugenden aufrecht stehen geblieben war, faßte, trotz der Finsterniß des Stübchens, schnell die Gestalt des Fremden ins Auge, unterbrach den Strom der belobenden Rede mit einem trocknen „was ist dem Herrn gefällig?“ und bedeutete mich mit einem Wink, hinauszugehen in den Laden.

Da hörte ich durch die halb offene Thüre, wie der Fremde mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit die glänzendsten Vorschläge zu kaufmännischen Speculationen und andere Anträge machte. Bald aber vernahm ich auch des Hausherrn Stimme, die, sonst so sanft als fest, immer lauter, zürnender, gewaltiger ertönte; der Fremde hingegen war längst verstummt. Es erfolgte eine schauerlich stille Pause. Und derselbe, welcher kurz zuvor durch den Laden wie ein Minister stolzirte, und in das Ladenstübchen zierlich wie ein Tanzmeister eingetreten war, stolperte jetzt leichenblaß und links über die Schwelle des Ladenstübchens, stieß sich erbärmlich an der Ecke des Ladentisches, rannte hinaus und schnappte draußen nach Luft, wie Einer, der den unterirdischen Kammern eines Behingerichtes entronnen war. Als ich wieder an mein Geschäft zurückkehrte, da sah ich, daß des alten Mannes Augen funkelten und sein Gesicht in gerechtem Zorn erglühte, über die, wie er sagte, vornehmen Herrn Bentelschneider! Diese beyden Scenen werden mir ewig unvergeßlich bleiben.

Haben Sie nun, Herr Hauptmann! unsern Vater Tobias vom ersten Anfange seiner Ansäßigmachung zu Falkenberg als den schlichsten Mann, als den regsten, nachdenkendsten, aufmerksamsten Führer seiner Handlungsgeschäfte im Großen wie im Kleinen, und als den Wohlthäter wahrer Dürftigen kennen gelernt, so darf Ihnen auch nicht fremd bleiben, daß es Vater Tobias nicht allein bey der Leitung seiner Privatgeschäfte oder Spendung von Privatwohlthaten bewenden ließ.

Ob er gleich ganz allein, von seinem Schreibpulte aus, ein eigenes großes Vermögen umsetzte und einen ausgebreiteten Handel trieb, der bey einem andern Kaufmann einen Buchhalter und eine Schreibstube voll Gehülfen erfordert hätte, so verwaltete er doch nebenher mit der größten Betriebsamkeit noch ein paar Duzend Pflugschaften und viele fromme Stiftungen der Stadt, bekleidete eine Magistratsstelle und hatte die unumschränkte Leitung des Waisenhauses, und alles dieses behandelte er mit einem Eifer und Zeitaufwand, als ob diese freywillig übernommene Bürde sein einziger Beruf und das einzige Amt wäre, dessen Einkommen ihm Unterhalt, dessen Bekleidung ihm Rang und Ehre brächte; und dabey war er so umsichtig, so liebevoll, so weise, daß der Magistrat seine Büste, von einem berühmten Meister verfertigt, im Rathssaale aufstellen, und sein Bildniß für das Waisenhaus und Hospital malen ließ, zur unverstiegbaren Erinnerung an Vater Tobias; doch geschah es erst nach dem Tode des allgemein gesegneten Mannes, denn eine solche

Auszeichnung hätte den Bescheidenen, auf jeden Prunk Verzichtenden, für immer in das dunkle Ladenstübchen zurückgescheucht.“

Mit den Tugenden, deren Besitz ihn unter seinen Zeitgenossen so hoch stellte, vereinte er eine Liebe zu seinem Monarchen, eine Anhänglichkeit an das landesfürstliche Haus, wie sie der zärtlichst liebende Sohn nur seinen Eltern weihen kann. Jedes freudenreiche Ereigniß am Hofe feyerte er mit Gebeth und Verdopplung seiner wohlthätigen Gaben. Hörte er aber, daß der Monarch oder ein Glied der höchsten Familie krank darnieder liege, oder unangenehme Verhältnisse die Ruhe des Landesvaters trübten, dann herrschte in Kühlig's Häuschen eine ängstliche Stille, und manche sonst dem Schlafe gegönnte Stunde wurde dem Gebeth um seines Fürsten Wohl und Glück gewidmet.“

Uht und zwanzig Jahre, reich an Segnungen, die aus Vater Tobias's Tugenden hervorgingen, hatte der Edle im Kreise liebender Mitbürger gelebt, als die wackere Ehefrau, würdig des Gatten in jeder Beziehung, in ein besseres Leben hinüberging. Bald folgte ihr der muntere, rüstige Greis, wie er geahnet und seinen Freunden vorhergesagt hatte.

Als die Nachricht von seinem Tode sich verbreitete, da ergoß sich eine tiefe Trauer in aller Herzen. Wie auf einen Wink schlossen sich die Kaufläden, kein Hammerschlag und keine geräuschvolle Arbeit, kein Rasseln der Wagen störte die wehmüthige feyerliche Ruhe des Städtchens. Mit thränenschweren Blicken gingen die Bürger an einander vorüber, reicheten sich lautlos die Hand und hoben das Auge nach Oben, als wenn sie unter den unzähligen Sternen den für sie untergegangenen Stern der Großmuth und des wahren Christenthums aussuchen wollten. Und alle die Armen, alle die Bedrängten, die zu jeder Frist Licht und Trost in allem Trübsal und Rath und Hülfe in aller Noth sich bey ihm geholt hatten, konnten nicht getröstet werden, und Alles rief aus der Tiefe eines schmerzlich verletzten Herzens: Ach, wenn nur Vater Tobias noch lebte. Diese Klage um den edlen, außerordentlichen Mann wird sich auf Enkel und Urenkel der Einwohner Falkenbergs fortpflanzen.“ —

So erzählte Herr Willberg und der Schluß der Rede machte uns lange verstummen, denn unsere Gemüther waren innig angeregt, und wir feyerten in Stille das Andenken an den seltenen Weltbürger.

„Aber, lieber Herr Willberg! Sie haben von einem zweyjährigen Kinde bey Herrn Kühlig's Ankunft in Falkenberg gesprochen, und im Laufe der Erzählung vom Vater nicht ferner des Sohnes erwähnt. Ist vielleicht das Söhnlein schon im zartesten Alter gestorben?“

„Ja wohl gestorben,“ erwiederte Herr Willberg und eine finstere Wolke lagerte sich auf die glatte Stirne, „zwar nicht körperlich, aber ganz gestorben für alle Tugenden seines Vaters, für das Pflichtgefühl im Bereiche seiner Stellung als Familienvater, und für jede christliche Theilnahme an allem, was den Menschen an seinen Mitmenschen bindet.“

„Im werththätigen Seyn des Vaters Tobias ist Ihnen ein herrlich strahlendes Gestirn aufgegangen; jetzt sollen Sie auch das auf unsicherm Moor hinflatternde Irlicht, seinen Sohn, kennen lernen.“

(Der Schluß folgt.)

Werth der Thräne.

Die Thräne gib mir wieder, du der Stunden
Fruchtbare, ew'ge Mutter, Zeit,
Und Alles was mit deinem Strom entschwunden,
Gibst du mir wieder, Glück und Seligkeit.

Leih' mir den Diamant, aus dessen Strahlen
Ein Mayenmorgen, sanft erweckend, bricht,
In dessen Abglanz Leid und Lust sich malen,
Der Freundschaft, Liebe holdes Dämmerlicht;

In dessen Abglanz sich die Erde spiegelt,
Der ganze, schöne, hohe Himmel glüht,
Der Seele tiefstes Fühlen sich entriegelt,
Bedeutung selbst Bedeutungslosem blüht.

Seit ich nicht weine, fehlt mir's auch an Freuden,
Der Glanz des Tages leuchtet mir zur Qual;
Die Nacht mit Mond und Sternen möcht' ich meiden,
Die luft'gen Gipfel und das stille Thal.

Es kann mich Nichts an's schöne Leben binden,
Und eine Wallfahrt ist mir's ohne Ziel,
Mich selber weiß ich nirgends mehr zu finden,
Erloschen ist, erstorben mein Gefühl.

Drum, soll dereinst ich wiederum gefunden,
Gib mir zurück der Thräne Seligkeit,
Fruchtbare Mutter du der trüben Stunden,
So wie der frohen, ew'ge Mutter, Zeit.

Eduard Habel.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Jänner 1835.

Unser Theater wurde am 1. Jänner mit Kaupach's neuem Trauerspiel: „König Conradin von Schwaben,“ eröffnet, womit der fleißige Dichter den Cylclus historischer Trauerspiele aus der Geschichte der Hohenstauffen schließt. Das Schicksal dieses unglücklichen Jünglings ist an sich schon so rührend und ergreifend, daß es dichterisch behandelt, mit Kaupach's schöner Diction, wohl die wärmste Theilnahme erregen muß! Die Ausföhrung und Anordnung war sehr gut, besonders zeichnet sich Mad. Kettich als Conradin aus. Die denkende Künstlerin wußte den glühenden, ehrliebenden Jüngling, der, begeistert durch das Bewußtseyn, daß er der letzte Sprößling der berühmten Hohenstauffen ist, alles wagt im frohen Jugendmuthe, dessen ehrliches deutsches Herz nicht an die Möglichkeit eines Verrathes glaubt, und dessen innige Liebe sich einzig auf seine Mutter und seinen Freund concentrirt, treffend darzustellen; besonders reizend gelang ihr die Zeichnung, wie bald sinniger Ernst, bald kindlicher Scherz in der schullos edeln Seele vorwalten; und wie die Glut der Verzweiflung darüber, Schuld an des treuen Freundes Tode zu seyn, sich nur an der Idee verklärt, sein Schicksal an den unsterblichen Ruhm seiner großen Ahnen zu knüpfen. Der lauteste Beyfall lohnte der trefflichen Künstlerin. Dlle. Herold ist als Friedrich von Baden eine schöne Erscheinung für das Auge, doch zum Herzen spricht sie nicht. Hr. Pauli als Frangivani, Hr. Portz als Carl von Anjou und Hr. Devrient als Robert Graf von Flandern, be-

währten sich wie immer als treffliche ächte Künstler, die tief durchdrungen von dem Geist ihrer Rollen, von dem Colorit der Geschichte und des Zeitalters und von der Haltung des Ganzen, jeder Scene Wahrheit und Bedeutung zu geben wissen. Ull. Berg in der rührenden Rolle der Clara, und Hr. Kettich in der einen Scene des wahnsinnigen Richard griffen harmonisch in das Ganze ein. Da jetzt Ull. Nina Herbst aus Prag hier engagirt wurde, so studierte man auch das andere Stück aus jenem Cycles: „Kaiser Heinrich VI.“ neu ein (Näheres darüber nächstens), worin diese Künstlerin die Sibylla gab. Ihre Debutrolle hier war die Elisabeth in „Maria Stuart.“ Doch es gelang ihr noch nicht die Kälte des hiesigen Publicums zu besiegen, noch das Andenken an ihre unvergessliche Vorgängerin Mad. Mevius zu verdrängen. Es kann hiebei aber tröstlich für diese junge Künstlerin seyn, daß es selbst einer so hochbegabten und beliebten, wie Mad. Kettich ist, nicht gelang, uns die verlorne in der Iphigenia zu ersetzen; das eigentliche Fach der trefflichen Kettich ist das Romantische und Gefühlsvolle, im Classischen stand Mad. Mevius auf seltener Höhe; es wäre sehr zu wünschen gewesen, beide treffliche Künstlerinnen vereint hier zu behalten!

Unter den kleinern Stücken macht jetzt das Lustspiel: „Michel Perrin“ hier viel Glück. Unser Pauli ist aber auch unübertrefflich in dieser Rolle, er weiß jeden Charakter- und Nationalzug dieses lebenswürdigen Alten mit der genauesten Feinheit auszumalen; man muß herzlich lachen über ihn, aber lachen mit der Thräne stiller Rührung im Auge, denn man möchte bey diesem meisterhaft gezeichneten Charakter immer rufen:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“

Daß unser Devrient in der Rolle des Bernard auch ganz vortrefflich ist, bedarf keiner Versicherung; beyde große Künstler haben dabey das ächte Colorit der Zeitperiode, worin das Stück spielt, meisterhaft aufgefaßt, und geben es mit der ausgezeichnetsten Sorgfalt und Liebe. Ein römisches Divertissement, von unserm neuen Balletmeister Hrn. Lepitre angeordnet und erfunden, wurde oft mit allgemeinem Beyfall wiederholt. Hr. Lepitre ist nicht allein weit besserer Solotänzer als alle, die früher hier angestellt waren, sondern er weiß auch das Ganze geschmackvoll und überraschend anzuordnen; so macht es hier eine reizende Wirkung, wie die römischen Legionen, einen dichten Phalanx bildend, ihre Schilde über ihre Köpfe halten und die sechs jugendlichen Gladiator auf diesen Schilden Gruppen bilden und Gefechte ausführen, während die römischen Mädchen, Rosenketten um die Längen werfend, den ganzen dichtgeschlossenen Phalanx sanft in den Vorgrund der Bühne ziehen. Auch das vorhergehende Pas de trois von Hrn. Lepitre und den beyden Ulls. Wohl tan getanzt, ist ausgezeichnet und das Violoncellsolo dazu nimmt sich sehr gut aus. Auch in der Oper herrscht jetzt der regste Fleiß, es sind so viele einstudirt, daß man es bewundern muß, wie durch stete Mannigfaltigkeit dem Publicum unaufhörliche Abwechslung geboten werden kann. Ganz neu war „Turandot,“ tragi-komische Oper vom Capellmeister Reißiger. Die Wahl dieses Gegenstandes zu einer Oper ist nicht glücklich zu nennen, denn es ist nicht hinreichend, daß Gelegenheit zu schönen Decorationen und glänzenden Costumen sey. Spiele des Witzes und der Ironie eignen sich nicht zur musikalischen Ausführung. Dieß fühlten Dichter und Compositur wohl, und hielten sich deshalb mit Recht mehr an die ernsthafte und gefühlvolle Seite des Stoffes, warum tiefen sie aber da die Maskencharaktere des Tartaglia und Pantalone des Gोजзіschen Märchens nicht lieber ganz weg? Diese sind keineswegs in die Handlung verflochten, sie können nur entweder ironisch, oder kindisch-pöffenhaft genommen werden, und stören dann gerade die wichtigsten Scenen, wo die Musik das volle Gefühl in Anspruch nimmt, auf widrige Weise. Da sie gar nichts zu singen haben, wäre es immer noch Zeit sie wegzulassen. Es wurde sehr viel an diese Oper gewendet, Decorationen und Kleidungen sind ganz neu und äußerst brillant, sie hat schon drey mal ein sehr volles Haus gemacht und das erste Mal wurde der Meister herausgerufen; doch die beyden andern Male war die Aufnahme kalt. Die Musik ist sehr brav gearbeitet, mit Fleiß und Sorgfalt; es sind zwey wahrhaft schöne Duets, ein treffliches Septett, recht charaktervolle Chöre und hübsche Tänze darin, dieß alles verdiente wärmere Anerkennung; doch man vermißt das Überraschende, Originelle, was man davon erwartete, man sucht vergeblich jene Melodien, welche sich gleich der Phantasie und dem Gedächtniß einprägen, jene Blitze des Genies, die sich freylich durch die correcteste und schönste Arbeit nicht ersetzen lassen, doch wird diese hoffentlich bey öfterm Hören immer mehr verstan-

den und anerkannt werden. Ein sehr glücklicher Gedanke ist es, daß die beiden Räthsel der Turandot ganz melodramatisch behandelt sind; man behielt Schiller's herrliche Worte bey zu dem „Regenbogen,“ und dem „Auge,“ und Turandot spricht sie zu leiser, sehr genial und schön gehaltener Musikbegleitung; dieß macht eine herrliche Wirkung, ist aber eine unglaublich schwere Aufgabe, welche nicht leicht von einer andern Künstlerin so wunderschön gelöst werden wird, wie von unserer so ächt genialen Schröder-Devrient; es ist hinreißend, wie sie dieß spricht, aber sie hat selbst geäußert, daß die größte Arie weniger Studium erfordern würde, als dieß Sprechen. Sehr lieblich ist die Wirkung, wie alsdann diese beiden Räthsel durch pantomimische Tänze dargestellt werden; der poetische Reiz und Glanz dieser Scene hat wahrscheinlich zu der ganzen Oper Veranlassung gegeben. Unsere treffliche Schröder-Devrient führt die ganze schwere Rolle der Turandot meisterhaft aus, Hr. Schuster singt und spielt den Kalaf sehr gut, so sind auch die H. Wächter, Fezi und Risse als Barak, Timur und Altoum sehr brav; Dlle. Schneider scheint die Adelma nicht mit der Liebe auszuführen, mit welcher sie sonst ihre Rollen zu studieren pflegt, besonders sollte sie den gesprochenen Theil der Rolle nicht so ganz vernachlässigen!

(Der Schluß folgt.)

Concert des Hrn. Aloys Kbayll,

Flötenspieters des k. k. Hofburgtheaters und Professors am Conservatorium.

Hr. Kbayll ist unserm Publicum aus mehrjähriger Erfahrung als tüchtiger Flötenspieler bekannt, und als solcher besonders durch die Fülle und Reinheit seines Tones ausgezeichnet. Beide Eigenschaften, verbunden mit einer ungewöhnlichen Gesäßigkeit und wahrhafter Virtuosität im Vortrage und in der Behandlung seines Instrumentes, bewahrte er auch in der heutigen Production. Dieselbe bestand in neuen, von dem Concertgeber selbst componirten Variationen für die Flöte, und einem Concertino für Flöte und Clarinette mit Orchesterbegleitung, componirt von Heinrich Proch. Beide Musikstücke sind vorzugsweise den Forderungen angepaßt, die man bey der gegenwärtigen Ausbildung und Vervollkommnung der Instrumente an Concertproductionen zu machen gewohnt ist, also brillant, effectvoll und besonders mit Schwierigkeiten aller Art überhäuft. Daß Letzteres nicht auf Kosten des Wohlklanges und des Geschmacks geschah, haben wir gebührend anzuerkennen, und selbst die melodiose Gesäßigkeit mehrerer Stellen nach Verdienst zu rühmen. Der Concertgeber entledigte sich seiner schwierigen und dankbaren Aufgabe als wirklicher Meister, wurde auch in dem zuletzt genannten Doppelconcerte von Hrn. Friedlowsky, Mitglied des Burgtheaterorchesters, auf eine vollkommen genügende Weise unterstützt. — Im Verlaufe des Concertes sprach Dlle. Fournier, k. k. Hofschauspielerinn, das bekannte schon oft zu gleichem Zwecke verwendete Gedicht von Hallirsch: „Das Nesselhemd“ mit großer, vielleicht nur zu sorgfältig berechneter Wirkung. — Hr. Kreipl, Tenorsänger am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, trug die dankbare, von Hrn. Capellmeister Kreuher componirte Arie aus der Oper „Ludovico“ vor. Hr. Kreipl hat in unserer tenorarmen Zeit seit Kurzem eine sehr ausgezeichnete Anerkennung gefunden; so aufrichtig, als wir ihm dieselbe gönnen, wünschen wir auch, daß er sie sich erhalten und zu dem Zwecke seine schönen Anlagen ausbilden, vorzüglich aber die noch immer nicht überwundenen, öfter wiederkehrenden Nasaltöne zu beseitigen trachten möge. Bey so entschiedenen Aussichten für die Zukunft ist eine doppelte Sorgfalt schon der Mühe werth. — Mit großem und verdientem Beyfalle wurden die unserm Publicum noch aus der Lafont'schen Zeit erinnerlichen concertanten Variationen für Pianoforte und Violine, über die Barcarole aus „Fra Diavolo,“ heute vorgetragen von Frau Friedrike Benesch und Hrn. Heinrich Proch, aufgenommen. Die ungemein hübsche, besonders für die Violine dankbare Composition, wurde auf beyden Instrumenten mit Ausdruck, Reinheit und eigentlicher Virtuosität vorgetragen. — Hr. Mellinger, Mitglied des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, sang die von Hrn. Capellmeister Kreuher componirte Bass-Arie aus der Oper: „Der Schwur.“ Die schönen, ja ausgezeichneten Mittel, dieses zu großen Hoffnungen berechtigenden Sängers, fanden in dem genannten Musikstücke mehrfache Gelegenheit, sich geltend zu machen. In Betreff der Stimme als Naturgeschenk ist Hr. Mellinger wirklich so freygebig bedacht worden, daß es wohl nur an ihm

selbst liegen würde, wenn er nicht auch als Sänger, in allem was die Kunst heutzutage fordert und leistet, einen ausgezeichneten Platz einnahme.

Musicalische Literatur.

Gesänge und Lieder aus der Tragödie: „Faust“ von Gotthe, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, und der mit Recht hochberühmten deutschen Sangerinn Frau Anna Schechner-Waagen zugeeignet, von Leopold Lenz. 14. Werk. Mainz, Paris und Antwerpen bey B. Schott's Söhnen.

1. Heft. (1) Romanze: „Es war ein König in Thule.“ Eine mißliche Aufgabe für jeden Componisten ist es, eine Erzählung, worin die handelnden Personen kein einzigmal selbstsprechend vorgeführt werden, in Musik zu setzen, weil er dann selten einen guten Anhaltspunct hat. Hr. Lenz hat diese Romanze, die leider so beschaffen ist, wie eben erwähnt wurde, gar zweymal gemacht, und beyde Male hat er sie, besonders das letzte Mal, von einer gar zu weinerlichen Seite aufgefaßt. Wir mögen zwar das Märchen gern hören, aber wenn es uns der Erzähler in einem so weinerlichen Tone aufischt, als ob er das eben jetzt selbst erlebte, so können wir unmöglich einen Gesalles daran finden. Wenn nun noch dazu manche Freheiten gegen die Reinheit des Satzes, und ein fortgesetztes Murmeln des Basses, wie in der letzten Hälfte der zweyten Bearbeitung, dazu kommt, so könnten wir nur wünschen, der Verfasser hätte diese Romanze lieber gar nicht in Musik gesetzt.

2) „Gretchen am Spinnrade.“ Sollte viel, viel feuriger seyn, denn wie es dasieht, ist es ungemein schleppend. Wo es von E-moll ins E-dur übergeht, will es zwar feuriger werden, aber das Leberhafte der Begleitung, und einige bedeutende Unrichtigkeiten, die sich schleppend wiederholen, machen auch diese Stelle matt.

3) „Gretchen vor dem Marienbilde.“ Ist am richtigsten aufgefaßt, jedoch ist der innere Schmerz bey dem zweyten Tempo so sehr das Augenmerk des Autors geworden, daß er bey den Worten: „Wer fuhlet, wie wuhlet der Schmerz mir im Gebein? Was mein armes Herz verlangt, was es zittert, was es banget, weist nur du allein“ mit der Begleitung wohl um einen Schritt weiter gegangen ist, als der Kunstzutraglich war. Die Nachahmung der Melodie durch den Bass bey den Worten: „Die Scherben vor meinem Fenster beihaut'ich mit Thränen“ — ist hier auch gar nicht an ihrem Platze.

2. Heft. Ist viel gelungenere als das erste. Das Lied der Gesellen in Auerbachs Keller ist ganz genießbar. Das Lied des Mephistopheles, besonders dieses letztere, sind ganz dem Charakter angemessen. Nicht so gut ist das Lied des Bauers (unter der Linde), obgleich es noch immer zu hören ist. Das Lied der Soldaten mit der Begleitung einer Trompete ist nicht übel, es wäre aber eine vollständigere Begleitung dabey zu wünschen.

M o d e b i l d X.

Oberkleid von Gros-Grain mit Blonden garnirt, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgert. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Hut von Gros-Grain mit Glacé-Bändern geziert, ist nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 7. März 1835.

29

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Tobias der Kleinrämer; Arthur der Großhändler.

(S c h l u ß.)

„So lange Peter in den Kinderschuhen einherging, war er wirklich sehr liebenswürdig und berechtigte durch Schönheit und stets muntern Sinn, durch Gehorsam und einen Reichthum von Talenten zu den schönsten Hoffnungen. Als die Kinderschuhe ausgetreten waren, und die Flügelschläge eines reiferen Hinauffschwingers begannen, da zeigte sich klar, daß in Peter's Herzen keine der väterlichen Tugenden hause. Herrn Kühlig's Erziehung war einfach, fromm und streng. Er huldigte nicht dem so vielfach gefeyerten Prachtgestirn einer hochtrabenden Aufklärung, welche die Welt so zauberisch erleuchtet, daß man Alles, nur nicht die Gebrechen sieht, sondern ging von dem besseren Grundsatz aus: bethu und arbeite! und er kannte keinen andern Aufruf zur Freude, als den alten wahren und gewichtigen Spruch: Nach vollbrachter Arbeit ist gut ruhen. — Das behagte freylich dem unruhigen, nach Vergnügen strebenden und dabey höchst eitlen Peter nicht. Ihm war es eine Höllenpein, zur bestimmten Stunde im Ladenstübchen, so hieß es der Vater — der Sohn nannte es Comptoir — zu erscheinen, unter dem scharfen Blicke des Vaters zu schreiben, zu rechnen, nach dem Herkommen mit der strengsten Genauigkeit das Unbedeutendste behandeln, bey dem mindesten Versehen ohne Widerrede das Ganze von vorne anfangen, und dann mit einem spärlichen: So ist's recht, sich begnügen zu müssen.“

„Was die Nahrung, die Kleidung und die Ergötzlichkeiten des Sohnes betraf, so trug der Vater mit aller Milde und Umsicht Sorge, daß der Gesundheit, dem Anstande und dem Verdienste hinlänglich genügt wurde. Das Essen bestand aus wenigen, aber gesunden, gut bereiteten Gerichten, das Tuch an Peter's Kleiden war fein, von moderner Farbe, der Schnitt der Kleidung im glücklichen Mittel zwischen dem Altfränkischen und der Übertreibung des Modernen. Hatte der Sohn fleißig im Ladenstübchen gearbeitet, oder von seinem Lehrer ein belobendes Zeugniß aufzuweisen, so gab es auch eine unerwartete Freude, oder sonst eine Ergöglichkeit; desto genauer aber

nahm es der alte Herr mit dem Taschengelde, und wollte das Söhnlein, bey dem auch ein reichliches Taschengeld nicht ausgemangelt hätte, im Stillen bey seiner Mutter um eine milde Nebenbeysteuer einkommen, so wurde er ein kleiner Verschwender gescholten, und ging leer aus, denn Frau Kühlig war in allen Stücken auf des Eheherrns Seite.“

„Peter hatte — Gott weiß, wie das kam — alle Anlage, ein Geck zu werden, und war von der Sucht zu glänzen beherrscht. Das väterliche Häuschen war ihm ein Dorn im Auge; so reinlich und bequem für die Familie es war, so galt es ihm doch viel zu ärmlich für den Reichthum des Vaters, und für den Glanz des künftigen Erben. Täglich sann er auf Mittel und Wege, den Vater zu einer Bauerneuerung zu vermögen, in der Hoffnung, daß, wenn damit nur einmal angefangen wäre, unter der Leitung eines einverstandenen Baumeisters, das Erneuern an dem uralten Hause nicht enden würde; bis ein neues daraus entstanden wäre, oder daß die daran entdeckten alten Schäden wohl gar nun die Erbauung eines ganz neuen in einem schöneren Theile des Stadtchens herbeiführen könnten; aber der Vater blieb taub für die schmeichelhaftesten und mit rednerischen Blumen geschmückten Vorträge des Sohnes.“

„Das Häuschen ist gut und mir bequem und lieb,“ war der kurze Bescheid, und als sich Peter einst herausnahm über die Spelunke — wie er das Häuschen nannte — bitter zu spotten, da funkelten des Vaters Augen und mit zürnender Stimme sprach er: „Schweig, leichtsinniger Verschwender! Wer im Stillen und ohne Prunk lebt, ist sicher vor Neid, Spott und übler Nachrede!“ — Von dieser Stunde an waren alle Hoffnungen des Baulustigen gescheitert.“

„Des Vaters fromme, einfache Sitten, sein häusliches Thun, sein wohlthätiger Sinn waren dem höher strebenden Sohne ekelhafte Eigenheiten einer veralteten Zeit, und er bemitleidete den Greis als einen vollendeten Sonderling, weil er die der Wohlthätigkeit geopfertn Summen nicht auf die Erbauung eines Pallastes, nicht auf die Genüsse und Freuden eines glanzvollen Lebens verwendete. Der Entartete hatte den verächtlichen Grundsatz: „Jeder Mensch ist selbst Zweck,“ aus vollem Herzen zu seinem Wahlspruche erhoben, daher konnte er nicht fassen, wie man sich selbst so ganz als Mittel zum Wohlfeyn Anderer gebrauchen und opfern könne.“

„Herr Kühlig schickte seinen Sohn in ein bedeutendes Handlungshaus nach Frankfurt, um so Manches zu sehen und zu lernen, was in der kleinen Stadt und in der kleinen Ladenstube nicht zu sehen und zu vernehmen war. Jauchzend stürzte sich der Entfesselte in die Zauberkreise einer neuen Welt, die ihn lockte und mit sich fortriß. Er sprach nie von seinem Vater, der eitle leichtsinnige Thor schämte sich des Kleinrämers, der dunklen Ladenstube, des Zwerghäuschens im Schnellergäßchen, er schämte sich seines altchristlichen Taufnamens und der Peter wurde zum Arthur. Zwey Jahre hatte er sich in den lockenden, lustvollen Räumen der Ungebundenheit getummelt, und sorgenlos in wechselnden Genüssen geschwärmt, als des Vaters ernster Wille den Sinneberauschten wieder in die enge Klause des Vaterhauses zurückrief. Der Vater kam dem Mißmuthigen mit einem herzlichen Willkommen entgegen und lud, um ihm einen Beweis des väterlichen Vertrauens zu geben, die ganze Last der Geschäfte auf seine Schultern. „Ich bin alt geworden,“ sprach

er, „der Herr wird auch wohl bald rufen; aber ich möchte im Sohne fortleben; deine junge, nun ausgebildete Kraft wird das leicht tragen, was dem Greise zu schwer zu werden anfängt.“

„Vater Tobias starb, und — wie ein Glanzgestirn plötzlich aus schwarzer Nacht — stieg der reiche glänzende Erbe aus des Vaters Stillleben empor. Das kleine, friedliche Häuschen mit allen reichlichen gehäuften Vorräthen gab er um einen Spottpreis dem Ladendiener hin, und die nicht beachtete Ruhme mit in den Kauf, welche sogleich ihr schönes Erspartes sammt dem Legat des Seligen in die Hände des neuen Kaufherrn legte, der nun in Vater Tobias Laden und Ladensübchen fortlebt und im Geiste seines seligen Herrn geregelte, lohnreiche Lebenspfade wandelt. — Dem stolzen eitlen Arthur — wie er selbst sich getauft hat, war das Städtchen und selbst der Aufenthalt in einer Provinzialstadt zu kleinlich. In einem englischen Wagen, der eine Summe kostete, mit welcher der Selige viele Menschen glücklich gemacht hätte, vollte er, vom Pöbel mit Erstaunen begafft, von jedem guten und einsichtsvollen Manne im Voraus als verloren bedauert, der Residenz zu, und noch ist er nicht zwey volle Jahre dort, und schon ist die sichere Kunde zu uns gekommen, daß Verschwendung, Arbeitscheu, zu gewagte kaufmännische Unternehmungen und große Ausschweifungen eben so an seinem höchst bedeutenden Vermögen, als an seiner körperlichen Gesundheit mit zerstörendem Zahne nagen.“

„Ach wenn ich noch zurückdenke, wie —“

„Willkommen, willkommen!“ erscholl es plötzlich neben uns, und zwey holde Knaben und eine schlanke, mit den Rosen jugendlicher Frische und der Anmuth und Heiterkeit lieblich geschmückte Frau, einen goldgelockten Schreyhals auf dem Arme, traten aus einem die Landstraße umgrenzenden Gebüsch. Rasch sprang Herr Willberg aus der Chaise, küßte die Kinder und die herzige Ehefrau, brachte mir, der ich ihm gleich gefolgt war, das Lockenköpfchen und ein Gesicht voll Gatten- und Vaterwonne entgegen, und Frau Willberg, der er meine Person gar mächtig pries, reichte mir die kleine runde Hand zum freundlichen Empfange, und bat mich mit den süßesten Worten, ja nicht im Posthause von Erlenrode zu übernachten, sondern ihrem kleinen Hause den ehrenden Vorzug zu geben. Auch Herr Willberg stimmte in die Bitte seiner Frau so herzlich ein, daß ich, ohngeachtet meine Reise- und Ankunftsrechnung dadurch in die Brüche ging, nicht widerstehen konnte.“

„Jubelnd sprangen die Knaben in den Wagen, und nahmen das goldgelockte Schwesterchen in die Mitte. Ein fröhliches Stückchen blasend fuhr der Postknecht das jauchzende Kleeblatt dem Dorfe zu, während Willberg und ich den nähern Fußsteig über blühende Wiesen und durch malerisch gruppirte Gesträuche gingen, aus denen uns Chöre von besiederten Sängern begrüßten.“

Freundlicher Leser! führt dich dein Weg nach dem reizend gelegenen Erlenrode, so gehe ja nicht an Willberg's lieblichem, von einem Damme stattlicher Nußbäume umschlossenen Hause vorüber, ohne die Schwelle dieses Asyls der Liebe, des Friedens und der Ordnung zu betreten. Acht patriarchalische Gastfreundschaft wird dich empfangen; und hat in diesem seltenen Familienkreise die Reinheit der Herzen, die Einigkeit, der einfache religiöse

Sinn und die Weisheit und Kraft der Gemüther deine Seele aus dem Kleinlichen Gewirre des alltäglichen Treibens in höhere Sphären gehoben, und hat der Anblick der tugendhaftesten Menschen dein Inneres mit erneuertem Vertrauen auf wahren Menschenwerth befeelt, dann durchwandle Wilberg's Gärten, Felder und Wiesen, die Baumschule, die Ställe, die Scheuern, und überall wird dich der Geist der Betriebsamkeit, der weisen Bewirthschaffung, der Erfahrung und der Gefälligkeit anwehen, und aus den frohen Gesichtern der Familie Wilberg, des Gesindes und der Arbeiter strahlt dir das Glück des häuslichen Friedens und des liebenden Vereines im reinsten Lichte entgegen.

Zwey Jahre später besuchte ich das einzige Kaffehaus der kleinen Stadt, wo ich in Garnison lag. Ein Fremder von sehr empfehlendem Außern blätterte in den paar Zeitungen, die wir um eine Woche zu spät erhielten, und schien sich sehr zu langweilen. Meine Einladung zu einer Parthie Billard wurde mit Vergnügen angenommen. Ein paar Stunden waren hinübergegangen, als ich meinen Mitspieler auf den wunderschönen Abend aufmerksam machte, und um seine Begleitung ins Freye bat. Im Laufe eines fröhlichen Geplauders vernahm ich, daß mein Begleiter Kaufmann Herbst aus Berlin, und auf einer Reise nach Falkenberg begriffen sey.

Der Name Falkenberg führte mich auf so manche Begebenheit meiner damaligen Reise zurück. Die frohsinnige Frühstücksgesellschaft im Posthause, der hoch gefeyerte Vater Tobias und der herrliche Wilberg zogen in den lebhaftesten Gestaltungen an meinem innern Auge vorüber, und als die Lichtgestalten sanft und lieblich in einander zerfloßen waren, tauchte aus großer Nebelferne eine nicht unbekante Gestalt auf, die endlich aller Kraftaufwand meines Erinnerungsvermögens zum leiblichen Herrn Peter — soi-disant Arthur — Kühlig schuf. Meine Frage nach ihm machte das heitere Gesicht des Fremden zum mißmuthigen, zum essigsauren, und recht unwillig erwiderte er: „Ja, leider kenne ich den Patron gar zu gut. Seine Bekanntschaft kostet mich über 3000 Thaler. Herzlich gerne würde ich sie verschmerzen, hätte der heillose Verschwender nicht so viele Familien, die ihm ihr Wischen habe mit allem Vertrauen übergaben, an den Bettelstab gebracht.“

Das Gespräch über Kühlig war nun einmal eröffnet, und ich wollte diesen Faden, trotz dem bitterbösen Gesichte des Herrn Herbst, nicht unangerollt lassen, da mich, im Rückblicke auf den edeln Vater, die Verhältnisse des Sohnes zu sehr interessirten. Ich gab meinem Gefährten eine gedrängte Erzählung von meiner Reise nach Falkenberg und Erlenrode, von meiner im Geiste gemachten Bekanntschaft mit dem seligen Vater Tobias, und zuletzt die freundlichsten Bittworte, mir nun auch die ferneren Schicksale des im größten Glanze aus Falkenberg abgefegelten Kühlig mitzutheilen.

„Die Geschichte,“ sprach Kaufmann Herbst, „ist kurz und erbaulich; kurz, weil das ganze Unwesen nicht volle drey Jahre währte, und erbaulich, weil sich daraus ein reichhaltiger Stoff zu ernstern Betrachtungen entwickelt.“

„Arthur Kühlig kam nach Berlin, ließ sich dort als Großhändler nieder, und erbaute im schönsten Theile der Stadt ein prachtvolles Haus

eben so rasch, als mit ungeheuren Kosten. Seine Geschäfte waren anfangs glänzend, seine Unternehmungen gründlich und von großem Umfange, und das Vertrauen auf ihn so schnell und allgemein steigend, daß auch die sichersten, vorsichtigsten Häuser mit ihm Verbindungen anknüpften, und viele Familien von hohem Range, auch Bürger und Landleute sich glücklich dünkten, ihre Capitalien in des Großhändlers übervolle Casse niederlegen zu dürfen. Noch war kein Jahr verfloßen, als Kühlig's Lebensweise schon zu sehr nachtheiligen Vermuthungen berechtigte. Kühlig vermählte sich mit dem schönsten Mädchen der Stadt, das aber in Beziehung auf Wirthlichkeit und Sittenreinheit nicht den zartesten Ruf genoß. Nun wurde ein großes Haus gemacht. Alle geselligen Genüsse, Musik und Tafelfreuden, glänzende Fahrten aufs Land, Reisen in die theuersten Bäder &c. &c. waren in Kühlig's Leben an der Tagesordnung, und der gastliche Wirth fühlte sich glücklich in den schmeichelnden Lobeserhebungen, und der laut und herrlich ausgesprochenen Zufriedenheit seiner ihn umschwärmenden Freunde. Höchst gesellig, eingeweiht in alle Geheimnisse des feineren Lebens, freygebig, leicht in Gesinnung und Handlung, voll Höflichkeit und äußeren Anstandes, witzig, kunstfönnig, ziellich und so viel Freydenker, als es der höhere Ton der sogenannten aufgeklärten Welt erfordert, war Kühlig die Seele der Gesellschaften, das Vorbild aller Gecken, der Vereinigungspunct aller Schmaroher.“

„Sein Haus war der Sitz des feinsten Geschmacks, eines asiatischen Luxus und der größten Verschwendung. Den ersten Stock bewohnte die Frau, den zweyten der Mann. Ein Postzug, aus England verschrieben, paradirte vor dem Warschauer Wagen der Madame Kühlig, vier tolle Siebenbürger brausen am leichten englischen Schwimmer des Großhändlers dahin. Die Frau ritt einen Araber, wie keiner im Marstalle des Königs stand, und ein Reitpferd unter hundert Louisd'or war für den Gemahl eine Währe.“

„Daß solch ein Aufwand ungeheure Summen verschlingt, bedarf wohl keiner Erörterung, und wie schnell und wie gewaltig mußte der Sturz dieses Mannes eintreffen, da er als Großhändler beynah gar nichts dafür that, doch einen Theil der vergeudeten Summen durch kaufmännische Thätigkeit hereinzubringen. Im Comptoir, das eher einem fürstlich aufgeputzten Zimmer als einer Schreibstube glich, arbeitete der Buchhalter und die Handlungsdienner, von ihrem Herrn nicht sehr belästiget, der die Woche höchstens ein paar Mal in das Schreibzimmer trat, denn die sich immer reichenden Feste nahmen das Meiste seiner Zeit in Anspruch, und die weisen Grundsätze, daß des Herrn Auge mehr wirkt, als eigene Handanlegung, daß man nur die ersten Pläne zu großen kaufmännischen Unternehmungen angeben, und die weitere schriftliche Ausarbeitung seinen Leuten überlassen darf, überhoben Herrn Kühlig der Mühe, sich mit der lästigen Geschäftsführung zu befassen.“

„Und was war das rasche Ende des raschen Liedes?“ —

„Der Buchhalter entfloß mit der letzten Baarschaft der Casse, die Frau packte in einer, von dem Gatten auswärtß durchschwelgten Nacht, all' ihren Schmuck, des Mannes Brillantringe und Uhren, das reiche Silberzeug, das in Kühlig's geheimen Fächern noch vorhandene Gold zusammen, und folgte einem polnischen Edelmann auf seine Güter, das Gericht nahm die Trümmer des ungeheuren Vermögens in Beschlag, und Herr Arthur Kühlig — ist spurlos verschwunden.“

Wohl mir, wenn diese Blätter, als Sittenspiegel und Warnungstafel so manches dem Leichsinne, der Glanzsucht, dem Gange nach erschlassenden Lebensgenüssen sich hingebende Herz auf einen geregelten, lohnenden Lebenspfad zurückleiten.

Der verstorbenen Geliebten.

Bäume, Knospen, Blumen heben
Sich auf schlankem Stiel empor,
Wiesen grünen, Saaten streben
Aus der Erde Schooß hervor.
Mich erfreut Natur nicht mehr;
Frühling ist mir blüthenleer.

Tag und Sonne will ich fliehen,
Blumen scheut mein trüber Blick;
Denn ihr Keimen und Verblühen
Mahnt mich an entschwund'nes Glück.
Fort von Florens bunter Pracht!
Meine Farb' ist Grabesnacht.

Wer ersann den Spott Vergessent
Und das Märlein Trost und Zeit?
Hat er wohl ein Herz besessen,
Dem er liebend sich geweiht?
Liebe wankt am Grabe nicht,
Schwingt sich über's Sternlicht.

Rufe mich, verklärte Schöne,
Löse sanft mein irdisch Band,
Und der Zauber deiner Töne
Leite mich ins Heimatland.
Wenn des Mondes Licht erscheint',
Zeige dich dem treuen Freund!

Constanze.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Jänner 1835.

(S c h l u ß.)

Jetzt wird nun endlich auch bey uns „Norma“ einstudiert; je mehr wir uns darauf freuen Mad. Schröder-Devrient in dieser berühmten Oper gewiß einen wahren Triumph feyern zu sehen, um so schmerzlicher wird uns dann die leider bevorstehende Abreise dieser seltenen Künstlerinn seyn, welche uns auf ein ganzes Jahr verlassen will, um eine Reise nach Italien zu unternehmen.

Einen großen Verlust erlitt auch unsere Bühne durch den Tod des trefflichen Buffofängers *Venincasa*, welcher bey den italienischen Opern (die jetzt, wo sie Festgabe sind, die wärmste Theilnahme finden) noch sehr erfreulich mitwirkte und wirklich gar nicht zu ersetzen ist, da man eine so volle angenehme Bassstimme mit diesem ächt komischen Spiel, welches bey allen Lazzi doch nie gemein wurde, und den ganz eigenen gutmüthig treuherzigen Ausdruck seiner Gestalt und seiner ächt römischen Hüte, nicht leicht vereint findet. Er studirte jede seiner Rollen mit dem sorgfältigsten Fleiße und stellte in früherer Zeit bisweilen auch edle Charaktere recht brav dar. Durch 23 Jahre war er der Liebling unsers Publicums. Er wurde nur 51 Jahre alt; allgemein betrauert wurde er von allen Sängern, Schauspielern und Choristen zum Friedhof begleitet und ein ergreifend rührendes Requiem war vom Capellmeister *Morlacchi* dazu componirt worden, welches von allen gesungen wurde bey der Verfertigung des Sarges.

Auch die bildende Kunst erlitt diesen Monat einen sehr schmerzlichen Verlust durch den Tod des Professors Heinrich Räckel, der im 49. Jahre viel zu früh für die Kunst starb. Er war eben so geachtet als Mensch, wie als Künstler; still und sanft, streng gegen sich selbst, mild gegen andere, voll Ernst, Bedeutung und Zartgefühl, war er denen wenigen, die ihm nahe standen, sehr theuer. Zuerst aus der Schule von Grassi hervorgehend, blieb ihm der wunderbar blühende Farbenschmelz dieses Meisters; durch einen langen Aufenthalt in Rom erwarb er sich classische Correctheit und einen Namen in der Künstlerwelt. Dort fühlte er sich heimisch, dort wäre er wahrscheinlich dem Leben länger erhalten worden! Er besaß nie eine rasche Productivität, weil er sehr streng gegen sich war, aber zarte Vollendung, sinniger Ausdruck und Zauber des Colorits schmückten seine Werke.

Am 12. Jänner gab unser Concertmeister Kolla ein Concert. Seit zwey Jahren hatten wir diesen berühmten und ausgezeichneten Künstler nicht öffentlich gehört. Er trug ein sehr brillantes Concertino von Pechatschek ganz wunderschön vor, mit eben so viel Gefühl, Innigkeit und warmem Gesang, als köstlicher Laune in dem Finale, die mit allen Schwierigkeiten nur ein muthwilliges Spiel zu treiben scheint. Sein Violinspiel zeichnet sich besonders durch seinen geistreichen Vortrag und seinen kräftig schönen Ton aus. Er trug ferner Variationen von Maurer für zwey Violinen vor, mit dem Kammermusicus Winterstein, und eine herrliche große Fantasie von Maurer über Thema's aus dem „Templer und der Jüdin.“ Möchten wir öfter Gelegenheit haben diesen so braven Künstler zu hören, es sind hier gar zu wenig Concerte, und die schreckliche Kälte und Laueheit des größern Theils des Publicums dafür hindert freylich jedes Jahr mehr alle Unternehmungen dieser Art! Kammermusicus Schlick spielte ein Divertissement von Kummer für Violoncell ausgezeichnet brav, mit sehr vollem, schönen Ton, Sicherheit, Bravour und Geschmack. Mad. Schröder-Devrient sang eine recht gefällige neue Arie von Kastrelli, und ein Duo aus „Semiramis“ mit Hrn. Rezi, welcher auch die beliebte Arie aus Bellini's „Straniera“ herrlich vortrug. Die schönen öffentlichen Vorlesungen, deren wir uns vorigen Winter erfreuten, finden dies Jahr nicht Statt; dafür werden in dem Kunstverein bisweilen interessante Vorlesungen gehalten, aber nur für die Mitglieder.

Am 30. Jänner feyerte der hiesige pädagogische Verein den zweyten Jahrestag seiner Stiftung, wobey der würdige Veteran Böttiger eine eben so rührende als gehaltvolle Rede hielt, mit freundlichem Rückblick auf sein früheres Schullehreramt. Dieser Verein zählt über 100 Mitglieder, und stiftet gewiß ausgedehnten Nutzen, da es wohl in keinem Fache so notwendig ist, gegenseitig Erfahrungen und Beobachtungen auszutauschen, als in dem so schwierigen Erziehungsfache. Eine Vergleichung der frühern und der jetzigen Art die Jugend zu strafen, veranlaßt durch ein in Pompej gefundenes Gemälde, wo ein Knabe auf öffentlichem Markt gestraft wird, bot Stoff zu humoristischen und geistvollen Bemerkungen.

Die Vereitergesellschaft des Hrn. Wolf gibt fortwährend Darstellungen, die durch ihre Räuber- und Spectakelstücke viele Menschen anziehen. Ein Hr. Dupuis gab dabey Ringers- und Athletenspiele, und forderte alle starken Männer des Orts auf, sich mit ihm zu versuchen, demjenigen 500 Rthlr. versprechend, dem es gelingen würde, ihn auf den Rücken zu Boden zu werfen. Dies zog das Volk ungemein an, doch diese Athletenspiele hätten beynabe ein ernstes Ende genommen, denn als jener französische Hercules es eines Abends mit dreyen aufnahm, behauptete das Volk, die Parthie des einen hiesigen Fleischerburschen nehmend, er habe solchen wider die Gesetze bey den Haaren ergriffen, weil er ganz nahe daran gewesen sey, von ihm überwunden zu werden. Dupuis rettete sich aus der Bude heraus in ein benachbartes Wirthshaus. Hunderte verfolgten ihn mit ungeheuern Lärm, und drohten das Haus zu bestürmen, wenn nicht die Wache diesem Ringerspiel ein friedliches Ende gemacht hätte; doch wagte Dupuis nicht wieder aufzutreten.

Die lieblichsten Frühjahrsstage fangen schon an, das Ende dieses ungemein milden Winters zu verkünden.

L i t e r a t u r.

„Die Liebe nach der Hochzeit oder Edmund und Bertha.“ Erzählung nach zwölf aufgegebenen Worten von Arminia. Leipzig. Kollmann 1834. S. 203.

Die Erfindung dieses kleinen Romans ist recht glücklich und auch über die Ausföhrung läßt sich Gutes sagen, insbesondere wenn man die beengenden Fesseln berück-

sichtigt, die der Verfasserinn (oder dem Verfasser?) durch die vorgezeichneten Worte angelegt werden. Eine Testamentsklausel bedingt den Besitz ihres Vermögens von Seite der Heldinn durch eine eheliche Verbindung, zu welcher sie jedoch wenig Beruf in sich verspürt. Es findet sich ein junger Mann, der sich herbeiläßt, den Titulargemahl zu spielen, den sie aber lieb gewinnt und zuletzt aus wahrer Liebe in die Rechte des wirklichen Gatten einsetzt. Das Erwachen der gegenseitigen Neigung und der Kampf der widerstrebenden Gefühle ist mit Geschick und Talent geschildert; nur schade, daß nicht alle Parthien des kleinen Bildes mit gleicher Sorgfalt und gleichem Fleiße ausgeführt sind. Die letzten Abtheilungen sehen in dieser Beziehung einigermaßen gegen die früheren, besonders gegen die Hallythandlung zurück, und es herrscht darin ein so merklicher Abstand, daß man fast versucht wird, zwei verschiedene Autoren hinter dem einen, einzelnen Werkchen zu vermuthen; am Ende liegt indeß wohl alle Schuld an der leizigen Sünde so mancher Scribenten, die, wenn ihre Arbeit einmal bis gegen die Lösung des Knotens gediehen ist, die letztere über Hals und Kopf herbeiführen und damit nicht selten das Kindlein sammt dem Bade verschütten. Dieß ist nun mit der vorliegenden Erzählung zwar nicht so ganz der Fall, allein wir glauben die Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, weil sich in der „Liebe nach der Hochzeit“ eine in der That beachtenswerthe Anlage für die gemüthliche Novelle ausdrückt. In der Diction, welche sich in der Regel ungemein gefällig und behaglich bewegt, hier und da sogar auch eine recht praktische Reflexion bringt, erscheinen mitunter Seltsamkeiten, die wir ebenfalls der Eile zuschreiben wollen, wie z. B., daß die vorkommenden Personen und Sachen, wenn sie einmal genannt wurden, dann fast immer schlechtweg der, die oder das „Erwähnte“ genannt werden, was bisweilen ganz wunderbar klingt. Im Ganzen ließe sich aber das Büchlein recht befriedigend weg und kann demnach mit gutem Fug als eine erheiternde, unschädliche Lecture anempfohlen werden. Die Ausstattung ist genügend, der Druck laborirt ziemlich an Incorrectheit. — pp. —

Musicalische Literatur.

„Le Cornet de Postillon“, Impromptu varié à quatre mains pour le Piano-Forte sur un motif de Rossini, composé par Charles Czerny. Oeuvre 282. Mayence etc. chez les fils de B. Schott.

Dieser Cornet de Postillon, der, auf dem Titel als Bignette, sein munteres Stücklein recht fröhlich blasend zu schauen ist, reitet ganz in dem schon so ziemlich allgemein bekannten Czerny'schen Geschmack einher, wird aber denjenigen, die sich mit einem nicht gar zu schwierigen, aber dennoch dankbaren Concertstücke in Privatirkeln hören lassen wollen, eine recht angenehme Erscheinung seyn. Das sehr bekannte Thema hat der gewandte Verfasser recht gut zu moduliren, und unter die vier Hände zu vertheilen gewußt, bey dieser Vertheilung aber wohl berechnet, daß den linken Händen von Dilettanten, für welche allein doch offenbar dieses Musikstück geschrieben ist, nicht zu viel Schwierigkeit aufgebürdet werden dürfte, und dadurch das Haupthinderniß der Exequirung desselben beseitigt, was bey so manchem andern Clavierstücke nicht der Fall ist. Die Aenderung der Tonart in der 6. Variation gefällt Referenten recht wohl, in dem sie zur Abwechslung beiträgt, und das Ohr nicht durch das ewige Einerley ermüdet wird. Im Finale spielt der Compositeur mit dem Thema, wie mit einem Federballe. Bald wendet er es in die, bald in jene Tonart, und oft glaubt man, er lasse es fallen, auf einmal hat er es wieder in einer recht angenehmen Tonwechslung aufgenommen, bis er gegen das Ende in eine ganz gewöhnliche moderne Passage verfällt, die, an Kraft und Tempo gesteigert, den Schluß des Werkleins herbeiführt. Ubrigens müssen wir hier einen Misariff des Componisten in Rücksicht der Fülle der Harmonie, die er, wie in den meisten seiner Sachen, bis in die tiefsten und höchsten Octaven, wo man die Accorde unmöglich mehr verstehen kann, ausdehnt, um so mehr rügen, als dieser Fehler auch bey andern häufig vorkommt. Zum Glück ist in dieser Composition ein mäßiger Gebrauch von dieser unangenehmen Verdopplung ganzer Accorde gemacht worden. — Die Auflage ist sehr schön, und bis auf einige Kleinigkeiten correct.

Wagenbild I.

Die beyden Abbildungen von Wagenformen zeigen denselben Wagen in doppelter Bestimmung, nemlich als viersitziges Kalesch und als Batard, welche auch als Stadtwagen und als Reisewagen benüßbar sind; aus der k. k. priv. Wagenfabrik, der H. Brandmayer und Sohn, Koflau Nr. 94.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 10. März 1835.

30

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung L. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

Novelle von Emanuel Straube.

„Ich wäre doch neugierig zu wissen,“ sagte die Rätthin Belau in einem Kreise von Herren und Damen, die in ihrem Gesellschaftszimmer versammelt waren, „ob es wahr ist, was das Gerücht verkündet, daß nemlich Kammersekels Lotte ihres nunmehrigen Gatten, dem sie gestern angetraut wurde, erste Bekanntschaft durch eine Art Ahnung, Vision oder wie man es sonst nennen mag, gemacht habe?“

„Das ist außer Zweifel,“ antwortete ein allerliebstes Blondinchen von einer entgegengesetzten Seite des Zirkels, „ich habe es von ihr selbst. Sie hatte ihn wirklich schon einige Zeit vorher — so zu sagen im Geiste gesehen, ehe sie noch wußte, daß er auf der Welt sey.“

„Ach erzählen Sie doch, Fräulein,“ erscholl es rings umher, „erzählen Sie doch, wie das zugeht!“

„Nun Lottchen's Schwester war am nemlichen Tage mit dem Hauptmanne, ihrem Gatten, nach dessen Garnison abgereist, und sie dachte, wie sie mich nachmals versichert hat, nicht ohne Kummer über das Schicksal der ihr Entriessenen nach, welche sie auf das innigste liebte. Ihre Gedanken verloren sich allmählig in unbestimmte Träumereien, sie setzte sich selbst in die Lage ihrer Schwester, und unwillkürlich gestaltete sich in ihrer Phantasie das Bild eines Mannes, wie er ihrem Ideal zu entsprechen vermöchte. Es war Abend geworden, der erste Schimmer des Mondes versilberte das Gemach, sie erkannte deutlich alle Gegenstände in demselben, da kam es ihr mit einem Male vor, als schlürften leise Tritte durch das Gemach, — sie blickte auf und erkannte deutlich die Figur eines ihr ganz fremden Mannes, der, anscheinend ohne ihrer ansichtig zu werden, geraden Wegs nach ihrem Schlafzimmer ging. Im ersten Augenblicke wollte sie schreyen, allein die Zunge klebte ihr am Gaumen, und erst als die Gestalt wirklich durch die Thüre des Cabinets, die sich ohne Geräusch aufthat, verschwunden war, fand sie ihre Besonnenheit so weit wieder, daß sie Leute herbeyrufen konnte. Das ganze Haus

wurde nun auf das sorgfältigste durchsucht, doch man entdeckte nichts, und Lott e ward über ihre Geistessehery tüchtig ausgelacht.“

„Als aber der Doctor, ihr jekiger Mann, mehrere Monate nachher hier auftrat, und sie in ihm augenblicklich das Urbild jenes Phantoms erkannte, da ahnte sie wohl, daß ihr damaliges Traumgesicht eine Vorbedeutung gewesen seyn möchte, wie sich dieß auch durch den Erfolg bewahrheitet hat.“

Die ganze Gesellschaft hatte die Erzählung mit unverkennbarer Spannung angehört, und noch jetzt, als sie vorüber war, saß der größte Theil tief ergriffen, ja mehrere der Anwesenden schienen sogar von einem geheimen Grauen angewandelt zu werden, denn viele Gesichter starren freideweiß vor sich hin; nur eine wunderhübsche Brünette, unfern von der Erzählerin, lächelte ungläubig und äußerte zuletzt ihre Bedenken laut.

„Die Franzosen,“ bemerkte sie schüchtern, „haben ein Sprichwort: Il devine les fêtes, quand elles sont venues — das hier ziemlich an seinem Plage seyn dürfte. — Wenn dir,“ fügte sie, sich an die vorige Sprecherin wendend, hinzu, „wenn dir Charl o tte diese Thatsache erst nach der Ankunft des Doctors mittheilte, so kann ich nicht umhin, mir einen bescheidenen Zweifel an der Wahrheit jener Vision zu erlauben. Eher möchte ich voraussetzen, daß Lotte einen Traum und die Gestalt ihres Bräutigams irgend einmal mit einander verschmolzen, und in der Schwärmerey der Leidenschaft das ganze Märchen sich selbst als Wirklichkeit aufgeschwaht habe. Ich kann mich platterdings nicht entschließen, derley Ahnungen, Vorbedeutungen, zweyte Gesichte und all' das Gefasel von Doppelgängererey, Geistererscheinungen u. s. w. für wahr anzunehmen.“

„Meine Tochter,“ nahm eine stattliche Dame neben der Brünette das Wort, „meine Tochter theilt hierin ganz meine Ansicht. Auch ich glaube nicht an den sogenannten unsichtbaren Rapport des Geisterreichs mit der Körperwelt, und was man immer von merkwürdigen Ahnungsfällen, besonders an Sterbebetten und Krankenlagern, erzählen mag, dürfte meistens nur Selbsttäuschung oder ein Zusammentreffen seltener Zufälligkeiten seyn. — Wer weiß, ob nicht Lot tchen, die in dem Wohnorte des Doctors Verwandte besitzt, einmal bey einem Besuche eben dieser Verwandten von ihm gehört, oder wohl selbst sein Porträt gesehen hatte, das sich ihrer Phantasie, ohne daß sie es wußte, so lebhaft einprägte, daß sie es an jenem Abende sogar verkörpert vor ihren Augen zu sehen träumte. Eine solche, alle Bedingungen des Raumes und der Zeit überschreitende Äußerung der menschlichen Geisteskraft, ist meines Erachtens mit den Naturgesetzen schon darum unverträglich, weil eine gegenseitige überstünliche Verührung dieser Art dieselben geradezu aufheben würde.“

„Dann“ unterbrach sie die Rät hinn, „könnte auch von keiner andern Regel eine Ausnahme Statt finden, und wenigstens bisher haben Ahnungen, Visionen und dergleichen doch immer nur zu den Ausnahmefällen gehört. Ich habe mir z. B. sagen lassen, Lotte habe insgeheim das Bild ihres Mannes gemalt, lange vorher, ehe er hier eintraf, und das dürfte durch einen Zufall immerhin schwer zu beweisen seyn.“

„Es ist auch so,“ bestätigte die Blonde, „ich habe das Porträt mit eigenen Augen gesehen, die Ähnlichkeit ist in der That frappant.“

„Hast du dasselbe“ spöttelte die Brünette, „vor oder nach der Bekanntschaft mit dem Doctor zu Gesichte bekommen?“

„Nach derselben.“

„Oy dann kann ich den Beweis nicht als überzeugend gelten lassen.“

„Da,“ scherzte Betty, so hieß die Blonde, „warte, Freygeist, Philosophinn, Spinozistinn, der Glaube wird seiner Zeit dir auch noch in die Hand kommen und du von deinem Unglauben bekehrt werden.“

„Durch eine phantastische Erscheinung schwerlich.“

„Ich möchte es nicht auf eine Probe ankommen lassen, ob du die Besonnenheit nicht verlorest,“ fuhr Jene fort, „was haben wir heute für einen Tag? richtig: Medardus — ach, das trifft sich herrlich, da kannst du deinen Heroismus gleich auf die Probe stellen. Es geht nemlich eine alte Sage, daß, wer am Medardustage bey Sonnenuntergang zu einem offenen Brunnen geht, der an einer Mauer angebracht und von Erlen überschattet ist, im Wasser desselben das Contersey seines oder seiner Geliebten erblickt, dem dann zieht Erbkönig mit seinen Töchtern durch die Wipfel und webt unheimlichen Spuk in die Flut, die er geseht hat. Im Garten der Frau Rätthin ist gerade ein solcher Brunnen, in Erlenbüschen versteckt; die Sonne ist eben im Untergehen, du hast die schönste Gelegenheit, deinen Muth zu bewähren. Darum freich, Emma, deutsche Heldenjungfrau, schüttle den Staub von den Füßen und unternimm die Wanderung.“

„Wenn damit der Gesellschaft ein Gefallen geschieht, herzlich gerne,“ versetzte Emma, „obschon ich von einer Sage, wie du sie angibst, nie etwas gehört habe. Ich war oft des Nachts in der Gegend jenes Brunnens und erbielte mich als Beweis einen Erlenweig mitzubringen, dessen Erbkönig selbst sich nicht schämen dürfte.“

„Angenommen,“ rief Betty, „mache dich rüstig auf den Weg, wir breunen vor Begierde, die Schilderung von dem Adonis zu hören, der dir im Brunnen erscheinen wird.“

Mehrere der anwesenden Herren erbieten sich zu Emma's Begleitern, allein sie lehnte ihren Antrag ab, und Betty protestirte feyerlich dagegen.

„Nichts da,“ lachte sie. „Fräulein Eise n h e r z und S u p e r l u g muß das Abenteuer allein bestehen. Wie wollen wir lachen, wenn du mit hochrothen Wangen, funkelnden Blickes zurückkehrst und strahlend vor Freude das Abbild deines Ritters mit bezaubernden Farben vor uns hinstellst. — Ich wette, ein Paar der Herren, die hier anwesend sind, zerplagen schon jetzt vor Neugierde und Neid über den Glücklichen, der den Weg zum Herzen der neuen Turandot gefunden hat.“

„Muthwillige!“ strafte die Freundinn, „ich bin überzeugt, daß es schwerlich Jemand der Mühe werth finden wird, ein so unbedeutendes Mädchen, wie mich, zum Gegenstande seiner Neubegier oder seines Neides zu wählen.“

Mehrere der männlichen Theilnehmer der Gesellschaft gaben zwar durch Mienen und Geberden nicht undeutlich das Gegentheil zu verstehen; indessen schien Fräulein Emma davon gar keine Noth zu nehmen, sondern wandte sich mit einer Unbefangenheit, die leicht für Stolz genommen werden konnte, nach der Thüre, im Begriffe den Gang anzutreten.

„Noch eins,“ rief ihr Betty nach, „vergiß nur nicht, wenn du zum Brunnen kömmt, ehe du dich über den Rand neigest, mit vernemlicher Stimme den Spruch zu sagen:

Erschein', erschein',
Herzliebster mein!
Die Treue winkt, die Liebe rief,
Zeig' mir dein Bild im Brunnen tief!

„Wenn du dabey noch recht sehnsüchtig an irgend Jemanden denkst, so sey versichert, daß das Bild nicht ausbleiben wird.“

„Schön,“ versetzte Emma, „ich will an dich denken, vielleicht erscheint mir ein Teufelchen im Wasser.“

Damit war sie schon im Gange und man hörte ihre raschen Schritte die Treppe hinabgleiten. Bald knarrte die Pforte des Corridors und die Wandlerin wurde am Eingange des Parkes sichtbar.

Alles faßte nun an den Fenstern des Salons Posto und die Rätthin ließ einen ungeheuren Tubus herbeyschaffen; der Zucker wurde in Anspruch genommen und das Sehfeld genau der Richtung des verhängnißvollen Brunnens angepaßt. Deutlich erkannte man jede Faser an dem Holzwerke der Brüstung und freute sich daher ganz königlich auf den Spaß, wenn man der Zurückkommenden jede Bewegung würde nachmachen, das verwunderte Gesicht würde copiren können, mit dem sie am Ende wirklich — Nichts erblickt hatte; denn Betty gestand offenherzig, daß das Ganze eine bloße Erfindung von ihr sey.

Das Fräulein stand in dem Rufe der Kälte, um nicht zu sagen, Herzlosigkeit, und viele junge Männer, die ihr Reichthum, noch mehr aber ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr zu Verehrern geworden hatte, behaupteten sogar, ihr Herz sey der Liebe gar nicht fähig. Böser Wille und Unmuth über die erhaltenen Körbe, hatte aus manchem Anbether einen Spion gemacht, der die junge Dame auf allen Tritten belauerte, um die eigene Rache vielleicht auf Kosten ihres Rufes zu fühlen; allein Niemand konnte auch nur den leisesten Makel an ihr entdecken, so daß in der That selbst die beherztesten Courmacher dieser Eroberung entsagten.

Dennoch hoffte man von dem gegenwärtigen Scherze wenigstens Stoff für ein paar Neckereyen, eine Ausbeute, die in so fern wünschenswerth erschien, als sie doch wieder einmal Gelegenheit bot, die marmorspröde Schöne auf's Korn zu nehmen, was man freylich wegen der Anwesenheit der Mutter nicht laut werden lassen durfte. Es war daher ein großes Gedränge um den Platz am Tubus, und wer nicht dazu gelangen konnte, der bewaffnete seine Augen mit Taschenperspectiven, Lorgnetten und Augengläsern aller Gattung, was der dichten Reihe von Köpfen das Ansehen gab, als wolle sie irgend ein merkwürdiges Phänomen zwischen den Bäumen des Gartens mit besonderer Sorgfalt beobachten. In'sgeheim richtete Mancher wohl auch das Geschüß des Wißes zurecht, womit er unsere Heldin bombardiren wollte.

Mittlerweile schritt diese rüstig der entlegenen Richtung zu, wo der bezeichnete Brunnen unmittelbar an der Mauer des Nachbargartens, dessen herübernickende Wipfel ihn beschatteten, sich erhob.

Sonderbar! — sie war so innig von der Grundlosigkeit solcher Erscheinungen überzeugt, ihr Verstand sträubte sich gegen die Annahme eines ähnlichen Aberglaubens; dennoch überkam sie, je weiter sie sich dem Erlenbusche näherte, ein seltsames Bangen, das sie sich nicht erklären konnte, ihr Herz pochte laut, und beynah war sie umgekehrt, da warf sie einen Blick rückwärts und gewahrte die lauschenden Köpfe am Fenster; es fiel ihr ein, man würde nun um so mehr die Nichterfüllung ihrer Zusage als alberne Furcht vor dem einsamen Gange und ihre früheren Behauptungen als Prahlerey auslegen; ihr Stolz verbot ihr, sich ähnlichen Deutungen auszufehen und

festen Schrittes eilte sie gerade auf den wohlbekannten Brunnen los, erwägend, welche andere, eben so böshafte Aufgabe sie gelegentlich der schalkhaften Freundin zuwenden könnte.

Als sie in der Nähe des Brunnens anlangte, schaute sich noch einmal zurück; doch die Entfernung war zu groß, als daß sie im Stande gewesen wäre, auszunehmen, ob das Observatorium noch besetzt sey, wie früher. Sie näherte sich daher vollends der Brüstung des Wasserbehälters und blieb zaudernd vor demselben stehen, ungewiß, ob sie im Ernst die Aufgabe gänzlich erfüllen, oder sogleich wieder umkehren sollte, ohne in den Brunnen hinabzuschauen.

Das ganze Abenteuer war ihr die Zeit über, so lächerlich, ja selbst läpisch vorgekommen, und nun beschlich sie plötzlich ein so sonderbares, ihr unerklärbares Gefühl! — Es war nicht Furcht, nicht Scham; es war fast wie eine mädchenhafte Ahnung, die fremde süße Bilder heraufzubeschwören schien, die ihre Augen mit dem schwärmerischen Feuer der Sehnsucht besetzte; wahrlich, wäre sie jetzt vor den Spiegel hingetreten, sie würde die begeistertsten Blicke verstanden haben, womit das Heer der Bewunderer sie zu verfolgen pflegte. Allein in ihrer Brust wohnte noch jener heilige Friede, dem eine ähnliche Sprache fremd ist, sie floh die Männer, deren keiner ihr bisher hatte Achtung einflößen können, und was sich jetzt in ihrem Innern regte, war vielleicht nur das Nachgefühl der Anklänge, die Betty's Scherz erweckt hatte.

Eine Weile stand sie wie träumend da, in sich hineinlächelnd, die Augen starr vor sich auf den Boden gerichtet, dann schnellte sie, wie sich besinnend, rasch empor, brach einen Erlenzweig, und war in zwey Secunden am Brunnenrande.

Sie neigte sich über denselben, schaute festen Blickes auf den Krystall in der Tiefe, eine anmuthige Heiterkeit glitt über ihr Antlitz, als sie des reizenden Engelskopfes ansichtig wurde, der ihr daraus entgegenschwamm, wunderbar von den Blüten des Apfelbaumes umkränzt, der sich über die Mauer herüberneigte und neugierig das holde Bild zu belauschen schien. Von Zeit zu Zeit tröpfelte ein mildes Lüftchen einzelne Blüten in das Wasser, das davon Bläschen trieb, die spielend an dem lieben Köpfschen vorbeyschlitten. Auch die scheidende Sonne mochte wohl von dem zauberhaften Anblicke nippen wollen, denn lüstern stahl sie sich durch die dichten Zweige, dankbar mit Goldlichtern zahlend, die sie über den Wasserspiegel streute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiffers Meereslied.

Ich fühlte drey mal die Liebe,
Sie hat mich drey mal betrogen;
Nun ist meinem Leben auf immer
Sein rosiges Schimmer entzogen!

Meine erste Liebe so glühend
Und still, wie im Thale die Rose: —
Sie wiegt eines Andern Kinder
In ihrem blühenden Schooße.

Die zweyte, so rein wie die Sterne,
Doch auch so fern wie ihr Strahl: —
Sie dürft' ich in Ehrfurcht nur schauen,
Ein heiliges Ideal.

Die dritte, vertrautere Liebe,
Die wollte mir reichen die Hand; —
Doch diese mußt' ich begraben
Dahem auf festem Land!

D'rum treibt's mich vom Land' in's Weite,
Auf die wogende, schwankende See;
Ihr Schwellen gleicht meinem Herzen,
Und mir ist auch hier so weh!

Joseph Häntler.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 28. Februar zum ersten Male und zum Benefice des Pantomimenmeisters Hrn. Haas: „Die Brieftaube,“ Lustspiel in einem Acte, worin Mad. Illner als Gast die Rolle des Gretchens gab. Hierauf: „Das goldene Zauberrüthchen, Zauberpantomime für den Carneval (?) in 2 Acten vom Beneficianten, mit Musik von Hrn. Ort.

Was das Vorsück anbelangt, so hätte dasselbe immerhin in der Theaterbibliothek bleiben können; es wäre daran nichts verloren gewesen und Mad. Illner dürfte leicht ein besseres Stückchen gefunden haben, in welchem sie ihr nettes, recht gewandtes Spiel zu zeigen Gelegenheit gehabt hätte. Noch erschien ein anderes Individuum, das wir nicht kannten, ein Hr. Decker als Frig; die Rolle ist zu unbedeutend, um ein Hervortreten von Beruf zu gestatten, indessen scheint der Debutant nicht ohne einiges Talent zu seyn. — Über die hierauf folgende Pantomime werden wir kurz seyn, wenn gleich dieselbe zur Genüge lang und langweilig ist. Die Kräfte des Josephstädter Theaters sind auf derley Pantomimen nicht eingerichtet und dieser erste Versuch macht nach keinen weitem Proben lüftern. So ganz ohne Zusammenhang, ohne leitenden Faden, ohne Geist und Geschmack ist uns noch kaum ein Product vorgekommen, und wie wenig Forderungen man auch an eine Pantomime zu machen gewohnt ist, dieses „Zauberrüthchen“ vermag auch den bescheidensten nicht zu entsprechen. Prügel, Prügel und immer wieder Prügel, das übliche attische Satz der Pantomime, werden zwar im Überflusse ausgetheilt; allein sie treffen nicht, und unsers Bedünkens hat nur die bessere Tendenz dieses Theaters, seit Langem auf eine erfreuliche Weise ausgesprochen, damit einen Schlag erhalten. Mag man das Erscheinen dieser Neuigkeit immerhin mit dem Carneval entschuldigen; wir können nicht umhin zu glauben, daß die Direction leicht eine entsprechendere Ergöglichkeit für den Rehraus der Faschingslust hätte finden können. Das Publicum schien derselben Meinung zu seyn, denn das Parterre lüchelte sich merklich nach dem ersten Acte; Referenten aber, der leider bis zu Ende bleiben mußte, fiel unwillkürlich immer wieder die Auserung des Zaubersers Vusorius aus dem „Feenmädchen“ ein: „Ah, schöne Geschichte! — und noch nicht aus! — Die Aufnahme war entschieden mißfällig. Ubrigens kann die Musik des Hrn. Otto beifällig erwähnt werden.

L i t e r a t u r.

„Die Sage von Odysseus“ nach Homer. In Reimen bearbeitet von Dr. Eduard Eytz. Erstes Bändchen. 1—8. Buch mit 4 Abbildungen. Karlsruhe, Druck und Verlag der Hofbuchhandlung von G. Braun. 1834. 8. (Vorrede XII. Text 204 S.)

Der talentvolle Bearbeiter der Odysseussage nach Homer — sorgfältig verwahrt er sich selbst vor dem Namen eines Übersetzers des Homer — bezweckt, seiner eigenen Auserung nach, durch die Herausgabe derselben die Lecture dieses Dichters, der im alten Griechenland Alles für Alle war, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes, auch unter uns mehr zu verbreiten, um dadurch den ächten Geist wahrer Humanität immer kräftiger anzuregen. Denn noch jetzt sey er vollkommen geeignet für Alt und Jung, für Mann und Weib. Nur müsse man ihn dem mit der Ursprache

des Textes unbekanntem Leser ja nicht etwa in einer hexametrischen und slavisch-treuen Überetzung in die Hand geben, weil eine solche, wie vortrefflich sie auch an sich immer seyn möge, für sie ungenießbar und in jeder Regel doch nur in philologischen Bücherschränken und auf Gymnasiafenbänken anzutreffen sey. Der Hexameter — das sey unsäugbar — mache fürder kein Glück mehr in Deutschland, während so vieles zu Gunsten der jambischen Form spreche, von welcher Schiller in seiner Überetzung des vierten Buches der Iliade ein nachahmungswürdiges Beyspiel aufgestellt habe, u. s. w.

Wenn wir nun auch, im Ganzen genommen, mehreren der hier ausgesprochenen Ansichten unsern Beyfall unmöglich versagen können, und mit einigen Modificationen selbst dem Wunsche des Hrn. Eytz beypflichten, die Homer'schen Gedichte aus dem Dunkel der Schule in den Sonnenschein des Lebens eingeführt zu sehen; so glauben wir doch kaum, daß derselbe selbst bey der gelungensten deutschen Bearbeitung jemals realisiert werden dürfte. Man mißverstehe uns hier nicht. Wir meinen nemlich nur eine allgemeyne Verbreitung auch unter Individuen, die niemals ihr *ala — ae und τὸν τω* durchgemacht haben. Denn daß Homer, dessen überwiegender Vorzug bekanntlich darin besteht, sich die Natur in ihrer ganzen Schöne zu vergegenwärtigen, ihre Farbenharmonie, ihr Colorit und ihre edle Einfachheit in der wundervollsten Mannigfaltigkeit festzuhalten und mit wenigen aber kräftigen Pinselstrichen anschaulich zu machen, dergestalt, daß seine Poesie ein lebenvolles und glänzendes Gemälde alles dessen ist, was sie in ihrer Allheit vereinigend umschlingt — daß Homer, sagen wir, so lange das Gefühl für Wahres, Gutes und Schönes in des Menschen Brust nicht eänzlich erstirbt, unter gewissen Voraussetzungen immer Freunde und Verehrer finden werde, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber das, was er dem Griechen war, wird und kann er nie dem Deutschen werden. Der zu große Abstand der Sitten, die er schildert, der Gebräuche, die er beschreibt, von jenen unserer Tage; das Fremdartige der Personen- und Ortsnamen; die Nothwendigkeit einer genauen Bekanntschaft mit griechischer Götterlehre und Geschichte, wenn man sich in dem von ihm besungenen Sagenkreise zurecht finden und oft nur leise Angedeutetes gehörig verstehen will — kurz, eine Menge Umstände, die der Kenner mit einem Blicke überfliehet, und die in die wenigen Worte „Zeit, Ort und Darstellungsweise“ zusammengefaßt werden können, werden die Gesänge des griechischen Barden in keinerley Form unter uns so heimlich werden lassen, wie es etwa Tasso's befreutes Jerusalem unter Italiens Bewohnern ist. Denn es fehlt ihm hierzu — um Alles mit einem Worte zu sagen — deutsche Nationalität. Und wozu sollen wir Deutsche überhaupt etwas in der Ferne suchen, was wir eben so gut ganz in der Nähe haben? Scheint zur Förderung der Humanität die allgemeinere Verbreitung eines epischen Gedichtes noth, das „tiefe stolze Lebenskraft wie feste Todeslust, salbichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit wie anmuthiges holdseliges Frauenthum in tiefverschlungenem, großartigen Lebenszusammenhange durchaus offenbare,“ wohlan denn, so verweise man auf das herrliche, in seiner Art einzige, bisher wohl noch immer zu wenig gekannte und gewürdigte Nibelungenlied, und mache dieses ächt deutsche Nationalepos statt fremdem Sange dem Volke genießbar; und die Jugend, die am Wunderbaren und Abenteuerlichen sich erfreut, das weibliche Gemüth, das Frauenwürde sucht, der denkende Mann endlich, dem das Höchste im Menschen nicht gleichgültig ist, wird hier eben so gut Befriedigung finden, als in den Schicksalen und Fährlichkeiten des „herrlichen Dulders Odysseus“ auf seiner Rückfahrt von Troja nach Ithaka. Wir glauben mit diesem Wenigen den Gesichtspunct, woraus wir den Zweck der vorliegenden Bearbeitung ansehen, hinlänglich angedeutet zu haben, und glauben, daß sie in dieser Beziehung füglich hätte unterbleiben können. Was aber die Art und Weise der Bearbeitung selbst anbelangt, so können wir ihr, da sie nun einmal ans Licht getreten ist, nur wohlverdientes Lob spenden. Sinn und Geist des Originals sind richtig aufgefaßt, was indessen bey so vielen vorhandenen Hülfsmitteln nur ein untergeordnetes Verdienst bleibt; die Sprache ist edel und dem Gegenstande angemessen, die Versification regelrichtig und fließend, und die Copie in jedem Falle von der Art, daß die Schönheiten des Originals darin wenigstens nicht verwischt erscheinen. Selbst manche heutzutage veraltete Sprechformen und Ausdrücke, als zween, die weil u. dgl. scheint der gewandte Herr Bearbeiter mit Recht den jetzt üblichen vorgezogen zu haben, weil dadurch ein gewisser alterthümlicher, treuherzig-naiver Ton erzielt wird, der den im Originale herrschenden einigermaßen ahnen läßt und seine Wirkung schwerlich verfehlen dürfte.

Es sey uns vergönnt am Schlusse dieser Anzeige und als Beleg uners Urtheils eine in jeder Beziehung höchst gelungene hexametrische Übersehung der Eingangerverse von J. A. Wolf *) und die Bearbeitung eben derselben von dem Hrn. Verfasser zur Vergleichung hier beizusetzen.

J. A. Wolf's Übersehung:

Nenne den Mann mir, o Muse, den listigen, welcher so vielfach
 Irret' umher, seitdem er die heilige Troja verheeret;
 Viel Wohnstätt' auch sah er und mancherley Sitten der Menschen.
 Viel in der Meerflut litt er des schmerzlichen Leid's im Gemüthe,
 Schaffend sich Rettung selbst, Heimkehr auch seinen Gefährten.
 Gleichwohl rettet' er nicht sein Volk, wie begierig er strebte;
 Denn durch eigenen Frevel erwarben sie Tod und Verderben;
 Thörichte! welche die Herd' Hyperions, des Erdenbeleuchters,
 Schmauseten; darum beraubte der Gott sie des Tages der Rückkehr.
 Dessen erzähle du uns auch ein Weniges, Tochter Kronions!

Hrn. Eytz's Bearbeitung:

Von einem schlaugewandten Manne hört,
 Der viel gesehen, weit umher gezogen
 Durch Menschenwelt und stürm'sche Meereswogen,
 Nachdem er Troja's heil'ge Burg zerstört.
 Wie Manches um sein Leben duld' er!
 Wie Manches um der Freunde Wiederkehr!
 Doch diesen Thoren hat ein grau'nvoll Sterben
 Sein bester Wille selbst nicht abgewehrt.
 Sie hatten ja (und dieß war ihr Verderben)
 Des Sonnengottes Herden aufgezehrt.
 Da schwand für sie der Heimkunft Wonnestunde. —
 Von allem diesen höret nun die Kunde!

Ex ungue leonem!

Als Merkwürdigkeit sehe hier noch eine vom Herrn Bearbeiter der Odysseusfage in der Vorrede angeführte Übersehung eben dieser Verse vom Jahre 1537 durch einen „Schaidenreifer“ genannt Minervius, welcher ebenfalls die ganze Odyssee frey in Reimen verdeutschte:

Göttinn des Gesangs, dich ruf ich an,
 Hilf preisen mir den thewren Mann,
 Der Land un fiedt durchranset hat,
 Geübt dazu manch gfabrlich that,
 Da er sein weislose Gefertt
 Aus nöthen gern errettet hett,
 Welch' doch all verdorben sind
 Faulend in Regen, Schnee und Wind
 Darumb, daß sie muthwilliglich
 Geraubet han der Sonne Viech u. s. w.

Die beigegebenen vier Umriffe nach Art der Flarmann'schen so wie die gesammte Ausstattung sind höchst empfehlenswerth, und wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß auch die Fortsetzung dem äußeren und inneren Gehalte nach dem entsprechen werde, was im gegenwärtigen ersten Bändchen in beyden Beziehungen geleistet wurde. F. v. F.

*) Wir wählen aus leicht begreiflichen Gründen vorsätzlich nicht die Wolf'sche Übersehung.

Berichtigung.

In unserm letzten Blatte, Nr. 29, Seite 230, in der ersten Zeile des Gedichtes „Der verstorbenen Geliebten,“ bitten wir die Worte:

„Bäume, Knospen, Blumen heben u. s. w.“
 durch nachstehende Lesart zu berichtigen:

„Bäume knospen, Blumen heben
 Sich auf schlankem Stiel empor u. s. w.“
 dann daselbst in der vierten Strophe, im vorlehten Vers, statt: „Wenn,“ zu lesen
 „Wann“ u. s. w.

(Mit Nr. 10 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 12. Mär; 1835.

31

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

(F o r t s e t z u n g.)

Emma schaute und schaute wieder, und versenkte sich allmählig in ein Meer von Bildern, die von Jinnen kamen und sie zuletzt ganz und gar des Conterfeyns im Wasser, der alten Sage, der Gesellschaft und der Welt vergessen machten. Auf die niedlichen Arme gestützt, lehnte sie über den Brunnen — ihr war unbeschreiblich selig zu Muthe.

Da kam es ihr vor, als bewege sich ein Schatten über die Flut hin, unwillkürlich heftete sie den Blick hinab und — o Wunder — unmittelbar neben ihrem eigenen Gesichte erschien ein zweytes, unbekanntes, männliches Antlitz, so traulich an das ihrige geschmiegt, als wolle es sich demselben eben durch einen zärtlichen Kuß verschwistern.

Mit einem Schrey des Erstaunens, dem sich unwillkürlich einiges Grauen beymengte, fuhr das Fräulein in die Höhe, — da gewahrte sie einen jungen Mann, der ihr ganz fremd war, auf einem Aste des nachbarlichen Baumes mühsam festgekammert, indem er mit stichlichem Interesse ihren Bewegungen zu folgen schien, und dessen Kopf das Wasser so wunderbar reflectirte.

Hoher Purpur tauchte in ihren Wangen auf, als der Fremde mit gesenktem Blicke eine Geberde der Entschuldigung gegen sie machte; gerne hätte sie Einiges zur Erklärung der Scene gesagt, allein sie vermochte keine Sylbe hervorzubringen. Beschämt schlug sie die Augen zur Erde, der Fremde aber warf noch einen langen ausdrucksvollen Blick auf sie, und verschwand hinter der Mauer.

Mit hochstiegenderm Busen, verwirrt und seltsam aufgereggt, trat Emma wieder in die Gesellschaft, die sich das weitere Benehmen des Fräuleins nicht zu erklären wußte. Den ganzen Abend hindurch zeigte sie sich einsylbig, verschlossen, und keine Frage war im Stande, ihr das Geheimniß zu entlocken. Sie war taub für alle Spöttereien, Scherze und spitzige Anspielungen, sie schien an dem Zeitvertreibe der Übrigen weiter nicht den mindesten Antheil

zu nehmen. Befremdet zuckten diese die Achseln, und Betty machte sich ernstliche Vorwürfe über ihre Neckerey.

Als Emma mit ihrer Mutter nach Hause ging, meinte sie eine Gestalt zu bemerken, die mit großer Aufmerksamkeit ihnen von ferne nachfolgte. Sie glaubte zu fühlen, wer der Beobachter sey, und ihr Herz pochte zum ersten Male ungestümer.

Emma hatte die Nacht nicht am angenehmsten zugebracht, und erhob sich des Morgens von ihrem Lager, ziemlich verstimmt und Kleinlaut. Seit gestern Nachmittags, das erkannte sie, war mit ihr eine Veränderung vorgegangen, die tief in das Gewebe ihrer Empfindungsnerven eingriff, ohne daß sie sich hätte Rechenschaft ablegen können, wie dieß Unkraut von Sentimentalität in dem gefunden Boden ihres heiteren, lebensfrischen Gemüthes habe Wurzel schlagen können. Daß das überraschende Erscheinen des Fremden sie einigermaßen außer Fassung gebracht, oder, wie man es in gutem pfundledernen Deutsch zu sagen pflegt, verblüßt habe, war außer allem Zweifel; allein worin lag denn eigentlich die unerklärbare Gewalt, womit alle ihre Gedanken willkürlich nach dem neuen Bilde hingerissen wurden? — Kam es ihr doch beynähe vor, als sey sie das arme Vögelchen, das die Ratter mit bestrickendem Blicke angestarrt hat, und das nun, zwar mit ängstlichem Sträuben, aber doch unwiderstehlich, ihr in den Rachen taumelt! — Sie war versucht, an den unheimlichen Zauber zu glauben, der, nach dem Volkswahne, in gewissen Augen liegen soll, und welcher über Jene, die ihm ausgesetzt sind, das Unglück hereinbeschwört. In der That bot sie Alles auf, um die Gestalt des Unbekannten von ihrer Seele hinwegzuseuchen; sie wechselte jede Secunde die Beschäftigung, sie mühte sich ab, immer neue Eindrücke hervorzurufen; doch überall tauchte die unheimliche Erscheinung hindurch, unvertilgbar stand das blasse, leidenschaftliche, wehmüthige und doch so glühende, bescheidene und doch bey Kühne Antlitz vor ihr, überall hin verfolgten sie jene flammenden Augen. Er war nicht schön, aber der ganze Typus des Gesichtes und der Figur höchst edel; er hatte nicht gesprochen, allein seine Blicke hatten für ihn geredet, hatten eine Sprache geredet, die vom Welt bis nach Botanybay verstanden wird, die überall höchst anmüthig und geistvoll klingt. Er schien unglücklich, sein Gesicht trug das Gepräge tiefen Leidens; ach, das war es wohl gewesen, was sie in so hohem Grade interessirte, denn das Weib besitzt den schönen Vorzug jenes Zartgefühls, das die unvernommene Stimme des Schmerzes in den Saiten der Seele aufnimmt und nachklingen läßt — nein, er war ihr kein Fremder mehr, seit sie ahnte, daß er das Glück nicht beherberge, der Zug des Herzens führte ihn ihr zu, als Freundin, Trösterinn, als Schwester. Und wer er wohl seyn mochte? — Seine Kleidung sein Benehmen; ein gewisses Etwas, das den Mann von Bildung unverkennbar characterisirt, bürgte dafür, daß er den besseren Kreisen der Gesellschaft angehöre. Der Nachbar hatte keinen Sohn oder männlichen Verwandten dieses Alters, auch war er kein Miethsmann desselben, denn sie kannte jede Person, die zum Hause gehörte, auch gab es in demselben Niemanden, der mit distinguirteren Personen irgend hätte in Berührung kommen können; zudem war das Städtchen klein und eine neue Erscheinung konnte nicht einen halben Tag hindurch der lieben Wißbegierde entgehen. — Sie zerbrach sich

den Kopf über dieses Räthsel, vermochte jedoch den Schlüssel nicht zu finden und warf sich schwellend, mißmuthig, unzufrieden mit sich selbst, in die Ottomane.

Sie blätterte in einem Buche, sie klimperte auf dem Piano, sie probirte eine neue Robe; vergebens, Nichts bannte ihre Grillen — sie fühlte brennendes Kopfweh.

Das grelle Licht im Zimmer belästigte sie, sie trat an das Fenster, um die Gardinen herabzulassen — ein Blick fiel durch die Scheiben auf die Gasse — ein Reiter tollte die Straße entlang — grüßte verbindlich. — Hilf Himmel! er war es selbst. —

Sie erröthete bis an die Stirne und prallte zurück, als wäre ein Blitz vor ihr in die Erde gefahren. Sie begriff sich nicht. Warum afficirte sie die Verneigung eines wildfremden Menschen so sehr? — Warum scheiterten seit seiner Begegnung alle ihre Versuche, sich der Erinnerung an ihn zu entäußern? Warum drängte sich nicht bey dem Gedanken an ihn jenes Heer von Sarkasmen, Witzeleyen und Bonmots ihrer Seele auf, wie bey der Vorstellung jener geistesarmen Schwindler, die sie bisher umschwärmt hatten? — Sollte in der That auch ihr Loos, gleich dem eines alltäglichen Mädchens, gefallen und ihre Bestimmung entschieden seyn, des stärkeren Mannes Preis zu werden für eine nichtsbedeutende Liebesgeschichte? —

Aber nein, wir wollen unsere Heldin nicht so unnatürlicher, unvernünftiger Empfindungen zeihen. Sie war allzusehr durchdrungen von dem Verufe ihres Geschlechtes, als daß sie nicht reines Beglücken durch Liebe für die höchste, herrlichste Aufgabe desselben gehalten hätte, nur hatte es ihr Stern bisher nicht gewollt, daß sie in einem Manne ihrer Bekanntschaft die Verwirklichung des Ideals gefunden hätte, womit sie, vielleicht ohne es selbst zu wissen, das Prunkkammerlein ihrer festäglichen Träumereyen ausgeschmückt; darum erschreckte sie im ersten Augenblicke die Möglichkeit, in eine süßliche Liebesintrigue zu gerathen, die sich in Mondschein-
szenen, Seufzern, zärtlichen Briefen ausdrückte, und für welche dann der hochzeitliche Altar eine bittere, lebenslängliche Enttäuschung bescherte. „Nimmermehr,“ — sie rief sie halblaut und mit Entrüstung, „nimmermehr will ich in einem Spiele Moitié machen, das nur Becken und Gänßchen verlocken kann, bey dem in der Regel beyde Theile verlieren, dessen Einsatz das köstlichste Gut, unser Seelenfriede ist.“

Die Jose hatte im Vorzimmer ihr Fräulein reden gehört, und trat ein, weil sie glaubte, sie werde gerufen.

In diesem Augenblicke galoppirte es neuerdings die Straße herab, husch war sie am Fenster, mechanisch die Soubrette neben ihr. Er grüßte wieder. Diesmal mußte sie ihm danken, wollte sie nicht als unartig erscheinen; es war ihr, als lodere ein Strahl von Freude in den bleichen Zügen auf; noch einmal schaute er zurück und verschwand dann um die Ecke.

„Kanntest du den wilden Reiter, Lisette?“ fragte das Fräulein die Jose schlaun ausholend.

Diese verneinte.

„Sonderbar, er zog doch den Hut und es schien diesem Fenster zu gelten.“

„Ich war der Meinung, der Fremde habe Sie im Auge, Fräulein.“

„Daß ich nicht wüßte.“

Sie zog sich wieder auf die Ottomanne zurück und verabschiedete das Mädchen, dessen Gegenwart ihr heute unleidlich vorkam.

Eine neue Welt schien sich in dem Sturme ihres Innern erzeugen zu wollen. Es war eine Befangenheit, eine Beklemmung in ihr, die sie nie gekannt hatte. Alles dünkte sie größer, schöner, freyer, und doch hätte sie weinen mögen und wieder jauchzen, und es überkam sie bisweilen, als müsse nun ein anderes Morgenroth aufgehen, als habe sie eben erst einen Schatz gefunden, der dem Leben seinen wahren Werth verleihen werde; und wieder durchzuckte sie eine unendliche Wehmuth, wie über den Verlust eines Kleinods, das nicht wieder zu ersetzen wäre. Das war zu viel, die Decke des Gemachs drückte sie, es litt sie nicht unter den stummen, todten, fühllosen Wänden, es trieb sie hinaus an die Brust der warmen, lebenden, mitempfindenden Natur, an ein pochendes Menschenherz — diese Seligkeit, dieser Schmerz drohten sie zu zersprengen.

Ein Bedienter rief sie zu ihrer Mutter, der sie auf einer Fahrt nach dem benachbarten Landsitze einer Freundin Gesellschaft leisten sollte. Freudig und bestürzt zugleich empfing sie die Einladung; freudig, weil sie eine Veränderung ihrer Umgebung wünschte und bedurfte — bestürzt, weil sie fürchten mußte, in dem Paradiese gestört zu werden, das sie bereits aus Phantasie, Ahnungen, Wünschen und Hoffnungen so gemüthlich aufzuzimmern begonnen hatte; inzwischen ließ sich die Parthie weder ablehnen, noch vermochte sie das auch und erklärte sich somit willig, dem Befehle der gnädigen Mama zu entsprechen.

Als sie vor den Spiegel trat, glaubte sie ein fremdes Gesicht darin zu erblicken, eine solche Umwandlung war in diesen wenigen Stunden mit ihren Zügen, mit ihrem ganzen sonst kindlich harmlosen, höchstens ein wenig schallhaften Wesen vorgegangen, das Bild in dem Krystalle zeigte ihr eine grazienhafte, selbstbewußte, würdevolle Jungfrau.

Dem Mutterauge entging die Verklärung nicht, welche auf den Wangen der Tochter schwebte; wohlgefällig lächelte es sie an, die Matrone mochte wohl erkannt haben, daß für ihr Kind der entscheidende Moment eingetreten sey, wo das Herz eine Stimme bekommt, die im Rathe des Lebens gewöhnlich den Ausschlag gibt.

Sie forderte Emma nicht auf zum Vertrauen, denn sie wußte, daß diese, gewohnt, in ihr ihre älteste Freundin zu sehen, ihr nie irgend Etwas verheimlicht hatte; sie war überzeugt, daß dieß auch jetzt der Fall seyn würde, wenn ihre Vermuthung sich erwahren sollte; allein das Gemüth der Jungfrau, die zum Selbstbewußtseyn erwacht, ist nicht selten eifersüchtig auf die neuerkannten Vorrechte, weshalb es sich dann gewöhnlich selbst denjenigen nicht zu erschließen pflegt, die ihm sonst am nächsten standen, gleichsam als fürchte es, den ahnenden Engel zu verscheuchen, der sich in seine heimlichsten Falten herabsenkte.

Einsylbig saß Emma an der Mutter Seite im Wagen, sie schien zerstreut und gab oft verkehrte Antworten auf die an sie gestellten Fragen; allein ein erhöhtes Feuer leuchtete über ihr Antlig, eine sehnstüchtige Schwärmerey lag in ihren Blicken, und die Matrone schüttelte bedenklich über so viele Symptome, und des gestrigen Abends eingedenk, das Haupt.

Ein Reiter kam des Weges gesprengt, blickte in die Kutsche, riß den

Hut ehrerbietig herab, und schaute noch unzählige Mal zurück, als der Wagen passirt war, und er fast unmittelbar hinter demselben sein Pferd anhielt.

„Kannstest du den Fremden?“ fragte Frau v. Rheinberg ihre Tochter, die verwirrt, Purpur von der Stirne bis an die Fingerspitzen, im Fond lehnte. — Das Fräulein verneinte.

„Wie kam es also, daß er hereingrüßte? — Mich dünkt, ich hätte den Menschen nie gesehen.“

Emma zuckte die Achseln und meinte mit zitterndem Flüstern, es könne vielleicht nur eine ganz gewöhnliche Höflichkeit gewesen seyn, Reisenden von Stand, denen man unter Weges begegnet, eine übliche Aufmerksamkeit zu bezeigen; allein es lag Etwas in ihrem Tone, das dieser Vermuthung widersprach, wenn auch ihre offenbare Befangenheit nicht gegen sie gezeugt hätte.

Frau von Rheinberg heftete einen ernsten Blick auf ihre Tochter und fragte bedeutungsvoll: „Ich hoffe, du sagst mir die Wahrheit, Emma?“

Das Fräulein senkte beschämt den Kopf auf die Brust und lispelte schmolend: „Gewiß, Mutter, ich kenne den Fremden durchaus nicht.“

Die Matrone schwieg, und man langte ziemlich verstimmt, ohne daß die Stille weiter von einer Seite unterbrochen worden wäre, auf dem Landgute an.

Es begreift sich nach dem Vorausermähnten leicht, daß Emma daselbst nicht die angenehmsten Stunden verlebt. Mit einem Gemüthszustande, wie der ihrige war, paßt man nicht für die Gesellschaft, da man nothwendigerweise zerstreut, befangen, übellaunig erscheinen muß, und es gehört keineswegs zu den löblichen Gebräuchen der sogenannten gebildeten Zirkel, ein Individuum, in welchem die allgemeine Heiterkeit keinen Anklang findet, durch Bitten, Fragen, Äußerungen von Theilnahme u. dgl. der Geselligkeit gewinnen zu wollen; eine Stimmung dieser Art fordert Einsamkeit oder Nichtbeachtung, je nachdem sie durch wirkliches Leiden oder durch gereizte Eitelkeit herbeigeführt wurde: im ersteren Falle wird sie sich mit ihrer Kummerniß vertraut machen, die andere wird durch die Beschämung, sich nicht als unentbehrlich betrachtet zu sehen, am sichersten geheilt werden.

Auch über Emma war ein Sturm wohlmeinender Besorgnisse, Rathschläge und Bitten ergungen; sie dankte demnach dem Himmel, als ihre Mutter das Zeichen zum Aufbruche ertheilte, noch mehr aber, als sie wirklich im Wagen saß, denn die gute Verwandtinn hatte aus einem Übermaß von Ängstlichkeit lange Zeit gar nicht zugeben wollen, daß das Fräulein nach Hause zurückkehre, denn, wie sie versicherte, bekam das Rütteln einer Carosse der Migräne, womit Emma sich entschuldigt hatte, gar nicht wohl, und es bedurfte einer langwierigen Unterhandlung, ehe die Fahrt bewilligt wurde, von der die fingirte Kranke sich Wunder versprechen mußte, ehe sie dieselbe durchsetzte.

Endlich fuhr der Wagen ab, doch Emma gerieth nun erst vollends aus dem Regen in die Traufe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der gefrorne See.

Den See mit seiner Fläche
Bedecken Eis und Schnee,
Wo sonst nur Fischlein zogen,
Springt nun der Fuß vom Reh.

Ihr Wellen, sonst so schäumend,
So voll von Übermuth,
Hat euch der Nord bezwungen,
Und ist nun todt die Flut?

Ich kann es, nimmer glauben
Das Eis bedeckt vielleicht
Manch ein geheimes Leben,
Wo tief die Nixe streicht.

Wer weiß es, ob da unten,
Nicht Kampf und Lust und Schmerz
Sich jagen in des Winters
Verschloß'nem Haus von Erz?

Wer ahnt oft, wie es stürmet
In mancher Brust und glüht,
Wenn sie dem blöden Auge
Sich winterlich umzieht?

F. F. v. B. v. B.

Correspondenz-Nachrichten.

London, im December 1834.

So wenig ich auch geneigt bin, Ihren Landsleuten den Ruf unbegrenzter Wohlthätigkeit, auf den sie sich so wohlgegründete Ansprüche erworben, im geringsten zu schmälern, so wage ich doch zu behaupten, daß sie es sehr wunderlich finden würden, wenn die Einwohner von London ihnen zumutheten, Collecten für sie zu sammeln, um sie in den Stand zu setzen, ihre beyden Parlamentshäuser aufzubauen. Bey uns verhält es sich anders; obgleich der Ruf der Großmuth, dessen die Engländer einst genossen, sich im Verlauf der Zeit bis auf einen bloßen Schatten entkörpert hat, obgleich wir selbst große Verluste durch Feuersbrünste erlitten (außer den beyden erwähnten Häusern wurden in kurzer Frist das zehnte Stockwerk hohe, vom Keller bis zum Boden mit Waaren angefüllte Magazin der H. H. Dover und Comp. in Liverpool, das Post-Office-Packet, Thetis, und ein anderes einem angesehenen Handelshause gehöriges Fahrzeug ein Raub der Flammen), so war doch, sobald sich die Nachricht vom Brande in Wiener Neustadt hier verbreitete, alsogleich eine Subscription zum Besten der Abgebrannten eröffnet, und die Häuser Rothschild, Lloyd und Comp. und Lloyd's Kaffeehaus unterzogen sich der Mühe die Beiträge anzunehmen. Bey Ihnen folgt man dem klugen Grundsatz, daß die Liebe daheim anfangen müsse, wir senden sie auf Reisen, unsere Kosmopoliten umfassen das Ferne damit, und glauben sich dadurch das Recht zu erwerben, zu Hause kalt und hartberzig zu seyn.

Der Bau des Themse-Tunnel, den man lange Zeit mit dem Namen eines großartigen Unternehmens beehrte, hat nach und nach den Charakter eines höchst langweiligen angenommen; in den Arbeiten daran ist ein gänzlicher Stillstand eingetreten; an der Stelle, wo man damit aufgehört, sind Spiegel angebracht, die dem Werke das Ansehen der Vollendung geben sollen, denn das, was daran fertig ist, wird bey Gasbeleuchtung für Geld gezeigt.

Wir haben seit einiger Zeit öfter Gelegenheit gehabt den Geschmack der Amerikaner in der Bühnenkunst, durch das Spiel amerikanischer Künstler auf unserer Bühne, kennen zu lernen. Vor nicht langer Zeit spielte Miss Clifton aus New-York auf den Brethern von Covent-Garden. Ich sah sie als Belvidera in „Venice preserved,“ und ihr Spiel befestigte mich in der Meinung, die frühere Gäste aus Amerika mir über amerikanische Schauspieler beigebracht; sie scheinen in dem Glauben befangen, ein Schauspieler genüge vollkommen allen Forderungen, welche an seine Kunst zu stellen die Welt berechtigt ist, wenn er Nichtbares leistet; sie bieten, was Bühnenkenntniß und Fleiß — Fleiß, der die Kunst nicht als Zweck, sondern als Mittel, als Mittel Geld zu verdienen, betrachtet — zu bieten vermögen; mit Genie sich zu befassen, kommen sie mir viel zu vernünftig, viel zu gefest vor; natürlich rächt sich das Genie, und besaßt sich auch nicht mit ihnen. Eine kurze Schilderung von Miss Clifton's Spiel mag mich wegen des Gesagten rechtfertigen. Hervorstechende Stellen spricht sie fast immer auf eine des Inhalts würdige Weise, und wenn sie glaubt erschüttern zu müssen, weiß sie wahrhaft schöne, der Natur abgeborgte Attitüden anzunehmen. Da es ihr um Effect zu thun ist, verwendet sie den größten Fleiß auf die Darstellung leidenschaftlicher Gemüthszustände. Als Belvidera bewies sie dadurch Mangel an Tact, an genialem Erkennen des Wesentlichen ihrer Rolle, denn Belvidera's Sieg ist durch Milde und gar te Weiblichkeit bedingt. Ubrigens ist ihr Aussehen und ihr Organ ihren Bestrebungen nicht günstig; ihr Gesicht ist ohne Ausdruck, ihre Gestalt lang und mager, ihr Gang ohne Grazie, ihre Stimme ohne Modulation.

(Der Schluß folgt.)

Musicalische Literatur.

„Grand Rondeau brillant“ pour le Piano-forte avec accompagnement d'Orchestre ou de Quatuor (ad libitum). Composé par Charles Czerny. Oeuvre 283. Mayence, Paris et Anvers chez les fils de Schott.

Czerny, und jeder Tact Czerny! Nach einer nicht gar zu langen Einleitung, andante maestoso, kommt eine beynahe zu lange Terza, die nach langem Hören endlich in das Thema des Rondo's leitet, welches gerade keine gar zu ansprechende Melodie enthält. Nach dem kräftigen Eingreifen eines kurzen Tutti, fängt die Clavierstimme ihr mühevolleres Werk an, es häufen sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, die durch das kurze Nebenthema in C nur wenig unterbrochen, in der Hauptpassage (mit „brillante“ bezeichnet) ihren Culminationspunct finden, und nach deren Schluß, den ein ungeheurer Octavenlauf mit der rechten Hand zu erkennen gibt, der Spieler von Schweiß triefend, wünscht, dies möchte schon das letzte Solo gewesen seyn, die Zuhörer aber, voll christlicher Liebe, diesen Wunsch mit ihm theilen. Dieser ganze Verlauf wiederholt sich noch einmal, nur statt in C in F; — als Übungsstück mag dieses Rondo dem fertigen Clavierspieler wohl nicht unwillkommen seyn, allein zur Production ist es nicht geeignet; denn es ist fürwahr für den Zuhörer kein angenehmes Gefühl, in einem fort ein Accumulat von Schwierigkeiten sich entwirren zu hören. Möchten doch alle Compositeurs von Concertstücken und alle Tonkünstler überzeugt seyn, daß bloße mechanische Fertigkeit noch nicht Kunst ist, und denjenigen, der sie besitzt, deswegen allein noch nicht zum Künstler stempelt. Nur wer das Gefühl zu rühren versteht, und sey es auch in noch so einfachen Weisen, kann Anspruch auf den Namen eines Künstlers machen.

Bei obigem Werke ist Orchester- oder Quartettbegleitung, und selbe von Czerny, wie immer, recht zweckmäßig behandelt. Durch kleine in der Solostimme angebrachte Noten, welche die Tuttistellen bezeichnen, wird jede Begleitung entbehrlich gemacht, und dadurch dieses Stück im Allgemeinen brauchbarer. Die Auflage ist schön und correct.

W. A. Mozart. Ouverture aus der Oper „die Zauberflöte“ gesetzt für 2 Piano-forte auf 8 Hände, von Felix Bal. Beutel von Lattenberg. Preis 1 fl. 15 kr. CM. Prag bey Marco Berra.

Der Arrangeur hat gesorgt, daß jeder Spieler seinen Antheil habe, ohne daß er

Schwierigkeiten besiegen darf. Es wird daher Vielen angenehm seyn, dabey mitzuwirken.

C. Spontini. Ouverture aus der Oper: „Ferdinand Cortez,“ gesetzt für 2 Piano- forte zu 8 Händen von Felix Sal. Beutel von Lattenberg. Preis: 2 fl. CM. Prag bey Marco Berra.

Es läßt sich dasselbe wie bey der vorigen Ouverture bemerken, nur werden die Spieler die vorige ältere, weit später satt werden, als die gegenwärtige neuere.

Introduction et Polonaise für die chromatische oder Klappentrompete mit Begleitung des Orchesters, von Joseph Höffner. Preis: 1 fl. 45 kr. CM. Prag bey Marco Berra.

Ein heiteres Tonstück, womit sich ein guter Trompeter vortheilhaft auszeichnen kann. Die Begleitung des Orchesters ist ganz zweckmäßig.

Le Bijou. Adagio et Rondo pour Flûte et Pianoforte concertants, dédié à ses belles-soeurs Demoiselles Marie et Anne' Schmidt par leur ami A. B. Fürstena u. Oeuvre 96. Prix 1 fl. 15 kr. M. d. Conv. Prague chez Marco Berra.

Daß der Verfasser ein guter Flötenspieler, daß er vielleicht auch kein ungeübter Clavierspieler ist, läßt sich ziemlich bald beurtheilen; aber eben so bald sieht man, daß er die Composition höchstens in so weit studiert hat, um seine Bravourstücken zu Papier bringen zu können. Gleich zwischen dem 7. und 8. Tact merkt man, daß er mit dem Rhythmus nicht einig ist, und die Zwischenspiele des Fortepiano im $\frac{6}{8}$ Tact beurkunden eine große Unkunde in der Modulation. Möglich ist's, daß er geglaubt hat, sich recht vortheilhaft zu zeigen, indem er tapfer durch Dick und Dünn geht; aber es muß ja überall ein Maß und ein Ziel seyn, und was aus dem Stegreife gespielt wird, leicht Bewunderung erregt, erweckt Ekel, wenn man es geschrieben sieht; denn das eine schießt vorüber, das andere will für ewige Zeiten dastehen. Wir wollen hiermit nicht läugnen, daß es auch manche sehr hübsche Stellen darin gebe, aber wir meinen, daß dasjenige, was man der Welt vorlegen will, viel mehr Ordnung haben müsse, als das gegenwärtige Bravourstück zeigt. Schade, wenn ein Componist bey seinem 96. Werke noch solche Blößen zeigt! Die Auflage ist schön.

Trois Polonaises pour le Pianoforte composées par J. W. Kalliwoda, Maître de Chapelle de S. A. S. le Prince de Fürstenberg. Prix 30 kr. CM. Prague chez Marco Berra.

Sie sind leicht und angenehm, ohne sonst ausgezeichnet zu seyn. Ob das zweite Trio der ersten Polonaise nicht ganz dem Charakter dieser Tanzgattung widerspricht, mögen geborne Polen entscheiden.

Modebild XI.

Kleid von Tulle-illusion mit hoher Falbe und Säumen, nach einem Originale des Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Blondhaube, mit Blumenguirlanden geziert, ist nach einem Originale von M. Lang er, Annagasse Nr. 986.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für

Kunst Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 14. Mär; 1835.

32

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hien gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

(Fortsetzung.)

Frau von Rheinberg war mit dem Betragen ihrer Tochter sehr unzufrieden gewesen und machte diesem Gefühle unter vier Augen Luft. Sie wollte platterdings die Ursache des bösen Humors wissen, von welchem die sonst so Frohsinnige heimgesucht war, und ließ ihr nicht undeutlich merken, daß sie im Verdachte irgend eines Liebesverhältnisses habe, für das sie die mütterliche Billigung nicht hoffe; auch sprach sie sich dießfalls mit einer Strenge aus, die weit eher geeignet war, das aufkeimende Vertrauen niederzuschlagen, als es zu befördern.

Es waltete demnach kein freundlicher Geist über dem Gespräche; der Mutter Stirne lag in düsteren Falten und der Tochter Zunge war gefesselt, entweder von dem herben Tone der Matrone oder durch jene Scheu, die einer ersten Liebe so natürlich ist. Bald herrschte tiefe Stille in der Kutsche, nur durch das Rollen der Räder und das Commando des Kutschers oder seiner Peitsche unterbrochen.

Der Abwechslung willen hatte man den Rückweg nicht auf der gewöhnlichen Straße, sondern in einer andern Richtung genommen, die viel Mannigfaltigkeit der Gegenstände bot, und zuletzt romantisch durch ein Wäldchen führte, das sich einen sanft aufsteigenden Bergesrücken hinanzog.

Die Kasse schienen mit großer Anstrengung weiter zu kommen; vielleicht aus Mitleid, vielleicht auch nur, um für ein Weilchen aus dem peinlichen Gesichtskreise des schwergefurchten mütterlichen Antlitzes zu kommen, erbat sich das Fräulein die Erlaubniß, bis zur Spitze des Berges, wo zugleich die Waldparthie ihr Ende erreicht hatte, zu Fuße wandeln zu dürfen — ein stummes Kopfschütteln ertheilte ihr die Bewilligung und sie stieg aus.

Langsam schlenderte sie den schattigen Pfad empor, den Strohhut am Bande über den Arm tragend. Auch wandelte sie keineswegs allein, ein ganzes Gefolge lustiger Bilder schloß sich ihr an — der Unbekannte eröffnete den Reigen — ach sie glaubte zu fühlen, daß sie ihn nicht wieder los

werden würde, als auf Bedingungen, die ihr zur Zeit noch ein Gräuel dächten.

Sie athmete tief auf, als sie kaum nach einer Viertelstunde sich nur noch eine geringe Strecke von dem Waldesende fern sah, es war der Punkt, wo sie wieder ihren Sitz einnehmen, wieder den finsternen Blicken oder dem Strassermönch der Mutter Stand halten mußte. Sie fand darin viele Ähnlichkeit mit dem Leben, in welchem man ebenfalls der Lichtpunkte kaum froh geworden ist, wenn bereits der Tod, der Ausgang aller hellen und dunklen Parthien, uns unnachlässig abruft vor den Richter.

Der Weg lief hier sehr schmal zusammen, so zwar, daß man nur mühsam neben einem Fuhrwerke passiren konnte, zu beyden Seiten stiegen Felswände empor.

Emma hielt sich dicht hinter dem Wagen, um sogleich zum Einsteigen bereit zu seyn, sie sah dem Augenblicke, der dieß heißen würde, nicht eben sehr vergnügt entgegen.

Plötzlich rauschte es heftig in dem Buschwerke, das den Wald säumte, ein Hirsch fuhr in majestätischem Sprunge hervor, und setzte pfeilgeschwind, hart an den Pferden vorbei, über die Fahrstraße. Erschreckt prallten die Säule zurück, bissen in die Stangen, bäumten sich wild empor, und drängten in blinder Verwirrung zurück.

Emma wurde des Vorfalles erst gewahr, als der Angstschrei der Mutter und das Fluchen des Kutschers sie aufmerksam machte; erlassend schaute sie auf — beynah wäre sie ohnmächtig hingefunken, denn die Wagenräder waren dicht an sie herangerollt, und eine Minute Verzug mußte sie zerquetscht an die Klippen hämmern.

Die Sinne vergingen ihr, da schrillte ein furchtbarer, unarticulirter Schrey aus heiserer Kehle, entsetzlich, beynah unheimlich klingend, an ihr Ohr, und sie fühlte sich mit Riesenkraft auf ein Felsenstück emporgerissen. Gleich darauf standen die Rosse, von einer gewaltigen Faust gebändigt, und Frau v. Rheinberg trippelte ängstlich an die Tochter heran.

Halb bewußtlos ließ sie sich in den Wagen heben, wie im Traume hörte sie Worte des Dankes, von der Mutter an einen Dritten gerichtet — sie blickte auf — es war der Fremde vom Brunnen, dessen Augen in unruhiger Spannung auf ihr hafteten.

Wie elektrisches Feuer zuckte es durch ihre Adern, mit aller Anstrengung raffte sie sich auf, der Unbekannte aber hatte sich hinter den Felsen verloren.

Emma war am nächsten Morgen kaum aufgestanden, als eine eintretende Zofe ihr den mütterlichen Befehl zu wissen machte, sich ungesäumt in Reisekleider zu werfen.

Das Fräulein erblaßte. „Ein sehr unzeitiger Scherz,“ stammelte sie dann, indem sie dem Mädchen halb fragend, halb ängstlich in die Augen sah.

„Kein Scherz, Fräulein,“ war die Antwort. „Gleich nach Ihrem Zuhausekommen gestern Abends befohl die gnädige Frau, in größter Eile zu packen und Alles zur Reise nach der Residenz in Ordnung zu bringen. Das ist denn

auch, mit Zuziehung der Nacht, glücklich zu Stande gekommen, aber außer Ihnen, Fräulein, hat Niemand im Hause ein Auge geschlossen.“

Emma kannte ihre Mutter, ein einmal gefaßter Entschluß mußte bey ihr ins Werk gesetzt seyn, mochte die Ausführung auch noch so schwierig scheinen; auch fiel es ihr durchaus nicht ein, gegen den Beschluß Einspruch zu thun; indessen kränkte sie das Geheimniß, das man gegen sie zu beobachten für gut befunden hatte, so wie es ihr andertheils wieder nicht viel besser denn als Tyranny erschien, sie ungefragt aus allen ihren bisherigen Verhältnissen, von denen manches vielleicht anziehend für sie geworden seyn konnte, herauszureißen, besonders aber konnte sie an ihren unbekanntem Ritter nicht ohne jenes Zagen denken, das ein sicherer Vorbothe verschwiegener Liebe ist. Was mußte er von ihr denken, wenn sie nun so plötzlich verschwand? Welch' ein Heer von Vermuthungen reihete sich an dieß Unsichtbarwerden an, und wer bürgte ihr dafür, daß nicht Wasen und Klatschmäuler es zu ihrem Nachtheile auslegten? Den Gedanken, ihn vielleicht nie wiederzusehen, der sich nur allzu natürlich aufdrängte, konnte sie vollends gar nicht hinunterwürgen, und sie mußte sich am Ende gestehen, daß ihr Herz, vielleicht gegen ihren Willen, mit dem Bilde des Fremden bereits in zu große Vertraulichkeit gerathen sey, als daß eine Entfernung so vieler Meilen, als zwischen hier und der Hauptstadt lagen, ihr hätte gleichgültig seyn können.

So viel sah sie wohl ein, daß es vorläufig am gerathensten sey, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und der Mutter einen Gleichmuth zu zeigen, der ihr einen Theil ihres Triumphes verderben würde; sie ließ sich demnach vom Frühstück entschuldigen, kleidete sich in einen Reisehabit und traf alle Vorkehrungen zu der bevorstehenden Fahrt.

Daß Mama triftige Gründe haben müsse, ließ sich von der weltklugen, besonnenen Dame wohl erwarten; allein von welcher Art konnten dieselben seyn und warum durfte die Tochter nichts davon wissen? Sollte etwa ein Verdacht — nein, nein, das war nicht möglich — war ihr selbst doch das Verhältniß mit dem Unbekannten noch ein halbes Geheimniß — oder vielmehr: bestand denn wirklich ein solches? konnte das Begegnen, das gegenseitige Anstarren, konnten Blicke, denen nicht einmal ein Wort zur Paraphrase beygegeben worden war, konnte ein Zufall wohl mit Grund als Bestandtheile eines Verhältnisses angesehen werden, das der Mutter Anlaß zur Unruhe zu geben vermochte? und dennoch — genau betrachtet waren jene Blicke, jene Begegnungen nicht von der Art gewesen, daß sie, auch ohne einen Dolmetsch, deutlich genug sprachen? — sind die Strahlen der Augen, sind gewisse Zufälle nicht recht eigentlich der Regenbogen, der die Erde mit dem Himmel, der Seele mit Seele, Liebe mit Liebe verbindet?

Das Fräulein verlor sich in diese und ähnliche Gedanken; beynähe hätte sie darüber der Reise vergessen, wenn nicht das Vorfahren des Wagens sie wieder zur Gegenwart zurückgerufen hätte. Hastig vollendete sie ihren Anzug, verabschiedete das Köschchen und warf sich in einen Armstuhl, erwartend, daß man sie zur rechten Stunde abrufen werde, um in den Wagen zu steigen.

Sie kannte den Scharfblick ihrer Mutter und ging daher im Geiste noch einmal das Abenteuer von gestern durch, um zu erforschen, ob nicht etwa ein unbewachtes Wort zum Verräther geworden sey; sie ließ in Gedanken die Ereignisse seit dem ersten Erscheinen des Fremden vorübergehen — es war

schlechterdings undenkbar, daß die Matrone irgend etwas Bestimmteres ahnen konnte; vergnügt sprang sie auf und trat vor den Spiegel.

Wie sah sie heute aus? — Schon wieder ein anderes Gesicht blickte ihr aus dem Glase entgegen. — Himmel, wie verstört diese Augen, wie glühend der Teint, wie aufgereggt, leidenschaftlich das ganze Wesen!

Sie erschrak — mit einem so ganz umgewandelten Aeußern, wie sollte sie der Mutter unter die Augen treten, ohne sich und ihren Seelenzustand Preis zu geben? Zum ersten Male griff sie nach dem Schminkdöschen und versuchte durch einige weibliche Gaukelkünste den Aufruhr ihres Innern zu verhüllen — umsonst; die ungeübte Hand leistete entweder schlechte Dienste oder der Widerstand war zu groß, um sich durch so leichtes Gegengift bewältigen zu lassen, es gelang ihr durchaus nicht die Maske zu vollenden, immer tauchte der Verrath steigend wieder empor.

Da wurde sie abgerufen, resignirt wankte sie die Treppe hinab, bezeugte der harrenden Mutter mit einem Handkusse ihre Ehrfurcht und stieg, ohne einen Laut herauszubringen, in die Kutsche.

Die Peitsche knallte, die Pferde setzten sich in Bewegung, der Postillon blies, und fort ging es, die Gassen entlang, nach vielen Fenstern hinaufgrüßend, vielen Vorüberwandelnden zunickeend, nach manchem bekannten Plätzchen mit Abschiedsgedanken umschauend.

So lange der Weg zwischen den Häusern dauerte, war an Zwischensprache unserer Reisenden nicht zu denken; als indessen die Stadt zu Ende war, die Straße eine freyere Aussicht bot und allmählig nur mehr die Natur und der Himmel sich den Blicken darboten, mußte endlich die Bahn gebrochen werden, die zur wechselseitigen Mittheilung führte. Emma's Herz schnürte sich immer bänglicher zusammen, die Wolken auf der mütterlichen Stirne schienen eben kein allzu erfreuliches Prognostikon zu stellen.

Leise seufzend ging sie mit sich zu Rathe, von welcher Seite sie wohl die Initiative stellen sollte, um nicht vielleicht einen Miston anzuklingen. Frau von Rheinberg ersparte ihrer Tochter die Mühe, indem sie zuerst das Gespräch eröffnete.

„Wer war der Fremde gestern?“ begann sie mit einer Herbeheit und Schärfe im Ausdrucke, die zu erkennen gaben, daß sie mit Zuversicht spreche, und keine Ausflüchte hören wolle.

Emma's Stirn und Wangen standen in heller Blut.

„Der Fremde?“ stotterte sie nach einer Pause, in der die Überraschung ihr die Fähigkeit zu reden gehemmt hatte, „ich weiß es nicht.“

„Keine Unverschämtheit! er kennt dich, du ihn, versuche nicht mich etwa täuschen zu wollen; wer war der Fremde?“

Das Fräulein legte die Hand auf das Herz und versicherte noch einmal, daß sie ihn nicht kenne.

„Wie?“ fuhr die Dame mit steigender Erbitterung auf, „wagst du es, deiner Mutter mit solcher Stirne zu läugnen, was nur einem Blinden oder Thörichten entgehen konnte? — oder hatte ich mich getäuscht, als ich in den Blicken, womit er dich verschlang, in den sehnsüchtigen Augen, mit welchen du ihn suchtest, die deutlich ausgesprochenen Anzeigen eines Verständnisses entdeckte? Rede, hätte ich mich wirklich getäuscht? oder wäre es Lüge, was mir das Gefinde erzählte, daß ein Abenteurer dieser Art wohl zwanzigmal

des Tages an unserm Hause vorübertröferte und daß er jedesmal, wenn du am Fenster ersiehst, mit einem ehrerbietigen Gruße seine Bekanntschaft zu erkennen gab? Unterstehst du dich noch ferner dein Lügen fortzusetzen, oder wirst du etwa alle diese Thatsachen als Unwahrheit erklären?“

„Keineswegs,“ erwiderte das Fräulein gereizt, „dessen ungeachtet aber kenne ich ihn nicht mehr noch weniger als du selbst, Mutter, wiewohl ich jedenfalls überzeugt zu seyn glaube, daß du ihm mit der Benennung: Abenteuerer, doch wohl zu viel Ehre angethan haben möchtest.“

Hierauf berichtete sie aufrichtig Alles, was zwischen dem Fremden und ihr vorgefallen war, wie wir es auch bereits wissen, und erneuerte am Schlusse die Betheuerung, daß sie von den Verhältnissen jenes Menschen nicht die entfernteste Kunde habe, daß es aber begreiflich seyn dürfte, wenn so viele Seltsamkeit in den obwaltenden Umständen einigermassen auf sie einwirke, so wie man es auch wohl kaum unrichtig deuten könne, wenn sie dem Gruße danke, der mit Zuvorkommenheit gebracht worden, zumal als die ganze Persönlichkeit des Grüßenden einen Mann von Stand und Bildung errathen lasse.

Frau von Rheinberg hörte mit aller Aufmerksamkeit das Geständniß ihrer Tochter an; aus der Art der Darstellung und aus der Charakteroffenheit der Jungfrau konnte sie ohne Mühe die Überzeugung von deren Wahrheit gewinnen, und beruhigte sich demnach vollkommen über den Argwohn einer heimlichen Liebchaft. Inzwischen schien es ihr doch keineswegs, als wäre das Verhältniß der beyden jungen Leute so ganz unverfänglich, um der Entwicklung desselben ruhig und ohne Beachtung zuzusehen. Die Erfahrung eines vielbewegten Lebens hatte sie gelehrt, daß in dem Alter, worin Emma stand, dergleichen Eindrücke allen Fleißes dem jugendlichen Gemüthe fern gehalten werden müssen, weil dasselbe sich ihnen nur allzu leicht hingibt, und wenn auch kein anderer Schade daraus erwächst, zum wenigsten von ihnen einen Anstrich von romantischer Schwärmerey enthält, der nur allzu häufig gängliche Untüchtigkeit für das praktische Leben herbeiführt. Sie liebte aber ihr Kind mit zu aufrichtiger Mutterzärtlichkeit, auch war sie zu lebensklug, als daß sie nicht Alles hätte anbieten sollen, die Verbildung Emma's zur mondsüchtigen Schwindlerin möglichst zu verhüten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Knabe und seine Blumen.

Dort drunten am Bache
Steht traurig der Knab,
Und schaut in die Wellen,
Wirft Blumen hinab.

Fort schwimmen die Blumen
So schnell und so gern,
Als lockte sie freundlich
Ein Eden von fern.

Der einsame Knabe
Spricht also zum Bach:
„Haß alle genommen,
Nimm selber mich nach!“

Was blöden die Lämmer
Die traurigen dort?
Sie suchen den Knaben,
Ihr Knabe ist fort. —

J. E. Klemm.

Correspondenz-Nachrichten.

London, im December 1834.

(S c h l u ß.)

Nicht leicht wohl gibt's in irgend einem Lande so viel Leute, die einen Stolz darin suchen, in Dingen, die sie nichts angehen, zu excelliren, als in England. Wie viele Geistliche haben wir nicht hier, die es sehr gleichgültig anhören, wenn ihnen zu Ohren kommt, daß man sie für schlechte Seelsorger hält, die aber in Feuer und Flamme gerathen und, um das Gegentheil zu beweisen, die höchsten Wetten anbieten, wenn ihnen zu verstehen gegeben wird, daß man an ihrer Geschicklichkeit im Billardspiel oder im Reiten zweifelt. So legte unlängst in Folge einer Wette Mr. Kempton, ein Dragonerofficier von der Garnison zu Hampton, eine Strecke von ungefähr 45 Meilen — von Westminster Bridge bis Hampton Bridge und wieder zurück — in einem leichten Kahn, den er selbst ruderte, in 7 Stunden zurück. Der Kahn, mit welchem er die Fahrt machte, die von den geschicktesten Bootsleuten auf der Themse für ein Heldenthat erklärt wird, ist aus Scale's, des berühmten Bootbauers, Werkstatt, und wiegt bey einer Länge von 27 Fuß nicht mehr als 82 Pf. Mr. Kempton fuhr Nachmittags 19 Minuten nach 1 Uhr, ungefähr eine Stunde vor dem hohen Wasser, von der Westminster Bridge ab, und erreichte Hampton Bridge in 3 Stunden 33 Minuten; da er auf der Rückfahrt nicht mit dem Strome zu kämpfen hatte, so war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er seine Wette gewinnen, und Westminster Bridge noch vor Ablauf der in der Wette festgesetzten 7 Stunden erreichen werde. Da er aber einige Zeit still lag, um sich Erfrischungen vom Ufer bringen zu lassen und um zu rauchen, so gelangte er erst 2 1/2 Minuten nach Verlauf der festgesetzten Frist am Ziele seiner Fahrt an. Mr. Kempton verlor bey dieser Wette 100 L., die er gegen 70 gefetzt, gewann aber 70 L. von einer andern Partey, welche diese Summe gleichfalls gegen 100 L. von seiner Seite gewettet hatte, er werde die Fahrt nicht in 7 1/2 Stunden vollenden.

Die Lust am Wetten ist bey uns so groß, daß die Erwartung des Publicums durch ein oder das andere wunderliche Vorhaben immer wach erhalten wird. So ist man jetzt sehr gespannt auf den Ausgang eines Wettlaufes, der in Kurzem zwischen einem großen Newfoundland-Hunde und einem 13 Hände hohen Klepper Statt finden soll. Der Hund soll in einen eigens für ihn erbauten Karren gespannt werden, der Klepper einen Wagen ziehen; als Kutscher werden die Eigenthümer der beyden Thiere figuriren. Der Herr des Hundes wiegt 20 Stein; über das Gewicht des Eigenthümers des Kleppers hat noch nichts verlautet.

In Mittleton, bey Manchester, sind die Raters, eine Secte, deren Geist ihr Name bezeichnet, auf ein sonderbares Mittel verfallen sich das Geld zum Bau einer Capelle zu verschaffen; sie haben in verschiedenen Theilen des Ortes Barbierclubbs errichtet, und von dem Gelde, das in diesen für Bartabnehmen eingehen wird, gedenken sie ihr Bethhaus zu erbauen.

Mancher Ihrer Leser hat vielleicht William Godwin getadelt, daß er einen Charakter wie den des Mandeville gezeichnet, daß er das Bild eines Mannes entworfen, der sich durch den Glauben, die Menschen seyen mit einander in einen Bund getreten, um ihn zu verderben, zu den ausgelassensten Handlungen hinreißen läßt. Der Charakter scheint verzeichnet, das Bild verzerrt; gleichwohl machte das Publicum in der Gegend von Lamb-Lane vor nicht langer Zeit die Bekanntschaft eines Mannes, den romantischen Schliff abgerechnet, mit Godwin's Mandeville viel Ähnlichkeit hat. Der Mann heißt Dennis, war früher der Unternehmer großer Bauten, ist Witwer und sehr reich. Die Veranlassung zu dem größern Bekanntwerden seines eccentricischen Wesens gab ein trauriger Vorfall, der Tod eines seiner Kinder, eines Knaben von acht Jahren. Da die Nachbarinn argwöhnnte, der Knabe könne wohl durch Vernachlässigung oder üble Behandlung umgekommen seyn, so brachte sie es zu Wege, daß

Hrn. Dennis ein Coroner in Begleitung einer Jury zur Besichtigung der Leiche zugesandt ward. Hr. Dennis weigerte sich jedoch hartnäckig die Herren in das von ihm bewohnte Haus zu lassen; er drohte jeden, der Miene machen würde mit Gewalt in dasselbe zu gelangen, niederzuschießen, weil Niemand das Recht habe, es gegen seinen Willen zu betreten. Als der Coroner ihm vorstellte, daß er ja nicht aus eigenem Antriebe oder aus müßiger Neugier verlange, in sein Haus gelassen zu werden, sondern um eine eben so schwere als traurige Pflicht zu erfüllen, und nachdem er ihm auf sehr eindringliche Weise zu Gemüthe geführt, wie unrecht er handle, ihn an Erfüllung dieser Pflicht zu verhindern, ward er etwas milder, er verstand sich dazu die Hausthür zu öffnen, aber nur ihm, dem Coroner, allein. Durch die Vorstellung des Coroners, daß sein alleiniges Zeugniß ja nicht gültig sey, und er ohne die Gegenwart der Jury sein Amt gar nicht verrichten könne, ließ Hr. Dennis nach vielem Hin- und Herreden sich endlich bewegen, Coroner und Jury einzulassen. Die Herren wurden in ein Zimmer im Erdgeschoße geführt, von dem sie versichern, es sey, obgleich es einige sehr zierliche und kostbare Stücke Hausrath enthalte, der ekelhafteste Schmutzwinkel gewesen, der ihnen je vorgekommen. Auf dem mit Unrath bedeckten Boden kauerten drey abgemagerte, zerlumpte Kinder, von denen das älteste ungefähr zehn Jahre alt seyn konnte. In den Fenstervertiefungen lehnten geladene Schießgewehre, und als der Polizeyinspector die übrigen Theile des Hauses untersuchte, ergab sich, daß die Fenster jedes Gemaches damit versehen waren; über dem Kamin hingen Säbel und Pallasche in Gruppen. Die Nachbarn versicherten, Hr. Dennis gehe nie aus, ohne geladene Pistolen oder anderes Feuegewehr bey sich zu tragen, weil er alle Menschen als ihm feindsich gesinnt betrachte, und daß er sie oft mitten in der Nacht durch Schießen erschrecke, weil er sich einbilde, man wolle in sein Haus brechen. Der elende Zustand der Kinder erregte das Mitleid aller, die sie sahen; da sie aber versicherten, sie hätten vollauf zu essen und würden auch übrigens gut von ihrem Vater behandelt, so konnten die Gerichtspersonen nichts für sie thun, denn unsere Gesetze bieten nur wirklich gemißhandelten Kindern Schutz, gegen bloße Verkehrtheit der Eltern vermögen sie nichts.

Bei Besichtigung der Leiche ergab es sich, daß der Verstorbene nicht auf gewaltsame Weise umgekommen, sondern eines natürlichen Todes gestorben war. Aus Hr. Dennis Benehmen ging sogar hervor, daß er seinen Sohn geliebt haben müsse, denn er weigerte sich, dessen Leichnam zum Begräbniß verabsolgen zu lassen; er sagte, er werde einen bleyernen Sarg für ihn machen lassen und ihn neben seinem Bette aufstellen. Die unter den Gerichtspersonen entstandene Frage, ob sie das Recht hätten, zur Wegschaffung des Leichnams Gewalt anzuwenden, ward dafür entschieden, daß es kein Gesetz gebe, das einem Vater verbiete, den Leichnam seines Kindes zu behalten. Überhaupt konnten die Herren vom Gericht Mr. Dennis durchaus nichts anhaben; letzterer drohte sogar, den Polizeyinspector des Raubes anzuklagen, weil er zu seiner und seiner Begleiter Sicherheit Beschlag auf die vorgesundenen Waffen gelegt, und die Ladung aus dem Schießgewehr hatte ziehen lassen.

Durch das anhaltend schöne Wetter des vergangenen Sommers, erhielten viele Gegenden dieses wegens seines Klima's so verschrienen Landes auf einige Zeit das Ansehen hesperischer Gefilde. In einem Garten zu Suffolk trugen die Birnbäume zweymal reife Früchte, und in einem andern Garten derselben Grafschaft standen die Apfelbäume in der Mitte Octobers, nachdem sie schon zwey Ernten geliefert, wieder in voller Blüthe. Gegen das Ende des nemlichen Monats trugen in York die Johannisbeersträucher zum zweyten Male völlig reife Früchte, und in den Gärten von Scarborough pflückte man um dieselbe Zeit die schönsten Erdbeeren. In der Gegend von Sheffield blühten noch im vorigen Monate Gärten und Felder wie im Frühjahr, und die Apfelbäume trugen zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte. In einem Garten zu Waddersfield hatte ein Birnbaum, nachdem er eine reichliche Ernte sehr guter Früchte geliefert, plötzlich alle Blätter verloren, so daß er zu Anfang Septembers ausah, als sey er gänzlich abgestorben; er fing aber bald an, neue Sprossen zu treiben, und kaum war der Monat zur Hälfte verfloßen, so stand er wieder in voller Blüthe.

Von dem großen Musikfeste, durch welches das neue Stadthaus zu Birmingham eingeweiht wurde, sind Ihnen wahrscheinlich schon Berichte zugekommen. Ungeachtet der 400 Musiker, die daran Theil nahmen, hat es mich aufs Neue in der schon mehrere Male gegen Sie ausgesprochenen Überzeugung bekräftigt, daß nur sehr wenige Bewohner dieses Landes „Musik im Gemüthe haben.“ Die Vorsteher des Unternehmens hatten alle Anstalten vortreflich getroffen; ungeachtet des ungeheuren Andranges, von Menschen und Wagen, fand doch nicht die geringste Unordnung Statt, Jedermann

konnte zu seinem Plaze gelangen, ohne allzu sehr gedrängt zu werden; nirgends war eine Verletzung des Decorums wahrzunehmen. Nur eine Kleinigkeit hatten die Herren vergessen, die ungeheure Orgel stimmen zu lassen; an dieses übelthönende Geschäft ging man erst eine Stunde vor Anfang des Concertes, als das Publicum bereits versammelt war. Das dadurch veranlaßte abscheuliche Stöhnen, Quitschen und Knarren ward jedoch von dem bey weitem größeren Theile der aus lauter Gebildeten bestehenden Versammlung gar nicht beachtet; die Damen, unter denen sich gewiß nur wenige befanden, die nicht den Unterricht irgend eines berühmten Meisters genossen hätten, denn Musik ist hier unerlässliches Erforderniß für eine accomplished lady, schwachten und lachten und kritisirten den Fuß der Nachbarinn, und die beaux, die eleganten, in sich selbst mehr als in irgend etwas in der Welt verliebten Herren, lorgnetirten, so weit es geschehen konnte, ohne den Cravaten falsche Falten benzubringen, die eigene Toilette, und die Zeit, die sie dieser Beschäftigung abmüßigen konnten, widmeten sie der Musterung der Damen. Bey allem dem war das Publicum gewiß interessanter als die Veranlassung, die es herbeigezogen; viele der Namen, die es aufzuweisen hatte, sind bereits das Eigenthum der Geschichte, einige erfüllen das Herz mit heiliger Trauer; eine der interessantesten Erscheinungen war für mich Lady Byron mit ihrer Tochter.

Das neue Stadthaus ist im griechischen Styl, zum großen Theile aus Ziegeln gebaut, die man aus der Erde brannte, welche ausgegraben werden mußte, damit der Grund gelegt werden konnte; das Äußere ist mit Angleser-Marmor bekleidet, den der Eigentümer umsonst lieferte, um den Artikel in Ruf zu bringen. Vielgerühmte versichern, das Ganze erinnere an die großen, wohlerhaltenen Überreste des Sonnentempels zu Heliopolis oder Balbeck. Beym Aufbau bediente man sich der Kräfte des Dampfes zu allen möglichen Verrichtungen, man benutzte ihn sogar zum Canneliren der Säulen. Diejenigen Armen, welche Maschinen noch nicht erwerblos gemacht haben, seht der Dampf vollends außer Thätigkeit, und in dieser Beziehung kann man alles Böse, was Arto st von der Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen voraus sagt, ja weit größere Übel, von ihm prophezeihen: Die Folgen seiner Anwendung für die arbeitenden Classen sind schrecklich! Wir suchen uns deren, die er brotlos machen hilft, nach den Colonien zu entledigen. Vor einiger Zeit ging ein auf Kosten der Regierung ausgerüstetes Schiff mit einer Ladung lediger Frauen dahin ab. Die Einschiffung gewährte einen herzerschütternden Anblick; einem der armen Geschöpfe verursachte der Abschied von Freunden und Verwandten, die Trennung vom heimischen Boden den Tod; sie starb, als sie eben den Fuß auf das Schiff gesetzt hatte, das sie nach einem andern Welttheil bringen sollte, nach der Aussprache des Wundarztes, broken hearted, am gebrochenen Herzen.

Zu einer Zeit, wie die jetzige ist, wo so viele Menschen aus denselben Materialien zu bestehen scheinen, aus welchen das neue Stadthaus zu Birmingham erbaut worden ist, aus mit geschliffenem Marmor überzogenem Rothe, sind Beispiele eines Schmerzes, der stärker ist als die Liebe zum Gelde, etwas so Seltsames, das jedes derselben der Aufzeichnungswerth ist. Im Laufe des vorigen Sommers machte Mr. Coble in einer Bark, deren Bau ihm 7000 L. gekostet hatte, mit seiner Familie eine Lustreise nach Neapel. Hier überließ er sich dem Vergnügen, welches ihm das Baden im Meere gewährte, bis zum Übermaße, oft in der sengendsten Mittagshize; die Folge war ein Gehirnfieber, das ihm das Leben kostete. Seine Frau, die ihn oft gewarnt hatte, nahm seinen Leichnam in dieselbe Bark, in welcher sie kurz zuvor mit Gatten und Kinder die Reise nach Neapel gemacht hatte, nach der Heimat zurück, und ließ das Fahrzeug, nachdem es diesen letzten Dienst geleistet hatte, zerstören, obgleich ein Schiffszimmermann ihr 1500 L. dafür bot. Auch dem Reitpferde ihres verstorbenen Mannes kostete der Tod seines ehemaligen Herrn das Leben, sie ließ es erschießen. Gewiß findet Mrs. Coble nur wenige Nachahmerinnen; ein so kostspieliges Wittwenleid ist nicht im Geschmack der Zeit.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 17. März 1835.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

(Fortsetzung.)

Fast reute sie der übereilte Beschluß, womit sie die Abreise decretirt hatte, und mit sehr gemildertem Tone wandte sie sich daher an das Fräulein, nachdem zwischen deren Erzählung bis zur Antwort eine ziemliche Pause verfloßen war.

„Ich bedaure vom Herzen,“ fing sie an, „wenn ich dir Unrecht gethan habe; allein die Sorge für deinen guten Ruf beunruhigte mich, auch waren die Wahrzeichen, die sich mir dargestellt hatten, allerdings etwas verdächtig. — Du bist ein vernünftiges Mädchen, an welchem meine Erziehung nicht verschwendet war, du wirst dich also selbst zu bescheiden wissen, daß das Ende des Schauens, Begegnens u. s. w. nicht abzusehen war, daß im Gegentheile nur Geträtsch herauskommen konnte, dem sich jeder vernünftige Mensch, zumal ein Frauenzimmer, sorgfältigst entziehen muß; unsere Reputation ist wie die Sensstive, die leiseste Berührung macht sie zusammenschrumpfen, und zuletzt bleibt es immer ein leidiger Trost, mit Maria Stuart sagen zu können:

„Ich bin besser als mein Ruf.“

Der namenlose Anbether stellt sich jedenfalls nicht in das vortheilhafteste Licht, weil er allezeit mit so stichtlicher, ängstiger Hast entwich, während sonst dem Liebhaber jede Gelegenheit, wo er sich seiner Huldinn nahen, ihr seine Verhältnisse erschließen kann, als ein Geschenk des Himmels erscheint. Solche Luftgebilde sind gleichsam wie Meteore, die einen Moment blendend aufstauschen, allein weder wärmen noch erfreuen. Darum hoffe ich, du werdest dir deinen Cicisbeo von ungefähr aus dem Sinne schlagen; wer weiß, ob es nicht etwa gar nur ein Nix, Sylphe oder ähnliches Nebelding war.

Emma seufzte unwillkürlich in sich hinein, wahrscheinlich mochte ihr der mütterliche Rath eher nützlich, als leicht ausführbar erscheinen; daher konnte sie die Stimmung auch keineswegs sich sogleich aneignen, die zu der milderen Laune der Mutter paßte; vielleicht schwebten ihr eben auch wieder die Züge des Fremdlings vor, denen der Stempel des Schmerzes aufgedrückt

war, eines Schmerzes, welchen zu heilen sie vielleicht berufen gewesen seyn konnte. Trübselige Monotonie blieb daher ihrem Antlitze eingeprägt, ihr Busen wogte von unwillkürlichen Seufzern.

Mißbilligend schüttelte Frau von Rheinberg das Haupt, ihr böser Humor schien sich wieder einstellen zu wollen; Emma ahnte das aufsteigende Gewitter und versuchte es, demselben zuvorzukommen.

„Vergib mir, liebe Mutter,“ sprach sie, „daß ich in der kleinstädtischen Einsamkeit zu schnell mit dem Bilde des einzigen Mannes, der mir einigen Werth zu besitzen dünkte, befreundet, nicht sogleich alle Fibern des Gefühls, das sich für ihn regte, zu ertöden vermag. Aber ich will mich bestreben, es zu können — für den Augenblick laß dir mit meinem redlichen Willen genügen.“

„Ein redlicher Wille vermag viel, und um dich darin zu bestärken, will ich dir die wahre Absicht der jetzigen Reise entdecken, denn nicht bloß der Wunsch, durch Entfernung Vergessen in dir zu bewirken, liegt unserer Fahrt zum Grunde, ich habe noch ein anderes, wichtigeres Motiv, — erfahre denn, was ich dir längst gesagt haben würde, wenn nicht Umstände mich genöthigt hätten, bisher zu schweigen: du bist Braut.“

Erschrocken fuhr das Fräulein von ihrem Sitze auf, in den Augen der Mutter wollte sie die Bestätigung des Donnerwortes lesen, das sie so eben vernommen hatte, — ach, kein Trost schaute ihr daraus entgegen, nicht der Ausdruck des Scherzes lag in den Mienen der Dame, es war jener stille Triumph, welcher das Mutterantlitz verklärt, wenn sie das Loos eines lieben Kindes entschieden, durch eine befriedigende Aussicht entschieden weiß.

„Ist das dein Ernst, Mutter?“ lachte die Jungfrau, indem sie eingehaltenen Athems der Erwiderung lauschte.

„Mein voller Ernst — ich habe dich dem Sohne des Landgerichts-Präsidenten, des erprobten Freundes deines Vaters, zugesagt, eine Parthie, an welcher du hoffentlich nichts auszusetzen finden wirst. Beseitige demnach die Romanengrillen, sey eine gute Tochter, und wenn die Klarheit deines Seelenfriedens jemals wieder durch Anflüge kindischer Chimären getrübt werden sollte, so waffne dich mit dem Gedanken: ich bin Braut — glaube mir, für ein reines Gemüth gibt es kein besseres Mittel, den Alp zu bannen. Immerhin ist ein Verehrer, der Namen, Rang und Vermögen hat, besser, als ein Wesen, von dem man weiter nichts weiß, als daß er existire, trottire und Blicke spendire. Und nun genug von dieser Sache, — merke dir wohl: du bist Braut.“

Das Theater war gepfropft voll, die Logen wimmelten von eleganten Herren und gepuzten Damen, wohin der Blick traf, gewahrte er dichtgedrängte Köpfe oder ward vom Glanze der Brillanten geblendet. Alles flüsterte, wisperte, begrüßte sich, theilte sich Nachrichten über die neue Oper mit, die, aus Paris verschrieben, heute in allem Pomp zum ersten Male über die Bretter schreiten sollte.

Der Anblick eines recht vollen Hauses hat etwas Vergnügliches, nicht bloß für den Director, sondern auch für den Zuschauer, der, indem er seine eigene Neubegier von Tausenden getheilt sieht, dieselbe gewissermaßen für ge-

rechtfertigt, fast möchte ich saagen, für geadeelt hält. Zudem! erweckt dieses Schauspiel in Manchem ein Gefühl der Befriedigung durch den Gedanken, wie die Theatercasse einmal die Backen recht voll nehmen werde, was heut zu Tage, bey dem Misere, das sich über die Bühne tummelt, immerhin kein alltägliches Phänomen genannt werden möchte. Andere träumen sich vielleicht selbst in den Besitz der Ernte dieses Tages und bauen lustige Feenpalläste darauf, welche ihnen am Ende eine ergößlichere Augen- und Seelenweide gewähren, als der gesammte Aufwand der Pinselley, Tischlerey- und Schneiderey; wieder andere, ich meine die Dichter, Componisten und dergleichen, ein Wölkchen, das im Rathe von heut ein votum decisivum besitzt oder doch sich anmaßt, verwandelt die Decorationen und steht im Geiste ein eigenes Kindlein von der Menge zum Weihaltar geführt, während die Recensenten, denen bekanntlich nur selten das Glück der Vaterschaft blüht, mit boshafter Lust das Arsenal der Giftspieße zurechtsetzen, womit sie die neueste Geburt der Mutter Kunst in den Schlamm werfen wollen; der große Haufe freuet sich etwas Neues zu sehen, und anticipirt in ausgelassener Lustigkeit die Genüsse, die da kommen sollen, zufrieden, mindestens im Gedränge eine Beute davongetragen zu haben, oder doch Zeuge gewesen zu seyn, als ein paar Ohnmächtige hinausgeschleppt wurden; wie gesagt, ein Theater, in welchem, nach dem Sprichworte, kein Apfel auf den Boden kann, ist in vielen Beziehungen ein Schaustück, dem sich Geschmack abgewinnen läßt, wenn gleich Mancher noch ganz andere Dinge dabey denken mag, als wir so eben geschildert.

Für Emma, die seit mehreren Monden den Besuch des Theaters entbehrt hatte, war der heutige Abend um so anziehender. Aus der Loge, welche Mama gemiethet hatte, ließ sie den Blick nach allen Seiten schweifen, theils um Bekannte zu entdecken, theils auch um neue Moden u. dgl. zu logniren was für sie doppelt wichtig war, da sie durch den Landaufenthalt mit ihrer Garderobe um ein halbes Jahrhundert verspießbürgert seyn mußte.

Natürlich fehlte es ihr nicht an Gegenständen von dem höchsten Interesse, ihr Glas zirkulirte unablässig an den Räumen des Hauses umher, jeder Augenblick bot ihr eine neue Überraschung, und sie war höchst wahrscheinlich die einzige Person im Theater, die das Beginnen der Ouverture noch recht fern wünschte, als das Aufrollen des Vorhanges ihrer Aufmerksamkeit eine andere Zielscheibe anwies.

Eine Loge, gerade gegenüber, war noch leer; verwundert, daß man ein Fest dieser Art sich selbst so lange vorenthalten könne, blickte sie mehrmals dahin — es mußte Jemand von Bedeutung seyn, denn aus der Sorgfalt, womit die Sitze rein gefegt, die Tapeten drapirt, das ganze Arrangement getroffen war, ließ sich ohne Mühe eine vorzügliche Verückichtigung von Seite der Theaterdomestiken errathen. Sie ging in Gedanken die Reihe der Matadors hiesiger Stadt durch, von denen sie wußte, daß sie Logen besaßen, umsonst, sie fand Alle, die ihr beysielen, bereits hier versammelt; endlich lächelte sie über die Anstrengung, die sie sich machte, den muthmaßlichen Signer des Behältnisses zu errathen, und wandte die Augen hinweg; mechanisch lehrten sie immer wieder auf jenen Punct zurück, sie konnte die Ewenstöchter nicht verläugnen.

Da ertönte das ominöse Stöbchen des Capellmeisters, gleichzeitig eine Klingel — die Logenthüre vis-à-vis that sich auf — der Unbekannte vom

Brunnen trat herein, geschmackvoll gekleidet, ein Bedienter in prächtiger Livree hinter ihm — sein erster Blick fiel auf Emma. Das Fräulein fühlte, daß ihr der Athem versagte — die flammenden Augen, womit Jener herüberbligte, schienen ihres Zieles nicht zu fehlen — weg war Aufmerksamkeit, Sinn für Musik, Pracht der Ausstattung und alle Kunst der Sänger; ein einziger, dem Schauspieler gar nicht verwandter Gegenstand nahm alle Sinne unserer Heldinn gefangen.

Von Zeit zu Zeit versuchte sie es, den Fremden zu belauschen; behutsam wendete sie das Köpfchen und wußte ihm schlaue eine Richtung zu geben, in welcher sie die ganze jenseitige Loge ins Auge fassen konnte, ohne daß man ihre Absicht gewahr wurde; allein Jener machte ohne Zweifel das nemliche Experiment, weil sie jedesmal seinem dunklen Feuerauge begegnete, ja einigemal sogar face en face mit ihm zusammentraf, als ob Cines dem Andern als Spiegel dienen sollte.

Sie erröthete dann allezeit und senkte die Wimpern, konnte es sich aber dennoch nicht versagen, jedesmal wieder, wenn sie sich sicher glauben mochte, dieselbe Fährte zu gehen. Ein Glück war es, daß Mama durch die Darstellung so sehr angesprochen wurde, daß sie von dem Deularverkehr nichts bemerkte; es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sonst entweder ihre Tochter auf das strengste bewacht, oder wohl gar mit ihr das Schauspielhaus verlassen hätte.

Während eines Zwischenspiels schweiften die Blicke der Frau von Rheinberg über die Logen hin. Emma zitterte, denn entweder mußte sie eines der vorerwähnten Extreme befürchten, oder wohl selbst den Verdacht riskiren, daß dieß Zusammentreffen nicht unabsichtlich, daß es zwischen Beiden verabredet sey. Als demnach der Act vorüber war und das Publicum sich in Gesprächen über das Gesehene und Gehörte erholtete, leitete sie sogleich einen Dialog mit Mama ein, welchen sie mit einer Lebhaftigkeit führte, die einem Dritten verdächtig gewesen wäre, den nicht das Schauspiel ganz und gar für jeden andern Eindruck unempfindlich gemacht hätte. Dieß wurde ihr um so schwerer, da sie von der Darstellung im eigentlichsten Sinne gar Nichts gesehen hatte, und daher sich auf ganz allgemeine Bemerkungen beschränken mußte. — Sie erreichte indessen ihren Zweck, die Mutter blieb ohne Arg, und die Courtine rauschte zum zweyten Male in die Höhe, durch einen recht andächtigen Stoßzeufzer von der Erlösten begrüßt.

Unverzüglich setzte sie sich nun wieder zurecht und begann das frühere Spiel, das, wie einförmig es auch an sich war, sie dennoch im hohen Maße fesselte.

Liebende sind im Allgemeinen höchst genügsam, ein Wort, ein Blick, eine Kleinigkeit gibt ihnen Stoff für Stunden, Tage, Monden; Stoff, um daraus eine Welt von Gedanken zu spinnen, eine Gallerie der buntesten, bewegtesten Schildereyen zu gestalten; eine Blume, ein Band könnte ihnen zur Basis eines Epos dienen, das ein ganzes, reiches Leben, eine Ewigkeit des Glückes umfaßt.

Für unsere Heldinn war das Substrat um so reichhaltiger. Er erschien in einer Loge des ersten Ranges, in einem Aufzuge, der einen hohen Begriff von seinem Stande, von seinen Verhältnissen geben mußte, und wie kam er so schnell in die Residenz? — war er ihr gefolgt oder führte sein Beruf ihn

sieher? wußte er, daß sie im Theater, daß sie in einer Loge gegenüber von dieser seyn würde? — Dieß Alles waren Vorstellungen, die begreiflicher Weise ihre Neubegier erregten, die sie um so dringender wünschen ließen, etwas Näheres über den Fremden in Erfahrung zu bringen, an welchem der prophetische Ausspruch der muthwilligen Betty in der That sich erfüllen zu wollen schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

M ä d c h e n s t a f t.

Flüchtig durch Waldesgrün Seh' ich es eilen;	Schenkst dem Fremdling dort Ohr nicht und Blicke;
Nicht um des Veilchens Blüh'n, Nicht um der Sonne Glüh'n	Angstbeschwingt fort und fort Lauchst in des Waldes Hort,
Mag es verweilen.	Kehrst nicht zurücke.

Schüchternes, zartes Reh, Wanderers Schritte	Also Schön-Rösschen auch, — Freudig und herbe,
Brachten dir solches Weh', Und die verhasste Näh'	Fliehet mein brennend Aug' Dringender Worte Hauch,
Flieh'n deine Schritte.	Ob ich d'rum sterbe.

Starrend im Herzen Eis,
Blut auf den Wangen,
Pflückt sie des Lebens Preis
Noch in der Schwestern Kreis
Ohne Verlangen.

Max. Lewenthal.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende December 1834.

Die Folies dramatiques geben seit einiger Zeit: „V. B. ou la Couverture de Laine;“ vorher geht: „l'Acide prussique.“ Das heißt ich einen Titel! V. B. und gleich vornherein die Blausäure! Was hat man nicht von der Katastrophe zu erwarten, wenn gleich mit Blausäure angefangen wird? Die Katastrophe ist der Blausäure nicht unwürdig, wie Sie gleich sehen werden. Hr. Brendeau, Vater, ist Cassier in einem Handelshaufe zu Rouen. Durch seinen Freund Gauthier verleumdet, verliert er seine Stelle, die jener erhält. Brendeau begegnet Gauthier und ladet ihn ein, mit ihm ein petit-verre bey seinem Sohne, einem élève einer Pharmacie, zu trinken. Brendeau schenkt ihm Blausäure ein, wickelt die Leiche seines Feindes in eine wollene Decke und wirft sie ins Wasser. Die Decke ist V. B. bezeichnet; V. B. ist Niemand anders, als Victor Brendeau — doch machen wir uns aus diesem Affisenprozeß so schnell als möglich heraus. V. Brendeau wird freigesprochen, der Vater wird närrisch. Das Melodram ward für das Volk geschrieben, für das Volk, das hier so vieles entbehren muß, das zum Lohne für eine arbeitsame Woche oft mit den Ängsten der Noth und des Hungers zu kämpfen hat, das von den Journalen unablässig geheßt wird, — anstatt ihm Trost in seinen Vergnügungen zu reichen, vergiftet man ihm sogar den poetischen Genuß, der so auf ungebildete Geister am nachtheiligsten wirkt, man füllt ihm die Phantasie mit Schreckengestalten an, gewöhnt es an Blut und Mord, reizt es zum Aufruhr und gibt ihm den Dolch des Straßenräubers in die Hand; wie viele Republicaner hat das Melodram in den Juny- und Apriltagen gegen Ludwig Philipp bewaffnet, wie viele ins Bagno gebracht! — Der Engländer Darnley im „Facteur“ wird ziemlich gut gegeben von einem Hrn. Albert, der mehr Kenntnisse besitzt, als man gewöhnlich bey den Melodramenspielern antrifft; er ist selbst Verfasser mehrerer dramatischen Producte. Zugleich mit dem „Facteur“ führte das Théâtre de l'Ambigu ein neues Vaudeville auf: „l'Isle des Bossus.“ Da waren an einem Abende acht Aufzüge von denselben Verfassern. Sie würden mir übrigens schlechten Dank wissen, wenn ich Ihnen von dieser „l'Isle des Bossus“ mehr sagte, als daß es die langweiligste Farce von der Welt ist. „Monsieur de Marlborough“ in den Variétés ist eine

hétise in vier Aufzügen. Das ist zu viel! während vier Aufzügen nichts als Rebus, Wortverdrehungen und Verzerrungen anzuhören, das kann der Pariser. Hätten die Verfasser diesen Charakter erfunden, so würden wir sie unbedingt den ersten Vaudevillisten bezählen; sie haben aber bloß ein Lied von Beranger bearbeitet. „Le Ramoneur“ auf demselben Theater ist eine sentimentale Idylle; statt der Joten gibt es Thränen; die Moral wird übrigens auch nicht immer respectirt. Gewöhnlich verspricht der Titel mehr, als das Stück gibt, hier ist es aber umgekehrt, denn statt eines Schornsteinfegers haben wir deren zwey. Der eine davon sieht einem Diogenes sehr ähnlich, welches im Zimmer hängt, dessen Kamin sie so eben gefegt. Hr. Dormeuil, ein Handelsmann, nimmt dieselbe Ähnlichkeit wahr, führt den Savoyarden, er heißt Jacques, mit sich ins Nebenzimmer, läßt ihn waschen und kleiden, und erklärt ihn für seinen Mündel. Dieser Mündel ist aber ertrunken und besaß ein Vermögen von drey Millionen. Hr. Dormeuil bestimmte ihn seiner Tochter zur Gattinn. Durch seinen Tod sah sich der biedere Handelsmann gezwungen, die Millionen herauszugeben und seiner Tochter einen andern Mann zu verschaffen. Jacques, der Savoyarde sieht dem ertrunkenen Mündel zum Sprechen ähnlich und gift allgemein dafür. Marie, die Tochter des Hrn. Dormeuil, liebt aber einen Husarenobersten; nun entfaßt Jacques seinem neuen Stande, vermacht Marien und ihrem Geliebten sein ganzes Vermögen und erklärt in einem hinterlassenen Schreiben, daß er sich ersäufen wolle. Statt dessen kehrt er mit seinem Bruder, dem andern Schornsteinfeger, nach Savoyen zurück. Als eine Neuerung in diesem Stücke erwähne ich einige Romane, welche Monpou für Uchar d componirt hat. Uchar d gibt den Jacques wie gewöhnlich so ganz sans façon. Aufsehen erregt „Latitude“ in der Gaité; es ist aber schon veraltet und durch andere Blätter wohl auch schon bey Ihnen bekannt geworden. Der Zulauf von Zuschauern ist noch immer so groß, daß wir uns noch nicht bis ins Parterre haben drängen können. Neue machen ist bey dieser Jahreszeit eine mißliche Sache. Die Franzosen machen sich übrigens nicht viel daraus; sie stehen zwey, drey Stunden auf der freyen Straße in Pelze gehüllt, oder unter einem Regenschirme, und harren geduldig, daß der Municipalgardist das heisersehnte avancez s'il vous plait spricht. „Le Facteur“ im Ambigu-comique ist recht eigentlich für das Volk berechnet. Da ist ein armer Teufel, ein Briefträger, der durch einen reichen Bankier um sein Vermögen geprellt wird; in der Verzweiflung entwendet der Facteur einen Wechsel aus einem Briefe, den er dem Bankier überbringen soll; daher wird er auf die Galere geschickt. Ein Lord begleitet den Unglücklichen ins Gefängniß und heirathet obendrein dessen Tochter. Das ist denn doch kaum auszuhalten! Woher ein einziger Schriftsteller sich all' das tolle Zeug herholt, begreife ich nicht. Der Mann muß dazu immerhin Studien gemacht haben. Da ist auch keine Sylbe, in welcher gesunder Menschenverstand lebte, kein Gedanke, der nicht die wunderbarlichsten Capriolen schlug, kein Bild, das nicht Gesichter riß, wie Polcinello. In „Marlborough“ ist der Stoff wo möglich noch bizarrer und verrenkter. Marlborough zieht in den Krieg, bleibt im Treffen, wird mit großer Feyerlichkeit begraben, und berichtet hierauf dem Publicum selbst seinen Tod. Daß Dry den Marlborough gibt, brauche ich kaum zu erwähnen.

„Estelle“ im Gymnase ist ein Rührstück von Scribe, mit Feinheit angelegt, mit gewandter, oft erschütternder Kunst ausgeführt, der Zweck lobenswerth; Scribe hatte dabey seine Absichten; er schrieb es zur Zeit, wo er sich um eine Stelle in der Académie française bewarb, und wollte sich als moralischer Schriftsteller empfehlen. Störend sind in diesem so wie in allen rührenden Vaudevilles die Couplets; in Augenblicken, wo die mächtigsten Gefühle aufgeregt sind, bringen die Gassenhauer, die unter jänmerlichem Violingetrase abgeteiert werden, einen widrigen Effect hervor. Die Pont-neuls, wie man sie heißt, die Chansons, sind Kinder des Scherzes, des leichtsinnigen Muthwillens, aber das dramatische Pathos duldet sie nicht, sie werden da durchaus parodirend. „L'ambitieux“, auch von Scribe, wurde am Tage gegeben, wo ihn die Akademie gewählt hatte; auch war die erste Vorstellung sehr brillant. Man will Hrn. Scribe ein für allemal die Fähigkeit absprechen, größere Charaktergemälde zu liefern; man stellt ihm gleich Moliere entgegen. Es ist schon ehrenvoll für den Dichter, daß man so hoch hinaufsteigen muß, um ihm einen Gegner zu suchen. Moliere ist ein großer Genius; aber wenn Scribe nie einen „Tartulle“ noch „Misanthrope“ schreiben wird, so hat er Stücke geschrieben, die Moliere nicht hervor gebracht haben würde. Läßt auch „l'ambitieux“ manches zu wünschen übrig, so ist es doch ein meisterhafter Zug vom Verfasser, daß er uns seinen Ehrfürchtigen, anstatt ihn stückweise in einzelnen Nuancen, in zersplitterten Details zu geben, gleich in einer

Situation vorführt, wo wir den ganzen Charakter mit einem Blicke überschauen. Waspole, so heist der Held des Stückes, ist auf dem Gipfel der Macht, das Herrschen ermüdet ihn, er erliegt unter der Last seiner Würden; er steht den König an, ihm Ruhe zu gönnen, ihn zu entlassen. Ungern und nur weil er fürchtet, das Leben seines Ministers in Gefahr zu sehen, gewährt ihm der Monarch seine Bitte, und diese Gewährung zermalmt den Minister; jetzt schildert uns der Dichter die Angst, die Hoffnung, die Verzweiflung, die Wuth, alle die gewaltigen Seelenerschütterungen, in welche unszähne große, ausschließende Leidenschaft stürzt. — Übrigens spukt im Théâtre français der Geist der Zwietracht. Die bessern Schauspieler, als Ligier, Perier, Beauvallet sind entweder ausgetreten oder haben um ihre Entlassung gebeten. Ligier gehörte zu La Fontaine's Schule; er war unstreitig der beste Tragiker, den die Franzosen in der letzten Zeit besaßen. Es scheint, daß das Überhandnehmen des romantischen Drama's, der Verfall der guten Lehren und des reinen Geschmacks, wie die Classiker sagen, diesen Schauspieler von der Bühne entfernt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musicalische Literatur.

„Fantaisie brillante“ pour le Piano et Violon. Composée sur des Motifs du „Pré aux Clercs“ (der Zweykampf) de Herold par G. A. Osborne et C. de Beriot. Mayence et Anvers, chez les fils de B. Schott.

Ein sehr liebliches und zu einer Doppelproduction trefflich geeignetes Stück, welches zwar keine außerordentlichen und gesuchten Schwierigkeiten enthält, aber doch zwei tüchtige Meister ihrer Instrumente erfordert. Mehrere recht angenehme Thema's der ohnedies bekannten Oper wechseln sehr ansprechend mit einander ab, und Variationen, im eleganten französischen Style gehalten, schmücken den duftigen Strauß; nur wäre, nach der Meinung des Referenten, ein Adagio, ungefähr in der Mitte des Stückes, sehr an seinem Platze gewesen, um doch der Violine, die sich so sehr in langen gehaltenen, bald anschwellenden, bald abnehmenden Tönen gefällt, Gelegenheit zu geben, ihre Vorzüge vor dem Piano geltend zu machen; und wie hätte so ein Adagio unter den Händen eines Beriot gelingen müssen, um so mehr, als die Oper viele, diesem Zwecke recht anpassende Thema's darbietet.

Der, uns gegenwärtig noch unbekannt Pianist Osborne zeigt sehr viel Kenntniß seines Instrumentes, für welches er mit viel Geschick und Effect schrieb, und hat im Verein mit Beriot ein sehr empfehlendes Product zu Tage gefördert, welches, gut vorgetragen, sich gewiß überall der allgemeinsten Theilnahme erfreuen wird. Die Auflage des Werkes ist wirklich außerordentlich schön und correct, und was Referenten sehr zweckdienlich scheint, ist, daß in der Fortepianostimme auch der Violinpart mit kleineren Noten enthalten ist, wodurch das Einstudieren unendlich erleichtert wird, so wie auch, wenn die Violinstimme verloren geht, das Werk noch nicht mangelhaft ist.

Duo concertant pour Violon et Violoncelle, composé et dédié à son ami J. B. Hüttner, par L. Partak. Prix 1 fl. 15 kr. A. d. C. Prague chez Marco Berra.

Sehr brillant für beyde Instrumente, darum ist kein Zweifel, daß der Autor ein fertiger Spieler seyn müsse, besonders auch darum, weil er sich die äußere Form solcher Stücke ziemlich eigen gemacht hat. In der innern Form wäre hauptsächlich folgendes zu tadeln:

1) Im ersten Theile die Art und Weise von D-moll ins F-dur zwischen dem 35. und 36. Tacte zu gelangen; sodann das lange Verweilen durch die noch übrigen 69 Tacte desselben Theiles in F-dur, das durch alle Passagen nicht gut gemacht werden kann.

2) Im zweyten Theile das noch durch 17 Tacte verlängerte Verweilen in dem bereits bis zum Überdruß gehörten F-dur; dann sogleich der Übergang und das längere Verweilen in F-moll, wodurch er sogar in der Zwischenzeit nach As-dur gelangt, und sich so von der Haupttonleiter des Stückes, D-moll, weit entfernt, ohne auch nur die weit näher verwandten Leitern A-moll, G-moll, B-dur u. s. w. berührt zu haben; gleich darauf folgt eine zu leichtfertige Rückkehr in die Haupttonleiter.

3) In dem zwar sehr kurzen, aber doch zu langen Adagio vor der Polacca, ist der Rhythmus so schwankend, daß man froh ist, wenn es zu Ende geht.

4) Hat das Violoncell auch bey der nothwendigsten Veranlassung öfters keinen eigentlichen Bass, sondern bildet nur eine Mittelsstimme; nicht zu gedenken, daß zuweilen der Satz nicht einmal rein ist.

Fantaisie sur des Airs Russes pour le Violoncelle, deux Violons et Alto, composée et dédiée à Monsieur J. B. Hüttner, Professeur du Conservatoire de Prague par J. J. Dotzauer, premier Violoncelle de la Chapelle du Roi de Saxe. Oeuvre 128. Propriété de l'Editeur. Prix 1 fl. 45 kr. Prague chez Marco Berra.

Die Violoncellspieler sind beyhm Solo immer etwas übel daran, wenn sie nicht entweder einen Contrabass oder ein zweytes Violoncell zur Begleitung haben können. Die Schwierigkeit, bey kleinen Kammermusiken einen solchen Bass bey der Hand zu finden, hat die Nothhülfe, der Viola die Grundtöne zu geben, in Gebrauch gebracht. Wie jung aber ein solcher Bass klingt, hat vielleicht mancher erfahren; darum sollte ein Componist, der für diesen Fall denkt, wenigstens das zweyte Violoncell dazu schreiben, um es, wenn es gerade bey der Hand ist, für die als Bass unvollkommen klingende Viola eintreten lassen zu können. Bey dieser Composition ist die bey solchen sogenannten Fantasien herkömmliche Form beobachtet worden. Man beginnt nemlich mit einer ziemlich langen Einleitung — um sich auch als Componisten zu zeigen — und läßt dann eines der Thema's folgen, welches man einigemal variirt, einige Zwischenstücke macht, dann zum zweyten Thema einleitet, und es, mehr oder weniger, wieder so macht. Das munterste Thema läßt man zuletzt, um es als Rondo behandeln zu können. Auf diese Weise kommt diese Art von Fantasien zum Vorschein. In dieser Rücksicht hat der Verfasser seine Aufgabe gut gelöst; er hat artige melodische und harmonische Wendungen angebracht, und an Wechsel in der Modulation hat er es, wie die Deutschen in neuerer Zeit überhaupt, nicht fehlen lassen. Die Violoncellstimme ist brillant gesetzt, auch sind die Begleitungsstimmen nicht stiefmütterlich behandelt.

Sechs Rondino's über Melodien beliebter Opern, für das Violoncelle mit Begleitung des Pianoforte; Nr. 1, 2 aus: „Robert der Teufel“ von Meyerbeer, Nr. 3, 4: „La Straniera“ von Bellini, Nr. 5, 6: „Fra Diavolo“ von Auber. Componirt von J. J. F. Dohauer, erstem Violoncellisten Sr. Majestät des Königs von Sachsen. Werk 129. Prag bey Marco Berra.

Jetzt, wo die Deutschen selbst keine Opern componiren, oder auch, wo Niemand sie dazu aufmuntert, beschäftigen sie sich mit Verarbeitung der ihnen von Italien und Frankreich zukommenden Motive; die einen machen Variationen, die andern Potpourris, Fantasien, Souvenirs, wieder andere Rondino's, manche gar Fugen, die Geschicktesten aber Walzer und Galoppen daraus. Wenn die Deutschen bedenken wollten, wie viel Motive die Fremden, welchen sie jetzt nachtreten, aus deutschen Instrumentalcompositionen zogen, so würden sie sich schämen, Nachtreter der Nachtreter heißen zu wollen, wo sie Erfinder seyn könnten. Leider weiß man kaum mehr, ob die Künstler das Publicum, oder dieses jene herabzieht. Was ist Schuld, daß die Originalcompositionen in Deutschland immer seltener werden? Sind's nur die Künstler, die nichts leisten, oder das Publicum, welches keinen Antheil nimmt?

Nun zu den vorstehenden Rondino's. Sie sind für das Violoncell vorzüglich dankbar, und die Begleitung ist so gut, als man sie beyhm modernen Styl fordern kann. Die noch stehen gebliebenen Stichfehler müssen sich die Spieler beyhm Einstudiren verbessern, was keine große Schwierigkeit seyn wird. Jede Nummer ist einzeln und daher für die Käufer bequem zu verkaufen.

(Mit Nr. 11 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 19. März 1835.

34

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

(F o r s e h u n g.)

Die Oper näherte sich indessen mehr und mehr ihrem Ende, der Augenblick rückte heran, wo man aufbrechen mußte, und es war nicht abzusehen, auf welche Weise die Möglichkeit einer Verständigung herbeygeführt werden sollte, um welche es dem Verehrer doch sicherlich zu thun war. Sollte er es wagen, am Ausgange der Loge, im Corridor, an der Treppe, beym Wagen sich an sie zu schließen? — Das konnte er freylich ohne aufzufallen, denn er hatte ein Recht auf die Dankbarkeit der Damen, und das Imponirende seiner Erscheinung duldete keine Zurückweisung. Rasch blickte sie noch einmal hinüber, — ein schmerzlicher, wehmüthiger Blick traf sie, der zu fragen schien, ob die Angebethete nicht zürnen werde, wenn er ihre Gegenwart suche, wenn er sich im Strahle ihrer Nähe sonnen wolle. — Was konnte, was durfte sie auf diese Frage erwidern? stand es ihr zu, Hoffnungen zu erwecken oder zu nähren, deren Wichtigkeit sie erkannte, da sie — Braut war?

Ein Schauer rieselte bey dieser Erinnerung durch ihr Gebein; zwar der Sohn des Präsidenten war dem Vernehmen nach auf Reisen, Niemand wußte den Zeitpunkt seiner Wiederkehr zu bestimmen, allein, enthob sie dieser Umstand einer Verbindung, die der mütterliche Wille geknüpft hatte? — ach sie war durch die Erfahrung belehrt worden, daß die Entschlüsse ihrer Mutter, eben, weil sie Kinder einer vorherigen genauen Prüfung waren, unwandelbar seyen, daß nur ein Wunder deren Vollziehung zu hintertreiben vermochte.

In diesem Zwiespalte der Empfindungen gelangte sie zu keiner klaren Ansicht ihrer selbst, der Vorhang fiel herab und Frau von Rheinberg schickte sich an, das Opernhaus zu verlassen.

Emma warf den Shawl über, doch konnte sie nicht umhin, ehe sie ging, zum Abschiede gleichsam, noch einen Moment nach der jenseitigen Loge hinüberzulauschen.

Traurig lehnte der Fremde an der Brüstung; aber ein Blick der Freunde

zuckte über sein Antlitz, als er ihrer Bewegung ansichtig wurde. Die Hand mit ergreifendem Ausdrucke auf die Brust legend, verbogte er sich tief, unwillkürlich dankte das Fräulein, und als sie, schon unter der Logenthüre, noch einen Abschiedsblick zurücksandte, bemerkte sie ihn in der Stellung eines Verzückten wie geistesabwesend ihr nachstarren.

Am Fuße der Treppe angelangt, gewahrte sie eine Gestalt, in einen Winkel gedrückt, die jede ihrer Bewegungen überwachte. Als die Damen an ihr vorüberkamen, strahlte ihr das Glutauge des Unbekannten aus der Verhüllung entgegen — tiefes Gefühl sprach aus jedem Zuge des Gesichtes, und der Blick war mit leidenschaftlicher Schwärmercy aufwärts gerichtet. Ein gewaltiger Seufzer löste sich dumpf, beynah gespenstig aus der Brust, und er verschwand eben noch zur rechten Zeit, um nicht von Frau von Rheinberg bemerkt zu werden, welche der seltsame Ton seines Stöhnens aufmerksam gemacht hatte.

„Er muß sehr unglücklich seyn,“ dachte unsere Heldinn in ihrem Herzen, indem sie ihm eine Regung des Bedauerns nachschickte, „sehr unglücklich — und wahrlich, er verdient es nicht.“

Am Thore des Theatergebäudes war großes Gedränge von Menschen und Wägen, unsere Damen hatten Mühe, sich desselben zu erwehren; doch eine hohe Gestalt, in einen Mantel gehüllt, bahnte ihnen überall den Weg, und wußte geschickt der Masse eine Richtung zu geben, die den Wanderinnen nicht gefährlich war. Da sie indessen auf den Platz kamen, wo ihr Wagen stehen sollte, war derselbe nirgends zu erblicken.

Im höchsten Unmuthe wollte Frau von Rheinberg nach einem Lohnwagen schicken, da trat ein fremder Bedienter an sie heran und bot ihnen im Namen seines Herrn die Equipage, die eben vorfuhr, zur beliebigen Disposition. Die Damen protestirten, allein der LaRay öffnete den Schlag und hob ohne Säumen die Matrone hinein. Emma fühlte ihren Arm ergriffen, wendete sich um, der Unbekannte schwang sie eben mit einem leichten Drucke an der Mutter Seite.

Träumend sank sie in die weichen Polster, und während ihre Mutter sich im Lobe der Höflichkeit des fremden Cavaliers erschöpfte, bebt ihr in jeder Faser jene Berührung des Armes nach, und sie seufzte wehmüthig in sich hinein: „Ach, ich bin ja Braut!“

Bey dem Landgerichtspräsidenten war ein prächtiges Sommerfest. Im Salon des Gartens tanzten die jüngeren Personen, die geladen waren, zu auserlesener Musik, während in den Nebengemächern Spieltische arrangirt waren, Erfrischungen gereicht oder gesellige Unterhaltungen ausgeführt wurden. Die sentimentaleren Gäste lustwandelten in den Alleen, alle Augenblicke durch ein aufflackerndes Feuerwerk oder andere Überraschungen gestört, die der frohsinnige Hausherr bereitet hatte.

Auch Emma fühlte sich in der lärmenden Freude des Saales unbehaglich, entschlüpfte, sobald es nur irgend anging, dem Schwarme der Pappillons, die sie umflatterten, und schlenderte tiefsinnig in die grüne Dämmerung des Parkes hinein, unbekümmert, welche Richtung ihre Schritte sie führen würden, einzig darauf bedacht, sich in die Einsamkeit ihrer Seele zu retten.

Wunderbar ergriff sie die melancholische Stille der entlegeneren Parthien,

zu denen das Getöse der Musik nur wie ein leises Surrene drang, das immer noch den Flügelschlag der gaukelnden Phaläne, das monotone Summen der Käfer, vernehmen ließ.

Rosend wehte der Abendwind ihr um Wange und Nacken, die blasse Mondesichel stahl sich wie verschämt durch die Zweige, und das Plätschern der Fontänen schien ein Choral, der die Natur in den Schlummer lullt.

Es liegt etwas Großartiges, Rührendes in einem solchen Abende. Das feyerliche Schweigen um uns her versetzt uns in eine ernste Stimmung, es ist, als ob nun, da die Stimmen des vielbewegten Lebens allmählig verstummen, die Geisterstimme der Unendlichkeit um so vernehmlicher zu uns spräche, das Entschwinden des großen Weltlichtes gemahnt uns, wie ein Ruf des Jenseits, an unser eigenes Verlöschen, und Wehmuth mengt sich dem festtäglichen Ernste bey, mit welchem wir den Schlafgang der Natur feyerten. Solche Momente sind unendlich wichtig, in ihnen entscheidet sich nicht selten der Kampf unserer Gefühle, in ihnen sind wir den erhabensten Eindrücken zugänglich.

In dem Gemüthe unserer Heldinn klangen die Mollaccorde einer wehmüthigen Sehnsucht an, es durchzuckte sie ein süßer Schmerz, den ihre Seele zwar ahnte, dessen sie sich aber nicht klar bewußt wurde. Nach und nach verflüchtigten indessen die ersten unbestimmten Nebelwolken, und die Gegenwart trat in deutlich ausgesprochenen Erscheinungen vor sie hin. Sie war Braut, Braut eines Mannes, den sie nicht kannte, den sie nicht lieben konnte, weil — sie gestand es sich seufzend — ihre Liebe bereits sich an ein anderes Bild geklammert, für eine andere Wahl entschieden hatte. — Ja sie liebte den Fremden, wie ein Seraph die Tugend liebt, und er war dieser Liebe würdig — eine heilige Überzeugung davon lebte in ihrem Herzen; für ihn konnte sie ihr Leben opfern, aber ohne ihn war es eine werthlose Tonschicht, aus welchem das Schicksal den edelsten Diamant herausgebroschen hatte. Ach, und wenn er sich ihr nur genähert, seine Neigung ausgesprochen hätte, sie wußte sich kräftig genug, dem mütterlichen Machtwort ein kühnes Nein entgegenzustellen, seinen Besitz allen Hindernissen abzutrogen. Allein er schwieg hartnäckig, keine der ihn gewordenen Gelegenheiten nützte er, um sich durch ein traulicheres Verhältniß an die Familie zu knüpfen. Sie trog sich vielleicht selbst, wenn sie voraussetzte, er theile ihre Empfindungen, vielleicht hatte ihre Eitelkeit nur ihr eine Phantasmagorie vorgespiegelt, die am Ende in leere Hirngespinnste zerfiel. Doch nein, nein, es war Liebe, heilige, blöde, stumme Liebe, was ihn beseelte; sie mußte kein Weib seyn, um sich darin zu täuschen, und das weibliche Herz besitzt im Erkennen dieser Leidenschaft einen Tact, der es nie irre führt, der es sicher leitet, und wenn es vom Leben auch nichts weiter kennen sollte als die Bäume, die im Garten der Kostschule wachsen. — Er liebte sie, darauf hätte sie ihre Seligkeit verwettet. Und wer mochte er wohl seyn? welchen Namens und Standes? Er wohnte in dem ersten Hotel der Stadt, gab herrliche Livree, hatte einen Postzug, der Aufsehen machte, und schien überhaupt auf großem Fuße zu leben; doch er hatte mit Niemanden Umgang, selbst der Wirth bekam ihn nie zu Gesichte, und auf Befehl des Präsidenten durfte Niemand ihn auf irgend eine Weise behelligen. Sie hatte sich hinter ihre Mutter gesteckt, die den alten Justizmann auszuholen versuchte; er lächelte geheimnißvoll, legte den Finger auf die Lippen

und brachte ein anderes Gespräch auf die Bahn — Winkes genug, daß er darüber nicht wieder befragt werden wollte. Allein sein leidendes Gesicht, der Gram in seinen Mienen, die Schwermuth im Auge, wie hingen diese mit dem Reichthum zusammen, der ihn umgab? Was war sein Unglück, und warum schloß er sich nicht auf, um mitfühlenden Herzen einen Theil seiner Bürde zuzuwenden? — Sollte er etwa — bey diesem Einfalle lief es ihr eilig durch alle Glieder — sollte er etwa ein Verbrechen begangen haben, dessen Folgen ihn umlauerten, wie die Erynnyen den Orest, der zum Mörder seiner Mutter geworden war? Doch dann würde der biedere, streng: Präsident sich gewiß nicht für ihn interessirt haben, er, dessen makellose Tugend zum Sprichworte geworden war. — Nein, ein Verbrechen hatte er nicht begangen, ein reines Herz lag in seinen Blicken.

Die letzten Worte rief sie, gleichsam sich selbst beschwichtigend, halb laut vor sich hin; da war es ihr, als rausche es rückwärts wie Fußtritte, und erschrocken bog sie in eine andere Allee ein, an deren Kante sie eben hielt.

Hilf Himmel! dicht an dem ersten Baume, so nahe vor ihr, daß sie nicht mehr ausweichen konnte, stand der Fremde, bleich, trübsinnig, unverkennbar in düsternes Brüten versenkt, die Arme hingen ihm schlaff am Leibe herab — seine Augen hafteten am Boden. Emma stand vernichtet.

Wenn er ihr Selbstgespräch belauscht, ihr Geheimniß durchschaut hatte: was mußte er von ihr denken! Sollte sie fliehen, oder erwarten, daß er sie anrede? — Durfte sie, ohne eine Blöße zu geben, die Gesellschaft eines unbekanntes Mannes annehmen, und konnte sie andererseits so unhöflich seyn, ihn zurückzuweisen, nachdem er sie und ihre Mutter wiederholt verpflichtet hatte?

Das Fräulein war in der That peinlich verlegen, um so mehr, als er gar keine Anstalt machte, sie zu begrüßen, ja in Träumerey verloren, sie gar nicht einmal zu bemerken schien. Wenigstens durfte sie nun hoffen, daß ihm ihr Monolog entgangen sey, und sie pries sich deshalb insgeheim glücklich, wiewohl es die weibliche Eitelkeit doch ein wenig verletzte, nun die Unvorsichtigkeit geschehen, so ganz ignonirt zu werden. Inzwischen beschloß sie diesen Umstand zu benützen und suchte den Rückweg anzutreten, auch hatte sie bereits die ersten Schritte gethan, als jener wie zufällig aufblickte. Überrascht fuhr er zusammen, hielt die Hand vor die Augen, als blendete ihn das Zwielicht. — Hoher Purpur flog über sein Antlig und rasch zog er den Hut zum ehrerbietigen Gruße.

Emma dankte verwirrt und blieb einen Moment wie fest gebannt stehen, dann sich des Unschicklichen einer solchen Zusammenkunft erinnernd, wendete sie sich um, den Weg nach dem Pavillon einschlagend. Erst jetzt bemerkte sie, daß der Baumgang, welchen sie gewählt hatte, beynah unheimlich finster war, und schalt sich selbst, da dieß sie Unannehmlichkeiten bloßstellen oder doch nachtheilig gedeutet werden konnte. Sie beschleunigte deshalb ihre Schritte, bey sich erwägend, wie der Unbekannte in den Garten gekommen sey, und was er wohl an jener Stelle gewollt habe?

Sie kam aber damit nicht ins Reine, denn plötzlich ward es hinter ihr laut, eilig kam Jemand die Allee herab. Emma zitterte fieberhaft, als sie mit einem Male den Fremden an ihrer Seite erblickte, der mit krampfhafter Hast ihre Hand ergriff und unter einem schmerzlichen, fast Schauer erregen-

den Seufzer sie an sein Herz, an seine Lippen und an die Augen führte, die in Thränen schwammen.

Das Fräulein wollte zürnen, allein sie vermochte es nicht; auch aus ihren Wimpern brachen Thränen hervor, die sie nicht zu rechtfertigen wußte, sie entzog dem Kühnen ihre Rechte nicht. Dieser schien an ihrer Seite von der heftigsten Bewegung erschüttert, convulsivisch zuckten alle seine Gliedmaßen, hohle, beynahe wimmernde Laute stöhnten bisweilen aus seiner Brust; dabey hielt er Emma's Hand mit einer Inbrunst, als wäre sie das Amulet, das sein Glück verbürge.

Die junge Dame wußte sich diese gewaltsame Erregung nicht zu erklären, indessen fürchtete sie eine Erörterung, die sie vielleicht schmerzlich enttäuschen konnte und vermüschte die Länge der Allee, die, anstatt sie dem Pavillon näher zu bringen, sie immer weiter davon zu entfernen schien — beynahe war sie versucht, sich in einem Labyrinth zu glauben, dessen Gewinde den Wanderer irre führen, während sie ihn dem Ziele zufördern sollten.

Nach einer geraumen Pause, stets durch das obenbemerkte Zwischenspiel ausgefüllt, faßte sie endlich ein Herz und fragte den Fremden mit bebender, ungewisser Stimme: „Was wollen Sie von mir, mein Herr?“ Sie erhielt keine Antwort, nur preßte der junge Mann des Fräuleins Hand inniger an seine Lippen und machte Miene vor ihr niederzuknien. Emma hielt ihn zurück.

„Bedenken Sie, mein Herr,“ fuhr sie fort, „wo wir sind, wenn man uns überraschte.“ Sie erwartete nun, wie sie es in allen Romanen gelesen hatte, einen tobenden Ausbruch der Leidenschaft, mit Schwüren, Bethenerungen, Entzückungen; allein jener blieb wieder stumm, in seiner Brust glaubte sie das ungestüme Gähren eines Geständnisses zu vernehmen, das zu verrathen der Mund widerstrebte.

„Fassen Sie sich, mein Herr,“ begann sie von Neuem, „es sey auch was es wolle, was Sie mir zu sagen haben, bekämpfen Sie diese unmännliche Weichheit — Sie sollen mich gefaßt finden.“

Es erfolgte abermals keine Erwiederung — das Echo aber tönte, wie spottend, Emma's letztes Wort nach und rief verhallend „finden.“

Das Fräulein ward immer ängstlicher, ihr schweigsamer Gefährte brachte noch immer keine Sylbe hervor — sie war nahe daran ihn für wahnsinnig zu halten.

Entschlossen riß sie sich daher von ihm los, ihre Empörung machte sich in dem Ausrufe Luft: „Mein Herr, wenn Sie glauben, mich zum Besten zu haben, so irren Sie sich — entfernen Sie sich augenblicklich, und kommen Sie mir nie wieder vor die Augen.“

Sie beschleunigte ihre Schritte, um an das Ende des Baumganges zu kommen, wo sie, wie sie wußte, im Angesichte des Salons war — ein gellender Schrey klang ihr nach, sie blickte rückwärts und erkannte im Schimmer des Mondes, der sich eben durch die Wipfel stahl, den Unbekannten, der vernichtet an einem Baume sich mühsam aufrecht erhielt.

Emma stand, wie angedonnert, — Mitleid mit dem Unglücklichen übermannte sie, unschlüssig zwischen Gehen und Bleiben, verharrte sie in ihrer Stellung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der blinde Fischer.

Still sitz' ich hier, das Herz voll Weh',
Am steilen Uferstrand,
Und lausch' und hörche, wie der See
Bespült die Felsenwand.

Ich hör' sie kommen, — hör' sie geh'n
Die Wellen ohne Zahl,
O, könnt' ich sie doch wiederseh'n,
Ach nur ein einzig Mal!

Wohl saß ich hier oft tagelang,
Sah nieder in die Flut;
Wie freute mich der Wellendrang
In Abends Purpurglut! —

Nun ist es um mich tiefe Nacht,
Der gold'nen Sterne Heer,
Des Mondes Silberscheibe lacht
Mir aus der Flut nicht mehr. —

Doch immer drängt's mich noch zum See,
Zum lieben Plätzchen hin; —
Da sitz' ich dann im stummen Weh'
Mit grangebeugtem Sinn.

Ich lausch' und zähl', wie Well' auf Well'
Sich bricht am Uferstrand,
Der Thränen bitt'rer Wehmuthsquell
Rinnt nieder in den Sand.

O rinnt ihr Thränen, bis das Herz
Mit seinem Kummer bricht;
Ach, bitt'rer als der Todeschmerz
Iß's leben — ohne Licht.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende December 1834.

(Fortsetzung.)

Der „Don Juan d'Autriche“ des Hrn. Casimir Delavigne richtet viel Unheil an; die Schauspieler können sich über die Vertheilung der Rollen nicht verständigen, und wahrscheinlich werden auch noch einige in Folge dieser Streitigkeiten austreten; sodann ist ein junger, interessanter Literat, Hr. Gustav Drouineau, verückt geworden, als er erfahren, daß die Tragödie des Hrn. Delavigne einstudiert werde. Hr. Drouineau hatte nemlich selbst vor längerer Zeit ein Drama über denselben Helden eingereicht; es war angenommen worden und der Verfasser sah einer baldigen Aufführung entgegen. Ein Lustspiel von Hrn. Mennechet, ist kürzlich vom Comité de lecture des Théâtre français angenommen worden. Der Cirque Olympique ist wieder eröffnet worden. Fast alles ist neu; Verzierungen, Vorhang, Couliissen, Soffiten. Die Decorationen sind recht eclatant, recht schreyend, mit vielen Vergoldungen, recht wie eine englische Reiteruniform; auch neue Stücke, und sogar von einer neuen Gattung gibt Hr. Franconi, als „Thaddéus le ressuscité“, „Murviedro“ etc. Das Beste ist, was nicht neu ist, nemlich die vierbeinigen Acteurs, die Pferde. Der berühmte Metodramenspieler Vocage verläßt das Théâtre de la

porte S. Martin. Er weigert sich in „la Nonne sanglante“ zu spielen; es ist ein erbärmliches Nachwerk, ein Melodram, er sey bloß gehalten im Drama aufzutreten. Ich möchte am Ende wohl wissen, wo heutzutage der Unterschied zwischen Drama und Melodram nachzuweisen ist; wurde doch selbst „Marino Falieri“ von Delavigne als Melodram in der Porte S. Martin aufgeführt. Nun wissen Sie so ziemlich, wie es hier mit den Theatern und Theaterkünstlern steht; noch muß ich bemerken, daß das Odeontheater unter Perlet's Direction wieder eröffnet wird; das wird manchem unbekanntem Talente Mittel geben, sich zu produciren. In der komischen Oper wird nächstens der „Frenschüg“ wieder gegeben, wahrscheinlich um dem Théâtre-nautique die Concurrenz unmöglich zu machen, wo bekanntlich eine deutsche Oper eingerichtet werden soll. Im Théâtre italien hat Mad. Brambilla einen ziemlich lauen Succes; ihre Mezzosopranstimme klingt in der Tiefe sehr schön; sie singt mit Geschmack, aber die Stimme versagt ihr zu Zeiten und dann lautet es, als sänge sie falsch, und wenn es so lautet, dann ist es auch so. Die Musik ist hier sehr im Schwunge; dabei verliert sie allmählig ihre frivole Coquetterie, ihre üppigen Fiorituren; im Walzer wie in der Symphonie, in der Romanze wie im Quartett, strebt sie nach edler Einfachheit, nach Innigkeit, nach religiöser Nührung. Sehr beliebt in den Salons ist die Romanze: „Le Moine“ von Mayerbeer. Meisterhaft ist darin der Kampf zwischen dem Himmel und Satan geschildert; Höllequal und himmlischer Trost zerreissen und beruhigen abwechselnd das Gemüth des Religiosen. Dieses kleine Meisterstück, das wie ein Echo aus „Robert der Teufel“ klingt, ist dem Hrn. Levasseur zugeignet, der in der Oper den Bertram singt. Eine junge Consequerin, Mlle. Pujet, componirt recht artig in diesem Fache; ihr „Ave Maria“ ist ein glücklicher Versuch, der Romanze eine tiefere Bedeutung zu geben. Auch „Bergeronnette“, „le Serment“, von Heinrich Reber, sind recht gute Compositionen. Von demselben hat man sehr originelle Walzer, theils für das Piano, theils für Piano und Violine. Obgleich noch sehr jung, verdient Hr. Reber durch die Festigkeit des Styls, durch den Reichthum an Melodien, den besten Consequern in der Instrumentalmusik bengezehrt zu werden. Ein junger Clavierspieler, Hr. Chopin, hat sich in einigen Concerten hören lassen, und mehrmals mit großem Beyfall, namentlich in einer *Matinée musicale* bey Strepel. Der berühmte, der große Baillot, wie ihn die Franzosen nennen, der durch Paganini etwas verdunkelt worden war, steht wieder im vollen Glanze da. Vor einigen Tagen hat er seine dritte *séance de Quatuors et de Quintettes* gegeben; das war ein Applaus, ein Getöse, das wahrhaft seiner Musik zum hebenden Antriebe diente. Unter andern hat Hr. Baillot eine sehr zarte Composition von Boccherini und nur ein Andante von eigener Composition zum Besten gegeben. Zu Marseille wurde bekanntlich ein kolossales Requiem Beethoven zu Ehren aufgeführt. Boieldieu's Andanten soll durch ein ähnliches in derselben Stadt gefeyert werden. Marseille's Wohlstand ist so rasch aufgeblüht, der Zulauf der Fremden aus allen Weltgegenden daselbst ist so groß, daß der Aussage aller Reisenden zufolge, welche diese Stadt kürzlich besucht, sie mit Paris wetteifern kann. Wohnung und Lebensmittel sind weit theurer als in der Hauptstadt. Kommen die Eisenbahnen zu Stande, so dürfte Marseille leicht die erste Stadt in Frankreich werden (?) Einstweilen kehren wir nach Paris zurück und zwar in die Opéra comique. Sie kennen Hector Berlioz und seine fantastischen Concerte, besonders die fantastische Symphonie und in dieser *la Marche du supplice*; der Mann hat Kraft und Feuer, aber es ist bey ihm im obern Stocke nicht richtig, so dünkt uns wenigstens, es fehlt an Ruhe und Maß. Berlioz, der sehr thätige und warme Freunde hat, ist durch die Journale dergestalt austrumpet worden, daß sich die Opéra comique entschlossen, ihm die Musik eines Libretto's in einem Acte anzuvertrauen. Der eine Act ist die unerläßliche Bedingung, es scheint, das Comité traut ihm eben nicht mehr, wie wir. Die Gazette musicale berichtet, daß die Bildung eines Gymnase musical im Werke sey. Die Entrepreneurs lassen in einem der schönsten Stadtviertel einen Saal bauen für 11 bis 1200 Zuhörer; die Plätze werden alle numerirt, das heißt man hier Stalles. Die Auswahl der im Gymnase vorzutragenden Stücke hängt von einer Jury ab, welche aus den ausgezeichnetsten Consequern der Hauptstadt bestehen wird. Die größte musicalische Neuigkeit ist „La Juive“ von Hrn. Halévy, eine Oper, die in der ersten Hälfte des Janners in der Académie royale de musique gegeben werden soll.

(Der Schluß folgt.)

Aus der Kunstwelt.

Der höchst betrübende Todesfall weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I. hat auch der Kunst mannigfaltig zur Anregung gedient, wie sie sich denn überhaupt gerne dem Höchsten in der Freude und im Schmerze des Lebens anschmiegt. Einer besonderen Erwähnung unter den bezüglichen artistischen Leistungen dürften zwey Kupferstiche verdienen, die in den meisten Kunsthandlungen Wiens zu haben sind, und welche eben so sehr durch den Gegenstand als durch die künstlerische Ausführung interessiren. Es sind dieß zwey nach Zeichnungen von Professor Joh. End er durch Franz Stöber's Meisterhand gearbeitete Blätter, den höchstseligen Monarchen auf dem Sterbette, zwey Stunden nach dem Tode, und um zwey Uhr Nachmittags des Sterbetages vorstellend. Dem Prof. End er war es vergönnt seine Zeichnung an Ort und Stelle nach der Natur anzunehmen, und das Talent des Künstlers ist zu vortheilhaft bekannt, als daß es nicht für die Gediegenheit der Leistung bürgen sollte. Bey aller Einfachheit der Composition zeigt sich doch in Auffassung und Haltung beyder Blätter der geistreiche tüchtige Meister, und Stöber ist seinerseits auch nicht zurückgeblieben. Der erste Kupferstich ist in Linienmanier, der andere in der punctirten ausgeführt und in allen Details der Technik mit jenem Fleiße und jener Virtuosität gemacht, die Stöber's Namen in der Kunstwelt mit Recht so hoch gestellt haben — die erwähnten Bilder gereichen ihm und End er zu vorzüglicher Ehre. Es sind höchst würdige Erinnerungsblätter an den erhabenen Verklärten und werden schon dadurch allgemeine Theilnahme finden. Wer irgend Gelegenheit hatte, den Höchstseligen zu den angedeuteten Stunden auf dem Todeslager zu sehen, wird die Ähnlichkeit der Züge und im Charakter des ganzen Gesichtes nicht verkennen, und dem Künstler um so vollere Anerkennung zollen; wem aber jene Gelegenheit nicht vergönnt war, dem werden die beyden Kupferstiche eine vollkommene Vorstellung der angedeuteten heiligen Momente geben. Ein Hauch des Jenseits scheint um das hehre Antlitz zu schweben und man glaubt in den milden Zügen die schönen Worte des Testaments zu lesen, die unter dem zweyten Bilde geschrieben sind, und durch welche der Verewigte seinen Völkern jene Vaterliebe hinterließ, die ihnen sein Daseyn zu einem Heiligthume des Segens gestaltete. — d. —

Concert-Anzeige.

Dienstag den 24., Donnerstag den 26., Dienstag den 31. März und Donnerstag den 2. April 1835 jedesmal um 4 Uhr Nachmittags finden die Concerts spirituels im landständischen Saale Statt.

Modell XII.

Ein Trauerkleid von feinem Wollstoff, mit chemisettenartiger Pelzine, nach einem Originale des Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Das Trauerbonnet von Crepp, nach einem Originale von M. Lang er, Annagasse Nr. 986.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 21. Mär; 1835.

35

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

(F o r t s e t z u n g.)

Ein Strahl von Hoffnung dämmerte im Angesichte des Fremden, blizschnell war er an ihrer Seite, lag wieder zu ihren Füßen, weinend, lachend, stöhnend — gleich einem Sinnlosen.

Unsere Dame beugte sich halb bewusstlos zu ihm hernieder und lispelte: „Nun ja doch, ich will Ihnen wohl — reden Sie nur — was kann ich für Sie thun?“

Sie wartete wohl eine Minute lang, daß endlich seine Zunge sich lösen, endlich seine Erklärung zum Vorschein kommen sollte — vergebens — nur Seufzer, Thränen und erschütternde unarticulirte Laute waren die Antwort auf ihre übereilte Äußerung. Das war zu viel.

„Mein Herr, Sie sind ein Unverschämter,“ kreischte sie, zwischen Scham und Erbitterung kämpfend, „hinweg von mir, auf der Stelle!“

Wie ein geschlechtliches Reh flog sie dem Pavillon zu, der zerreißen Schmerzensruf des Fremden vermochte es nicht, ihre Eile zu hemmen.

„Es ist Zeit, mein Fräulein,“ sagte der Präsident des andern Tages zu Emma, indem er sich mit ihr von der Gesellschaft absonderte, die auf einer Lustparthie begriffen war, „es ist Zeit, daß wir uns gegen einander verständigen. Der Augenblick ist günstig, es muß endlich zwischen uns ins Klare kommen.“

Emma horchte auf, sie wußte, wohin diese Einleitung führen sollte, und war ganz in der Stimmung, sich den Wünschen des würdigen Greises geneigt finden zu lassen, die Entrüstung ihres Gemüthes gegen den Fremden war so groß, daß sie zu jedem Beschlusse ihre Zustimmung geben mochte. „Sie wissen,“ setzte der Präsident seine Rede fort, „Sie wissen, liebes Kind, daß Ihre Mutter mir Ihren Besitz für meinen Sohn zugesagt hat. Mütter folgen indessen hierin sehr oft den Eingebungen ihrer Vorurtheile, Grillen und Wünsche; ich aber möchte nicht, daß Sie zu einer Verbindung gezwungen würden,

die Ihnen gar leicht unwillkommen seyn könnte, — dazu sind Sie mir zu werth, noch mehr jedoch, aufrichtig gesagt, die Ruhe meines Sohnes, dessen Herz so ganz Liebe ist, daß eine unerwiederte Neigung ihn zerstören würde. Reden Sie offen mit mir, wie das Kind zum Vater, schildern Sie mir das Ideal des Mannes, wie er im Stande seyn könnte, Ihnen eine zärtliche Sehnsucht einzulösen.“ Das Fräulein war nicht wenig betreten über eine Forderung dieser Art und stotterte nach einer Pause sehr verwirrt: daß sie nicht in der Lage sey, ihn darüber genügend zu bescheiden, da ein Ideal wohl der Seele vorschweben könne, daß aber ein solches, sobald man ihm Körper, Eigenschaften oder sinnliche Vorstellungen beylege, doch wohl zu plump werde, als daß es zur Beschäftigung für die Gedanken einer wohlge-
sitteten Jungfrau dienen könne. Der alte Herr nickte beyfällig zu dieser Erklärung, und fuhr fort: „Sie sind demnach noch nicht durch bestimmte Bilder, durch festgesetzte Ansprüche präoccupirt und ich kann frey von der Leber wegreden. Wird nicht etwa, wenn Ihr künftiger Bräutigam vielleicht mit einem — Fehler behaftet wäre, dieß Gebrechen einen wesentlichen Einfluß auf Ihre Gesinnung äußern?“

Emma schaute den Greis fragend an, dachte an den Unbekannten und seufzte.

„Mein Sohn,“ nahm Jener das Gespräch weiter auf, „mein armer Sohn hat ein Gebrechen, ich will es Ihnen nur gestehen — er ist buckelig, wird dieser Umstand Sie nicht zurückschrecken?“

Emma trat einen Schritt von ihrem Begleiter weg, und sagte dann: „Herr Baron, Sie treiben Ihren Scherz mit mir — ich habe nicht die Ehre, Ihren Herrn Sohn zu kennen, habe auch nie gehört, daß er ungestaltet sey; allein ich erlaube mir, Sie zu versichern, daß ein Mißgeschick dieser Art meine Achtung für einen Mann, dessen Werth mir anderweitig einleuchtete, nie zu beirren vermöchte.“

„Übereilen Sie nichts, Emma,“ unterbrach der Greis die Jungfrau, „bedenken Sie alle Unannehmlichkeiten, denen eine körperliche Verunstaltung im Leben aussetzt, das Gespötte, das Ohrenwispeln, das hämische Bedauern der Basen, das...“

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Präsident, einem achtungswerthen Manne werde ich seine stiefmütterliche Bildung nie entgelten lassen, und die Erbärmlichen verachten, die Klein genug denken, ihm einen Vorwurf daraus zu machen.“

Der Präsident schwieg eine Weile sehr befriedigt, darauf setzte er den Dialog in folgender Weise fort: „Geseht aber, mein Sohn wäre nicht höckerig, sondern blind; was dann? — würden Sie dieß Gebrechen auch mit so heroischer Resignation hinnehmen?“ — Die junge Dame lächelte bey diesen Worten, indem sie sagte: „Ich sehe nun deutlich, daß Sie mich für ein Gänschen halten, Herr Baron, dem man ohne weiters einen blauen Dunst vormachen kann. Ihr Herr Sohn ist weder höckerig noch blind.“

„Sondern stumm,“ — fiel der Präsident ein, und Emma brach in ein lautes Gelächter aus, das sogleich die ganze Gesellschaft um die Beyden versammelte.

Frau von Rheinberg blickte ihre Tochter strenge an, als sie bemerkte, daß der alte Herr mißmuthig aussah; allein Emma's gute Laune ließ

sich dadurch nicht beschwichtigen — „höckerig, blind und stumm,“ rief sie mit unterdrückter Stimme, und lachte so ausgelassen, daß allmählig des Präsidenten krause Stirne sich glättete und er zuletzt selbst recht herzlich in ihre Fröhlichkeit einstimmete.

„Mit dem Mädchen ist kein gefeiertes Wort zu reden,“ schmunzelte er, und paarte sich zu Frau von Rheinberg.

Auf dem Rückwege kam die Gesellschaft an einer Menagerie vorbei, die erst seit wenigen Tagen zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt war. Der Platz vor der Bude war ziemlich leer und der Präsident machte die Proposition, die Thiere zu besichtigen, unter denen einige höchst seltene Exemplare befindlich seyn sollten. Der Vorschlag fand einstimmigen Beyfall und ein Herr aus der Gesellschaft übernahm es, mit dem Eigenthümer die ungestörte Besichtigung abzumachen; dieß war bald in Ordnung und man trat ein. Unter der Thüre vernahm Emma, dicht neben sich, einen bekannten Laut — betroffen schaute sie auf, es war der Fremde, der hart an ihrer Seite vorüberschlüpfte, indem er ihr mit dem Ausdrucke der schmerzlichsten Betrübniß in die Augen sah.

„Es ist richtig,“ flüsterte das Fräulein für sich, „er ist ein Unverschämter, Zudringlicher! Offenbar gehört er nicht zur Gesellschaft, ich müßte ihn sonst unterwegs bemerkt haben; dennoch hatte er die Dreistigkeit, sich gleichzeitig mit uns einzuschwärzen — daß ich ihn doch nicht gleich durchschaute.“ — Sie nahm sich vor, ihn von nun an bey jedem Anlasse mit wegwerfender Geringschätzung zu behandeln, ihn fühlen zu lassen, daß sie ihn zu würdigen wisse; allein, wie ernstlich auch ihr Vorsatz seyn mochte, die Ausführung blieb weit hinter demselben zurück, denn wenn sie zufällig dem großen, kühnen, sprechenden Auge begegnete, die schlanke, männlich schöne Gestalt gewahr wurde, und zugleich die rührende Schwermuth bemerkte, die über das Antlitz ausgegossen war, dann schwoh der Unmuth in ihrem Herzen auf und sie stellte Vergleichen mit ihm und dem höckerigen, blinden und stummen Sohne des Präsidenten an, die dem Interesse des letztern keineswegs förderlich waren.

Mitunter tauchte wohl auch der Gedanke empor, der Fremde möchte am Ende denn doch nicht so schuldig seyn, als sie es sich vorstellte — immerhin seyen Lagen denkbar, die so außerordentlich afficiren möchten, daß sie nichts Anderes neben sich bestehen lassen, daß sie Wort und Ausdruck ersticken, — ach, diese Vorstellungen wirkten eben sowohl tröstend als peinigend auf sie, indem sie zwar einerseits das Bild des werthen Mannes in einem günstigeren Lichte darstellten, während wieder andernteils eben dadurch der Hinblick auf das, was ihr bevorstand, nur desto trostloser für sie wurde. — Ach und sie gestand es sich seufzend, sie hatte ihn wirklich geliebt, liebte ihn noch.

Das Außerordentliche ihrer ersten Zusammenkunft, welche gleichsam vom Himmel selbst veranlaßt schien, die Ritterdienste, welche er ihr erwiesen, die zarte Scheu, welche er jeder Zeit geoffenbaret hatte, das Edle seines Benehmens, der geistreiche Charakter seines Gesichtes — er war, wie schon erwähnt, der erste Mann gewesen, den sie hatte hochachten müssen; — was Wunder, wenn ihr Herz einen Schritt weiter ging und sich bis in die terra incognita der Liebe verstieg. Noch jetzt, wenn sie ihn ansah, ihn, der sie gestern so bitter beleidigt hatte, konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihn zu haf-

fen, ihn zu verachten; der Blick, der sich vor seinem Feuerauge, wenn sich Beyde begegneten, schüchtern zum Boden senkte, sprach Alles weit eher aus, als Verachtung, die sie sich doch so fest vorgenommen hatte, ihm zu bezeigen.

Unter diesen Verhältnissen wird man es begreiflich finden, daß Emma den naturhistorischen Raritäten, welche hier vorgeführt wurden, nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit schenkte, ja daß selbst die unglaubliche Dressur einiger der wildesten Bestien geringen Eindruck auf sie machte. Sie würde vielleicht, wenn die Besichtigung vorüber gewesen wäre, kaum die Namen der Thiere gewußt haben, wenn nicht der Präsident sich zufällig nach ihr umgesehen, und sie zu sich in den Vordergrund gezogen hätte, um das Schauspiel besser genießen zu können.

Eben befand man sich an dem Käfige eines prachtvollen afrikanischen Löwen, eines wahrhaft königlichen Thieres, neben welchem in einem andern Behältnisse ein Bär verwahrt wurde, dessen plumpe Wildheit bisher allen Künsten des bestialischen Educationssystemes widerstanden hatte. Der Eigenthümer der Menagerie producirte gerade im Käfige des Löwen einige Proben der Zähmheit desselben und alle Augen hafteten mit gespannter Aufmerksamkeit auf denselben; plötzlich grollte ein dumpfes Brüllen weit durch die Bude, und der Bär, dessen Thüre wahrscheinlich aus Unachtsamkeit eines Wärters nicht genugsam verwahrt war, wälzte sich mit tölpischer Behändigkeit, in grausamer Lust der Freyheit, auf die entsetzten Zuschauer.

Mit fürchterlichem Getöse stob alles aus einander; nur der Präsident, der des Geschehenen nicht sofort ansichtig wurde, welchem auch sein Alter die schnelle Flucht versagte, konnte sich nicht schleunig genug retten, und das Ungethüm fuhr mit weit ausgebreiteten Tazen auf ihn los, ehe die zur Anstalt gehörigen Leute Vorkehrungen zur Bewältigung des reißenden Thieres zu treffen vermochten.

Starr vor Schrecken taumelte Emma an einen Pfeiler, nachdem sie ein paar Schritte zurückgewichen war, — ihr Haar sträubte sich, sie sah den Moment kommen, wo der unglückliche Greis von der Bestie ergriffen, zerfleischt werden mußte — doch konnte sie dem blaffen Munde keinen Schrey abgewinnen.

Schon langte der Bär mit gieriger Klaue nach dem alten Manne, schon stürzte dieser entgeistert, sich verloren wähnend, zur Erde, da sprang mit einem gellenden, aber unverständlichen Ausrufe der Fremde, der sich hinter die Gesellschaft zurückgezogen hatte, schneller als der Blitz über ein Geländer, warf sich dem Raubthiere entgegen, faßte mit Riesengewalt beyde Tazen desselben und schleuderte es mit solcher Gewalt an die Hinterwand, daß diese gewaltig erdröhnte und alle Bestien erschreckt in ein Geheul ausbrachen, das die Ohren zerriß. Dann hob er den Greis leicht wie eine Feder auf seinen Rücken, hielt ihn weinend wie ein Kind mit den Armen fest, und war mit ihm in zwey Sägen außerhalb der Hütte, wo er ohnmächtig zu Boden sank. — Der Präsident schlug die Augen auf, sah das Blut in reichen Strömen von dem Arme des Jünglings triefen, wo die Zähne des Bären sich Bahn gebrochen hatten, und warf sich laut weinend über ihn, indem er rief: „O mein Sohn, mein einziger, geliebter, unglücklicher Sohn!“

Von Emma's Augen aber fiel es wie Schuppen. — „Er ist stumm!“ schluchzte sie und neigte sich mit zärtlichem Erbarmen über die Gruppe.

(Der Schluß folgt.)

Die Schülerin auf der Guitarre.

Freundlich schlaget ihr, ihr Saiten,
An des Herzens Saiten an,
Neue Wohlgefühle gleiten
Holt auf meine Lebensbahn.
Wenn ihr sanft und rührend klinget,
Klingt gerührt mein Inn'res mit,
In den weichen Busen dringet
Jeder Ton, der euch entglitt.

Wunderfelige Gefühle,
Wie mein Herz sie nie empfand,
Schlummerten im Saitenspieler,
Aufgeweckt durch meine Hand.
In mein Innerstes ergießen
Sie mit Wehmuth sich und Luß;
Unbekannte Seufzer fließen
Süß aus der bewegten Brust.

Sprecht, wohin, ihr Seufzer, schwebet
Ihr aus dieser Brust, wohin?
Ach, ich ahn' es, euch belebet,
Euch beseelet Fridolin!
Guter Jüngling, ja, dir fliegen
Meine stillen Wünsche nach.
Sie, die schlummernd in mir liegen,
Spielt und hält die Zither wach.

Kannst du auch mit mir empfinden?
Wirst du fühlen, und für mich?
Mag dich Lieb' und Treue binden,
Kein und unveränderlich?
Nimm die Zither! Zärtlich rühre
Dich, wie mich, ihr schönster Klang,
Spreche laut für mich und führe
Dich auf meinen Erdengang!
Joh. Rud. W. H. S., der Ältere.

Correspondenz = Nachrichten.

Paris, Ende December 1834.

(Schluß)

Trotz der täglich sich mehrenden Anzahl von Theatern und ihrer Thätigkeit, nimmt die Zahl der Neuigkeiten von Jahr zu Jahr ab, das beweiset, daß die Stücke länger auf dem Repertoire bleiben. Im Jahre 1831 wurden 272; 1832 258; 1833 219 und 1834 187 neue Stücke aufgeführt. Hier folgt eine genaue Übersicht aller im Laufe des Jahres 1834 in den verschiedenen Theatern von Paris gegebenen Stücke: Académie royale de musique: 2 Stücke: Don Juan, Oper; la Tempête, Ballet; Théâtre français: 10; Théâtre italien: 1 („Ernani,“ durchgefallen); komische Oper: 10; Vaudeville: 25; Gymnase: 15; Variétés: 25; Palais royal: 23; Porte S. Martin: 11; Gaité: 16; Ambigu-comique: 18; Cirque olympique: 4; Folies dramatiques: 5; Théâtre nautique: 4; Théâtre Choiseul: 16; Théâtre Moliere: 2; zusammen 187 Stücke. Darunter sind 5 Lustspiele, 12 Opern, 7 Ballets, 6 Melodrame, 127 Vaudevilles. Die Einnahmen der Académie royale de musique haben sich stets auf 9 bis 10,000 Francs. belaufen, auch das italienische Theater hat gute Geschäfte gemacht. Das Théâtre français hat eigentlich keinen Succès d'argent gehabt; die Opéra-comique hat zu Zeiten gute Einnahmen gehabt, beson-

ders waren „Lestocq“ und „le Chalet“ einträglich. „Un premier amour“ und „l'ami grandit“ sind das Leidlichste, was im Vaudeville erschienen. Das Gymnase hat vier ausgezeichnete Neuigkeiten auf die Bühne gebracht: „Michel Perrin“, „Salvoisy“, „la Lectrice“, „Estelle.“ Der Director des Palais royal hat fast immer sein Haus voll gemacht, besonders mit „le Triolet“, „la Salamandre“, „la France pittoresque“, „le Ramoneur“, „Frétilion.“ „Latude“ in der Gaité, „Pinto“ in der Porte S. Martin. „der ewige Jude“, im Ambigu-comique, „Chao-Kang“, im Théâtre nautique sind gleichfalls sehr ergiebige Cassestücke gewesen. An diesen 187 Stücken haben 148 Autoren gearbeitet, darunter 10 Conterer. Unter den Dichtern war Hr. Ancelot der fruchtbarste; von ihm allein wurden 12 Stücke gegeben, von Hr. Bayard 10, von Scribe und Desnoyers 8. Bey dieser Übersicht sind das Théâtre du Luxembourg, das Gymnase enfantin, les Funambules, les Acrobates und le petit Lazzari nicht mitgerechnet worden.

Der Carneval rückt heran mit seinen Polichinelles, Paillassen und Pierrot's, seinen Bällen in den Theatern, in den Livoll's, im Colisée, in den Chaumières. Dieses Jahr bringt er als besonders amüsant ein Journal mit: „Le Carnaval“, mit einem schönen, brillanten, parfümirten, singenden und tanzenden Prospectus, der zwar nicht J. Janin unterzeichnet, aber eben so kokett, so gepuzt, so tönend, so schillernd ist, wie alles, was aus der Fabrik dieses jungen Feuilletonisten kommt. Beygegeben sind zwey artige Lithographien, eine Dame und ein junger Herr in mittelalterlicher Tracht; da wird sich der Constitutionnel wieder ärgern. Die Herren Redactoren machen sich übrigens ihr Geschäft etwas schwer. Wir finden einen Aufsatz von Hrn. Ferdinand Denis: „le Carnaval, traité historique, critique et symbolique.“ Ein Tractat über den Fasching! eine symbolische, kritische Dissertation für Polichinelle! „Un banquet au quinziesme siècle!“ das lautet schon ganz anders. Es ist die Beschreibung eines Festes, welches um Weihnachten 1457 der Graf Gaston de Foix gegeben. Allein was sollen die Weihnachtstertage im Faschnachtjournal? Und warum so weit zurückgehen, um Witz und Spas zu suchen? Wir folgen dem gelehrten Journal in seinen historischen Belustigungen nicht nach; wir bleiben in der Gegenwart oder vielmehr in der Zukunft. Erst vom Jänner an gibt die große Oper ihre Bälle, die sprachvoll ausfallen werden; sie bieten besonders ein künstlerisches Interesse dar. Hr. Myra, der mit der Leitung dieser Bälle beauftragt ist, hat einen glücklichen Einfall gehabt, er hat Gemälde von den ausgezeichneteren jungen Meistern, als Roqueplan, Johannot, Baum, Robert Fleury gekauft. Diese werden verkauft nebst andern Gegenständen: zwey reiche Armspangen, ein Piano, ein Cachemir, ein vollständiges englisches Theeservice für 12 Personen, eine Loge in der großen Oper, seconde en face, für ein Jahr; ferner werden auf diesen Bällen aufgeführt: die Mazurka, Bolero's, Sandango's, steyrisches Pas, Tarantelanz vom Ballet der großen Oper, mit der Tagliani und Fanny Elsler an der Spitze. Über die Fanny Elsler, die kürzlich unpäßlich war, sagt ein hiesiges Blatt, es wäre kein Wunder, ein Schmetterring habe so gebrechliche Flügel; ist das nicht galant? Auch sollen Tänze aus dem mittäglichen Frankreich aufgeführt werden: Las Treias et Los Chibaleit. Wer kann da wegbleiben, wenn solche Herrlichkeiten angekündigt werden? Wer wird nicht gern 10 Frs. ausgeben, um ein Theeservice oder eine Loge seconde en face zu gewinnen, und Las Treias und Los Chibaleit zu sehen? Und dann werden noch allerley Folies und Pasquinades angekündigt: des Charges, wie man hier sagt, karrirte Scenen, welche die Lithographien des bekannten Grandville vorstellen; diese Lithographien enthalten närrische Dinge; da ist z. B. eine immense Heuschrecke mit immensen Beinen und Armen, ausgehörnt und abgemagert, als Kranke angezogen, mit einer Nachtmüze auf dem Kopfe; der arme Teufel ist erschöpft, er kann kein Glied mehr rühren, vor ihm steht Broussais und sagt: „Noch 150 Bluteigel.“ Broussais curirt bekanntlich alles mit Ueberlaß und Bluteigel. Mit dergleichen Prospectus heißt Hr. Veron seinem Publicum im voraus die Phantasie, daß, wenn der Fasching seinen Punsch und Champagner dazugießt, die Flamme lichterloh auflodert und seine Bälle ihm das Gold in Säcken ins Haus tragen. Der Mann ist Millionär geworden; er hatte seine Jugend mit medicinischen Studien geplagt, später die Revue de Paris gegründet und dann die Leitung der großen Oper übernommen. — Hr. J. Janin liest im Athénée über die Geschichte der Journale. Seine Vorlesungen sind wie der Prospectus, von dem oben die Rede war. Ob J. Janin einen Roman schreibt oder einen Prospectus, oder ein Feuilleton oder eine Abhandlung, es ist immer derselbe Ton, immer dieselbe Hast, immer dasselbe betäubende Flügelschlagen seiner Phantasie; im

mer derselbe Mangel an Gedanken, dieselbe Fülle von Bildern. Auch L. Weimars, Goltzars, St. Beuve schreiben in dieser Manier. Gefühle, Ideen, alles geht in Farbe über, vielleicht eben weil die periodische Presse so sehr überhand nimmt; wer hat Zeit von einem Tage zum andern zu denken, oder zu fühlen? Die Phantasie ist immer bey der Hand, bekannte Thatsachen werden als Unterlage gebraucht, darauf wird frisch weg gemalt, und der Artikel ist fertig. Eine ausgezeichnete literarische Erscheinung ist die Rede, welche Thiers bey seiner Aufnahme in die Académie française gehalten; diese Rede ist gedacht, sie verkündet den ernststen, reflectirenden Staatsmann und den geistreichen Stylisten. Von Victor Hugo ward eine Sammlung neuer Gedichte angekündigt; auch sind Poésies von Mad. Laflu erschienen.

Musicalische Literatur.

Museum für Orgelspieler. Sammlung gediegener und effectvoller Orgelcompositionen älterer und neuerer Zeit. Prag bey Marco Berra. Erster und zweyter Band.

Der erste Band enthält in sechs Lieferungen: 28 Präludien, worunter ein einziges von Brixl, die übrigen 27 von Joseph Seeger sind; dann 25 Fugen, worunter 16 von Joseph Seeger, eine von Braun (aus dessen Tod Jesu), 3 von P. E. Bach (eine derselben, Seite 73, ist aber eigentlich von Eberlin), eine von Fur, eine von Händel, 2 von Brixl und eine von Scarlatti (die berühmte Ragenfuge). — Der zweyte Band enthält in 6 Lieferungen: 25 Präludien, darunter 17 von Seeger, 4 von Brixl, eines von Eberlin, und 3 von Bach sind; dann 22 Fugen, worunter 3 von Seeger, 3 von Koprziwa, 2 von Eberlin, eine von Bach, 4 von Händel, 3 von Froberger, 3 von Fur, eine von Tomaszek und 2 von Brixl sind.

Der Autor, dessen Werke hier den meisten Raum einnehmen, ist, wie man aus dem Verzeichnisse leicht ersehen kann, Joseph Seeger, und war bisher der Musikwelt bey weitem nicht so bekannt, als er es verdient. Man sieht in einer Anmerkung, Seite 92 im ersten Bande, daß er 1757 die darauf folgende Fuge schrieb, woraus man die Zeit seines Wirkens leicht ermitteln kann. Sein Styl ist im Ganzen und Einzelnen kirchlich und der damaligen Strenge im Contrapuncte ziemlich gemäß. Oft ist übrigens schon die Bemerkung gemacht worden, daß, wenn ein Componist in einem einzigen Stücke vielerley Ideen zusammenbringt, dafür alle seine Stücke sich zu sehr ähnlich sehen werden. Dieser Vorwurf trifft zuweilen auch unsern Seeger, obwohl er sonst den Charakter seines Stückes zu behaupten wußte. Seine Sätze im $\frac{3}{4}$ und $\frac{3}{8}$ Tact sehen sich fast alle gleich. Dieser Tact war ihm also nicht günstig. Er modulirt gern weitläufig in den langen Präludien und oft ohne eigentlichen Plan. Übrigens muß wiederholt bemerkt werden, daß sein Styl ganz der Kirche gemäß ist, und daß alle seine Stücke sehr spielbar sind. — Von Brixl läßt sich daselbe in Absicht der Spielart sagen, und so sehr er und Seeger in den übrigen Puncten zu ihrer Zeit verschieden gewesen seyn mögen, so fließen sie für uns in die damalige Zeit zusammen, wo man sich gewisse Sätze festsetzte, um bequemer aus dem Stegreife fugiren zu können. — Koprziwa scheint einer etwas spätern Zeit anzugehören; sein Styl ist ziemlich rein, und er scheint auch den Mechanismus der vorigen verschmäht zu haben. Wir wünschten mehr von ihm zu sehen, um ihn gebührend zu würdigen. — Von Fur ist die Fuge des ersten Bandes Seite 65, und jene des zweyten Bandes Seite 84, wegen der vielen unharmonischen Querstünde nicht gut zu genießen; hingegen jene Seite 51 und besonders jene Seite 74 im zweyten Bande sind ganz des alten Meisters würdig.

Die Fugen von Händel sind zu bekannt, um eine Empfehlung nöthig zu haben. — Die Präludien von Eberlin, so wie seine Fugen (wozu auch jene dem P. E. Bach zugeschriebene, Seite 73 im ersten Bande, gehört), sind der musicalischen Welt ohnehin vortheilhaft bekannt. Die Fuge aus Braun's Tod Jesu ist sehr gut für die Orgel gesetzt, und wird ihre Wirkung nie verfehlen. — Bach's Präludien und dessen Fuge sind ebenfalls brauchbar, obgleich sie nicht ausgezeichnet sind. — Von den beyden Fugen von P. E. Bach (die dritte ist bekanntlich von Eberlin) ist jene in E-moll vorzüglich; die andere in D-moll zwar gut, aber sieht mancher andern gleich. Uebershaupt muß bemerkt werden, daß die gleich darauf folgende Fuge in F-moll von Fur, die im zweyten Bande, Seite 23 vorkommende von Bach, und jene von Fur, Seite 84 Geschwister zu der erwähnten Bach'schen sind. Hier liesse sich bald hinter das Geheimniß kommen, aus dem Stegreif zu fugiren. — Scarlatti's berühmte Ragen-

fuge kann bey dem Tempo moderato immer auch als Orgelfuge gebraucht werden. — Die Fuge von Tomafchef, aus den Neuern, hat die wenigste Tiefe. — Die drey Fugen von Froberger, dem ältesten unter den hier vorkommenden Autoren, sind eine besondere Zierde dieses Werkes, und sind in Hinsicht der Behandlung der alten Tonarten sehr beachtenswerth.

Die Auflage dieses Museums ist schön, hätte aber eine viel sorgfältigere Correction nöthig gehabt, denn nicht allein fehlen sehr viele nöthige Bindungszeichen, sondern es sind auch manche Noten verfehlt und manche fehlen. Wie soll da der Jüngling, der in dieser Musikkattung noch Neuling ist, sich zu rechte finden? Als kleine Probe wollen wir nur die vierte Seite des zweyten Bandes vornehmen. In der ersten Zeile fehlt zwischen dem 4. und 5. Tacte in der Oberstimme bey es das Bindungszeichen. In der dritten Zeile fehlt anfangs das Bindezeichen bey es in der Oberstimme; ferner zwischen dem 3. und 4. Tacte die Bindung zwischen den beyden as, und sogleich wieder eine bey dem nächsten as; zwischen dem 5. und 6. Tacte im Alt wieder das Bindungszeichen. In der vierten Zeile sollten im Bass die drey letzten as (durch drey Tacte dauernd) durch ein Bindungszeichen verbunden werden. In der fünften Zeile fehlt zwischen dem 5. und 6. Tacte abermals ein Bindungszeichen; eben so in der sechsten Zeile zwischen dem 2. und 3. und zwischen dem vorletzten und letzten Tacte. In der siebenten Zeile eine Bindung zwischen dem 1. und 2. Tacte in der Oberstimme. Im 5. Tacte fehlt in der Oberstimme (in der zweyten Hälfte) die halbe Note f, die sodann zum f des 6. Tactes hinübergubunden ist; ja es sollte auch im 4. Tacte in der Oberstimme, statt der Viertelpause bey der halben Note h ein Punct seyn. In der achten Zeile fehlt zwischen dem letzten und vorletzten Tacte die Bindung. In der neunten Zeile gehört im ersten Tacte das des nicht für die rechte Hand, es gehört vielmehr in die zehnte Zeile statt des h, welches ganz wegbleiben muß. In dieser neunten Zeile fehlt zwischen dem 6. und 7. Tacte die Bindung bey c; die Auflösung im 7. Tacte gehört zu d; zwischen dem 7. und 8. Tacte muß das c im Alt ebenfalls gebunden seyn. In der 10. Zeile muß, wie gesagt, im ersten Tacte statt des h das des genommen werden, welches in der neunten Zeile überflüssig steht. Zwischen dem 2. und 3. Tacte gehört die Bindung bey as; am Ende dieser Zeile soll bey f eine Bindung seyn. (Daß der Tenor mit dem Alte im 7. Tacte der neunten und zehnten Zeile octavenmäßig fortschreitet, müßte der Componist, wenn er noch lebte, verantworten.) In der elften Zeile muß im vorletzten Tacte, im Sopran bey dem vierten Viertel, f statt es stehen. In der zwölften Zeile muß anfangs vor f ein Bindungszeichen kommen, eben so zwischen dem vorletzten und letzten Tacte bey f. — Ähnliche Nachlässigkeiten finden sich sehr oft, was bey einem solchen Werke am wenigsten der Fall seyn sollte. Daß nicht allein nur Organisten von diesem Werke Gebrauch machen können, sondern daß auch Clavierspieler, theils um sich an den gebundenen Vortrag zu gewöhnen, theils um sich eine höhere Ausbildung in der Kenntniß der Harmonie und deren Reinheit zu verschaffen, daselbe durchstudieren können und sollen, kann nicht in Abrede seyn. Bekannt ist, daß alle größeren Clavierspieler es für nöthig erachtet haben, die Bach'schen Werke emsig zu studieren; da nun dieses Museum eine gute Vorbereitung zu jenen weit schwierigeren Werken abgibt, so verdient der Verleger Dank für dieses in jeder musicalischen Hinsicht wichtige Unternehmen, solche ganz practicable Werke der Vergessenheit zu entreißen. Gut ist noch, daß die Pedalnoten größtentheils unbeschadet des Ganzen wegbleiben können und also die Clavierspieler nicht anfechten dürfen.

Wiener Meubleformen I.

Ansicht eines Damen-Toilette-Zimmers, nach ausgeführten Formen der k. k. landespriv. Meuble-Fabrik der Jos. Danhauser sel. Witwe, auf der alten Wieden, Hauptstraße, nächst dem k. k. Theresianum Nr. 302.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 24. Mär; 1835.

36

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Aufwärtige aber durch die f. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stumme Liebe.

(S c h l u ß.)

„Meine Herrn und Damen,“ begann der Präsident, als sie zu Hause angelangt waren, und den überstandenen Schrecken einigermaßen verwunden hatten, „ich bin Ihnen noch die Erklärung des Räthsels schuldig, das sich heute bald durch eine unglückliche Katastrophe gelöst hätte.“

„Dieser Jüngling“ — er umschlang ihn mit Vaterzärtlichkeit — „ist mein Sohn, er ist taubstumm, aber nichts desto weniger meiner vollen Liebe und der Achtung jedes Guten würdig. Seine Geburt kostete seiner Mutter, meiner unvergeßlichen Gattinn, das Leben, ein Verlust, der mich thöricht genug machte, dem Kinde gram zu seyn und es aus meinen Augen zu verbannen.“

„Meine Schwester, in einer entfernten Provinzialstadt wohnhaft, erbot sich, die Sorge für dasselbe zu übernehmen, und gern willfahrte ich ihrem Begehren, das mich von einer unwillkommenen Last befreyte.“

„Als die brave Pflegemutter gewahrte, daß der Knabe taub und stumm geboren sey, erschrak sie sehr, verhehlte mir aber den Umstand, von welchem sie glaubte — ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht — daß er mich nur noch mehr gegen den armen Wurm einnehmen würde; ich erfuhr also erst nach mehreren Jahren, als eine Reise mich nach dem Aufenthaltsorte meiner Schwester führte, mein väterliches Unglück, und murrte nicht, vielleicht sah ich dasselbe für eine Strafe des Himmels an, den ich durch jenen frevelhaften Kleinmuth am Sarge meiner Frau beleidigt hatte. Die Hülflosigkeit des Kindes aber sprach rührender an mein Herz als das Vatergefühl — ich weinte eine Thräne auf die Stirne des Kleinen und gelobte ihm die wärmste, redlichste Vaterliebe; — ach der Anblick eines Kindes, dem die allgütige Natur sich stiefmütterlich erwies, hat für den bessern Menschen etwas unwiderstehlich Ergreifendes und entwaffnet jeden Haß, jede feindselige Stimmung in seiner Brust; zudem trug er ja die Züge seiner herrlichen Mutter unverkennbar auf dem Antlitze, und ich hätte nicht Vater seyn müssen, wenn ich nicht nachträglich die ganze Summe der Zärtlichkeit über ihn ausgegossen hätte, deren er so

lange beraubt gewesen war. Ich gewann einen der vorzüglichsten Taubstummenlehrer für seine Erziehung und ich darf mit gerechtem Stolz sagen, daß selbe in jeder Beziehung vollendet gelang. Inzwischen hielt eine gewisse kindische und alberne Scham, der ich jetzt noch kaum Meister werden kann, mich zurück, meinen Bekannten und Freunden, wenn sie mich über das Gedeihen des Knaben befragten, sein Unglück einzugestehen; ich war noch immer schwach genug zu glauben, daß der Himmel ein Wunder thun, daß sein Gebrechen Heilung finden werde — so wenigvermag es der Mensch, mit einem Übel sich vertraut zu machen, das seine Wünsche, Hoffnungen oder Aussichten durchkreuzt.“

„Als indessen mein Oskar heranwuchs, als zwar seine Gestalt und seine geistigen Fähigkeiten sich vortheilhaft entwickelten, allein seine Gehör- und Sprachlosigkeit sich als bleibend bewährte, da ergab ich mich in den Willen der Vorsehung und leistete Verzicht auf die süßen Träume, denen ich mich in Anbetracht seiner hingegeben hatte. Ich beschloß, ihn selbst über seine künftige Bestimmung entscheiden zu lassen und nützte einen Dienstesurlaub, um mich dießfalls mit ihm zu verständigen.“

„Er bat mich, ihn auf Reisen gehen zu lassen, auf denen er seine landwirthschaftlichen Kenntnisse zu erweitern gedachte, da er den Beruf des Ökonomen seinem physischen und moralischen Zustande am meisten zusagend fand. Der Arme schmeichelte sich insgeheim, in den Hauptstädten, die er besuchen wollte, vielleicht dennoch einen Arzt zu finden, der sein Gebrechen zu heben vermöchte, denn er wußte den Werth desjenigen, was ihm fehlte, nur allzu genau zu beurtheilen. Seine Hoffnung trog ihn, wie sie früher mich getäuscht hatte; er kehrte zurück, wie er gegangen war, nur mit einem Schatze von Kenntnissen in seinem Fache ausgerüstet, der einem Gelehrten Ehre machen würde. Ich wollte ihn nun in die Welt einführen; allein dieß lehnte er ab, nur unserem trefflichen Fürsten verlangte er vorgestellt zu werden, dann zog er sich in die Einsamkeit des Gutes zurück, das ich für ihn erkaufte hatte, und brachte dasselbe sehr bald in den blühendsten Zustand. Um seinen Trübsinn zu zerstreuen und ihm zugleich eine Gehülfsinn in seinen Wirthschaftsfor-gen zu geben, verfiel ich darauf ihn zu verheirathen, und machte ihm den Vorschlag, sich eine Braut zu wählen. Er schüttelte bitter lächelnd den Kopf und meinte: er habe wohl schon an eine Verbindung dieser Art gedacht, zweifle aber, daß ein Mädchen, wie er es wünsche, sich entschließen würde, Hand und Herz einem Taubstummen zu geben.“

„Vor vielen Jahren hatte ich mit einem erprobten Freunde, den nun bereits der Grabhügel birgt, ein Eheband unserer Kinder halb im Scherz verabredet; ich erinnerte mich dessen, ich glaubte es dem Andenken des Biedermannes schuldig zu seyn, von seiner Tochter vorauszusetzen, daß sie der Rücksicht für einen Unglücklichen manches von weiblichen Grillen werde opfern wollen, erkundigte mich nach dem Mädchen und fand meine Erwartungen vollkommen gerechtfertigt.“

„Ich sagte meinem Sohne davon, versteht sich brieflich — denn eine andere Communication war nicht möglich; er griff die Idee begierig auf, erbat sich aber einen Tag Bedenkzeit für seine bestimmte Erklärung.“

„Am nächsten Morgen entdeckte er mir sodann schriftlich, er gedenke nach dem Orte, wo das Fräulein sich eben aufhielt, zu reisen, ihre Bekanntschaft

zu suchen, und um ihre Liebe unbekannt zu werden. Nur dann, betheuerte er mir, wenn er sich überzeugen würde, durch sich selbst ihr Interesse erweckt, Gefühl für sein Unglück in ihr aufgefunden zu haben, wolle er sich ganz ihr offenbaren, und die Entscheidung seiner Zukunft in ihre Hände legen. Vergebens waren meine Einwendungen, er beharrte auf seinem Einfalle, und ich mußte zuletzt nachgeben.“

„Er war noch nicht lange abwesend, als ich bereits einen Brief von ihm erhielt; das Mädchen hatte ihn entzückt, und er forderte mich auf, die Bewerbung zu beginnen, jedoch vorläufig von seiner Stummheit noch keine Erwähnung zu thun — ach, dem Unglücklichen thut es jeder Zeit wohl, wenn er ein mitempfindendes Herz findet; um so lebhafter ist demnach seine Befriedigung, wenn er die Theilnahme, welche ihm geschenkt wird, aus seinem persönlichen Gehalte mehr als aus seinem Mißgeschicke entsprungen glauben darf. Er schmeichelte sich der Angebetheten nicht gleichgültig zu seyn, und sah der frohesten Zukunft entgegen. In einem geschickt benutzten Incognito umgab er sie überall, seine Leidenschaft machte ihn zum Schwärmer, zum Wagemuth; als er sich zum ersten Male ihr zu zeigen Gelegenheit hatte, war diese im eigentlichsten Sinne vom Zaune gebrochen, denn über Hecken und Gartenmauern war er in ihre Nähe geklettert; in diesem Geiste führte er auch das Verhältniß fort. — Nicht wenig erstaunt über die Lebhaftigkeit, die ich aus Oskars Briefen entnahm, zauderte ich keineswegs seinem Verlangen zu willfahren, pochte bey der wackeren Mutter an, und fand ein geneigtes Ohr. Das Fräulein selbst aber, der, wie ich glaube, sein Gebrechen verborgen geblieben war, und der er sich zu entdecken noch immer den Muth nicht fand, hat bisher noch nicht entschieden, — in ihrer Hand liegt das Schicksal meines armen, beklagenswerthen Sohnes und die Hoffnung meines Alters. Leider aber muß ich fürchten, daß sie wenig Neigung besitze, die Verbindung auf ewig mit meinem Stummen einzugehen, da derselbe in den letzten Tagen eine ungemaine Niedergeschlagenheit zeigte, auch auf alle meine Fragen nur mit verdüsterten Blicken, Achselzucken und wehmüthigem Lächeln antwortete. So stehen die Sachen, ihre Schlichtung stelle ich dem Himmel anheim, der am besten zu beurtheilen weiß, was uns gedeichtlich ist.“

Verwundert hatten alle Anwesenden dieser seltsamen Erläuterung zugehört, mit innigem Antheile sahen sie auf den stummen Jüngling hin, der sich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an die Brust des Vaters schmiegte; manche der anwesenden Schönen mochte auch wohl im Stillen wünschen, die Erborne zu seyn, der seine Flamme galt.

Ein unfählich wohlthuendes Gefühl von Behagen durchzog inzwischen Emma's Busen, gerne wäre sie an des jungen Mannes Herz gestogen, dem sie so bitteres Unrecht wieder gut zu machen hatte. Allein Schüchternheit und jungfräuliche Scham hielten sie davon ab, nur eines fühlte sie klar, daß sie nemlich an der Seite eines so trefflichen Mannes, einem Gemüthe von so malkeloser Lauterkeit, einem Herzen voll so hochherziger Empfindungen vereint, nicht anders als höchst glücklich werden könne. Indessen meinte sie ihre Stimmung bereits verrathen zu haben, sie wagte es nicht den Blick vom Boden zu erheben, indem sie besorgte, jedes Auge müsse in dem ihrigen, in ihren Mienen lesen, müsse ihr Vorwürfe machen, daß sie dem lebenswürdigen Jünglinge auch nur einen Moment habe seinen Kummer verlängern können.

Frau von Rheinberg gewährte die Verlegenheit ihrer Tochter und eilte sie aus derselben zu befreien. „Wenn, wie ich zu vermuthen Grund habe,“ begann sie und stand von ihrem Sitze auf, „wenn meine Emma der Gegenstand ist, dessen Besitz dem wackeren jungen Manne sein Loos zu erheitern, durch wahre Liebe berufen ist, so glaube ich aus ihrer Seele zu sprechen, wenn ich in ihrem Namen das feyerliche Jawort gebe, das zu seinem Glücke erforderlich ist. Habe ich deinen Entschluß errathen, mein Kind?“ — Mit ängstlicher Erwartung schaute der Präsident auf unsere Heldinn, Oskar schien zu verstehen, um was es sich handle, er zitterte am ganzen Leibe und sein Antlitz war das Bild der gespanntesten Aufregung.

Emma antwortete nicht, aber das holde Lächeln um den Mund, das züchtige Erröthen ihrer Wangen, das schamhafte Zucken der Wimpern sprach an ihrer Stelle, sie dachte an Betty's Scherz und widerrief in ihrem Innern den Unglauben an Vorbedeutungen.

Die Mutter führte die sanft Widerstrebende zu dem Stummen, der mit sichtlichem Bangen und allmählig wachsender Zuversicht die Arme ausbreitete und, als er dem stehenden Blick ihres Auges, dem schmelzenden Zauber der Erwiederung darin begegnete, mit wildem Schrey die Jungfrau an seine Brust drückte, indem er in eine Flut von Thränen ausbrach, die ihn zu ersticken drohte. Alle Gegenwärtigen aber umdrängten jubelnd das Paar, und riefen in aufrichtiger Freude: „Es lebe die Braut — es lebe der Bräutigam!“

Acht Tage darauf legte Oskars würdiger Lehrer die Hände der Liebenden vor dem Altare des Kirchleins auf Oskars Gute in einander. Es war ein erschütternder Augenblick für Emma, als der Bräutigam, nachdem sie auf des Priesters Anrede ein kaum vernehmliches Ja geantwortet hatte, und nun er durch Geberden aufgefordert worden war, seine Einwilligung auszusprechen, mit einem dumpfen, aber so lauten Ja erwiderte, daß es in allen Räumen des Gotteshauses nachhallte. Sie hatte noch nie die ergreifende, beynahe schauerhafte Sprache der sogenannten Taubstummen vernommen, und fühlte sich davon auf das tiefste erschüttert. Ein Fremder würde eher sie selbst für stumm gehalten haben, als den Bräutigam, dessen Gesicht von Wonne strahlte, so daß es selbst zu sprechen schien.

Der glückliche Vater hatte Thränen in den Augen, er sah die Zukunft seines einzigen, von der Natur vernachlässigten Sohnes geborgen, und der Himmel war in seiner Seele eingekehrt. Er umarmte Frau von Rheinberg einmal über das anderemal, beschenkte seine Dienerschaft und alle Armen fürstlich, und äußerte den Wunsch, seinen Lebensabend unter seinen Kindern zu beschließen.

Auf dem Rückwege von der Trauung wurde er ganz muthwillig, neckte die junge Frau gar possierlich, vollführte allerley Schnurren und erwies sich überhaupt so gemüthvoll heiter und einnehmend, daß Emma um so getrösteter der Zukunft entgegenschaute. Als bey der Tafel mancherley Toaste ausgebracht wurden, klangte der alte Herr mit seiner Schwiegertochter an, und rief schalkhaft: „Alle Stummen sollen blühen und gedeihen, besonders wenn sie männlichen Geschlechts und heirathslustig sind; denn ein stummer Gatte kann dem Weibchen keine Einwendungen machen, wenn sie ihren Willen ha-

ben will, er kann sie nicht unterbrechen, wenn das Züngelchen im Zuge ist, er kann sie nicht ausschelten, wenn sie in der Wirthschaft Böcke schießt, er muß schweigen, wenn sie sich von Andern Fleuretten vorgaukeln läßt, alle ihre Lebtag ist sie gegen seine Redekünste assicurirt und wer weiß, ob ihm selbst das Glück die Zunge lösen wird.“

„Wir wollen,“ entgegnete Emma lachend, „in die Geheimnisse des Jenwärts nicht einzudringen versuchen; indessen verstehen wir Weiber es vollkommen, den Mann, den wir lieben, so stumm zu machen, als es uns beliebt. Das Mittel ist sehr einfach: wir verriegeln ihm mit Küßen den Mund.“

Die niedliche Frau probierte sofort die Kraft ihres Arcanums an dem freundlichen Greise und es geht die Sage, daß er es ihr ganz und gar nicht übel genommen habe.

Charade.

Bedrängt schwer mein Erstes dich,
Leicht dann verliert das Zweyte sich.

Des Schmerzes sanfteste Tochter, sagt, kennt ihr sie?
Kein Strom von Thränen stürzt aus den Augen ihr;
An ihrer Wimper zittert die Zähre, wie
Am Reich der weltenden Rose der Tropfen hängt.

Nicht stürmisch schwellt den Busen der Seufzer Flut;
Nur leise hebt er bey der Erinnerung
An schwerempfund'ne Leiden, verlornes Glück,
Und an getäuschte selige Hoffnungen.

M. Ent.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Februar 1835.

In Hamburg herrscht der vernünftige Gebrauch, Ärzte und Geburtshelfer, wenn dieselben dringend verlangt werden, aus öffentlichen Vergnügungsorten laut abzurufen. So hören wir im Theater oder im Concertsaale oft während der Pausen einen tüchtigen Bass den Namen eines bekannten Mediciners ganz vernehmlich in die Stille hineinschreyen, ohne uns im geringsten darüber zu verwundern oder daran etwas Lächerliches zu finden, da wir die Humanität der Sitten beherzigen und uns in die Seele desjenigen, der in Angst und Noth nach einem Arzte verlangte, versehen. Neulich gab sich jedoch in der Versammlung bey einer solchen Vergnügung eine allgemeine Heiterkeit kund, der auch der Ernsthafteste nicht zu widerstehen vermocht hätte. Einer unserer geschicktesten Geburtshelfer, Hr. Dr. Kuhnhardt, befand sich nemlich in der Vorstellung der Kunstreitergesellschaft von Baptiste Loisset. Bereits waren mehrere Stücke vorüber und jeder der Producirenden war durch den Anzeiger vor dem Auftreten der erwartungsvollen Menge namentlich verkündet worden. Bald hatten wir nach einer tiefen Verbeugung Monsieur Felix oder Monsieur Adolphe gehört, bald waren die süßeren Namen Mlle. Hünné oder Mad. Linky erklingen. Eben gingen die Metamorphosen zu Ende, der französische Invalide hatte auf dem Schlachtfelde — für diesmal nur der Pferdesattel — den Orden hervorgegraben, rauschender Beifall begleitete den Abgehenden auf zwey, ein freundlicher Peitschenhieb den Abgehenden auf vier Füßen, und ein tiefes Schweigen trat an die Stelle der lärmenden Musik; da erschien der vielbekannte Annonceur und Aller Augen hingen an seinen Lippen, ob er die ersehnte Mlle. Kénébel versprechen würde — „Hr. Dr. Kuhnhardt“

kündigte der gute Mann nach dem gewöhnlichen Comptimente an, ganz mit demselben Präambule, in demselben Tone, ohne irgend eine Vorbereitung, so daß es ganz so klang, als ob der Genannte reiten würde. In diesem Augenblicke vergaß man allgemein das Wichtige der Abrufung, das heilige und schwere Geschwört, welches Tener mit so vielem Eifer und so ausgezeichnete Geschicklichkeit zu vollbringen sich hinwegbegab, und das fröhliche Geflüster endete erst, als der Zaubername *Rénébel* die Wesseln beschwichtigte. Hr. *Loiffet* verläßt uns nun, nachdem er eine letzte, und wie seine Ankündigung lautete „eine auf Verlangen allerleyte unwiderrückliche große Vorstellung“ gegeben hat. Die Dressur der Pferde gelingt ihm offenbar weit mehr, als die Dressur der deutschen Phrasen.

Eine andere Abendunterhaltung zieht jetzt das Publicum an. Hr. Prof. *Döbler* gibt im Apollotheater seine interessanten Experimente aus dem Bereiche der natürlichen Magie. Die Benennung Taschenspieler gefällt mir besser, als alle neu erfundenen Bezeichnungen für dieselbe Sache. In dem Ausdruck liegt die Andeutung der persönlichen Geschicklichkeit, und diese ist es ja, welche wir an dem Darsteller bewundern solten. Die natürliche Magie stützt sich nur zu gern auf optische oder mechanische Vorrichtungen, bey deren Täuschungen dem Besizer nur das Verdienst des guten Vortrags angerechnet werden kann. *Döbler* besitzt alle Eigenschaften eines vortrefflichen Taschenspielers. Seine ansprechende Individualität, eine gewandte und gebildete Zunge, Feinheit und Grazie in den Bewegungen empfehlen ihn gleich im ersten Augenblicke der Erscheinung. Selbst oft gesehene Stücke gewinnen neuen Reiz durch die Weise sie uns vorzuführen, und da jeder so gern da sitzt und erstaunt, so fehlt ihm ein gefüllter Schauplatz keineswegs. *Döbler* weiß sich in und außer seinen Darstellungen Freunde zu erwerben, die eben so sehr seine Geschicklichkeit anerkennen, als sie dem bescheidenen, gebildeten Manne ihre Zuneigung nicht versagen. Die Krone aller seiner Experimente ist das Entzünden von hundert Kerzen vermöge eines Pistolenschusses, eine Thatsache, welche die gelehrtesten Physiker mit wahren Spinnäugen anblickten und welche noch immer auf eine wissenschaftliche Räthselösung wartet. Auf das Publicum wirkt sie imponirend und erheiternd, wie der schöne volle *C-dur-Accord* in der „Schöpfung“ bey den analogen Worten: „Es werde Licht!“

Unser Theater hat ein vorübergehendes Ungewitter bestanden, welches aber Gottlob nur in blinden, aber desto lärmenderen Schlägen sich kund gab. Die Veranlassung war der Tenorist Hr. *Albert* — oder nein besser: die Veranlassung war das Publicum, das an einem Abende den *Grimm*, den es an sich hätte auslassen sollen, der Direction zu kosten gab. Hr. *Albert* war von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt und litt damals an einer Stimmchwäche, die von Kennern des Gesanges als periodisch und leicht zu heben angesehen ward. Das Publicum, oder doch wenigstens der lauteste Theil desselben, nahm das Übel aber so übel, daß sich gegen *Albert* als ersten Tenoristen zahlreiche Stimmen erhoben, und mit Nachdruck eine stärkere und gesündere Stimme für erste Parthien begeherten. Der Hamburger Wind springt in einem Tage nach vier Richtungen um, die Gunst des Publicums binnen einer Woche nach zehn. Hr. *Wurda* vom Mecklenburg-Strelitz'schen Hoftheater erscheint, singt den *Licinius* recht gut, den *Marim* „Frenschütz“ vorzüglich, den *Piraten* unübertrefflich. Jubel begrüßt die letzte Rolle, Herausrufen versteht sich von selbst, Hierbleiben-schreyen bleibt nicht aus. Alle Anti-Albertiner vereinigen sich, die Direction zum Fesseln der neuen Sonne zu bestürmen, und jene, dem Drange weichend, schließt mit dem Geseperten einen Contract, der jährlich 500 Rthlr. mehr kostet, als der mit *Albert*, also um so gewisser der Ökonomie der Anstalt nicht als ein Glück erscheinen kann. *Wurda* reist mit dem Contract in der Tasche ab. Der Tenorist *Schäfer* ist jung, gesund, bestebt und billig; drey Sängere können wir nicht bezahlen — was bleibt also übrig, als *Albert*, dessen Verlust der Stimme man bedauert, ungeachtet achthähriger Dienstzeit zu entlassen. Das erscheint hart, und Niemand empfindet dies mehr als die Directoren *Schmidt* und *Lebrün*, deren Rechtlichkeit gewiß vom ganzen Publicum anerkannt wird; sie müssen sich aber zu dem harten Schritte entschließen und *Wurda*'s, des Angebeteten, zukünftiges Erscheinen hält vor der Hand jede günstige Verwendung für *Albert* nieder. Nun aber verliert sich *Albert*'s periodische Schwäche, seine Stimme erholt sich schnell und wird eben so rein, wie sie gewesen war. Doch reicht diese Stimme, so angenehm sie im zarten Gesange klingt, nur durch übermäßige Anstrengung für solche Parthien, die sich *Albert* nach *Cornet*'s Abgang ausbedungen, z. B. *Othello*, *Licinius* u. s. w. aus. Er tritt in seinen beliebtesten Rollen auf, die Gegner verstummen, der Beyfall wird wieder ungemischt von Schlangentaunen, endlich allgemein und zuletzt fürmisch.

Ihm fehlen nur noch zwei Jahre an der Pensionsfähigkeit, jährlich hat er, wie alle Mitglieder, bedeutend zur Casse beigetragen, seine Stimme ist wieder da und nun soll er uns verlassen! Mitleid regt sich in den Herzen vieler, seine Gegner selbst vergessen ihr früheres Schelten, seine Freunde ergreifen Partei. Albert's Benefice „des Adlers Horst“ geht unter lebhaftem Beyfall, aber friedlich vorüber. Nach der Vorstellung jedoch bricht der Sturm los. Man ruft ihn, er dankt und versichert, daß er nur gegen seine Neigung von Hamburg scheide. Da wendet sich der Ruf gegen die Direction. Hr. Schmidt und Hr. Lebrun erscheinen. Man fragt, warum Albert entlassen wurde? — Einfach hätten die Herren sagen können: Weil ein verehrungswürdiges Publicum uns gezwungen hat, Wurda zu engagiren mit eben solchem Hollah, als ein verehrungswürdiges Publicum uns jetzt zwingen will, Wurda nicht zu engagiren! Aber ein verehrungswürdiges Publicum hat wie eine böse Frau im Hause Recht, auch wenn das Unrecht klar ist. Schmidt sagte also bloß, daß die Behörde der Direction verboten habe, sich von der Bühne herab in Erörterungen einzulassen. Gewiß sehr vernünftig von der Behörde, denn wozu können solche Erörterungen führen als zu Scandal. Unter Murren verläßt sich die Menge. Einige der Murrer sollen noch vor Schmidt's Fenster einen Nachklang haben hören lassen, der aber doch nicht laut genug gewesen ist, um bis zu dem nächsten Nachwächterposten gehört zu werden. Weiter ist in dieser Sache nichts geschehen; ob mit Albert wegen seines Pensionsbeitrages ein billiges Abkommen getroffen wird, hängt nicht allein von der Direction ab, so viel aber ist gewiß, daß Viele, die Wurda for ever geschrien, jetzt Albert for mehr als ever geschrien haben, daß es also diesen vielleicht mehr um das Schreyen, als um Wurda oder Albert zu thun war.

Nach der ersten öffentlichen Maskerade im Schauspielhause verbreitete sich das Gerücht, es sey ein Mann vor Anfang der Balles in einer nahe gelegenen Straße von vier verlarvten Personen meuchlerisch angefallen und mit einem Dolche tödtlich verwundet worden. Dergleichen Banditenstückchen kannten wir bisher nur aus italienischen Romanen, man war daher um so gespannter auf die zu erwartende Untersuchung, da genaue Erkundigungen die Thatsache bestätigten, daß nemlich ein Individuum von der bezeichneten Stelle verwundet weggegangen war, ohne jedoch über die angeblichen Masken Aufschluß geben zu können. Die liebe Stadtfama, eine Klatschschwester, wie wir sie nur irgend in einer Kaffeegesellschaft antreffen, verzerrte die Historie mit allerhand romantischen oder politischen Anhängeln, und schon glaubten ängstliche Seelen über unser treuherziges Hamburg altcatabrinesische oder corsicanische Rächte einbrechen zu sehen. Da wurde denn plötzlich die ungeheure Lawine erst zu einem ordinären Schneemann und endlich gar zu Wasser. Man hörte nemlich, daß ein Soldat der Garnison in den dunklen Gängen der angezogenen Straße mit seinem Liebchen einen Streit gehabt, der eine etwas heroische Wendung genommen, indem der Säbel, alle Nichtinterventionsprincipe verhöhrend, sich zu flachen Demonstrationen hergegeben. Die weibliche kriegführende Partei wäre von der Ansicht ausgegangen, daß es ihr erlaubt sey, Waffe gegen Waffe zu setzen, dem flachen Säbel mit einer spitzigen Scheere zu begegnen. Diese Scheere war nun wirklich etwas tief in des Mannes Arm gedrungen, der aber, um sein Liebchen, an welchem noch immer, trotz Säbel und Scheere, sein Herz hing, nicht zu verrathen, die schauerliche Geschichte von dem Maskenüberfall erzählten hatte. Ubrigens ist der Verwundete bereits geheilt — ob von Amors Geschosse weiß ich nicht — und mit den Hamburger Bravo's ist es für diesmal nichts!

Musicalische Literatur.

Recitativ (o) e Cavatina nell' Opera: „Sonnambula“ del Maestro Bellini. Berolino, presso A. M. Schlesinger.

Es ist eine sehr schwierige Aufgabe, über ein einzelnes, aus einer Oper herausgehobenes Stück ein Urtheil zu fällen, wenn man die Oper selbst nicht kennt.

Bellini's Musik durchdringt im Allgemeinen eine so düstere, rührende Schwermuth (man denke an die Opern: „Norma“, „Straniera“, „il Pirata“, u. s. f.), daß es Einem ordentlich auffällt, ein Luststück heiterer Art von ihm zu Gesicht zu bekommen. Die vorliegende Cavatine enthält in dem auf das Recitativ folgenden Cantabile und in dem Moderato zwei sehr hübsche und gefällige Melodien, die aber eine sehr geübte Sängerin, der alle Modulationen der Stimme zu Gebote stehen, ja, man

kann es immerhin sagen, eine *Pasta* erfordern, um so *erequirt* zu werden, wie sie der *Compositeur* sich dachte; und diese ist es auch, für welche *Vellini* seine Werke hauptsächlich schreibt. (*Pasta's* Tochter ist die *Gattinn Vellini's*.)

Wie *Referenz* aus den *Zwischenspielen* entnimmt, ist dieses *Musikstück* in der *Oper* auch mit *Chor* begleitet, der hier im *Clavierauszuge*, der leichtern *Ausführung* wegen, ausgeblieben ist. Der *Stich* ist wohl recht deutlich und rein, aber nicht ganz *correct*.

So z. B. Seite 5, im letzten *Tacte*, muß den ganzen *Tact* durch, in der linken Hand, der *Septimenaccord* auf es bleiben, und sich nicht schon beym dritten Viertel in den *Quartfertaccord* auflösen. Seite 10, auf der zweyten Zeile, thun die *Octaven*, vom letzten *Tacte* auf den ersten der dritten Zeile, zwischen *Grundbass* und *Mittelsstimme*, (von *c* in *des*) dem *Ohre* des *Kenner's* sehr wehe. Sollte dieser Fehler, der sich gleich in den nächsten *Tacten* wiederholt, dem *Stecher* zur Last fallen? Sowohl in den *Noten* als auch im *Texte* sind noch mehrere kleine *Irrungen* vorgefallen, die aber der *Sachkundige* gleich beym *Vortrage* verbessern wird.

(Im *Texte* z. B. Seite 6, Zeile 4: *Sovrait* statt *Sovra il*, dann Seite 9, Zeile 4 *fovra* statt *sovra*.)

Regina coeli laetare. Salve Regina.

Pater noster. Salve mundi Domina. Für vier *Singstimmen* und *Orgel* von *J. B. Cordigliani*. *Partitur* und *Stimmen*. *Eigenthum* des *Verlegers*. *Prag* bey *Marco Verra*. (Für jedes der 4 *Nummern* besonders ist der *Preis* 24 kr. *C.M.*)

Der *Verfasser* hat viel *Sinn* für *kirchlichen* *Gesang*, und insofern verdient er *Lob*, indest wäre ihm doch eine größere *Reinheit* in der *Führung* der *Stimmen* zu empfehlen. Hat er so viel *gethan*, so kann er, wenn es ihm anders, wie mit *Recht* zu vermuthen, mit der *Kirchenmusik* *Ernst* ist, auch das ihm *Fehlende* künftig zu ersetzen suchen. Ob einige *Verse* im *Texte* dem *Componisten* oder dem *Notenstecher* zuzuschreiben sind, wollen wir unentschieden lassen. *Entschieden* ist, daß viele *Stichfehler* und viele *Compositionsfehler* darin vorkommen. *Sonst* haben diese *Compositionen* nebst dem angenehmen *Gesang* die *kirchliche* *Würde*.

„Der *Wanderer*“ von *E. J. Müller*; „der arme *Topfbinder*“ von *A. J. Musik*, in *Musik* gesetzt für eine *Singstimme* mit *Begleitung* des *Pianoforte* und dem *Hrn. Ludwig Tiege*, *k. k. Hofcapellänger*, freundschaftlich gewidmet von *Heinrich Proch*, *Mitglied* der *k. k. Hofcapelle*. *Op. 10*.

„Im *Thale*.“ *Lied* für eine *Singstimme* mit *Begleitung* des *Pianoforte*, in *Musik* gesetzt und seinem *Freunde* *Hrn. Arcadius Klein* gewidmet von *Heinrich Proch*. *Op. 15*. *Eigenthum* der *Verleger*. *Wien*, bey *A. Berka et Comp.*

Das letztere (im *Thale*) ist unstreitig das *Schönste* und *Gelungenste*, weniger das zweyte (der arme *Topfbinder*), obgleich es eine *ansprechende* *Melodie* hat. Das erstere (der *Wanderer*) hätte lieber gar nicht in *Musik* gesetzt werden sollen, denn abgesehen davon, daß man nicht gern vom *Todengräber* singt, weiß man am *Ende* nicht einmal, was die ganze *Geschichte* soll. Einige *falsche* *Betonungen* hätten füglich wegb bleiben sollen. Der *Componist* hat ja die *Befugniß*, ja die *Pflicht*, die *hinkenden* *Verse* wie der *Declamator* zu verdecken.

A n k ü n d i g u n g.

Die geehrten *Abnehmer* dieser *Zeitschrift* werden bey dem *bevorstehenden* *Beginne* des zweyten *Quartals* dieses *Jahrgangs* eingeladen, den *Pränumerationsbetrag* dafür zu *entrichten*. Die *Bedingnisse* wolle man *gefälligst* unter dem *Titel* des *Blattes* *einschauen*.

(Mit *Nr. 12* des *Notizenblattes*.)

Herausgeber und Redacteur *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. *Witwe*.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 26. März 1835

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von N. Strauss's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die O d e r f a h r t.

Eine Reiseskizze.

Das Dampfschiff.

Nachts fährt der Reisende, der aus Mähren nach Schlessen geht, bey Freyberg über die Oder. Der Strom ist hier noch unbedeutend, bey Ratibor, wo er schon innerhalb des preussischen Gebiets fließt, fesselt er ebenfalls die Blicke des Reisenden weder durch die Schönheit seiner Ufer, noch durch die Menge und Mannigfaltigkeit des Gewerbes auf demselben. Bey Brieg strömt er an öden, sandigen Höhen vorüber, und erst bey Breslau weilt das Auge mit Wohlgefallen auf dem durch die Aufnahme der Reisse und anderer Zuflüsse erstarkten Strome, der hier durch grüne Auen, im breiten Gewässer Inseln und Werder bildend, dicht an den Häusern der alten Stadt vorüberzieht. Bey Grossen, wo die Bober sich in die Oder ergießt, gewähren die hohen, bebauten Ufer einen freundlichen Anblick, und noch lieblicher ist die Landschaft, die der Fluß bey Frankfurt berührt. Eine Meile unterhalb dieser Stadt schäumt er an wunderbar gestalteten, alten Heidengräbern nicht unähnlichen Anhöhen vorüber. Hier liegt die altberühmte, jetzt unansehnliche Stadt Lebus, sonst der Hauptort eines Bisthums, von wo aus das Land umher beherrscht und angebaut worden ist. Weiter niederwärts bey Küstrin geht der Strom durch flache, sumpfige Gegenden, und erst gegen Stettin erheben sich wieder seine Ufer zu beträchtlichen, bewaldeten oder grünen Anhöhen und bilden eine Reihe anmuthiger Ansichten.

An allen diesen verschiedenen Orten hatte ich zu verschiedenen Zeiten und mehr als einmal die Oder überschritten, auch schon einmal ihre Ausmündung gesehen, als ich in den letzten Tagen des August 1833 das Seebad zu Swinemünde und die beyden Inseln im Ausfluß des Stromes zu besuchen mir vornahm. Es war nach einer langen Reihe regenreicher Wochen ein heiterer Herbsttag, an dem ich mich am Bord des königlichen Postdampfschiffes „Friedrich Wilhelm“ einschiffte. Es waren nur wenige Reisende

darauf, des Raumes viel, Wind und Himmel günstig. So betrachtete ich denn in ungetrübter Reifelaune die mannigfaltigen Gegenstände, an denen die unermüdlischen Schiffsräder mich rasch vorüberschoben; bald war der mastenreiche Hafen, die Zinnen und Thürme der Stadt, unter denen der St. Jakobs-thurm riesenhaft emporragt, mir im Rücken, und die Häuser des heiter gelegenen Dorfes Grabow breiteten sich vor meinen Blicken aus. Seitwärts über demselben prangte mit seinen weißen Gebäuden das höher gelegene Dorf Bredow, und so wie das Dampfschiff rasch fortarbeitete, befand ich mich bald gegenüber Frauendorf, durch Spazierfahrten der Stettiner besuchenden Fremden wohl erinnereich. Unfern demselben, neben dem Fischerdorf Goglow, erhebt sich ein Gipfel merklich über die andern Uferanhöhen. Er hat seit alter Zeit den Namen Gulow und man erfreuet sich von demselben einer weiten Aussicht, die über die Stadt, den Damm und den nach derselben benannten See hinaus, weit in die Moorflächen und Sandebenen Pommerns reicht.

Nach diesen Ortschaften erblickt man links dicht am Strande oder über die Uferhöhen hinüberschauend, noch andere Dörfer und einzelne Ansiedelungen, indessen rechts nasse sumpfige Wiesen sich fortziehen, die den Strom durch einen länglichen, grünen Streif vom Damm'schen See scheiden. Schiffe, die entgegenkommen, oder andere, die das Dampfschiff einholt, zerstreuen den Reisenden während der einförmigen Fahrt, bis, jenseits des Städtchens Pölitz, das am linken Ufer sich unansehnlich hinstreckt, die Oder, nachdem der Damm'sche See einen Abfluß in dieselbe gefunden, nun selbst in einen andern Binnensee ausmündet, der das Haff genannt wird. Derselbe hängt durch drey Ausflüsse, die Peene, die Swine und die Divenow mit der Ostsee zusammen, und das also durchschnittene Vorland bildet die beyden Inseln Usedom und Wollin.

Das Haff bietet eine weite Wasserfläche dar und nur ein fernsichtiges oder bewaffnetes Auge erreicht an beyden Seiten das Land. Ein ungünstiger Wind schlug uns hier schäumende Wellen entgegen, aber die Kraft des Dampfes besiegte diesen Widerstand und trieb das Schiff gegen Wind und Wogen vorwärts. Indessen wurde dadurch die Bewegung viel bedeutender und das Schwanken so heftig, daß nur geübte Seefahrer auf dem Berdeck ohne Anhalt zu stehen vermochten und mehrere Reisende an dem Seeübel litten. Ich hatte mich in die Ecke einer Bank gedrückt und horchte auf das frische Säusen des Windes und das eintönige Brausen der Wasserräder. Die Bewegung eines Dampfschiffes ist von der eines gewöhnlichen Segelschiffes sehr unterschieden und die letztere leichter zu ertragen. Aber jene große Annehmlichkeit bey der Dampfschiffahrt, des launenhaften Windes zu seinem Fortkommen nicht zu bedürfen, wird derselben, wenigstens bey eilenden Reisenden, für immer den Vorzug sichern.

So wie wir uns von der Mündung der Oder entfernten, wurden uns die Ufer der Insel Wollin immer sichtbarer, und die Blicke unterschieden zuerst die den Ort Lebbin umringenden und nach demselben benannten Lebbin'schen Berge, an welche aber billigerweise nur der geringe Maßstab einer flachen Sand- und Mooregegend anzulegen ist. Sodann erschienen über der Wasserfläche die Thürme der alten Stadt Wollin, der ich einen nähern Besuch zugedacht hatte und auf die ich noch im Verfolg meiner kleinen Reisebeschreibung zurückkommen werde. Links blickten über das Haff hinüber die

Kirchspitzen anderer Fischerdörfer, und von der Insel Usedom her erschien der Gollenberg mit seinen drey bewaldeten Häuptern. So durch die Aussicht zur Rechten und Linken zerstreut, der Schiffsbewegung und dem damit zusammenhängenden Seeungemach frühere Gewöhnung entgegensehend, befand ich mich bald unvermerkt zwischen den Ufern der Swine, welche, wie oben bemerkt, die Inseln Wollin und Usedom von einander scheidet. Hier endete die Bewegung, die das nicht große Dampfschiff auf dem Haff umherwarf, und ich erreichte, sieben Stunden nach der Abfahrt von Stettin, binnen welcher Zeit 10 Meilen zurückgelegt waren, das mastenreiche, durch Handel und Seebad belebte Swinemünde.

Das Seebad.

Die Sorge um die Auffindung einer Wohnung war mir durch vorweggeschickte Bestellung abgenommen worden. Ich fand in einem Gasthose am sogenannten Bollwerk ein genügendes Obdach für die herannahende Nacht und konnte den Rest des Abends nach meinem Belieben verwenden.

Zur Unterhaltung der Badegäste ist unweit der Swine, an einem wohlgelegenen Ort ein Haus gebaut, welches, seiner Bestimmung gemäß, das Gesellschaftshaus heißt. Hier findet der Fremde Tafel, Tanz und geselligen Verkehr. Von frühern Reisen her nicht unbekannt mit den Gelegenheiten des Ortes hatte ich bald die wirthliche Halle erreicht. In dem geräumigen, nicht ungeschmückten Saale waren zwey lange Tafeln gedeckt, an denen indeß nur wenige Gäste saßen. Ich nahm meinen Platz dort, wo ich die jüngsten Gesichter sah und wo am lautesten gesprochen wurde. Speise und Wein ward sogleich verlangt und bald erhalten. Unterdeß betrachtete ich meine Tischgesellschaft. Es waren junge Männer, modisch gekleidet, offenbar vertraut mit der Übung der großen Welt und der Gesundheit keineswegs entbehrend.

„Wo bist du jezt gewesen?“ fragte Einer den Andern.

„Am Voothenturm!“ antwortete der Gefragte gähnend, „wohin soll man gehen? und gehen soll man doch!“

„Welche Speise befehlen Sie?“ fragte dazwischen der Kellner.

„Flunder!“ *) kam die Antwort.

„Wie, du willst davon essen?“ fragte ein Dritter mit dem Tone der Bewunderung.

„Ja,“ erwiederte der Andere, „nicht für den Hunger, auch nicht wegen des Wohlgeschmacks, sondern für die Langeweile. Der Fisch ist voll Gräten und man hat eine gute halbe Stunde damit zu thun.“

Ich lächelte über diese Worte, die mir den Maßstab für die geselligen Abendfreuden des Seerortes gaben. In der That bietet Swinemünde dem Gurgast, der mehr Zerstreuung als Anderes sucht, weniger Mittel und Raum dar, sich in mannigfaltigen Vergnügungen zu bewegen, als andere Bäderörter mit einer belebtern Umgebung.

Indeß die jungen Männer sich ihre Noth gegenseitig klagten, knüpfte ich mit einem älteren Gaste, meinem nächsten Nachbar, ein dauernderes Gespräch an. Dieses hatte zur Folge, daß beym Heraustreten aus dem Saal er mir noch einen Spaziergang vorschlug. Die Abendluft war mild, der Mond

*) Eine Gattung Fische, die nicht zu den sehr schmackhaften gezählt werden kann.

leuchtete vom wolkenlosen Himmel, und die Stunde war keineswegs eine ungünstige oder zu späte. Wir bogen um das Gesellschaftshaus herum und traten in die schattigen Baumgänge, die zu den Dünen und über dieselben zu den Badeanstalten am Strande führen. In weniger als einer Viertelstunde gemächlichen Gehens gelangten wir hinab an das Meer. Ein leichter Wind, der landwärts stand, trieb die Wellen gegen das niedrige, flache Ufer und sie wälzten sich rauschend über den reinen glänzenden Sand, der diese Stelle der Küste so vorzüglich zum Gebrauch des Seebades eignet. Eine dunkle Fläche, das Meer, vom Monde nur unzulänglich erhellt, breitete sich vor mir aus. Rechts erglänzte, in mäßiger Ferne, der Leuchthurm am äußersten Ende des Molo, und links dehnte sich die Reihe kleiner Badehütten, worin diejenigen, die das Seebad gebrauchen, sich zu entkleiden pflegen. Die Bequemlichkeit hat Swinemünde vor vielen andern Orten, an denen Seebäder eingerichtet sind, daß die Gebrauchenden nicht weit vom Strande wohnen und die Badeplätze nicht nur zu Wagen sehr schnell, sondern auch zu Fuß ohne Anstrengung erreichen können.

Erst seit ungefähr zehn Jahren ist das Seebad hier in Aufnahme gekommen, der Besuch desselben hat sich aber fortdauernd vermehrt, so daß man in den letzten Sommern jedesmal viele hundert Gäste zählte, wodurch denn auch die Zahl freundlich und wohnlich eingerichteter Häuser sehr zugenommen hat.

Die Umgebungen.

Außer dem Gesellschaftshause und dem bunten Schiffsgewimmel auf der Swine bietet die Stadt Swinemünde dem Gaste wenig Zerstreuung. Zwar stellt sie sich freundlich dar mit hellen, wohnlichen Häusern, breiten Straßen, aber dem Bedarf der großen Welt genügt sie nicht. Der Bau des Molo, wodurch das Fahrwasser der Swine vertieft und der Hafen von Stettin den Schiffen erreichbarer geworden ist, hat auch, obschon dem Handel und dem Verkehr im Allgemeinen vortheilhaft, doch nachtheilig auf die Nahrung des Kleinen Vororts gewirkt, der manchen Vortheil aus dem Umladen der größeren Schiffe zog, die früher nicht weiter hinauffegelten.

Dieser Seedamm, mit beträchtlichem Kostenaufwand und rühmlicher Anstrengung ausgeführt, bietet den Badegästen ein vielbesuchtes Ziel für kleine Wasserfahrten dar. Fast eine Viertelstunde weit strecken sich die granitnen Arme desselben, die Mündung der Swine umfangend, in die See hinaus. Am Ende des einen Armes ist ein Leuchthurm erbaut, dessen Wächter in der granitnen Grundlage desselben wohnt. Oft geht die aufgeregte See über die Spitze des Molo; dann rettet sich der Wächter hinab in seine wasserfeste Höhle und bringt zuweilen ganze Tage unter den Wogen des über ihm stutenden Meeres zu. Der gegenwärtige Wächter zeigte mir mit dem Eifer und der Vorliebe, die Seemänner für ihr Gewerbe fassen, die Einrichtung seines Loches im künstlichen Felsenbollwerk, erklärte, wie er im Sturm, da er selbst unter dem Wasser sitze, das Feuer des Leuchthurms bediene und unterhalte, und schien nicht minder zufrieden mit seinem Aufenthalte zwischen Möwen und Fischen, auf nackten Felsblöcken und die öde See zur Aussicht, als andere, die unter schattigen Bäumen, beym Gesang der Nachtigallen, am zierlichen Karpfenteich sich ergehen, mit dem ihrigen seyn können.

Vom Leuchtturm segelte ich zwischen den Armen des Molo zurück an die linke Uferspitze der Swine, wo ein Wartthurm erbaut ist, von dem aus Lootsen die herannahenden Schiffe beobachten, um im Falle der Noth oder des Begehrens den Schiffen den nöthigen Beystand zukommen zu lassen. Von der Höhe dieses Thurmes übersieht man eine weite Ausdehnung der zunächst liegenden Küste, rechts die Dünen der Insel Wollin, links die der Insel Usedom bis zum sogenannten Streckelberg; vor sich aber das Meer in unbegrenzte Ferne hinaus.

Eine andere Freude genoß ich am Nachmittage desselben Tages. Auf der Westseite Swinemünde's erheben sich bewaldete Anhöhen, aus denen drey Gipfel besonders hervorragen, der Gollen genannt. Der Weg dorthin geht meist durch Kieferwald und beträgt eine kleine Meile. Dahin werden häufig Ausfahrten veranstaltet, und nehmen Frauen daran Theil, so wird nicht vergessen oben auf der Spitze, in einer freundlichen, eigens dazu errichteten Laube Kaffee zu trinken. Neben dieser Laube erfreut man sich einer weiten, anziehenden Aussicht, nordischen Charakters zwar, aber anmuthiger Art. Über dunklen Kieferwald und dazwischen gestreute grüne Wiesen überblickt das Auge den Lauf der Swine, den Strand mit seinen Dünen, und das von Fischerböten belebte Haff. Im Hintergrunde des Panorama liegt aber Swinemünde mit seinen rothen Dächern und hohen Schiffsmasten und benimmt der Landschaft die Öde, die man sonst darin, trotz der Abwechslung von Land und Wasser, finden dürfte.

Nicht minder genügend, als die Fahrt auf den Gollen, ist der Besuch von Hāringsdorf, einer Reihe von Häusern, die eine Meile von Swinemünde in den Dünen des Strandes hauptsächlich zur Benutzung des Seebades erbaut worden sind und zum Dorfe Ahlbeck gehören. Diejenigen, die die stärkende Seeslut in völliger Abgeschlossenheit von größerer Gesellschaft und ihrer zerstreuten Umgebung gebrauchen, dabey aber doch der Bequemlichkeit nicht entbehren wollen, welche zweckdienliche Einrichtungen geben, würden in dieser angebauten Dünenwildniß ihre Rechnung finden. Der Fuß geht auf gebahnten, obschon sandigen Wegen, für die Ruhe ist gesorgt durch freundlichen, gemächlichen Anbau, und das Auge mag sich an der weitesten, unbeschränktesten Aussicht auf das Meer erfreuen, das seine Wogen unmittelbar an den Fuß der Düne wälzt, auf der man wohnt. Durch einen Zufall, den man nicht ganz günstig nennen kann, hat dieser neuangelegte, anmuthige Ort den Namen Hāringsdorf erhalten. Angemessener, wie mir scheint, wäre er „Seelust“ genannt worden. Wie ungestört genießt man hier des Meeres! sey es, daß man der Salzsut zur Herstellung der Gesundheit bedarf, oder nur das Auge an dieser weiten, grünen Riesenmasse von Wasser erfreuen will, an seinem Sturm und Schaum, an den leuchtenden, weißen Segeln, die darüber hin, aus fernen Ländern zu fernen Ländern vorüberziehn, oder an dem prächtigen, goldgrünen Glanz desselben, wenn alle Winde ruhen und die Sonne vom blauen Himmel darauf hinabstrahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

G h a s e l e n.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Wie der Blitz aus Diamanten muß sich schwingen das Ghasel.
 Wie der Schiffer auf der Perle muß sich bringen das Ghasel.
 Wie Demant und Perle leuchten mit des Regenbogens Glanz,
 Soll mit sieben Strahlen in das Auge springen das Ghasel.
 Wie die Nachtigallen stöten durch die schlummernde Natur,
 Soll von Lebenssinn und Liebe wonnig singen das Ghasel.
 Wie der Kette gold'ne Glieder einen Schwanenbals umzieh'n,
 Soll entfalten sich mit zarten Doppelringen das Ghasel.
 Wie die Lüte still und sinnig in den Lüften wiegt ihr Haupt,
 Soll durch tief verborg'ne Deutung uns bezwingen das Ghasel.
 Wie der Wein in gold'nen Perlen feurig durch die Adern rollt,
 Soll mit Blut von Herz zu Herzen innig dringen das Ghasel.
 Wie der Traum mit bunten Bildern zauberhaft die Sinne lockt,
 Soll ein Sinnbild unterlegen allen Dingen das Ghasel.
 Wie des Blitzes Pfeile fliegen durch Gewitterwolken hin,
 Soll mit Geistesbrand die taube Syren verschlingen das Ghasel.
 Wie der Phönix aus den Gluten singend sich zum Himmel schwingt,
 Soll mit wunderbaren Lauten süß verklingen das Ghasel.

II.

Es wecket viel heitere Stunden die Zeit;
 Was lauderst du? bald ist entschwunden die Zeit.
 Der Schmerz ist ein finsterner Slave der Zeit;
 Wer macht uns're Seelen gesunden? — die Zeit.
 Der Geist ist ein Keim, doch im Lenze hat bald
 Die schwellende Knospe entbunden die Zeit.
 Es zucken oft Blitze aus düsterer Nacht;
 Bald hat sich dem Schleier entwunden die Zeit.
 Die Zeit ist ein Nachlaß der Väter; doch hat
 Der Erbe entsiegelt gefunden die Zeit.
 Die Liebe mit Haß und die Wahrheit mit Wahn
 Läßt taumeln in lustigen Kunden die Zeit.
 Herbei nun ihr Becher! es füllet mit Licht
 Den Becher — er möge euch munden! — die Zeit.
 Ihr Lieder send Klänge des Herzens! wer wird
 Die Ahnung der Träume erkunden? — die Zeit.

III.

Erd' und Himmel spiegeln sich im All der Liebe,
 Ist nicht selbst die Schöpfung Wiederhall der Liebe?
 Wie Planeten um die Sonne kreisen, schlinget
 Uns're Bahn sich um den Feuerball der Liebe.
 Im Geseh der Liebe ruht des Lebens Deutung,
 Alles Leben bauet auf dem Wall der Liebe.
 Aus des Lebens Esse strömet durch die Adern
 Glühend warmer Blutquell als Metall der Liebe.
 Was die inn'ren Sinne leise mahnend reget,
 Kündet treu das Auge, als Krystall der Liebe.
 Aus der Mondesstrahlen gold'nem Neze dämmert
 Still die Landschaft. Hörst du nicht den Schall der Liebe?
 Waldesrauschen fühlet die entzückte Sehnsucht,
 Thränen gleiten drein, wie Wasserfall der Liebe.
 Wie des Mondes Wandel schwellt und senkt das Weltmeer,
 Regt der Freundin Bild den Flutenschwall der Liebe.
 Ach, warum so ferne? Um die bleiche Rose
 Klaget mein Gefang als Nachtigall der Liebe.

IV.

Verkörpert lebt im Traum der Nacht dein Bild,
 Und mit des Tages Aug' erwacht dein Bild.
 Den Strahlenkreis des Schönen auf der Welt
 Hat nun zum Brennpunct mir gebracht dein Bild.
 Die hellsten Perlen ruh'n in Meeresgrund,
 So birgt der tiefste Herzensschacht dein Bild.

Oft senkt der Schmerz als Taucher sich und bringt
 Auf Thränenhau mit Irispracht dein Bild.
 Der Sehnsucht Vogen schnellst des Denkens Pfeil,
 Doch Ein Ziel nur hat er in Aeth — dein Bild.
 Die eig'nen Augen sind mir werther nun,
 Weil oft aus ihren Sternen lacht dein Bild.
 Man nennt mich irrig Träumer; ewig klar
 Gestaltet, was ich je gedacht, dein Bild.
 Des Geistes Funken schlägt, wie aus dem Stein
 Der Stahl, aus mir mit Zaubermacht dein Bild.
 Des Dichters Leben, sonst ein See im Sturm,
 Zeigt nun, zum Spiegel abgeflacht, dein Bild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 5. Jänner 1835.

Mit Pug, Blumen und Kränzen, Bonbons, Glückwünschen und Visitenkarten wird hier zu Lande das neue Jahr begrüßt und das alte lustig zu Grabe getragen. Raum gedenkt man des Vergangenen, die Gegenwart klopft an jedes Haus, an jedes Herz, an jede Existenz, und wenn auch die Kinder lächeln, bey all den süßen Neujahrs-gaben und bunten Festkleidern; — für uns Deutsche, die wir in der großen französischen Hauptstadt mit dem Beobachtungsglase umherstreichen, gibt es außer dem Festtagsglanz auch Stoff zu ernstern Gedanken, zu Grüßen an die Heimat, an den heiligen Christ-abend, wo einst uns deutschen Kindern von den lieben Anverwandten bescheert wurde. Wunderholde Zeit, wo wir glücklich um die bunten Lichter und Goldflammen des Tannenbaumes sprangen, die Lämmer im Moose zählten, die Gaben musterten, die Mutter herzten, den Vater küßten und das heilige Fest der Geburt feyerten, der Kinder leib-eigenes holdes, reizendes Fest! Hier zu Lande wird aber weder am Christabend noch am Christmorgen bescheert, auch den traulichen Sylvesterabend habe ich nur mit Mühe zu einem geselligen Verein deutscher Landsteute gestalten können, da alle Welt hier nur von dem jour de l'an spricht, le jour de l'an, la fête des fêtes, das Alpha und Omega. Am Neujahrstage also ist die politische Welt in den schönen Tuilerienhof gefahren und hat dem königlichen Hofe Glückwünsche abgestattet; bunte Uniformen wogten durch einander, die städtische Garde nationale à cheval neben den rothen Lanciers, die blau und silbergestickten Deputirtenröcke nach den goldverbräunten und vielbestärkten Pairs, die prachtvolle ungarische Gesandtenuniform des Grafen Appony und die russische des Grafen Pozzo di Borgo neben den schwarzen protestantischen und reformirten Ornatn der nichtkatholischen Geistlichkeit; Gerichtshöfe, Facultäten, die Universitätsbehörde, das Institut, der Cassationshof, alle sind herbeygezogen und haben Glück gewünscht; während draußen auf der Straße alle Nicht-Autoritäten Freunde und Bekannte, Gönner und Beschützer besuchten und begrüßten, ja selbst die Feinde sich umarmten, um der allgemeinen Neujahrssitte zu huldigen.

Nur der Himmel allein hat zu all dem Wirren und Treiben ein grämliches, verdrießliches, weinerliches Gesicht gemacht, und hat sogar einige Regentropfen herabgossen auf die Zuckerwerksbuden unter freyem Himmel und die Blumenkränze und Blumenbouquets, die auf allen Plätzen ausboten wurden. Daher ist auch alle Welt bald in die Speisehäuser und Caffehs, Restaurants und Billards, Abends aber in die Theater und Ballsäle eingekehrt, und die Straßen sind weniger belebt gewesen, als die öffentlichen Durchgänge, wo in dem namenlosen Gedränge auch die Beutelschneider und Gauner sich Glück zum neuen Jahre wünschen konnten, denn neben mir z. B. haben diese kühnen Handhaber einem meiner Freunde eine sehr elegante, goldene Lorgnette vom Bande abgeschnitten, deren sich mein werthester Nebenmann eine Minute vorher noch zur Beschauung der geschmackvoll ausgeputzten Buden bedient hatte. — Doch fällt mir eben ein, daß ich noch seit dem Monat November mit meinen Theaterneuigkeiten im Rückstande bin, und daher nothwendiger Weise für einige Augenblicke das neue Jahr verlassen muß, um noch die letzten Erscheinungen des alten im Kunstleben meinen Wiener Lesern vorzuführen.

Der „Pinto“ von Lemerrier, jenes Drama, welches der Minister des Innern anfangs verbieten ließ, ward, nach Weglassung einiger politischen Stellen, wieder mit ungeheurem Beyfall in der Porte S. Martin aufgeführt, natürlich mehr dem Parteygeis-

ste als dem Werke selbst den großen Zulauf verdankend. Zum ersten Male wurde es auf dem Théâtre français le 1 germain an VII de la République gegeben und jetzt wiederholt den 19. November 1834 auf dem Porte S. Martin. Früher gab Talma den Pinto, den jetzt Bocage mit vielem Fleiß, aber mit übertriebenem Pathos in Stimme und Gebärden, und mehr nach Effect als nach Wahrheit strebend darstellte. Mars die ältere, gab die Vicekönigin von Portugal, die jetzt Mlle. Morali's höchst unbedeutend und monoton herschwert. Katharina, die Tochter des Herzogs von Bragança, wurde früher von Mars der jüngern trefflich und jetzt von der hübschen Adèle leidlich gegeben. Auch die übrigen Rollen lassen eine traurige Verschiedenheit zwischen der ehemaligen und jetzigen Darstellung fühlen, wie überhaupt in der jetzigen französischen tragischen Bühnenwelt kein Stern erster Größe, kaum einigen Planeten und Satelliten zu finden sind.

Es erscheint hier ein Repertorium aller neu gegebenen Stücke, welches die Buchhändler Barba, Poll et und Bezou herausgeben, und welches den „Pinto“ für 12 Sous auf sehr hübschem Papier gedruckt anbietet, ebenso wie alle beliebten Stücke der übrigen Theater, z. B. „Bertrand und Raton“, „Henri III.“, „Lucrezia Borgia“, „Marie Tudor“, „la tour de Nesle“, u. s. w., so daß es sehr leicht wird sich für ein Geringes das Beste aus der hiesigen Bühnenwelt zuzueignen. — Der Pinto hat ungefähr einen Monat lang Aufsehen gemacht, als aber keine stürmischen Vorstellungen und lose Anspielungen mehr zum Besten gegeben wurden, ist der Zulauf auch weggeblieben und jetzt wird das Stück schon vor leeren Bänken gespielt, obgleich die Modeshändlerinnen Hüte à la Pinto und die Hutmacher Männerhüte à la Pinto angefündigt und verkauft haben. — Das Théâtre Porte S. Martin steht jetzt überhaupt ziemlich schlecht; weder die letzten Stücke von Dumas noch die von Hugo haben Glück und Geld gemacht, und es scheint im Publicum ein gewisser Überdruß gegen den trassen Romantismus, wie er z. B. so ganz abscheulich in der „Lucrezia Borgia“ ausgeführt wird, vorzuwalten und sich alle Welt nach besseren und würdigeren tragischen Erscheinungen zu sehnen, da in den letzten Jahren auch nur „der Thurm von Nesle“ (la tour de Nesle) wahrhaft Glück gemacht hat, und deshalb auch zu lebhaftem Streit zwischen dem jungen Dichter Gaillardet, dem ursprünglichen Verfasser, und dem späteren Umarbeiter Dumas Anlaß gegeben hat, so daß sich beyde Herren sogar um diese Vaterschaft geschossen haben, ohne daß jedoch viel Blut dabei vergossen worden. Indes bleibt die Autorschaft noch immer unentschieden; Dumas behauptet, die besten Scenen seyen von ihm, Gaillardet das Gegentheil, und da letzterer während der Umarbeitung verreist war und solche ohne seine Zustimmung vom Theaterdirector Hare dem Dichter Dumas übertragen worden war, Gaillardet aber bey seiner Zurückkunft mit Ersauern hörte, daß sein Stück umgearbeitet aufgeführt wurde, bey der Probe es ihm auch unmöglich schien, sein Werk wieder zu erkennen, so ist die ganze Streitfrage wohl nur am Ende dadurch zu schlichten, daß Gaillardet sein ursprüngliches Manuscript abdrucken ließe, um es sodann mit dem corrigirten des Alexander Dumas zu vergleichen, zu welcher Maßregel jedoch beyde Theile keineswegs und vielmehr leicht aus guten Gründen nicht erbötig sind. Das Publicum hat also das literarische und später ritterliche Duell schon ganz vergessen, um unter allen neuern Theatergebürten nur das Drama „Latude“ auf dem Gaité-Theater auszuzeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

A u f l ö s u n g

der Charade in Nr. 36: Wehmurh.

M o d e b i l d XIII.

Reitanzug von Damen: Camelot mit Sammt und Schnüren besetzt, Cravatte und Chemifette sind in einem Stücke, nach Originalen des J. G. Veer, Stadt, Dorotheergasse Nr. 1108. Zur Kopfbedeckung ein Filzhütchen.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 28. März 1835.

38

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strouß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die O d e r f a h r t.

(F o r t s e t z u n g.)

W i n e t a.

Sagenreiche Geschichtschreiber der alten Zeit erzählen von einer großen Handelsstadt W i m n e oder W i n e t a, die unweit des westlichen Ausflusses der Oder (der Peene) gelegen und um das Jahr 1100 bis 1120 untergegangen seyn soll. „Hier ist ein Übersuß von Waaren aus allen nordischen Ländern,“ sagt ein alter Historiograph *), „hier ist alles zu haben, was angenehm und was selten ist. Man zeigt hier Vulcan's Feuermörser, wie die Einwohner das griechische Feuer nennen. Hier hat Neptun gleichsam eine dreyfache Natur angenommen. Es strömen nemlich drey Meerengen an der Insel, worauf die Stadt liegt, vorbey. Eine soll grünliches, die andere weißfarbiges Wasser führen und die dritte wüthet mit einem beständigen Wogensturm und mit schäumenden Wellen.“

Nach dem sächsischen Annalisten hat H e l m o l d, der christliche Geschichtschreiber der noch heidnischen Wenden, von Wineta gesprochen und diese Stadt mit denselben Worten beschrieben, deren sich A d a m v o n B r e m e n bedient, um die Stadt Julin zu schildern, welche am östlichen Ausfluß der Oder, der Divenow, lag und das jetzige Wollin ist. Ein späterer Geschichtschreiber, A l b e r t K r a n z, schreibt wiederum H e l m o l d aus und gibt die Schilderung von Wineta, welche ursprünglich A d a m v o n B r e m e n von der Handelsstadt Julin macht. Diesen Vorgängern sind spätere Schriftsteller gefolgt und es ist viel von dem alten handelsreichen Wineta gefabelt worden, welches das Meer verschlungen haben sollte. Nachdem man Trümmer, Stadtviertel und Straßen unter dem Meere unfern des Dorfes Dammerow am Strande der Insel Usedom hat erkennen wollen und sogar Grundrisse davon aufgenommen, haben andere dargethan, daß diese vermeintlichen Trümmer nichts weiter sind, als ein langer Strich auf einander gehäufte Granitsteine, welche noch

*) Annalista Saxo, in der Geschichtsbeschreibung des Jahres 983.

vor wenigen Jahren bey niedrigem Wasserstande eine den Schiffen gefährliche Steinbank bildeten. Jetzt ist die Gefahr vermindert, denn zum Bau der großen Seedämme bey Swinemüade, deren ich früherhin gedacht, wurde des vermeintlichen Wineta's Steinreichthum vielfach benutzt. Dabey steigerte sich die Vermuthung, daß hier nur Klippen, nicht eine untergegangene Stadt zu suchen sey, zur eigentlichen Gewißheit, denn beym Herausholen der Felsrümmen und Blöcke aus dem Wasser ist nie ein Stein gefunden, an welchem eine Bearbeitung zu erkennen gewesen wäre, oder sonst eine Spur einer früher stattgefundenen künstlichen Verwendung dieser Granitmassen durch Menschenhände entdeckt worden. Somit versank Wineta wieder, nicht mehr in die Tiefe des Meeres, sondern in den bodenlosen Abgrund alter Sagen.

Am 28. August machte ich eine Streiferey durch die Insel Usedom, die mich auf die Spitze des Streckelberges und in die Nähe Wineta's führte. Der Weg geht längs dem Strande, auf nassem, durch das Bepflügen der Wellen geglätteten Sande, so dicht am Meere, daß die Räder der einen Seite fast fortwährend im Wasser rollen. Die Pferde sind dessen gewohnt, der Grund fest und es fährt sich in der Art ohne Anstoß, Beschwerde, und sogar leichter, als auf ebner Kunststraße. Obgleich man sich hier auf einem schmalen Landstriche zwischen den Dünen und der See befindet, so ist doch die Aussicht in dieser Einöde nicht ohne Abwechslung. Bald sind es ferne, segelnde Schiffe, bald näher zum Strand liegende Fischerböte, mit ihrer mannigfachen Arbeit, welche die Blicke der Reisenden anziehen, bald die leichten, gewandten Möwen, oder die mächtigen Seeadler, die sie auf sich lenken. Zuerst erreicht man, also fahrend und schauend, Häringsdorf, das wie eine Nase an diesem Strande liegt, dann folgen einzelne Hütten, worin Häringsfischer ihr Gewerbe treiben; indessen rückt der Streckelberg immer näher, und unweit desselben führt der Weg, die Dünen durchschneidend, nunmehr durch tiefen, beschwerlichen Sand, zum Dorf Coserow. Indes die Pferde hier rasteten, ging ich auf die Spitze des Streckelberges. Seinen Namen hat er wohl daher, daß hier die Küste sich gegen das Meer vorstreckt und die Düne auf derselben, die zugleich höher ist als die umliegenden, schon in weiter Ferne sichtbar wird. Man hat, und mit gutem Erfolge, es sich angelegen seyn lassen, den Flugsand dieser Dünen durch Schlingpflanzen und Kiefernfaat festzubannen; die mühevollen Pflanzungen gedeihen und indem einerseits die sonst öden Sandhöhen jetzt mit grüner Waldung prangen, werden andererseits die Felder der Dorfschaft Coserow vor dem Flugande bewahrt. Vom Gipfel des Streckelbergs, auf dem für die Schiffenden eine leitende Bracke errichtet ist, erfreute ich mich bey ziemlich heiterm Wetter einer weiten Umsicht über Land und Meer. Das Dorf Damerow lag mir zu Füßen und über das unsichtbare Wineta rauschte die blaue Flut der Ostsee. Von der fabelhaften dreysachen Strömung des sächsischen Annalisten war nichts zu sehen, aber wohl wurden jenseits der Peene die Thürme der Stadt Wollgast sichtbar und über der fernem Flut erhoben sich nebelartig die Sandhügel des Ruden und der Greifswalder Die, einer kleinen Insel am Ausfluß der Peene. Mehr links übersah ich einen Theil der von Buchten und Binnenseen vielfach zerrissenen Insel Usedom. Meist ging der Blick über Moor, Wald und Wasser, nur hin und wieder blickten behaute Felder und einsame Windmühlen hervor. Die Ein-

wohner nähren sich von Fischerei und Schiffahrt. Ihr Reichthum ist die See, und amphibisch leben sie eben so viel auf dem Wasser als auf dem Lande. Von Coserow führte mich die Richtung meiner Streiferey im Angesicht des Achterwassers, einer der eben genannten Buchten, zunächst auf Pudagla, vor Alters ein Augustinerkloster, sodann der Witwensitz einer Herzogin von Pommern, jetzt ein königliches Amt, dessen alterthümliche, großartige Gebäude von der frühern Bestimmung zeugen. Weiterhin geht der Weg durch angebaute Landschaft, sodann durch rauschenden Kieferwald auf Usedom, den Hauptort der Insel, nach welchem sie auch den Namen hat. Diese Stadt ist zwar alt, hatte auch in frühern Zeiten ein besestigtes Schloß, ist aber unbedeutend geblieben. Einige schlechtgeplasterte Straßen sind von unscheinbaren Häusern umgeben und ziemlich in der Mitte steht eine alte, durch ihre Bauart wenig ausgezeichnete Kirche. Von der frühern Befestigung ist nur ein runder, steiler Erdwall zu sehen, der noch der Schloßberg heißt. Die obere Fläche ist von geringem Umfange und auf der Höhe kann höchstens ein Thurm mit einem kleinen ummauerten Raume gestanden haben. Spuren von Mauerwerk findet man nur an einer einzigen Stelle, und auch diese scheinen bloß Reste eines unterirdischen Gemölbes, wie die eines Kellers zu seyn. Hier hat vielleicht der Thurm gestanden; die ihn umringenden anderweitigen Bollwerke waren wohl nur, nach Art wendischer Besten, von Holz aufgeführt. Gegen Abend von diesem Schloßberge, jenseits des Grabens, erblickte ich zwey andere, zweifelsohne von Menschenhänden aufgeführte Erdwälle, die in einem stumpfen Winkel auf eine halbrunde Erderhöhung zusammenliefen. Hier wurden vielleicht wendische gottesdienstliche Gebräuche begangen. Es mangelte mir die Zeit, über Zäune und Gräben zu dringen, um den Ort näher zu betrachten, denn schon war die größere Hälfte des Tages vorüber, und noch blieben mir drey Meilen bis Swinemünde, und zwar auf schweren Sandwegen zurückzulegen. Diese Fahrt ward jedoch ohne Unfall durch öde Gegend, meist Kieferwald, in lauer Abendluft glücklich vollbracht.

Die Jomsburg.

Die zweyte größere Streiferey, die ich von Swinemünde aus unternahm, führte mich in entgegengesetzter Richtung über die Swine auf die Insel Wollin. Hier ist die Landschaft noch öder als auf Usedom, und da man obendrein wegen des unterspülten und oft einbrechenden Triebandes nicht dicht am Meerstrande fahren kann, sondern sich innerhalb der Dünen halten muß, so geht man der freyern Aussicht auf das Meer verlustig und hat dabey fortwährend tiefen Sand zu bekämpfen. Ein öder anderthalb Meilen langer Waldweg wird nur durch einen einzelnen Krug unterbrochen, neben welchem ärmliche Hütten einiger Theerbrenner liegen; hierauf folgt ein halbwüstes Dorf, Dargebanz, und nach abermals anderthalb Meilen, die ein ermüdender Sandweg nicht verkürzt, die Stadt Wollin. Dieser Hauptort der Insel, nach welchem sie auch benannt wird, ist jetzt ein unansehnliches Landstädtchen, soll aber vor Zeiten ein sehr bedeutender Handelsort gewesen seyn, von dem die alten Geschichtschreiber viel erzählen. Sein früherer Name war Julin und die Umwandlung in Wollin läßt sich aus der Übung wendischer oder slavischer Mundarten leicht erklären, indem der vor dem ursprünglichen Namen jetzt befindliche Mislauter häufig auf diese Weise auch andern Wörtern und Namen, die mit Selbstlautern beginnen, vorgefetzt wird. So unbedeutend

und unerheblich Julin oder Wollin jetzt auch erscheint, so ist es doch vor Jahrhunderten der Gegenstand langwieriger und blutiger Kriege gewesen. Der König der Dänen Harald Blatand entriß im zehnten Jahrhundert den Ort und die Insel den Herzogen oder Fürsten von Pommern und ließ zur Behauptung der Landschaft, die von seinem Volke Jumno oder Jume genannt ward, eine Beste bauen, die demnach die Jomsburg hieß. Ihre Mauern sind Zeugen manches blutigen Kampfes und nicht unwichtiger Begebenheiten gewesen, welche von den Geschichtschreibern jener Zeit uns aufbewahrt worden sind; dennoch ist die berühmte Burg bis auf die letzte Spur verschwunden, ja man weiß nicht mehr den Fleck bey Wollin anzugeben, wo sie gestanden haben könnte. Um die Stadt herum erblickt man Anhöhen und es ist neuerdings die Meinung vorgetragen worden *), daß die Jomsburg vermuthlich auf dem sogenannten Silberberge erbaut gewesen sey, welchen Namen eine Anhöhe trägt, die unterhalb Wollin an der Divenow belegen ist. Dagegen sucht ein anderer mit der alten pommerischen Geschichte wohlvertrauter Forscher aus der Beschaffenheit des Orts zu erweisen, daß die dänische Burg wahrscheinlicher Weise auf dem nahen Mühlberge gestanden habe. Ich habe beyde Hügel erstiegen und glaube, daß die Anhöhe, welche der Silberberg heißt, von zu geringem Umfange ist, um jemals zu der Anlage einer Beste benutzt worden zu seyn, sey diese auch noch so klein, ja ein bloßer Wartthurm gewesen. Der Mühlberg ist auch nur ein unbedeutender Hügel, dagegen auf der andern Seite der Stadt Wollin der sogenannte Galgenberg höher und von so beträchtlichem Umfang ist, daß eine ansehnliche Beste alter Zeit darauf gestanden haben kann. Von demselben hat man auch eine freyere Übersicht des Hafens, von welcher Seite die Dänen zuerst einen Angriff zu befürchten hatten, und da man zugleich annehmen darf, daß sie vielmehr durch die Swine oder die Peene, als durch die Divenow, Wollin und ihre neue Eroberung zu erreichen suchten, so stimmen alle diese Gründe dafür, daß die berühmte Jomsburg auf dem jetzigen Galgenberg (worauf übrigens kein Galgen mehr) gestanden habe.

Steinburg.

Über die Divenow führt bey Wollin eine Brücke auf das feste Land Pommerns. Das jenseitige Ufer bietet noch keine Ausichten, die man reizend nennen dürfte, indessen fand ich das Land doch viel bebauter und freundlicher als das eben verlassene wüste Inselgebiet. Nachdem man einen nicht langen Kieferwald hinter sich hat, kommt man nach einer halben Stunde durch ein wohlgebautes Dorf und erreicht auf einem ziemlich festen und glatten Wege Samin. Diese Stadt wird von den alten dänischen Geschichtschreibern in Übereinstimmung mit der Bedeutung des ursprünglich wendischen Namens Steinburg genannt. In gleicher Weise heißt Stettin, nach leicht erklärbarer Übersetzung, Borstenburg, dagegen aber Pommern nicht in derselben Art Seeland, sondern nach dem Namen der damaligen slavischen Bevölkerung, Windland genannt wird. Eine der vorzüglichsten Städte dieses Windlandes war Steinburg oder Camin. Noch zeugen schöne Überreste alter Bauwerke von der ehemaligen Herrlichkeit des Orts, wo schon in den frühesten Zeiten die Mehrzahl der Bevölkerung aus Deutschen bestand. Gleich

*) Siehe baltische Studien, Stettin, 1832. 1. Heft S. 63—68. Dagegen: Gustav K o m b s t in den nachträglichen Bemertungen S. 383—385.

beym Eintritt empfängt den auf Alterthümer aufmerkamen Reisenden ein mächtiger, mit zackigen Zinnen und Schießcharten prangender Thorthurm. Weiterhin zieht das zwar verfallende, aber in alter Baupracht noch immer merkwürdige Rathhaus die Augen des Wanderers auf sich. Viele zierliche Häuser, Zeugen der nicht ganz gesunkenen Wohlhabenheit des Orts, umstehen den länglichen, viereckigen Platz, auf dem es liegt, und von demselben führen zwey Straßen zu dem merkwürdigsten alten Baudenkmale in Pommern, der Domkirche. Zwar vielfach hat dieses Werk der Vorwelt durch Zeit, Krieg, vernachlässigte Pflege gelitten, dennoch erhält es sich noch, des Staunens und der Bewunderung würdig. Wenn man davor steht und es betrachtet oder bereits entfernt das große Bild sich wieder vergegenwärtigt, fühlt man sich gleichmäßig angezogen durch das Riesenartige des ganzen Baues, wie durch die zierliche Ausführung einzelner Ausschmückungen in so sprödem und zerbrechlichen Material als gebrannte Thonerde. Das Innere weicht übrigens von dem Außern in so fern ab, als man dieses unbehindert hat verwittern und verfallen lassen, so daß es wie eine beginnende, großartige Ruine dasteht, das Innere dagegen in kleinlicher, unentsprechender Weise erneuert worden ist, in der Art, daß man solcher Pflege sich weniger erfreuen kann, als gänzlicher Vernachlässigung. Hin und wieder haben sich darin alte Leichensteine mit erkennbaren Gestalten und lesbarer Inschrift erhalten. Doch was davon übrig ist, muß gleichen Denkmälern in andern Theilen Deutschlands weichen, und merkwürdig waren sie mir nur deshalb, daß ich auch auf den ältesten derselben keine andern Inschriften gefunden habe, als lateinische oder deutsche. Nach diesen hier, und anderwärtigen Resten aus frühern Jahrhunderten zu schließen, scheint die wendische Sprache nie im schriftlichen Gebrauche in Pommern gewesen zu seyn, und schon in den ältesten lateinischen Inschriften liest man die ursprünglich wendischen Ortsnamen vollkommen germanisirt.

Die Lage Camins, nicht unmittelbar an dem Strande des offenen Meeres, sondern an einer von Inseln und einem Vorlande geschützten Bucht, in welche die Divenow ausmündet und die der Caminsche Boden genannt wird, ist freundlich und anmuthig. Das Auge ruht auf einem heitern und ruhigen Wasser wie das eines Binnensees, und das hohe Ufer, auf dem die Zinnen des Doms und der ihn umgebenden alten Curien sichtbar werden, bildet einen anziehenden Hintergrund. Indem ich hier den nicht unbelebten Hafen, den Boden und seine nahen und entfernten Ufer übersah, ging die Sonne über dem niedern westlichen Vorlande unter. Die Wolken lagen davor wie ungeheure Basteyen und ragende Burgmauern einer unermesslichen Weste der Vorwelt, mit glänzenden, feurigen Zinnen, hinter die sich der Herr des Tages mit flamwendem Hauptschmuck, ein müder Kämpfer, zurückzog. Die schwindenden Strahlen schimmerten über dem Wasser des Bodens und erleuchteten matt das gegenüberliegende Ufer unter den Mauern der alten Stadtbefestigung, längs welcher am flachen Strande das rege Gewerbe zu erstehen begann. Ich konnte mich von dem Anblick nicht eher trennen, als bis die Flut dunkel heranrauschte und allmähliche Schatten die alten Umrisse des Doms in völlige Dunkelheit hüllten.

Am folgenden Morgen, dem letzten des Monats August, verließ ich Camin und hatte hiemit die Wanderung zu den drey Ausflüssen beendet, durch welche die Oder mit der Ostsee zusammenhängt. Es ist dieß zwar keine Reise,

die zu besonders reizenden oder merkwürdigen Gegenden führt, indefs ist die Landschaft in der alten nordischen Geschichte nicht ohne Ruf und Ruhm, und in der gegenwärtigen Zeit durch Handel und Wandel und das Seebad in Aufnahme. Wer viel auf Kunststraßen, im Staube und in der Sonnenglut gereist ist, thut wohl, sich einmal in Kieferwäldern und an Meeresküsten zu erfrischen.

Ohne irgend einen Zufall legte ich den schon bekannten Weg über Wollin und längs den Dünen nach der Swine zurück und kam noch früh genug in Swinemünde an, um im Gesellschaftshause an einer unvermutheten Festlichkeit Theil zu nehmen. Es ward gerade in diesen Tagen die Ankunft des Kaisers von Rußland erwartet und der Kronprinz von Preußen war ihm nach Swinemünde entgegengereist. Es ist hinlänglich bekannt, wie Wind und Wetter die Seefahrt des erhabenen Reisenden vereitelten; die Gegenwart des Kronprinzen ward aber Veranlassung in aller Eile einen Ball zu improvisiren, so festlich ihn auf der halbwüsten Insel Usedom die Umstände möglich machten. Es war für mich ein ergötzlicher Contrast, aus dem Schatten der Kieferwälder und der Ode der Dünen plötzlich in ein hellerleuchtetes Prunkgemach, in ein zierliches Gewühl von Tanz und Freude zu treten. Deutsche Freyherren, polnische Grafen, russische Seeofficiere drehten sich umher in bunten Reihen; auch der polnische Masurentanz ward getanzt, und eine schöne Berlinerinn, Fräulein von Rh., tanzte ihn hier mit einer Anmuth, die von keiner Polinn, in diesem Lieblingstanze ihres Volkes, übertroffen worden wäre.

(Der Schluß folgt.)

G h a s e l e n .

(Fortsetzung.)

V.

Du meinst, ich kenn' dich nicht? Ich kenne dich.
 Ich sag's mit Zuversicht: Ich kenne dich.
 Des Frühlings Rose blüht mit süßem Duft;
 Nimm dich in Acht! sie sichts: Ich kenne dich.
 Schiel' ich nach andern, schweigst du wie die See,
 Bevor der Sturm losbricht: Ich kenne dich.
 Belastet deine Brust ein kühner Wunsch,
 Ist heiter dein Gesicht: Ich kenne dich.
 Begehr' ich süßen Wein, blickst du so ernst:
 O, schenk' des Lebens Licht! Ich kenne dich.
 Du zürnst und wehrst mich ab, wenn sich mein Arm
 Um deinen Nacken sichts: Ich kenne dich.
 Nachtwandler, such', ich meiner Sehnsucht Mond,
 D'rauf legst du kein Gewicht: Ich kenne dich.
 Die Nachtigall ist ohne Farbenprunk,
 Der Sänger ist zu schlicht: Ich kenne dich.
 Preist dich mein Sang, erröthest du, und meinst,
 Zu kühn sey mein Gedicht: Ich kenne dich.
 Des Dichters Mund besingt der Liebe Glück;
 Sein Herz nur leise spricht: Ich kenne dich!

VI.

Was ist mir nun gelieben
 Von meinem heißen Lieben?
 Mein Gut, trotz aller Vorsicht,
 Ward ausgespäht von Dieben.
 Mich hat am Ziel der Wünsche
 Die Sehnsucht aufgerieben.
 Statt des geträumten Himmels
 Sand ich die böse Sieben! —
 „Freund! Schmähe nicht die Tafel,
 „D'rauf steht die Welt geschrieben.
 „Wirst du die Rose tadeln,

„Weil Sturm sie kann zerfieben?
 „Die Feder, weil sie fället
 „Das Beil mit scharfen Hieben?
 „Den Schwan, weil er das Singen
 „Muß bis zum Tod verschieben?
 „Wedt Liebe nicht aus Gräbern
 „Das Leben neu zu Trieben?“

VII.

Was ich erwogen hin und her,
 Schwankt wie ein Bogen hin und her.
 Die Weisheit, der ich mich vertraut,
 Hat mich belogen hin und her.
 Die Lieb', an der ich mich erbaut,
 Hat mich gezogen hin und her.
 Bald sinnt mein Geist auf Helldensfang,
 Bald auf Eklogen hin und her.
 Oft rüttelt mich der Wein, den ich
 Hab' eingesogen, hin und her,
 Was kimmert's mich! Es wanken ja
 Selbst Pädagogen hin und her.
 So schiff' ich fuhr, ein Sohn der Zeit,
 Durch Wind und Wogen hin und her.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 5. Jänner 1835.

(Fortsetzung.)

„Latode,“ *Drame en 3 actes et cinq tableaux*, mit einem Prologe: „une matinée à Trianon“ gibt eine sehr dramatische Scene aus den Zeiten der Marquise de Pompadour und zeichnet uns Episoden aus dem Leben des berühmten Staatsgefangenen Latude, weshalb auch jetzt bey Abel Ledour die Memoiren von „Latode, prisonnier pendant 35 ans, écrits par lui-même, avec une préface par Michel Raimond,“ dem bekannten Verfasser der „Intimes,“ zwey Theile in 8. mit einem Bildnisse Latude's zu dem höchst geringen Preise von 3 Fres. 75 Cent. erschienen sind. — So wie es vor einem Monat Hüte à la Pinto, robes à la Pinto gab, so sind jetzt überall bonbons à la Latode, pomades à la Latode, étoffes à la Latode u. s. w. zu finden. Die Mode ist hier in Paris eine wunderliche Herrinn, heute lacht und freundlich, morgen dunkel und schwarz, heute sucht sie ihre Helden im Vaudeville, morgen in den Kerfern der Bastille, vor Jahren in der langhalsigen Giraffe im Pflanzengarten, vielleicht nächstens in den garstigen halb europäischen, halb türkischen Trachten des hiesigen ottomanischen Gefandtschaftspersonals, welches man viel in den Läden des Palais royal einkaufen und in der Tuilerienpromenade spazieren sieht, vorbeystreichend an der spanischen Herzoginn von Frias und der hübschen Dlle. Elsler, der schönen englischen Damenwelt und den zierlichen, eleganten Pariserinnen.

Im übrigen ist die Theaterwelt eben so arm an Neuigkeiten tüchtiger Art, wie die Wüste Sahara an Palmen und Datteln; die große Oper führt uns allwöchentlich die beiden Elsler und einige ältere Opern vor, während „die Jüdin“ (la Juive) noch immer nicht zu der Generalsprobe gediehen ist. Statt dessen wird uns der Carneval im schönen Opernsaale Maskenbälle mit Lotterien aller Art bieten, wo man eine Loge fürs ganze Jahr, ein Piano von Pleyel, ein silbernes Service von Odiot, einige schöne Gemälde von beliebten Künstlern u. dgl. gewinnen kann.

Die italienische Oper hat noch immer keine neue Sängerin engagirt, obgleich Mad. Fink-Lohr gar keinen Beyfall findet, und Dlle. Brambilla, die Altistin, welche als Ursace in der „Semiramis“ debutirte, uns nimmermehr die Pifaroni auch nur einigermaßen ersetzen kann. Zwar ist sie nicht durchgefallen, wie Tibaldi vor zwey Jahren, allein die Hoffnungen des Publicums sind getäuscht worden, wie denn überhaupt wohl schwerlich außer Pifaroni irgend eine Altistin zu finden seyn wird, die neben den Sternen erster Größe, Rubini, Lablache und Lamburini, und neben den trefflichen Talenten einer Grisi (Giulietta) und eines Zwanof Effect machen würde. Obschon aber noch nichts Neues gegeben wurde, ist die italienische Oper, theils aus Mode, theils weil die französische große und komische Oper wirklich jetzt sehr mittelmäßig ist, immer sehr besucht; in der „Prova d'un opera seria“ hat Lablache

als Capital-Buffo-cantante excellirt, so wie die Wiedereinstudierung des „Otello“ zum t. Jänner mit einer neuen Besetzung Furore gemacht hat: Rubini Otello; Tamburini Jago; Lablache Elmira; Swanof, der junge Russe, Rodrigo; Grisi Desdemona, können natürlich keine ächt dramatische Vorstellung bieten, da Rubini zu zart und gemüthlich für den wilden Afrikaner ist, Tamburini zu weich und sanft für den bösen Jago, Swanof zu sentimental für den feurigen, glühenden Rodrigo, Grisi zu wenig Seele und wenig naive Unschuld für die Desdemona besetzt; nur als Concertstück, als musikalische Ausführung, als Effectmusik, preise ich diese Vorstellung als das non plus ultra einer Leistung, welcher auch enthusiastischer, donnernder Beifall, vielfach mit bis, bis, da Capo, bravo's, brava's und bravi's untermischt, während der ganzen Darstellung zu Theil wurde; am Schlusse sind selbst die Sänger hervorerufen worden, was hier eine große Seltenheit ist. — Das nautische oder Wassertheater in der Salle Ventadour ist jetzt im Sterben begriffen und der Director wird in einigen Tagen seinen Bankerott erklären. Vergebens hat sich der neue Robinson in dem Meere umhergewälzt, sind lebendige Papageyen und Affen auf den Papierbäumen umhergesprungen, so wie schöne, stolze Schwäne auf dem Wasser umhergeschwommen, vergebens hat die berühmte Smitson-Versioz alle möglichen Pantomimen, eine schauerlicher als die andere, dem Publicum vorgemastert, sogar einige gemüthliche deutsche vier- und mehrstimmige Gesänge haben das Publicum nicht mehr gelockt und die Katastrophe, die ich Ihnen vor Monaten anmeldete, ist leider erschienen. Traurig ist es, daß der Director, St. Esteven, und der junge Secretär, M. de Calvimont, sogar deutsche Sänger und Sängerinnen nach Paris gelockt hatten, um eine deutsche Oper zu gründen, und jetzt all diesen betrogenen Leuten weder das Engagement gehalten, noch auch ein Abstandgeld bezahlt und dadurch viel unglückliche Choristen mit Weib und Kind hier an den Bettelstab gebracht haben.

(Der Schluß folgt.)

Für Liebhaber der Botanik.

Im F. E. Hofgarten zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia dealbata* Link. Neuholländische Art der weitverbreiteten Gattung *Acacia*. In Gärten mit vielen Namen belegt, wie z. A. *allinis*, *A. mollissima*, β . etc. Eine der zierlichsten Species mit sehr feinen Fiederblättchen, gelben Blüthenköpfchen und weißlich bestäubten Trieben. Mimoseae.
- Billbergia pyramidalis* Lindley. Auch unter dem Namen *Bromelia pyramidalis* und *Br. nudicaulis* in Gärten. Ausgezeichnet schöne Art der ananasartigen Gewächse (Bromeliaceae), mit rothen, blauviolett gegipfelten Blüthenstappen. In Brasilien heimisch und meist auf Bäumen wurzelnd.
- Bletia hyacinthina* Rob. Brown. Orchidee mit knollenartigem Stamme, zierlichen, gestreckten, lanzettförmigen Blättern und niedlichen violettrothen Blüten. In China zu Hause.
- Bletia Tankervilleae* Rob. Brown. Die ausgezeichnetste Art dieser Gattung, mit großen, breiten, nach Palmenart gefalteten Blättern, reich besetztem Blütenstiele, großen, von außen weißen, von innen rothbraunen oder dunkelbraunen äußeren Blüthenheften und schön gezeichneter Lippe. Ebenfalls in China zu Hause.
- Clerodendron viscosum* Ventenat. Strauch aus der Familie der Verbenaceae, in Ostindien heimisch. Großes behaartes Blatt, und weiße Blumen auf ziemlich großer Blütenrispe.
- Daphne Delphini* Hortorum. Japanische Art des Seidelbastes zunächst mit *Daphne odorata* verwandt. Glänzende Blätter und Blüten von der Farbe des gemeinen Seidelbastes (*Daphne Mezereum*). Thymeleae.
- Saxifraga ligulata* Wallich. Aus Nepal. Noch nicht sehr lange bey uns eingeführt. Merkwürdig durch die großen, gefranzten Blätter und ansehnlichen weißen Blumen. Zu *Saxifraga crassifolia* gehörig. Saxifrageae.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 31. März 1835,

39

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die D e r f a h r t.

(S c h l u ß.)

Die russische Corvette.

Die russischen Seeofficiere, deren ich eben gedacht, gehörten zu einem in Swinemünde seit mehreren Tagen stationirten Kriegsschiffe, das hier die Ankunft des Viceadmirals Fürsten Mentschikow erwartete, um ihn nach St. Petersburg zurückzubringen. Dieß Schiff, eine Corvette, hieß Navarin und war ursprünglich eine Kriegsbeute von den Türken. Unter der Mannschaft befanden sich mehrere Juden aus Litthauen, die als Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren angeworben worden waren und jetzt schon, nach allgemeiner Versicherung, brauchbare Matrosen sind. Eines Tages traf ich einen Bootsmann am Lande, mit dem ich durch die zufällige Gegenwart eines Dolmetschers, einige Worte wechseln konnte. „Klettern eure Juden,“ fragte ich, „auf die Masten auch im Sturm?“

„Herr,“ antwortete der Seemann, indem er ausdrucksvoll, wie zum Schwunge einer Leine, den rechten Arm bewegte, „sie wissen, was Schiffsordnung ist!“

„Und fürchten sie nicht das Wasser?“

„Herr, sie fürchten die Schiffsordnung mehr.“

„Und wie ehren sie den Sabbath, an dem sie ja nichts verrichten dürfen?“

„Herr, sie ehren die Schiffsordnung und verrichten die Schiffsarbeit am Sonnabend so gut wie an andern Tagen; wir Bootleute haben es ihnen beygebracht.“

Die Officiere der Corvette, auf die Ankunft des Admirals wartend, nahmen unterdeß an den Vergnügungen des Badeortes Theil, die freylich mit der Verminderung der Badegäste, welche allmählig sich zu verlieren anfangen, bereits in Abnahme waren. Nach einem Mahle im Gesellschaftshause ward einst ein Officier gebeten, ein russisches Volkslied zu singen. Er schlug es ab, und als die Damen fortfuhren in ihn zu dringen, erbot sich der Baron von F**, ein Viefländer, seinen Landsmann zu vertreten und ein russisches

Volkslied, in der volksthümlichen Sangweise, die Worte jedoch in deutscher Übersetzung, zu singen. Dieß ward angenommen und der Baron setzte sich an den Flügel, der im Gesellschaftssaale steht. Die Lieder, die er vortrug, waren so eigenthümlich, daß ich mir von ihm eine Abschrift ausbat und sie hier mittheile. In dem ersten wird man die harmlose Ironie nicht verkennen, die man auch in andern russischen Liedern finden soll. Es wird darin die Bräutigamswahl eines jungen Mädchens und die Vorliebe für den Kriegerstand folgendermaßen vorgestellt:

Mein Töchterchen Taube, schau um dich und sprich:
Wen wählst du zum Gatten, zum Schwirch für dich?

„Ich möchte den Zeißig, er kleidet sich hübsch,
Ist niedlich und höflich, doch er ist gar arm!“

„Ich möchte den Finken, er thut so verliebt,
Doch ist er zu zornig, er schläge mich todt!“

„Ich möchte den Raben, ist diebisch und reich,
Hat vieles erfahren, doch ist er zu alt!“

„Ich möchte den Specht, ist ein vornehmer Herr,
Er redet so artig, doch ist er zu stolz!“

„Ich möchte den Gimpel, der ist recht gelehrt,
Kann lesen und schreiben, doch ist er auch dumm! —“

Mein Töchterchen Taube, du wählst zu viel,
Kein Aber und Doch, ein Mann sey dein Ziel. —

„Ach Väterchen sorg' nicht, ich hab' schon gewählt,
Ich liebe den Falken, der ist ja Soldat!“

Man hatte die militärisch gesinnte Taube und das muntere Lied belacht, als von J** sein zweytes Liedlein vortrug. Dst ist schon der Schmerz eines Jünglings, der seine verlorne Geliebte auch im Grabe nicht vergessen kann, der Gegenstand einer Dichtung geworden; es ist aber die Frage, ob die Trauer jemals so einfache und doch so ergreifende Worte gefunden hat, als in folgenden Zeilen.

„Weiß bist du, mein Mädchen,
Weiser wirst du nicht;
Heiß, wie ich dich liebe,
Heißer werd' ich's nie.“

Doch als sie gestorben,
Ward sie weiser noch;
Und ich Armer lieb' sie
Heißer als zuvor.

Das Märchen.

Die Liederchen des Barons waren zwischen ihm und mir Veranlassung zu mancher Wechselrede über Volksgefang und Volksdichtung geworden. Eines Abends, da wir in den Dünen, von äußern Gegenständen wenig zerstreut, neben einander uns ergingen, kam die Rede abermals darauf und von J** bemerkte, daß neben dem Volksgefange auch in der russischen Volkserzählung eine anziehende Eigenthümlichkeit sich befinde. „Ich kenne,“ sprach er, „mehrere Mundarten der ausgebreiteten slavischen Sprache, ich habe mich viel mit der polnischen und auch mit der serbischen Literatur beschäftigt, aber in keiner der Mundarten trifft man auf einen so vielgestalteten, mannigfach gewandten Gebrauch des Wortes, dieses Ausdrucks einer regen Phantasie, als in der russischen. Die Erzählungsart des gemeinen Volksmärchens ist witzig und schalkhaft, und da viele Reden einen verschränkten Sinn haben, so beweist ihre Verwendung im Munde des Volkes eine schnelle Fassungskraft. Zum Beweise meiner Behauptung und zugleich zur bessern Erklärung werde ich Ihnen noch heute Abend ein paar Blätter zustellen, auf denen ich versucht, ein solches Märchen deutsch zu übersetzen. Es ist bey der Übertragung manche hübsche Wendung und mehr als ein Einfall ungelent und ungefüge gewor-

den, oder fast ganz untergegangen, dennoch werden Sie, wenn solche Volksdichtungen Sie anziehen, das Märchen mit Vergnügen lesen.“

Ich hat mir die Blätter aus und schalte hier mit des Barons Erlaubniß ein Bruchstück ein, das genügen mag, bis er einst vielleicht das ganze Märchen, in Begleitung anderer, selbst oder durch Mittelsmänner, in weitern Kreisen bekannt macht.

Ein großes Leid, mehr als Herzeleid, herrschte vor vielen hundert Jahren durch das christgläubige Rußlande, als der Tartarchan der goldenen Horde das Land unserer Väter mit einem unzählbaren Heere überzog und den rechtgläubigen, weisen Großfürsten Jürge von Kiew, mit ihm viel edle Fürsten und tapfere Ritter, am Fluße Kalka unweit des blauen Dons, niederwarf und besiegte. Ach meine Brüder, da war ein großes sich Drücken und sich Schicken für den Gläubigen und ein Pressen und Fressen für den Ungläubigen, und auf den Kirchthürmen ward der Halbmond über das Kreuz gesetzt und keiner wollte mehr Christ heißen, als der Landbauer, welcher Name ihm denn auch, wie ihr wißt, aus jener Zeit bis auf heute geblieben ist. Auf dem blutigen Schlachtfelde an der Kalka lag aber erschlagen, neben der Leiche des Großfürsten Jürge, auch der Seeheld Kasarin, der gewaltige, tapfere Degen, dessen Thaten durch ferne Länder und über's blaue Meer hinüber bekannt waren. Zugleich mit ihm war sein Knappe Svatklo durch einen Kolbenschlag vom Rosse geworfen worden, er war aber nicht zum Tode getroffen, sondern nur betäubt, und als die Tartaren in der Nacht weiter zogen, erwachte er am frühen Morgen frisch und gesund, nur mit nüchternem Munde. Nachdem er um sich geschaut und seinen Herrn kalt und bleich erblickt hatte, fing er laut zu klagen und zu weinen an; aber da er dem Tode doch nicht wehren konnte, stand er zuletzt auf, grub in der feuchten Erde ein christlich Grab für den tapfern Degen, legte ihn hinein und scharrete ihn zu. Die goldene Rüstung jedoch und das furchtbare Schwert mit einzuscharren that ihm leid, daher behielt er sie für sich und machte sich mit der Beute auf den Weg vom Schlachtfelde hinweg.

Bald ist die Sage gefagt, aber nicht sobald eine That gethan, und demnach wissen wir es nicht, wie lange Svatklo unterwegs gewesen ist; wenn wir aber seine große Eile und seine lange Pein betrachten, so glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir sagen, daß er Jahr und Tag, wenigstens ein ganzes Jahr unterwegs war, und er wäre ohne Zweifel Tag und Nacht unterwegs geblieben, wenn er nicht vor Nacht angekommen wäre. Nun rechnet, wie lange er gereist ist. Daß er ankam, ist gleichfalls ganz sicher, denn er konnte nicht weiter gehen, indem er sich am Strande eines Meeres befand, das jezt das schwarze heißt, vor Alters aber anders genannt wurde. Da Svatklo nun trotz seiner Furcht und seines Eifers nicht weiter laufen konnte, legte er sich am glatten Meerstrande nieder, bettete unter sich den Bauch und deckte sich mit dem Rücken zu. Nun aber hört, was ihm darauf begegnet ist, jezt kommt die Hauptsache.

Svatklo liebte das Gassen, aber noch mehr das Schlafen, und da zum lekttern gute Gelegenheit gefunden war, so schlief er schon seit dreymal drey Stunden und siebenmal sieben Viertelstunden, was zusammen einen gesunden Schlaf ausmacht, als er plötzlich sich nicht gerüttelt und geschüttelt, sondern

gespült und gewühlt fühlte. Er machte die Augen auf, aber die Augen konnten vor Wasser nicht sehen, er griff mit den Händen aus, aber er faßte nur Wasser, er machte den Mund zum Schreyen auf, aber der Mund rann voll Wasser. Gottes Barmherzigkeit, dachte er bey sich, denn er mußte jetzt endlich denken, wie bin ich denn in dieß tiefe Loch hineingerathen? Ich schlief ja am flachen Meere ein, wo die Raben umhergehen wie Störche, und erwache nun tief unten bey den Seehunden! In der That befand er sich auch in einer Gesellschaft von Seehunden, die neben ihm, über ihm, ja unter ihm schwammen, denn plötzlich merkte er, daß er auf dem breiten Rücken eines Seehundes wie auf einem Polster liege. „He, holla, ihr Wasserhunde,“ rief er mit glücklicher Anstrengung, „wohin wollt ihr mich bringen?“

„Tapferster Held Kasarin,“ antwortete ein Seehund, „auf Befehl unseres Herrn und Königs, des Seeungethüms, bringen wir dich in seinen Pallast vor seine eigene, hohe Gegenwart.“

Als Hyatko sich also anreden hörte, sah er ohne Schwierigkeit ein, daß man ihn in der Rüstung seines gefallenen Herrn für diesen angesehen habe. Er wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder betrüben solle, und beschloß die weitem Begebenheiten abzuwarten.

Die Seehunde tauchten unterdeß immer tiefer unter und befanden sich bald auf dem Grunde des Meeres, an einem Orte, wo Hyatko einen großen Pallast erblickte, der von Muscheln und Corallen sehr künstlich und prachtvoll erbaut war. Davor standen als Wache hundert Seekrebse in leichten glänzend rothen Panzern und hundert schwer geharnischte Schildkröten. Ein naseweiser Frosch, der auf Ordonnanz war, schwamm heran und fragte näselnd: „was man haben wolle?“ aber die Seehunde, die im hohen Auftrage handelten, würdigten ihn keiner Antwort, sondern näherten sich geradeswegs dem Pallaste und befahlen hier einem harrenden Haring, ihre und ihres edlen Gefangenen Ankunft zu melden. Alsbald begab sich der leichtschwimmende Fisch in die innern Höfe und Räume des Pallastes und es dauerte nicht lange, so wanden sich zwey zierliche Goldfische, gleichsam Edelknaben, herbey, mit der Ladung, vor dem Könige zu erscheinen. Zugleich schwamm ein Seeperd unter Hyatko's Füße und trug ihn, schäumend und bäumend wie ein feuriges Streitross, durch die hohen Thorgewölbe in den ersten Vorhof des Pallastes, wo eine Abtheilung der Leibwache, mächtige Wallfische, in Reihe und Glied sich aufgestellt hatten. Als Hyatko, in ihren Augen der Held Kasarin, an ihnen vorbeysritt, warfen sie, als Zeichen ehrerbietigen Grußes, hohe Wasserstrahlen empor und schlugen lärmend mit den gewaltigen Schweifen. Im zweyten und dritten Vorhofe wimmelte es von allerley Fischen und Seethieren, die alle mit gebücktem Haupte den Helden, oder den, welchen sie dafür hielten, an sich vorbeiziehen ließen. An den Pallaststiegen empfing den Ankommenden die große Wasserschlange, die so groß ist wie sieben Wallfische, verneigte sich demüthig und zischte, daß sie den Auftrag habe, den edlen Seehelden Kasarin vor die hellen Augen und das gnädige Angesicht ihres hohen Herrn zu führen.

Alle diese verschiedenartigen Erscheinungen, wovon schon keine einzelne das warme Blut eines sonst herzhaften Mannes erstarren machen kann, wirkten auf Hyatko keineswegs entmuthigend. Ein altes Sprichwort sagt: „dem Betrunknen reicht das tiefste Meer nur bis ans Knie,“ und wir sehen

hingu: „daß der Thor durch's Wasser gehen mag, wie Ohl.“ *Hvatto* dachte bey sich: „Dummes Fischvolk, hältst du mich für meinen todten Herrn, so mag es meinetwegen geschehen, wenn es mir nur nützt.“ Jetzt gingen die krystallinen Thüren auf und der vermeintliche Held sah auf einem Perlmuschelthronen den König Seeungethüm sitzen, der ihn gnädig anblickte, aber sein Antlitz war dennoch ein furchtbares. Die Augen darin waren Landseen von Felsklippen umgeben, die Nase eine Windsbraut, der Bart ein Wassersturz, der Mund ein Wirbel, das Gewand heulende Brandung. Wie er die Stimme erhob, war es, als rollten die Donner von zehn Gewitterwolken in einander. Er aber sprach folgende Worte: „Held *Kasarin*, deine Siege in Seeschlachten und deine weitgepriesene Tapferkeit hat meine hohe Aufmerksamkeit dir armen Erdwurm zugewandt. Als ich nun durch meine Späher, die Frösche, in Erfahrung gebracht, daß du von Feinden verfolgt hart an den Marken meines Reichs angekommen und durch Müdigkeit besiegt in Schlaf verfallen wärest, habe ich eine hinlängliche Zahl Seehunde ausgesandt, um dich vor mich zu bringen, denn ich habe dir einen Auftrag zu ertheilen. Erfahre hiemit, daß mein Erbfeind, der winzige, aber verwegene und vorschnelle Fürst *Windsturm*, mir eine ganze Strecke meines Reichsgebiets abgewonnen hat, indem er durch sein eben so unnützes als vorwitziges Blasen das Wasser davon zurückgetrieben, und an den Rand des also trocken gelegten Gebiets Dünen zusammengeweht hat, über welche meine Fluten nun nicht mehr hinüber können. Das Widerwärtigste, was dabey für uns geschah, ist, daß er das entriessene Gebiet mit Ratten, Mäusen, Maulwürfen und ähnlichem Erdgeschmeiß bevölkert hat, welches uns gänzlich abhold ist. Mein Wille steht demnach dahin fest, das Gebiet wieder zurückzuerobern, und ich habe dich in diesem bevorstehenden Feldzuge zu meinem Kriegshauptmann ausersehen. Unter deinen Befehl stelle ich hiemit zu diesem Ende zweymalhunderttausend Hechte, zehnmalhunderttausend Häringe und eine gleiche Anzahl Schmerlen und flinker Querle. Außerdem kannst du von den Krebsen, welche als Todtengräber gut zu brauchen sind, so viel aufbieten, als dir beliebt wird, und auch die nöthige Anzahl Frösche, Schlangen, Aale und andere beydlebige Thiere mitnehmen, die dir als kundschafter gute Dienste leisten können. Ist nun durch diesen Kriegszug das entriessene Gebiet wieder zurück erworben und unter unsere Gewalt gebracht, so sollst du solches alsbald mit Butten, Strömlingen und andern nicht umherwandernden Strichfischen besetzen. Das zu solcher Anstiedlung nöthige Fischvolk soll aus den nächsten Gegenden meines Reichs dorthin beordert werden. Übrigens verlange ich, daß du mir den begehrten Dienst eifrig und emsig, ohne Trug und Lug leistest, und gedenke solchen nicht unbelohnt zu lassen. Zuörderst lasse ich dir zumessen drey mal drey Scheffel trockenes Wasser, so ihr Edelgestein nennt, und vermähle dir außerdem meine geliebteste Tochter *Quelle*, wodurch du, als mein Sidam, ein mächtiger, gebietender Herr werden sollst. Wie schön aber meine Tochter *Quelle* ist, magst du jetzt gleich schauen.“

Der Meerkönig winkte, und es wahrte nicht lange, so rann über den bunten Kieselesrich des *Pallastes* eine glänzende, perlende *Quelle*, schimmernd und flimmernd, so lieblich anzuschauen wie süßer Schaumwein im hellen Glase. Als sie sich bis zu den Füßen des Thrones ergossen hatte, sprach der König: „Meine liebe Tochter *Quelle*, hier steht dein angelobter Bräutigam und künft-

Zu Nr. 39.

tiger Herr und Gemahl, der Held Kasarin, erhebe dich und umfange ihn nach Sitte und Brauch!“ Da plätscherte die Quelle empor wie schäumendes künstliches Springwasser und umfing den glücklichen Knappen des erschlagenen Ritters von allen Seiten, gleich einem feinen Staubregen. Hyatko trat aber einen Schritt zurück, schüttelte sich und sprach: „Das fehlte mir noch, eine solche Umhalsung! Ich bin durch's Wasser gezogen worden wie eine Leinwebe, die eine Hausfrau wäscht, und werde nun obendrein ringsum übergossen!“ — Der König, dem diese Bewillkommung seiner schönen Tochter unerwartet kam, nahm sie jedoch nicht übel, sondern lachte vielmehr so sehr darüber, daß er sich den Bauch halten mußte. Die Erschütterung, welche die Furchen verursachte, hatte zur Folge, daß auf der Oberfläche viele Flüsse aus ihren Ufern traten und das Meer außer der Flutzeit sich weit über das Land ergoß.

Ich halte hier mit dem weitem Abschreiben des Märchens ein und erwähne nur noch in kurzgefaßtem Bericht, daß Hyatko den Oberbefehl des Seeheeres übernahm, aber den Krieg unglücklich führte, daß eine Kröte seinen wahren Stand und Namen verrieth, und daß der erzürnte Meerkönig ihn darauf für den Rest seines Lebens an eine Eisscholle im Eismeer anseffeln ließ. Die Geschichte schließt mit den Worten: „Glück hilft seinen Tag und den andern, auch wohl den dritten und vierten, aber ohne Verstand kommt man nicht durch bis zum Ende der Woche.“

Schluf.

In zahlreicher Gesellschaft rückkehrender Badegäste stieg ich am 2. September vom sandigen Ufer der Swine auf das Dampfschiff „die Kronprinzessin“, welches an diesem Tage 83 Reisende nach Stettin führte. Der Tag war heiter, die alten Gegenstände an beyden Seiten der Aussicht wiederholten sich mir im freundlichen Glanz der Sonne und unvermerkt war die Fahrt vollbracht bis Stettin, dessen alter Name „Borstenburg“ gänzlich verschollen ist. Wo ich an's Land stieg, schmückten das Ufer festliche Bogen von Blumenwinden und grünem Laube, durch die der Kaiser von Rußland, sein Schiff verlassend, den Boden Preußens betreten sollte. Es ist schon erwähnt, wie durch widerwärtige Stürme die Empfangsfeyerlichkeiten an diesem Orte zu vergeblichen Vorbereitungen wurden.

H. v. Wanderheim.

G h a s e l e n.

(S c h l u f.)

VIII.

Man spricht von kurzen Tagen: Was ist damit gemeint?
 Man hört das Alter klagen: Was ist damit gemeint?
 Der Lenz erwacht so blühend, doch muß nach kurzer Lust
 Er seiner Pracht entsagen: Was ist damit gemeint?
 Aus zarter Knospenhülle will sich die Rose auch
 In Luft und Sonne wagen: Was ist damit gemeint?
 Die Wasserlilie wieget den silbernen Pocal
 Mit sinnigem Behagen: Was ist damit gemeint?
 In lauen Sommernächten, im Waldesdunkel nur
 Die Nachtigallen schlagen: Was ist damit gemeint?
 Auf schneebedeckter Alpen scharfabgezacktem Rand
 Die Gemsen lustig jagen: Was ist damit gemeint?
 Im heil'gen Dom der Nächte, auf nie betretner Bahn
 Die gold'nen Sterne ragen: Was ist damit gemeint?
 Wohl bricht ein Herz mitunter, die Nachwelt sagt, es hab'
 Das Leben schwer getragen: Was ist damit gemeint?

Es blüht ein neues Leben auf längstentschwund'ner Zeit
 Vermorschten Sarkophagen: Was ist damit gemeint?
 Aufgabe heut und Lösung die ewige Natur!
 Nun soll ich euch noch fragen: Was ist damit gemeint?

IX.

Lebensweisheit nenn' ich weise Leben,
 Ungefähr wie auf der Reise leben.
 Neue Bahn ist freier, doch gefährlich,
 Sich'rer sind, die im Geleise leben.
 In der Hütte wirst du schlacht' doch billig,
 Im Pallast zu' hohem Preise leben.
 Sey Gazelle auf den Bergeshöhen,
 Doch in Thälern sollst du leise leben.
 kehr' in dich hinein, wenn Wetter toben,
 Fischen gleich, die unterm Eise leben.
 Sieh auf deinen Säckel, denn im Winter
 Sollst du ruhig als Ameise leben.
 Was besteht, es war; von Nord nach Süden
 Wirst du immer doch im Kreise leben.
 Frischer Sinn fast Alles, was erscheint:
 Heiter leben nenn' ich weise leben.

X.

In das Gedendbuch einer Freundin.
 Sprich! wo uns're Freuden lagen? — In stiller Brust.
 Wo entspringt der Born der Plagen? — In stiller Brust.
 Nur der Mann darf Pläne fördern, die, nun gereift,
 Einst als Keime schlummernd lagen in stiller Brust.
 Doch das Weib umschien're sorgsam, wie Dämmerung,
 Sein Begehren, sein Entsagen, in stiller Brust.
 Wie der Bergkrysal im Innern den Tropfen birgt,
 Soll's verwahren seine Klagen in stiller Brust.
 Wie?! Es wird dein Auge trübe? O traure nicht:
 Denn nicht immer Schmerzen nagen in stiller Brust.
 Von der Freuden Irisbogen, der dich umwölbt,
 Wirst den Grund du nur erfragen in stiller Brust.
 Wogte, als du den Geliebten zuerst erblickt,
 Dir kein süß berauschend Zagen in stiller Brust?
 Wenn du ihn an seinem Gange von fern erkennst,
 Fühlst du nicht es wonnig schlagen in stiller Brust?
 Sieh! es ist nun schon der Frauen bescheid'nes Loos,
 Ihre ganze Welt zu tragen in stiller Brust. —
 Die Erinnerung an jenen, der schrieb dieß Blatt,
 Trag sie noch nach fernen Tagen in stiller Brust!

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 5. Jänner 1835.

(Schluß.)

So war auch Ull. Heinefetter hier, ist aber, ohne sich engagiren zu lassen, wieder abgereist. Eine Mad. Pirscher hat glücklicher Weise nicht eher von Deutschland abreisen wollen, als bis die Sache hier im Gange war, der Bassist Söfsetmann und der beliebte Baritonist Hammermeister aber befinden sich hier ohne Engagement, letzterer hat sogar schon ein Urtheil gegen den Director erhalten; wo aber nichts zu holen, da gilt das bekannte Sprichwort. Im Théâtre français hat ein neues Lustspiel von Scribe „l'ambitieux,“ eine Art Seitenstück zu dem beliebten „Bertrand et Raton“ ziemlich gefallen; Firmin Menjaud und Samson, so wie Mesd. Menjaud und Plessy spielen dieses feine Lustspiel sehr gewandt und voller Einsicht. Während Scribe so auf dem Theater Glück macht, ist er auch in der Akademie als Mitglied ernannt worden, weshalb auch am Abend das Théâtre Gymnase (ehemals Théâtre de Madame la duchesse de Berry) zerfeuchtet war. — Im Théâtre du Palais royal zieht die spanische Schnurre „Judith et Holopherne“ von Theaulon und Rize noch immer viel Zuschauer, mehr aber noch eine spaßhafte comédie-vaudeville von Hrn. Bayard und dem sehr fruchtbaren Comberousse „Frétilton“ betitelt, worin Ull. Dejazet, die beste Schauspielerinn im

obscören, etwas gemeinen und pikant-leichtsinrigen Genre, ausgezeichnet ist. Mme. Dejazet besitzt ein sehr bedeutendes Vermögen, und obgleich sie weder jung noch eben schön zu nennen, so hat jedoch wohl keine Pariser Schauspielerinn mehr Anbether und Liebhaber im Parterre und in den Logen, auf den Gallerien oder im Orchester als sie. Ein Sohn des berühmten Vertraud hat jetzt sogar fernere Absichten auf die kleine Schauspielerinn, die ein eigenes Fokettes Genre gegründet hat, welches man in der französischen Bühnenwelt „les Dejazet“ nennt, wie man sagt: les jeunes premier, les Dugazon, les pères nobles, les Vernet, les Potier u. s. w. Beyläufig gesagt, der beliebte Komiker Verret scheint für immer für die Bühne verloren, die Gicht hat jetzt, nach dem sie seine Hände gelähmt, auch die Knie angegriffen.

Andererorten ist die Scheidung zwischen Hrn. Damoreau und der ersten französischen Sängerin Damoreau-Cinti von dem Handlungsgericht ausgesprochen worden, nachdem die traurigste Spaltung und die widrigsten öffentlichen Anschuldigungen Statt gefunden hatten. Nach Mad. Damoreau zeichnet sich Mme. Falcon immer mehr aus und hat neulich im „Don Juan“ die Donna Anna, so wie im „Grafen Dry“ die Gräfinn mit vielem Glück gesungen. Es ist auch Zeit, daß eine jüngere frische Stimme die schon geschwächte Damoreau ersetzen möge, so wie alle Kunstfreunde sehnlichst die Rückkehr der Malibran aus Italien erwarten.

Leontine Fay, jetzt Mad. Leontine Volny, wird die kleine Bühne, wo sie ihren Ruf begründete, verlassen und ist mit 12,000 Fr. auf dem Théâtre français für ein Jahr mit 3 Monat Urlaub engagirt. Sie wird am 1. May im Delavignes'schen Drama: „Don Juan d'Autriche“ auftreten, woselbst auch ein neues Stück „le Chatterton“ von Alfred de Vigny einstudirt wird.

Vier feyrische Sänger haben uns auch in der Opéra comique Grüße aus den feyrischen Alpen und Klangvolle, reine Naturklänge geboten, die aber in dem beginnenden Carnevalsärm bald verhallt sind, denn sie konnten mit ihren naiv vorgetragenen, jodelnden Tönen keinen Eingang finden in die verwöhnten französischen Gemüthsorgane. Deso mehr gefallen den Leuten die lauderwelschen Sprünge eines englischen Seitentänzers, der auf der kleinen Bühne aux folies dramatiques in einer Posse, „Chig Chig“ betittelt, als Uffe den früheren Mazurier als Jocko vielfach überbietet. Hr. Klischnigg, denn dieses ist der eigenthümliche Name des springenden vier- oder zweybeinigen Mimen, hat schon im vorigen Sommer hier Wunder gethan, und wird sicher auf den Boulevards immer mehr Beyfall einern, als ein Lustspiel von Moliere au français.

Ebenso zieht auch die neugierige Welt zu dem Diorama des Hrn. Daguerre, welches uns die Mitternachtmesse im Innern der Kirche St. Etienne du Mont darstellt. Da jetzt die Mitternachtsmessen der Ordnung wegen verboten sind, so geht alle Welt, um sie wenigstens gemalt zu sehen, und obgleich St. Etienne du Mont das schönste gothische Chor unter allen Pariser Kirchen besitzt, so haben doch die meisten Leute in dem Diorama erst erfahren, wie in Paris ein so schönes „Jube“ in einer Kirche im lateinischen Viertel sey. So geht es oft in der Welt, man weiß das, was uns nahe liegt, nicht zu schätzen und erst der Zufall muß uns auf dessen Werth aufmerksam machen. — Licht und Schatten sind in dem Daguerreschen Diorama wunderbar gemalt und haben ein schönes, wahrhaft imponantes Kunstwerk geschaffen.

In literarischen Erscheinungen ist der letzte Monat des Jahres auch nicht eben reich gewesen und die politischen Debatten haben die Kunstwelt gar sehr zurückgedrängt. „Paris, Naples, Rome“ von Roger de Beaulvoir, dem Verfasser des letzten Romans „L'écolier de Cluny“ ist ein sehr angenehmes Stück, welches eine der interessantesten neuen Schilderungen bietet. Der Briefwechsel der Mad. Campan und der Königin Hortense findet noch immer reisenden Abgang.

Als anmuthige Geschenke aber zum neuen Jahre, welche auch auf fremden Damentoiletten eine passende Stelle fänden, kann ich die hier kürzlich erschienenen Werkchen „le Keepsake“, „le Talisman“, „l'Amulette“, „l'Opale“, „le Saphir“, „le Diamant“ und „l'Emirode“ anempfehlen, vorzüglich aber im „Talisman“ sind mannigfach berühmte Namen zusammengestellt und die Beyträge von Chateaubriand, Alex. Dumas, Soumet, Barthelémy, Ch. Nodier, d'Anglemont, Leon Gozlar, Mad. Tassu und der gemüthlichen Mad. Valmore sprechen hinlänglich für den Werth.

Übersicht der Leistungen des k. k. Hofburgtheaters.

Vom 22. December 1833 bis 21. December 1834.

Streng genommen besteht das Repertoire einer Bühne aus denen Stücken, welche, Zufälligkeiten abgerechnet, jeden Abend ohne Probe dargestellt werden können. Ohne Probe soll auf einer gut geordneten Bühne kein Stück gegeben werden, welches, nach der Kunstsprache, ein Jahr gelegen, das heißt, nicht dargestellt worden ist. Bey dem k. k. Hofburgtheater ist es sogar gebräuchlich, ein Stück, welches ein Jahr über nicht gegeben worden, benläufig eine Woche früher auf die Austheilung zu setzen, damit sich die beschäftigten Mitglieder neuerdings vorbereiten können.

Nach dem Journal des k. k. Hofburgtheaters besteht also das Repertoire desselben aus folgenden, alphabetisch geordneten, vom 22. December 1833 bis 21. December 1834 dargestellten Stücken: „Alboin“, „arme Poet“, „Amerikaner“, „Altstinn“, „Armut und Edelsinn“, „Bild der Danae“, „beyden Klingsberg“, „Bettler“, „Besuch“, „Bekennnisse“, „Brandshagung“, „Buckelige“, „Brief aus Cadix“, „Bräutigam aus Merico“, „beste Ton“, „Buchstäbliche Auslegung“, „beyden Villers“, „Brautschleyer“, „Belsar“, „Carl XII. auf der Heimkehr“, „Corona von Saluzzo“, „Don Carlos“, „Doppelgänger“, „Dir wie mir“, „Damen unter sich“, „deutsche Familie“, „Dichter Piron“, „Don Gutierre“, „Donna Diana“, „der Taubstumme“, „Ehemann als Bittsteller“, „Epigramm“, „Er mengt sich in Alles“, „Ewig“, „Einladungskarte“, „Er bezahlt Alle“, „erstes und letztes Capitel“, „erste Schritt“, „Entführung“, „eine Freundschaft ist der andern werth“, „Familie Rieckburg“, „falschen Vertraulichkeiten“, „Franz Walter“, „Folgen einer Mißheirath“, „Gabriele“, „Goldschmidts Töchterlein“, „gleiche Schuld“, „Garrik in Bristol“, „Guido von Ostenthal“, „Gang ins Irrenhaus“, „Glück bessert Thorheit“, „Geschwister“, „Göh von Verlichingen“, „Helene“, „Herrmann und Dorothea“, „Heirath aus Vernunft“, „Hanns Sachs“, „Hagestolzen“, „Hedwig“, „Irrthum in allen Ecken“, „Intermezzo“, „Jungfrau von Orleans“, „junge Ehemann“, „Indianer in England“, „Isidor und Olga“, „junge Pathe“, „Königinn von sechzehn Jahren“, „Kerker und Krone“, „Kleinfädter“, „Kabale und Liebe“, „Kenntwörth“, „Kammerdiener“, „Käthchen von Heilbronn“, „Liebhaber und Nebenbuhler“, „Liebe und Liebeln“, „lezte Abenteuer“, „Liebesprotokoll“, „Lästerschule“, „Lauenen des Zufalls“, „Leichtsinn aus Liebe“, „Leiden und Freuden eines Kranken“, „leichte Sinn“, „Lüge und Wahrheit“, „Liebeserklärung“, „Maria Stuart“, „Mädchen von Marienburg“, „Manuscript“, „Menschenhaß und Reue“, „Müller und sein Kind“, „Mündel“, „Maters Meisterstück“, „Marie“, „Mann meiner Frau“, „Mariana“, „Macbeth“, „Mentor“, „Nr. 777“, „neue Roman“, „Nibelungen hort“, „nach Sonnenuntergang“, „nehmt ein Exempel dran“, „Othello“, „Pagenfreiche“, „Puritanerinn“, „Pflegeohn“, „Preziosa“, „Porträt der Mutter“, „Prüfung der Treue“, „Peter und Paul“, „Quäker und Tänzerinn“, „Quälgeister“, „King“, „Rosen des Herrn von Malesherbes“, „Richards Wanderleben“, „rechte Weg“, „Romeo und Julie“, „Rettung für Rettung“, „Schleichhändler“, „stille Wässer sind betrüglich“, „Strelitzen“, „Schneider und sein Sohn“, „silberne Hochzeit“, „Secretär und Koch“, „Sühnung“, „Schmuckkästchen“, „Sorgen ohne Noth“, „Schachmaschine“, „Schloß Limburg“, „Schauspieler wider Willen“, „Schule der Frauen“, „Schule der Alten“, „Tochter Pharaonis“, „Testament einer armen Frau“, „Taschenbuch“, „Tagsbefehl“, „Traum ein Leben“, „Torquato Tasso“, „Tasso's Tod“, „unglückliche Ehe aus Delicatesse“, „Untröstlichen“, „Vater und Tochter“, „Vertrauten“, „verwundete Liebhaber“, „Verschwörung auf Kamtschatka“, „Vormund und Mündel“, „Verbrechen aus Ehrsucht“, „Wallenstein“, „Warum?“ „Wirrwar“, „Wald bey Herrmannstadt“, „Wie man sich täuscht“, „zwey Jahre verheirathet.“

Nach Autoren zusammengestellt bietet die Jahresleistung des k. k. Hofburgtheaters folgende Übersicht, wobei zu bemerken, daß die beygefügte Zahlen aussprechen, wie oft jedes einzelne Stück des Verfassers in diesem Jahre gegeben worden, und wie viel Darstellungen seine Arbeiten im Ganzen erlebt. Bauerfeld: „Bekennnisse“ 12. Franz Walter 8. Helene 4. Liebesprotokoll 4. Leichtsin aus Liebe 2. Lezte Abenteuer 2. Summa 32. Ved: „Quälgeister“ 2. Rettung für Rettung 1. Schachmaschine 1. Summa 4. Brömel: „Buchstäbliche Auslegung“ 1. Bruckmann: „Schloß Limburg“ 4. Babo: „Strelitzen“ 1. Blum: „Goldschmidts Töchterlein“ 3. Ca f e l l i: „Familie Rieckburg“ 2. „Folgen einer Mißheirath“ 7. „Gabriele“ 1. „Pe-

ter und Paul“ 1. „Quäcker und Tängerinn“ 3. Summa 14. Calderon (siehe West), Claren: „Bräutigam aus Mexico“ 3. Deinhardstein: „Bild der Danae“ 2. „Barvrit in Bristol“ 4. „Hanns Sachs“ 1. Summa 7. Göthe: „Geschwister“ 1. „Göh von Bersichingen“ 5. „Torquato Tasso“ 1. Summa 7. Grillparzer: „Traum ein Leben“ 14. Hell: „Königin von sechzehn Jahren“ 4. „Zwey Jahre verheirathet“ 2. Summa 6. Herzenskron: „Gang ins Irrenhaus“ 1. Holbein: „Doppelgänger“ 5. Houwald: „Sühnung“ 2. Hutt: „Rechte Weg“ 2. Jffland: „Hagelstolzen“ 1. „Leichter Sinn“ 1. „Mündel“ 1. „Verbrechen aus Ehrsucht“ 1. Summa 4. Jünger: „Entführung“ 2. „Er mengt sich in Alles“ 2. Summa 4. Joesohn: „Neue Roman“ 3. Kogebue: „Arme Poet“ 4. „Armuth und Edelsinn“ 2. „Zweyden Klingsberg“ 4. „Besuch“ 2. „Brand schagung“ 1. „Brief aus Cadix“ 5. „Epigramm“ 3. „Einladungskarte“ 2. „Intermezzo“ 2. „Indianer in England“ 1. „Kleinstädter“ 2. „Menschenhass und Neue“ 3. „Marie“ 1. „Pagenstreiche“ 1. „Kosen des Herrn von Malesherbes“ 1. „Silberne Hochzeit“ 2. „Schmuckkästchen“ 1. „Sorgen ohne Noth“ 3. „Schauspieler wider Willen“ 1. „Schule der Frauen“ 2. „Tochter Pharaonis“ 6. „Taschenbuch“ 2. „Taubstumme“ 1. „Verschwörung auf Kamtschatka“ 2. „Wirrwar“ 4. Summa 58. Kurländer: „Altsinn“ 6. „Erfes und letztes Capitel“ 3. „Ewig“ 1. „Heirath aus Vernunft“ 1. „Läferschule“ 3. „Leiden und Freuden eines Kranken“ 1. „Liebeserklärung“ 1. „Pflegesohn“ 1. „Verwundete Liebhaber“ 2. „Warum?“ 9. Summa 28. Koch: „Er bezahlt Alle“ 9. „Junge Parthe“ 3. „Testament einer armen Frau“ 2. Summa 14. Kleist: „Räthchen von Heilbronn“ 1. Krattler: „Mädchen von Marienburg“ 1. Körner: „Hedwig“ 1. Krieger: „Kammerdiener“ 3. Kettler: „Richard's Wanderleben“ 4. Kuffner: „Guido von Ostenthal“ 3. Lafontaine: „Prüfung der Treue“ 4. Lebrün: „Eine Freundschaft ist der andern werth“ 1. „Launen des Zufalls“ 2. „Nr. 777“ 3. „Puritanerin“ 9. Summa 15. Lemberert: „Kenisworth“ 1. „Mentor“ 5. „Mann meiner Frau“ 1. „Untröstlichen“ 1. Summa 8. Loh: „Nach Sonnenuntergang“ 4. Maláth: „Falschen Vertraulichkeiten“ 3. „Junge Ehemann“ 1. Summa 4. Mosel: „Schule der Alten“ 2. Moreto (siehe West). Müllner: „Vertrauten“ 2. „Secretär und Koch“ 1. Summa 3. Pannasch: „Alboin“ 11. Prinzessin, von Sacksen, „Lüge und Wahrheit“ 3. Nauyach: „Bettler“ 1. „Corona von Saluzzo“ 3. „Isidor und Olga“ 1. „Müller und sein Kind“ 4. „Nibelungenhort“ 2. „Schleichhändler“ 5. „Tasso's Tod“ 4. „Vater und Tochter“ 1. „Vormund und Mündel“ 1. Summa 22. Nömer: „Liebe und Liebesen“ 3. Richter: „Dichter Piron“ 3. „Sonnenleithner“ 1. „Dir wie mir“ 1. Schall: „Wie man sich täuscht“ 1. „Shakespeare“ 1. „Macbeth“ 1. „Othello“ 1. „Romeo und Julie“ 1. Summe 3. Schröder: „Glück bessert Thorheit“ 1. „Irthum in allen Ecken“ 2. „Porträt der Mutter“ 4. „Ring“ 3. „Stille Wässer sind betrügerlich“ 2. „Schneider und Sohn“ 2. „Unglückliche Ehe aus Delicatesse“ 2. Summa 16. Schenk: „Belisar“ 1. Schilfer: „Don Carlos“ 2. „Jungfrau von Orleans“ 1. „Cabale und Liebe“ 1. „Maria Stuart“ 2. „Wallenstein“ 1. Summe. 7. Schmid: „Deutsche Familie“ 1. „Gleiche Schuld“ 1. Summa 2. Schreyvogel (siehe West). Tenelli: „Damen unter sich“ 4. Treitschke: „Mariane“ 11. Töpfer: „Beste Ton“ 1. „Carl XII. auf der Heimkehr“ 4. „Herrmann und Dorothea“ 2. „Nehmt ein Exempel dran“ 1. „Tagesbefehl“ 2. Summa 10. West (Schreyvogel): „Don Gutierre“ (nach Calderon) 1. „Donna Diana“ (nach Moreto) 1. Summa 2. Wertheimstein: „der Buckelige“ 1. „Weisenthurn“ „Brautschleyer“ 1. „erste Schritt“ 2. „Manuscript“ 2. „Malers Meisterstück“ 1. „Wald bey Herrmannstadt“ 3. Summa 9. Wolf: „Preciosa“ 3. Wall: „Venden Billers“ 1. Zedlitz: „Kerker und Krone“ 7. Ziegler: „Liebhaber und Nebenbuhler“ 3.

Neu dargestellt wurden folgende 22 Stücke: „Altsinn“, „Bekanntnisse“, „Corona von Saluzzo“, „Das erste und letzte Capitel“, „Der neue Roman“, „Damen unter sich“, „Dichter Piron“, „Er bezahlt Alle“, „Franz Walter“, „Folgen einer Mißheirath“, „Göh von Bersichingen“, „Guido von Ostenthal“, „Kerker und Krone“, „Kenisworth“, „Lüge und Wahrheit“, „Mariana“, „Mentor“, „Nach Sonnenuntergang“, „Puritanerin“, „Traum ein Leben“, „Tasso's Tod“, „Warum?“

Neu einstudiert wurden 13 Stücke und zwar: „Brief aus Cadix“, „deutsche Familie“, „Einladungskarte“, „Indianer in England“, „Preciosa“, „Porträt der Mutter“, „Prüfung der Treue“, „Schloß Limburg“, „Schule der Frauen“, „Schule der Alten“, „Schmuckkästchen“, „Tochter Pharaonis“, „Tagesbefehl.“

Stücke, welche nicht einen Abend füllen, wurden gegeben 66. Hierunter zwölf neue, und vier neu einstudierte. Diese Darstellungen nahmen 77 Abende in Anspruch. Trauerspiele in Allem 16, und zwar „Alboin“, „Belisar“, „Don Carlos“, „Don Gutierre“, „Göh von Bersichingen“, „Isidor und Olga“, „Jungfrau von Orleans“, „Cabale und Liebe“, „Kerker und Krone“, „Macbeth“, „Maria Stuart“, „Nibelungenhort“, „Othello“, „Romeo und Julie“, „Tasso's Tod“, „Wallenstein.“

Die meisten Abende füllten K o s e b u e s Stücke. Sie erlebten 58 Vorstellungen. Der nächste an ihm ist B a u e r n f e l d, dessen Producte 32 Mal gegeben wurden. Überhaupt gereicht es der österreichischen Literatur zum Ruhme, daß die Werke der österreichischen Literatoren sich des meisten Erfolges erfreuten. „Alboin“ von P a n n a s c h wurde 11 Mal, B a u e r n f e l d s „Bekennnisse“ zwölf Mal gegeben. „Mariane“ von T r e i t s c h e erlebte vom 6. September bis zum 21. December elf, G r i l l p a r z e r s „Traum ein Leben“ vom 4. October bis 10. December vierzehn Vorstellungen.

Johann Graf Mailáth.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 24. März zum ersten Male und zur Benefice der Gastspielerinn Mad. P a n n u, „Fortunat.“ Romantisches Zaubermärchen in 5 Aufzügen von B a u e r n f e l d.

Es darf wohl füglich vorausgesetzt werden, daß die Mehrzahl des Publicums mit dem alten Volksbuche von Fortunatus Wünschhütlein bekannt sey, welches vielfach von Dichtern bearbeitet und insbesondere durch Meister T i e k zur Lieblingslecture der Lesewelt geworden ist. Das heutige Stück bringt uns nun die dramatische Gestaltung des trefflichen Stoffes von einem vaterländischen Talente, und der Name B a u e r n f e l d legt uns die Pflicht auf, näher zu beleuchten, wie er seinen Gegenstand aufgefaßt, oder besser gesagt, poetisch wiedergeboren habe, denn das muß ja doch der Dichter, wenn seine Arbeit den Charakter eines Kunstwerkes an sich tragen, nicht zur bloßen Dialogisirung des gezeichneten Vorwurfes herabsinken soll.

Fortunat, ein Ritterssohn von der Insel Cyprien, ist ein kräftiger, muthiger, lebensfroher Bursche, in welchem die physischen Elemente noch durchaus vorwalten. Ein Ahnen von Liebe stimmt ihn ernster, und da er sich in seinem Gefühle getäuscht glaubt, treibt es ihn fort in die Welt; Thatentlust soll den Traum der Jugend bannen. Im Gefolge des Grafen von Flandern gelangt er nach Burgund, entkömmt ganz allein einer Mörderschaar und irrt mehrere Tage in wilder Öde umher, den Schrecken des Hungers und der Hoffnungslosigkeit fast erliegend. Da erscheint ihm Fortuna, läßt ihm die Wahl zwischen den Gütern der Erde, und Fortunat entscheidet für Reichthum, in welchem ja alle übrigen Vorzüge enthalten sind. Die Göttinn beschenkt ihn darauf mit einem Säckel, der, so oft man, von Andern ungesehen, hineingreift, ein gewichtiges Goldstück bescheert, nebst dem Hute, durch den man sich an jeden beliebigen Ort versehen kann. Fortunat kömmt mit diesen Gaben ausgerüstet nach Arles und zum Heere des Herzogs von Burgund, dem er durch seine geheime Goldquelle wesentliche Dienste erweist und zu großen kriegerischen Ehren gelangt. Er entbrennt hier auch in Liebe für die Schwester des Fürsten, die stolze Agrippina. Sein Reichthum erweckt die Neugierde dieser Dame, sie entlockt dem vertrauensvollen Verehrer sein Geheimniß und setzt sich in den Besitz des Säckels. Fortunat, vom Hoflager vertrieben, zieht sich in eine entlegene Gegend zurück, dem Menschenhaffe allmählig mehr und mehr zugewendet, bis er erfährt, daß die Prinzessin seine Entfernung heische, wodurch der Gedanke an Rache in ihm aufblüht. Sogleich verfehrt er sich in das Gemach Agrippinens, entschwindet mit ihr in eine Einöde und will sie hier der Züchtigung ihres Gewissens und dem langsamen Tode überlassen. Verzweiflung preßt der Fürstin das Geständniß aus, daß sie ihn stets liebte, und daß nur ein ungebändigter Stolz sie zum Verrathe an ihm verleitet. Fortunat holt für die Lechzende in seinem Hütlein Wasser, allein, indem sie trinkt und reumüthig dabei sich in eine einsame Hütte wünscht, um ihre Vergehungen abzubüßen, trägt sie die Zauberkrast des Hutes von dannen und Fortunat sieht nun seine letzte Hoffnung vernichtet. Schon will er sich den Tod geben, da erinnert er sich seines treuen Dieners Proteus (unter dieser Gestalt war seine Jugendgeliebte Rosamunde ihm unerkannt nachgefolgt) und gedenkt der Pflicht, sich für ihn zu erhalten. Nach siebentägiger Wanderung findet er die Hütte glücklich wieder und dort auch Agrippinen, die ihre Keue thätig bewährte und nun hier ein Kloster baut, als Asyl für ihre Zerknirschung und ihr gebessertes Herz. Fortunat aber entschwindet mit seinem Proteus nach der Heimat, wohin ihm ein, mit Gaben aus der Zeit seines Reichthums befrachtetes Schiff vorausseilt, erkennt seine Rosamunde und gewinnt die Überzeugung, daß Reichthümer ohne Weisheit nur dann glücklich machen, wenn wahre Liebe ihren Besitz überwacht und heiligt.

Wir haben hier nur das nackte Gerippe der Handlung gegeben; allein wir glauben,

daß es genügen dürfte, um die dichterische Conception des Stoffes von Seite des Verfassers außer Zweifel zu stellen, insofern man nicht vergessen will, die Bezeichnung als Zauber- märchen im Auge zu behalten. Dieß scheint von Manchen übersehen worden zu seyn, und so war denn der Erfolg keineswegs von der Art, wie ihn der Verfasser und die Freunde seines schönen Talentcs erwarten mochten. Sonderbar! an andern Orten nimmt man die Allegorie und ihre Verwandte, das Märchen, mit so liebevoller, warmer Freude, ja mit Enthusiasmus auf, während hier ein gängliches Mißkennen, eine völlige Verwerfung dieser, an sich so interessanten Form obwaltete. Es ist nicht zu läugnen, daß der Dichter die Handlung nicht üppig genug aufwuchern ließ, daß der Dialog häufig zu breit und hemmend erscheint, daß manche Scene sich nicht eben unentbehrlich darstellt, daß in den Charakteren manches Schwankende hervortritt und die innewohnende humoristische Tendenz der Urfabel hier wohl ein Bißchen an zu düsterer Färbung leidet; allein, unbillig scheint es uns, wenn über diese Gebrechen die Vorzüge der Arbeit sammt und sonders übersehen werden. Der erste Act ist größtentheils sehr hübsch gehalten, voll Frische und Leben, die Scene zwischen der Prinzessin und Fortunat, zwischen diesem und Rosamunden sinnig und zart aufgefaßt, die Parthie des Vasco, wenn gleich einem nicht zu verkennenden Original nachgebildet, leb, scharf und pikant gezeichnet, die Diction voll blühender Einzelheiten und der Rhythmus ungemein harmonisch; sollte da nur die fehlerhafte Darstellung der Anlaß zu der ungünstigen Stimmung gegeben haben, welche sich allenthalben im Publicum offenbarte? Wir sind weit entfernt, Baucrnfeld's Leistungen zu den Wundern des Jahrhunderts oder sein Talent zu den Gestirnen erster Größe zu zählen; allein wir trauen ihm nach den bisherigen Wahrnehmungen, und selbst nach manchen unverkennbaren Talentproben in dieser seiner neuesten Leistung, wirklichen Veruf zu und darum hätten wir vom Herzen gewünscht, daß seinem Producte ein besseres Loos geworden wäre.

Von der Aufführung haben wir schon beyher Erwähnung gethan, sie war — sehr mittelmäßig. Die neuengagierten Mitglieder, Hr. und Frau von Hofkei, mit Hrn. Dietrich standen fast vereinzelt da und konnten trotz der erso reichsten Bemühungen das Ungewitter nicht beschwören. Ebenso vermochte die Ausstattung, von Seite der Direction sich nur wenig Geltung zu verschaffen und somit war das Resultat nicht glücklich, wenigstens am ersten Abende zweydeutig, wiewohl wir zuversichtlich hoffen, daß bey zweckmäßiger Kürzung die späteren Vorstellungen beweisen dürften, daß das Stück wenigstens eine anerkennenswerthe Arbeit sey. Die Benefiziantinn hatte ein sehr volles Haus.

A n k ü n d i g u n g .

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Beginne des zweyten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerationssbetrag dafür zu entrichten. Die Bedingnisse wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

(Mit Nr. 13 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.